Enkarpa.

Culturgeschichte der Menschheit

im Lichte

der pythagoräischen Lehre.

Von

Robert Springer.

„Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur eine."

Herder's
Briefe zur Beförderung der Humanität.

Hannover 1884.
Schmorl & von Seefeld.

Vorwort.

Die Idee, welche in dem vorliegenden Werke als ein Leitfaden durch die Culturgeschichte der Menschheit bezeichnet wird, ist bereits von den weisesten und edelsten Menschen, von den großen Reformatoren des Alterthums, von Osiris bis zu den Stiftern der orphischen Sekte, von den drei großen Sittenlehrern der Perser, Inder und Chinesen, und von den ältesten philosophischen Schulen gelehrt und als Grundlage für die Wiedergeburt und Veredelung des Menschengeschlechts betrachtet worden. Sie findet sich auch ausgesprochen in der Genesis, in den ältesten Urkunden der Inder und Perser, in den Erzählungen vom reinen Sonnendienste, von den blutlosen Opfern zu Delphi, Patara und Delos, und von den Berichten über die „gerechten Völker," welche wir von Plutarch, Varro, Plinius, Diodorus Siculus und Strabo lesen.

Die dunkle Seite der Geschichte zeigt uns den Einfluß der großen Eroberer und Zerstörer der menschlichen Race. Die Betrachtung dessen, was jene Gemeinschaft der Freien, bestehend aus vereinzelten erhabenen Philosophen oder aus Gesellschaften hoch begabter Männer, in verschiedenen Kreisen und Zeitaltern für die Förderung der sittlichen Cultur gekämpft und gelitten haben, stellt dagegen die helle Seite der Geschichte dar.

Welchen Einfluß diese Idee der alten Philosophie auf den Ursprung und die Bildung der christlichen Moral hatte, ist nachgewiesen. Ihr Inhalt und Zweck war: die Tafeln und Altäre der Völker von Blut zu reinigen; die Menschheit zurückzuführen auf ihren ursprünglichen Pfad und zu ihrer ursprünglichen Sitte: sich von den Früchten der Erde zu nähren und sich mit den Nahrungsstoffen zu begnügen, welche die Erde verschwenderisch anhäuft; sie bewußt werden zu lassen, daß der Mensch nur als wohlthätiger Ordner und Friedenstifter Anspruch machen dürfe auf sittliche Ueberlegenheit und auf die höchste Stufe unter den lebenden Wesen.

Diesen Inhalt bezeichneten wir als die pythagoräische Lehre, weil die westliche Welt die Bekanntschaft mit den Grundsätzen der anti-kreophagischen Philosophie und der anti-materiellen Lebensweise vorzugsweise der pythagoräischen Schule und der späteren Entwickelung des Platonismus zu verdanken hat. Auch

Apollonius von Tyana legt den Hauptnachdruck darauf, daß Pythagoras die Philosophie durch jene Offenbarung der Wahrheit fest begründet, daß er den Gottesdienst nach Art der eleusinischen Weihungen eingerichtet und die blutigen Opfer abgeschafft habe.

Die Wirkungen jener Bestrebungen für die humane Diät-Reform schwanden in der Zeit der Theologie und der Pseudo-Philosophie vom 6. bis zum 16. Jahrhundert. Man beschäftigte sich mit der scholastischen Schulweisheit und den Grübeleien des hellenischen Synkretismus; die katholische Kirche schloß mehr und mehr einen Kompromiß mit den Gelüsten der Welt, und auch der orthodoxe Protestantismus mußte dem Materialismus die Oberhand lassen.

Als endlich durch das Erwachen der Vernunft und Wissenschaft die Gemeinplätze und Vorurtheile, welche die Moral- und Religionslehre verdunkelten, weichen mußten, und man sich bemühte, die Welt über die Fabeln und Lügen zu enttäuschen, da nahm man wenigstens zuweilen wieder Bezug auf Plutarch und Porphyr, wenngleich sich die Menschheit jenem Naturgesetz und jener Philosophie völlig entfremdet hatte. „Man muß — schreibt Voltaire — bis auf den frommen Porphyrius und auf die gefühlvollen Pythagoräer zurückgehen, um Jemanden zu finden, der uns wegen unserer blutigen Gefräßigkeit beschämt. Man findet unter uns keinen Sittenlehrer, keinen unter unsern geschwätzigen Predigern, der einen Einwand erhöbe gegen diese schändliche, uns zur Natur gewordene Gewohnheit; weder unter den Mönchen noch auf der Kirchenversammlung zu Trident, weder auf unsern geistlichen Synoden noch auf unsern Akademien ist es Einem in den Sinn gekommen, diese universale Schlächterei ein Uebel zu nennen."

Diese Gleichgültigkeit erklärt sich aber aus der Macht der Gewohnheit, aus den überlieferten Vorurtheilen und der anerzogenen Lebensweise. Sehr treffend äußert sich der große englische Volksschriftsteller George Nicholson in der Vorrede zu seinem Werke über „die ursprüngliche Diät": er sei sich wohl bewußt, wie schwer die tief wurzelnden Vorurtheile durch Vernunftgründe zu widerlegen sind, wenn sie sich auf gangbare Meinungen stützen und allgemein gebilligt werden; auf die sympathischen, edelmüthigen Wenigen mache aber Nichts in der Literatur der Humanität einen größeren Eindruck, als daß die edlen Geister sich der moralischen Erstarrung der sie umgebenden Welt bewußt sind, aber auch die Ueberzeugung haben, daß ihre Bemühungen, sie wieder zu beleben, verfrühet seien.

Auf diese Weise wandelt denn das Menschengeschlecht durch seine dunkle Komödie, ohne zu ahnen, daß es selber die Finsterniß verschuldete; die Geschichts- und Culturforscher, um sich in dem Labyrinth des wüsten Weltgetriebes hindurch zu finden, bedienen sich des üblichen wissenschaftlichen Fadens; unter allem Geschwätz und Geschreibe über Social- und Moralwissenschaft übersah man den aus der alten Welt überkommenen und noch bestehenden Barbarismus, auf welchen ein erleuchteteres Geschlecht einst mit Erstaunen und Abscheu zurückblicken wird.

Jene Forscher beschäftigen sich vorzugsweise mit transcendentalen Spekulationen und Doctrinen; die Uebersetzer der griechischen und lateinischen Schriftsteller haben Plutarch's „Ethica" und Porphyr's „Apoche" kaum beachtet; ebenso wenig haben die neuen Lobredner der alten Kirchenväter auf die Diätlehren der heiligen Männer Bezug genommen. Die Reform-Ideen der Neu-Platoniker werden einer „irre geleiteten Askese" zugeschrieben; Meiners (1782) nennt sie aus demselben Grunde ein „Unkraut"; — über Plutarch's Aufsatz (De Esu carnium), welcher erst 1797 zum ersten Male in deutscher Uebersetzung erschien, meinte Prof. Kaltwasser, derselbe sei vermuthlich eine bloße „Uebungs-Deklamation".

In den neueren philosophischen und culturhistorischen Schriften von Eduard Erdmann, Ludwig Noack, Eduard Zeller u. A. wird Vieles erwogen über die Principien der Stoiker, über die Immaterialität der Gottheit, über die Einheit und Zweiheit, die Zahlenverhältnisse des Pythagoras und die Progression der Vielheit, über Plato's Weltseele, über die Theurgie des Jamblichus und die Begriffsbestimmungen der Plotin'schen Enneaden, — der Idee aber von der Wiedergeburt der Menschheit durch die Rückkehr zur naturgemäßen Diät, wie sie sich in allen jenen ältesten philosophischen Schulen geltend macht, wird kaum eine vorübergehende Beachtung gezollt. Auch Röth, wo er in seiner Geschichte der Philosophie von den Mysterien spricht, erkennt darin nur die Verehrung des Gottes der Unterwelt und beachtet kaum, daß es sich hier um eine Läuterung für das nach-irdische Leben handelt und daß Apollonius die Mittel dazu deutlich bezeichnete.

Begreiflich ist es, daß alle diese Forscher jener Idee, welche nicht in den Rahmen ihrer Fachgelehrsamkeit paßte, in ihren wissenschaftlichen Betrachtungen ebenso wenig Beachtung schenkten wie bei ihren täglichen Mahlzeiten und sie als eine Absonderlichkeit ansahen, wofür sie auch noch heute das sogenannte vegetarische System erklären.

Jene Idee, die von so vielen verschiedenartigen Männern und zu verschiedenen Perioden der Weltgeschichte zu einer Regenerations-Idee gestempelt wurde, liegt unserm Werke zu Grunde und ist mithin nicht neu sondern nur als ein neuer Kompaß durch die Culturgeschichte angewandt worden. Der Name Enkarpa ist analog dem Worte „Thalysia" gebildet, womit der Franzose Gleïzès sein Werk über die vegetabilische Diät benannte. Thalysia bedeutet die Fruchtopfer, welche die griechischen Landleute nach der Ernte den Göttern aus Dankbarkeit darbrachten. Mit dem Worte „Enkarpa" (eine Guirlande von Früchten) bezeichneten wir sinnbildlich jene Reformlehre von der Früchte-Diät, jene Cultur-Idee des Pythagoras und Plato, welche sich wie ein duftiges Gewinde über den blutgetränkten Boden der Geschichte hinweg zieht und sich um die Altäre zahlreicher Tempel schlingt. Wir wiesen nach, daß diese Idee in der ganzen Culturgeschichte als regeneratorischer Leitfaden dienen kann, daß die Philosophen des Alterthums ein großes Gewicht darauf legten und daß auch in der Zeit, wo die Philosophie sich dieser Lehre entfremdete, doch die ausgezeichnetsten Geister der Culturvölker wieder darauf zurückkommen.

„Die Apoche des Porphyrius — sagt Voltaire — beweist, daß es bei den Heiden Philosophen der erhabensten Tugend gab." Und Herder schreibt: „Unsägliche Wirkungen hat die stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus und Pythagorismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit anderen Modifikationen und Formen."

Die Männer, auf den Höhenpunkten stehend, auf welchen sich der wahre Ruhm des Menschengeschlechtes erhielt, die Träger und Stützen der Enkarpa, haben wir zum Theil sprechend aufgeführt. Wir ließen diejenigen Menschen sprechen, welche schweigend ihre Seele befragten und die Antwort mit lauter Stimme verkündeten, damit ihr Selbstgespräch werde eine nützliche Unterredung mit ihrem Jahrhundert, mit der Zukunft. Es sind jene reine Gedanken der Menschen, welche zusammen stimmen, — wie Herder sagt — die Sprache der wahren, unsichtbaren Kirche, welche in allen Zeiten und allen Ländern nur eine ist.

„Unsere Freunde sind hier und da zerstreut; alle sind bereit."*)

R. S.

*) Herder. Briefe zur Beförderung der Humanität. Erste Sammlung. 1. Brief.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Aryas.

Im grauen Alterthume stieg ein Hirtenvolk, welches man, nach altindischen Gedichten, mit dem Namen Arya bezeichnet, von den hochgelegenen Thälern zwischen Imaus und dem kaspischen Meere hinab nach Sapta Sindhu (Land der sieben Ströme), trennte sich von den verbrüderten Persern und den Iraniern zwischen Euphrat und Indus, und wendete sich südostwärts nach dem nördlichen Hindostan.

Der nach Indien durch das Indus- und Gangesthal vordringende Stamm der Aryas entwickelte sich dort zu einem vorgeschrittenen Volke von mehr als 200 Millionen, das bereits um 900 vor Chr. Geb. die schönste Blüthe der Cultur erreichte. Seine Religion bildete, in Verbindung mit ägyptischen Glaubenslehren, die Grundlage zu den Religionen der Griechen, Lateiner, Gallier, Germanen und Slaven. Die Sprachenreste berechtigen zu dem Schlusse, daß von jenem Urvolke abstammen: die alten Völker der Hindu, Perser, Meder, Hellenen und Römer, so wie die jetzigen romanischen, teutonischen und slavischen Völker Europa's und die Abkömmlinge derselben in den übrigen Erdtheilen.

In seinen geheiligten Hymnen (Veda's) hat dieses Urvolk die religiösen Vorstellungen der indo-europäischen Rasse in ihrer ursprünglichen Einfachheit aufbewahrt, für uns die lauterste Quelle, um den Ursprung der Religionen des Alterthums kennen zu lernen. Die späteren in Indien und Griechenland heimischen Religionen sind erst nach der Zeit des Homer daraus entsprungen; auch die Sekten, welche jetzt in Indien herrschen und zum Theil in Feindschaft unter einander leben, sind aus der einfachen Veda-Religion hervorgegangen. Der Naturalismus,

welcher in dieser Religion herrschte, entsprang aus einem unmittelbaren Anschauen der Schöpfung; alle Gegenstände, welche die Schöpfung darbot, alle Naturanschauungen wurden in poetischer Weise personificirt und anthropomorphisirt.

In der Sanskritsprache der Veda's sind dieselben theologischen Ideen ausgedrückt, die wir später in der griechischen Sprache, aber complicirter, ausgesprochen finden; neben den Religionslehren sind Gebete darin enthalten. Es giebt eigentlich drei Veda's: Ritsch-, Jaguisch- und Saman-Veda; der vierte, Atharvan, ist erst später entstanden und enthält auch dogmatische Abhandlungen (Upanischads). Der Ritsch-Veda giebt uns ein Bild von dem patriarchalischen Ursprung der Völkerstämme und Nationen und zugleich der Mythologien des Alterthums*). Hier erscheint die Gottheit noch in innigem Zusammenhange mit ihren Werken und die Naturerscheinungen werden noch in ihrem geheimnißvollen, reichen und großartigen Wesen aufgefaßt. Der Ritsch-Veda entstand vielleicht in langer Zeit zu verschiedenen Perioden, innerhalb 14 Jahrhunderte vor Christi Geburt, lange vor dem Zend-Avesta, den homerischen Gedichten und dem Sanskrit-Heldengedicht Mahabharata, wo bereits eine neue Theologie Platz gefunden hat. Die Vedas haben für die Indier dieselbe Bedeutung wie die Bücher Mosis für die Israeliten und die des Hermes für die Aegypter. Die jetzt in Indien herrschenden Sekten sind aus der Vedas-Religion hervorgegangen, haben aber den alten Sinn dieser Bücher verloren. Der Ritsch-Veda nebst der Bibel haben uns die Reste der ursprünglichen Glaubenslehren der Menschheit aufbewahrt. Beide Schriftwerke sind mit einander verwandt und in beiden zeigt sich ein patriarchalischer Charakter, aber der Gott der Hebräer steht allein und ist strenger und unzugänglicher als der Gott der Aryas, der sich durch die Natur selber mittheilt und sich in eine Menge Gottheiten verwandelt. Es entspringen aus der gemeinsamen Quelle zwei verschiedene Völkerströme: der Aryer und der Semiten.

*) Die Urgeschichte der indo-germanischen Völker, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IV. p. 81. — M. F. Baudry. Les Mythes du feu et du breuvage céleste chez les nations indo-européennes. — Max Müller, Rig-Veda sanhita, the sacred hymns of the brahmans together with the commentary of Sayanacharya, London, 1849—1856.

Zend-Avesta.

Der persische Zweig der Aryas, welcher sich, wie erwähnt, von dem nach Hindostan ziehenden abgetrennt hatte, entwickelte sich zu einer Weltmacht und nahm den verwandten Stamm der Meder in sich auf. Die einfache, naturgemäße Lebensweise befähigte die Perser zu großen Thaten; auch die Meder nährten sich, wie Strabo erzählt, nur von Früchten, die sie auch getrocknet zu Brot bereiteten.

Die Vorstellungen und Einrichtungen der persischen Aryas wurden von größtem Einflusse auf den Westen Asiens und auf die Europäer. Ihre religiösen Urkunden sind in dem Zend-Avesta enthalten, abgefaßt in der Zend-Sprache der ältesten persischen (baktrischen) mit dem Sanskrit verwandten Sprache, welche in Iran und Aderbedjan einheimisch war.*)

Was uns von den 21 Zendbüchern übrig geblieben ist, besteht in: Vendidad Sade (schon früher in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford), Vendidad Izeschne, Jeschts Sades, welche 1762 durch Anquetil de Perron aufgefunden wurde. Bunsen ist der Meinung, daß die berühmte Urkunde uralt sei und nichts Geringeres enthalte als die Erinnerung an die Züge der alten Arier nach Indien. — Außer Burnouf, dessen Text-Ausgabe wir erwähnten, haben in neuerer Zeit Benfey, Spiegel und Haug die Zendbücher erforscht.

Die Religion der alten Perser war ein Cultus des Lichtes, der sich auch bei verschiedenen semitischen Völkerschaften vorfindet, sich aber hier in besonderer Einfachheit erhielt. Die Nachrichten des Zend-Avesta sind mythischer Art und beziehen sich größtentheils auf den Cultus, aber auch auf die Patriarchen und Heroen. Unter den Letzteren tritt Huomo auf, von den Griechen Amanos genannt. Unter vielen und langen Parteikämpfen entartet das Volk, bis der große persische Religionsstifter Zoroaster auftritt, das Reich des Huomo erneuert und seine Religion zur Grundlage der Wohlfahrt des Reiches macht. Zoroaster (im

---

*) Zend-Avesta, traduit en Français par Anquetil de Perron, Paris 1771 (übersetzt von J. F. Kleuker, Riga 1776; neue Text-Ausgabe von Eugène Burnouf; theilweise übersetzt von Olshausen).

Zend: Zaratoschtro, im Parsi: Zerduscht genannt) stammte aus dem Lande Balk, das die Iranier neben vielen anderen Ländern erobert hatten. Ueber sein Zeitalter ist man in Zweifel: Hermippos setzt es auf 5000 Jahre vor Troja's Eroberung; Eudoxos auf 6000 Jahre vor Plato's Tod; der Lydier Xanthos bestimmt sein Zeitalter auf 600 Jahre vor Xerxes' Feldzuge gegen Griechenland. Die Angaben des Hermippos und des Eudoxos stimmen ziemlich überein.

Anquetil de Perron, dem das unsterbliche Verdienst gebührt, die Literatur der Zendbücher zuerst gelichtet und den Zend-Avesta in die französische Sprache übersetzt zu haben, setzt Zoroaster's Erscheinen auf etwa 550 J. vor Christus, auf dieselbe Zeit, wo auch Pherecydes, der Lehrer des Pythagoras und Gründer der griechischen Philosophie lehrte, und wo Confucius im „King" dem China-Reiche die Tugendlehre gab.

Zoroaster stammte von den alten Parsenkönigen. Seiner Mutter Dogdo war von einem Engel über den Knaben verkündet worden: „Voll seiner Erwartung ist die Welt; er ist der Prophet Gottes an sein Volk; sein Gesetz wird der Erde Freude bringen; durch ihn soll Löwe und Lamm zusammen trinken."

Bei seiner Geburt lebte ein böser Fürst, das Haupt der Magier, welcher wußte, daß Zoroaster, wenn er leben bliebe, durch sein reines Gesetz die Magie vernichten würde. Er befahl daher, das Kind zu tödten, aber der Vater der Seelen ließ seine Hand verdorren.

Als Zoroaster dreißig Jahre alt war, durchreiste er das Land Iran; später kehrte er dorthin zurück, nachdem er Zend-Avesta vom Himmel bekommen hatte. Er wusch sich Haupt und Leib im kaspischen Meere (Dacti) und zog sich dann auf die hohen Berge von Balkhan zurück, wo er Ormuzd, den Allerhöchsten, befragte und seine Werke schrieb, welche Persien belehrten über den Ewigen, die Unsterblichkeit der Seele und den Unterschied von Gut und Böse. Ormuzd lehrte ihn den Zend-Avesta, das Buch des Lebens, die Bibel der Perser, und sprach zu ihm: „Lies ihn vor dem Könige Gustasp, damit er ihn in seinen Schutz nehme; zeige ihm, wer ich bin, damit er Mitleiden und Güte beweise; lehre ihm Alles und unterrichte auch die Mobeds (Priester zweiten Ranges), daß sie den Weg

Ahriman's (des bösen Geistes) meiden!" Nun kamen die Amschaspands, die himmlischen Geister, und ertheilten ihm Aufträge. Bahman, der die Thiere in Schutz nimmt, sprach: „Ich überlasse dir Thiere und Heerden; laß die Mobeds dafür sorgen; kein junges noch nützliches Thier darf getödtet werden; das sage Alt und Jung! ich habe sie von Ormuzd empfangen und darf sie keinem Bösen anvertrauen!" — Espendarmad sagte: „Die Menschen sollen nach dem Willen Dessen, der Alles segnet, die Erde vor Blut bewahren. Früchte ohne Zahl werden die Arbeit und den Ackerbau lohnen. Der beste König ist derjenige, welcher die Erde fruchtbar macht; sage das den Menschen!"

Zwanzig Jahre, heißt es, lebte Zoroaster an einsamen Orten und hatte keine andere Nahrung als Käse, der so zubereitet war, daß er während der ganzen Zeit nicht verdarb.*) (Diese Diät befolgten die Priester aller sprach- und stammverwandten arianischen Völker des Südens und Westens, welche in der Einsamkeit lebten und sich ihren Studien widmeten: eine Sitte, welche nicht nur im Leben Johannes des Täufers, Jesu, des Paulus u. A. nachklingt, sondern auch im Mithrasdienste und im christlichen Anachoretenthum.)**)

Zu Gustasp sprach Zoroaster: „Ich bin von Gott ausgegangen, der die sieben Himmel, die Erde und die Sterne gemacht hat, der Leben und Nahrung giebt Tag für Tag und sich seines Dieners annimmt, der dir die Krone aufgesetzt hat und dich schützt und deinen Körper aus dem Nichts gezogen hat. Durch ihn regierst du und hast Gewalt über deine Knechte. Gott hat mich an die Völker geschickt, damit sie dieses Wort in Zend, Ormuzd's Willen, annehmen. Thuest du Gottes Willen, so wirst du Glanz haben in dieser und in der anderen Welt; hörst du aber sein Wort nicht, so wird Gott in seinem Zorn deine Krone zerbrechen."

---

*) Dion Chrysostomus, Orat. Borysten. Edit. Mor. p. 448 und Plinius. H. N. L. XI. 42: Tradunt Zoroastrem in disertis caseo vixisse annis viginti, ita temperato, ut vetustatem non sentiret. — Nach Plutarch's Erzählung wäre Milch Zoroaster's einzige Nahrung gewesen.

**) Eduard Baltzer, Pythagoras S. 37.

Als der König von Zoroaster Zeichen verlangte, zum Beweise seiner göttlichen Sendung, entgegnete ihm Dieser: „Gott hat mir gesagt: Wenn der König Zeichen fordert, so sprich: Lies nur Zend-Avesta, so brauchst du keine Wunder. Das Buch selbst ist Wunders genug. Es wird dir lehren, was in beiden Welten ist, der Sterne Lauf und den Weg des Guten."

Der König versprach, das Buch zu lesen und Alles zu befolgen, was ihm einleuchte. Des Königs Diener aber überredeten ihn, man müsse außerordentliche Zeichen von Zoroaster fordern. Zoroaster willigte ein; er legte Zend-Avesta vor sie und sprach: „O Gott, wenn dieses Buch dein ist, so zeige es jetzt!" Man goß ihm geschmolzenes Erz auf die Brust und es that ihm kein Leid. Noch andere Wunder verrichtete er, so daß Gustasp ihm glaubte und sich den ganzen Zend-Avesta von ihm erklären ließ.

Siehe, sprach Zoroaster, folgenden Unterricht hat mir Ormuzd gegeben, den ich dir in seinem Namen mittheile:

Die Welt ist wie Nichts in den Augen Dessen, der sie gemacht hat; auch die längste Geschlechtsreihe muß ihr Ende finden. — Du siehst das Himmelsgewölbe; hier wird einst der König mit dem Unterthan, der Herr mit dem Knecht vereinigt werden. — Lehre nie, was du nicht von mir gehört hast, und am Ende will ich mich deiner erbarmen; denn ich finde nicht Wohlgefallen an deiner Missethat; ich will deine Sünde und deine Strafe mindern. — Bei deinen Handlungen wirst du Früchte ernten, so wie du gepflanzt hast. Wer in der Welt Reinheit säet, dem wird sie im Himmel zutheil werden. Wer Sünde thuet, der wird in der Hölle Schande tragen. — Die Vollkommenheit besteht im Ebenmaß, so wie das Wasser eine gleiche Oberfläche hat. — Von allen Propheten, die in die Welt gekommen sind und den Völkern Gesetze gegeben haben, hat noch keiner gezeigt, was auf Erden ist und geschehen wird; nur Zoroaster, der Reine, hat nach Zend-Avesta verkündet, was sein wird; Gutes und Böses hat er aufgedeckt, was seit der Schöpfung der Welt bis zur Auferstehung verborgen geblieben sein würde. Er hat uns die Dews, die bösen Geister Ahriman's, kennen lehren, und Gerechtigkeit und gute und böse Thaten. — Noch kein Prophet hat mit reinem, gradem, menschlichem, fehlerlosem

Herzen gebetet, als Zoroaster, der Meister des reinen Gesetzes, der Lobpreiser und Vertraute Ormuzd's. —

Neben einem Tempelthor zu Kaschmer pflanzte Zoroaster eine Cypresse, in deren Rinde er einschnitt, daß Gustasp das Gesetz angenommen habe. Als die Cypresse nach wenigen Jahren groß und stark geworden war, bauete man darüber einen Palast, vierzig Ellen hoch und im Geviert, enthaltend zwei Säle mit goldener Decke und silbernem Fußboden, die Mauern mit künstlichen Edelsteinen ausgeschmückt. Hierher zog Gustasp, als die Stunde gekommen war, wo er sich gen Himmel heben wollte. Vor seinem Ende aber ließ er allen Satrapen der Provinzen anbefehlen, daß sie nach dieser Cypresse zu Fuß wallfahrten, an Zoroasters Gesetz glauben und allen Götzendienst absagen sollten.

Im 65. Jahre gab Zoroaster zu Babylon Unterricht in der Philosophie und hatte, wie Porphyrius, Clemens Alexandrinus, Origenes u. A. berichten,*) unter seinen Schülern Pythagoras, der damals 44 bis 45, höchstens 62 bis 63 Jahre alt war.**) Der Cultus der Pythagoräer stammte von Zoroaster, wie Porphyrius angiebt. Drei Jahre später kehrte Zoroaster zurück und verwendete 8 Jahre auf die Gründung des Cypressen-Dienstes. Seine Lehre, anfänglich auf wenige Anhänger beschränkt, verbreitete sich allmälig über das ganze Land, von den Ufern des kaspischen Meeres bis nach Urmia. Von der ägyptischen Lehre unterschied sie sich, daß sie an einen Gott des Lichtes (Ormuzd) und an einen Gott des Bösen (Ahriman) glaubte, während jene eine einfache, sich offenbarende Gottheit annahm; sie setzte in Stelle des alten Cultus die Feueraltäre ein. Das Christenthum erhielt Einflüsse ebensowohl von dem zoroastrischen Ideenkreise wie von dem ägyptischen, welchen die Neu-Platoniker wieder zur Geltung gebracht hatten.

Zoroaster starb, 77 Jahre alt, während König Gustasp einen Feldzug gegen Turan unternahm.

Die Zeitangaben aus Zoroaster's Lebensgeschichte stützen sich auf persische Jahrbücher. Die Wunder, die mit seiner Sendung in Verbindung stehen, werden von seinen Schülern erzählt.

*) Röth, Geschichte der Philosophie, II. Not. 397.
**) Dotwel, de aetate Pythag. p. 93.

Manche Historiker halten ihn für einen Betrüger; die englischen Geschichtsschreiber namentlich stimmen dagegen der Meinung der Alten bei: daß er eine reine Moral und eine erhabene Wahrheit gelehrt habe und ein mit Eifer erfüllter Philosoph gewesen sei. Er brachte auch die Wissenschaften und die nützlichsten Kenntnisse wieder in Aufnahme: Astronomie, Naturgeschichte, Ackerbau u. a. Allerdings war er Enthusiast, wie alle Eiferer für Wahrheit, in Religion, Philosophie und Politik. Auch hier änderte der Widerspruch den Charakter des Gottgesandten und der Fanatismus führte ihn zu übermäßiger Strenge: so erklärt es sich, daß er dem Könige zum Kriege gegen Turan rieth und daß er seine Ankläger der Rache Gustasp's überantwortete.*)

Die Opfer der Parsen schließen das Fleisch nicht aus und Sünde ist nur, das Fleisch von Menschen, Hunden oder der Geschöpfe des Ahriman zu essen. „Fleischopfer und Fleischessen finden sich wie in den heiligen Büchern, so im Leben der Völker, die ihnen huldigen," sagt Eduard Baltzer sehr treffend**) — „Dem Zend-Avesta selbst ist es ergangen wie dem alten Testament: er hat verschiedene Ueberarbeitungen und Zusätze späterer Zeiten erfahren und es ist aus dem Ganzen ersichtlich, daß die Lehre des Zend-Avesta, der persischen Bibel, ursprünglich vegetarianisch artete, später carnivorisch, gerade wie — die Bibel der Juden und Christen! Zoroaster selber, der Stifter dieser milden Religion, lebte nur von Pflanzenspeisen, dafür sprechen seine Werke und es ist bezeugt, daß er zehn, nach Anderen zwanzig Jahre im Gebirge von Brot und von Milch der Heerde lebte, oder wie Andere sich ausdrücken: von „Käse."

Wie auch die griechischen Biographen des Pythagoras schreiben, so hatte dieser von Zoroaster und den Magiern gelernt, den Göttern kein Thier, sondern nur unblutige Opfer darzubringen: von Weihrauch, Honig, Hirse, Kuchen und dergleichen. Porphyrius theilt die persischen Magier in drei Klassen und beruft sich auf den Geschichtschreiber Eubolus: „die ersten essen kein Fleisch und tödten kein Thier; die zweiten tödten kein zahmes Thier, die dritten legen Hand an Alles."

*) Vergl. Anquetil de Perron, am Schlusse. (Die Kleukersche Uebersetzung ist ziemlich wortgetreu, enthält aber viele Stellen nur in Abkürzungen.)

**) Eduard Baltzer, Vegetarianismus in der Bibel, Nordhausen 1872.

Im Izeschne (Gebet) heißt es:

Ich rufe an Den, der Gerechtigkeit an das Licht bringt, und den Vollender der Wünsche, die die Welt segnen mit Ueberfluß und sie mit Früchten erfüllen.

Ich bete und rufe an den Schützer des Lebens, heilig, rein und groß. Ihn bete und rufe ich an, der Alle mit Ueberfluß segnet, die das Gesetz Zoroasters befolgen, heilig, rein und groß. Ich rufe an die reinen Abdrücke des Gedankens des Schöpfers, die Zeugerinnen, die lebendige Versammlung, die mit Sorgfalt wachen über die Feste, die der Perserfürst gegründet hat. Ich rufe an den großen, sehr reinen, lebendigen Siegenden, Ormuzd's Geschöpf, wachsam und alle Wesen durchdringend.

Ormuzd, dem Gott der Erde, den sieben ersten himmlischen Geistern, den Gedankenausdrücken des Schöpfers, dem Feuer Ormuzd's, dem großen Quell der Zeiten, der Gewässer und der reinen Menschen, bringe ich Gebete und demüthige Gebete, sehne mich nach ihrem Wohlgefallen, richte an sie Wünsche, ja — ich opfere ihnen Gebete. — Ich bringe Gebete dem Vermehrer und Befruchter dieser Oerter, wo Heerden und reine Menschen wohnen, geboren werden und sich fortzeugen. — Ich bringe Gebete dem großen, in Lichtherrlichkeit glänzenden Ormuzd, dem Himmlischen der Himmlischen. — Reiner starker Gott der Erde, Körper des Gehorsams, glänzend in Ormuzdglorie, sei mir gnädig! Und du, o Feuer, Ormuzd's Sohn, sei mir gnädig!

Ich erhebe die Reinheit des Holzes und der Gerüche, des Baumes des Lebens, der Thiermilch, der reinen Baumzweige guter Wurzel, des Zweigbündels vom Barsom, des starken Getränkes; ich erhebe die Reinheit dessen, der heilig denkt, heilig redet, heilig wirkt, der das Wort gut spricht und danach lebt, der heiligen Häupter, die mit Reinheit in dieser Welt wandeln; aller Großen des heiligen Ormuzdvolkes. Mein Gebet dringe in die Höhe, o Quell aller Gaben, Wohlthäter! Dein fruchtbares Wort, o Ormuzd, erhebe sich hoch! Groß sei es vor dir und vollende meine Wünsche, der ich dir opfere reichliches Brot, nach deinem Gesetz, o Ormuzd! — O, Ormuzd, thue mir diese Gnade; nimm an die Reinheit meiner Herzensneigung, der ich ganz dein bin! Laß sie aufsteigen die überfließenden Gebete, die mein Mund Tag für Tag vor dir, o König, spricht!

Freue dich, Ormuzd, dein reines Volk zu schützen; sorge für das Wasser, sorge für die Bäume! Deine Lust sei, dem Schüler Zoroasters alle Arten von schätzbaren Gütern zu geben! Mache den Reinen glücklich! Das Geschöpf Ahriman's sei unbefriedigt! Sorge für den König, der gerecht ist! Und für einen Höllenkönig sorge nicht! Kommt der Feind, so reiß ihn weg aus dem Volk des herrlichen Wesens! Nimm weg den König, der nicht nach deinem Herzen ist! Durch mich, Zoroaster, erhebe und breite sich weit aus dieses Gesetz in den Orten, Straßen, Städten, Provinzen; dieses Gesetz, welches lehrt, Reinheit zu denken, Reinheit zu reden, Reinheit zu thuen; dieses Gesetz Zoroasters, des Mannes Ormuzd's, welcher Segen des Lichtes und des Glückes allen Reinen in der Welt ankündigt und Martern und Unglück allen Denen weissaget, die in der Welt Anbeter der bösen Geister sind.

Zoroaster sprach: Wer ist, o König der Provinzen, der erste Sterbliche, der in der geschaffenen Welt durch Anrufung und Demüthigung von dir bekommen hat, wonach er sich sehnt? — Der reine und todzerstörende Hom antwortete: Vivengham ist der erste Sterbliche, der in der geschaffenen Welt mich in Demuth angerufen und bekommen hat, wonach er sich sehnte, der eine edle Versammlung erzeuget hat, den Vater der Völker, den glänzendsten der Sterblichen, deren Geburt die Sonne gesehen hat. Unter dieses Fürsten Herrschaft starben die Thiere nicht; an Wasser und Fruchtbäumen und Nahrung war nicht Mangel.

Der Diener des Priesters spricht:

Ich bin Zoroasters Schüler. Ich übe sein Gesetz und thue es kund mit Treue. Ich bringe Gebete mit reinen Gedanken; ich bringe Gebete mit reinen Worten; ich bringe Gebete mit reiner That. Ich bin der reinen Erde Freund; ich nehme mich der lebenden Geschöpfe auf Erden an und schütze sie wider Räuber und Gewaltthäter. — Meine Wünsche sind für das Wasser; meine Wünsche sind für die Bäume; meine Wünsche sind für den reinen Stier; meine Wünsche sind für Ormuzd, den Schöpfer der Heerden und des reinen Menschen.

Der reine Goschorun (Seele des Stiers) sprach zu Ardibeheścht, dem dritten himmlischen Geiste:

O sage mir, wer ist das Haupt der Heerden, wem ist Herrschaft über die Thiere gegeben, deren reiner König ich bin, damit er für sie sorge, sie nähre und beschütze wider alles Unglück? — Der himmlische Geist antwortete: Nicht ohne Uebel werden die Heerden sein, weil die Menschen nicht verständig und fest in der Wahrheit sind; das würde der Erde sonst Stärke und Leben geben. Wenn der Mensch Gerechtigkeit bewahret, so will ich der Heerden Seele leben lassen; ich will sie mehren in Zahl und Größe; sie sollen leben ohne Leid.

Lehre mich, Ormuzd, die Wahrheit dessen, was ich dich fragen will! Wer hat die Erde gemacht, die mit dem Menschen ist und nach ihm sein wird? Wer Wasser und Bäume? Wie sind diese großen Dinge hierher gekommen? Und wer hat die Thiere geschaffen? Wer hat den Finsternissen Licht zum Schutz gegeben? Wer — der Erde Schlaf zum Schirm? Wer hat den Tag gemacht, den Weg zur Nacht?

Ormuzd antwortete und sprach: Ehre Ormuzd's Heiligkeit und seines Volkes Vortrefflichkeit! Suche mein Wohlgefallen durch Herzensreinheit! Ich wandle in Größe und mache herrlich, was nicht herrlich war. Fühle Ehrfurcht gegen Ormuzd's Werke! Ehre seine Lebensgeschöpfe, Wesen, die er im Ueberfluß geschaffen hat und denen der himmlische Geist mit Heiligkeit zur Geburt hilft!

Der Diener des Priesters spricht:

Alle wohl belehrte Parsen opfern Holz dem Ormuzdfeuer, entzünden es um Mitternacht; alle streben, diesem Feuer gute und reine Sachen zu geben, die seine Nahrung sind! Bringt man dem herrlichen Feuer reines Holz oder Baumwurzeln guter Art, so spricht das Ormuzdfeuer zum Dank: Sei glücklich, ohne Uebel und gesättigt fort und fort! Für dich müssen Heerden der Rinder wandeln, junge Geschlechter in Menge laufen. Dein Denken und dein Wünschen und dein Reden bleibe nicht unerfüllt in dieser Welt!

In Jeschts Sades, einer Sammlung verschiedener Gebete und Lobpreisungen, wird zu den Sünden gerechnet:

Alle Sünde wider die Arten der Thiergeschöpfe: wenn ich sie geschlagen, ihnen Leid gethan, sie ohne Grund getödtet, ihnen kein Bett gegeben, kein Wasser und Heu, das ihnen mit Recht gehört; wenn ich sie entmannt, sie nicht vor Räuber, Wolf, Herumtreiber, Frost und Hitze geschützt; wenn ich schöne und junge Thiere gewürgt, den Pflugochsen, das Streitroß, kleine Thiergeschöpfe, Ziege, Hahn, Küchlein, die von Körnern leben; so daß Reine und Heilige und der himmlische Geist Bahman auf mich zornig sind.

Wenn ich die Erde nicht rein und fruchtbar erhalten habe; wenn ich ein fruchttragendes Land öde gemacht oder ein fruchtloses nicht besäet habe; oder der Erde Leid gethan, die unter meinem Gebiet stand; wenn ich fruchttragende oder fruchtlose Bäume in ihrer Jugend abgehauen; wenn ich unreife Früchte abgebrochen; wenn ich der Früchte Genuß den Reinen vorenthalten und Unreine damit gespeiset habe.

Im Nekah (Segenswunsch zur Ehe) lautet es:

Der Geist der Erde gebe dir Herzensdemuth; das Oberhaupt der Jahre gebe dir liebliche Speise; der Vermehrer der Heerden, der Samen und Gewächse gebe dir Früchte!

Die 2. Abtheilung des Gebetes von Ayan (den 8. Monat) lautet:

Alle deine Worte thue ich in Betracht der starken Quellen, spricht Zoroaster. Ich thue deinen Befehl und lehre dieses auch den Menschen. Lobpreis dem Wasser! Daß ich von jetzt an glücklich lebe, durch deine Gunst, o reiner, wohlthätiger Quell Arduisur, der vom Throne Ormuzd's ausfließet. Laß mich, o Quell, schlagen die Anbeter der bösen Geister, wenn ich, mit Früchten in der Hand, mich dir darstelle! Die dürren Gegenden erfrische, begrüne zu meinem Segen, erhebe ihren Ruhm durch ihre Reinheit, o Quell! Dein Leib ist jungfräulich rein und heilig; rein geboren, liebenswürdig und rein erhebst du dich; dein Antlitz ist Lichtglanz, o Großer! Deine Goldhaare zeugen Alles auf Erden; ihr giebst du Wasser in tiefen Rinnen; daß dieses Wasser im Ueberfluß auf Erden ströme, und erfrische, grün und ruhmvoll mache durch seine Reinheit die Dürre!

Der Quell Arduisur sprach:

Reiner, heiliger, vortrefflicher Zoroaster, zum Gelehrten der Welt, die durch seine Macht besteht, hat Ormuzd dich bestellt; und mich läßt Ormuzd fließen über alle Reine der Welt; mein ist das Licht, mein ist der Ruhm, daß vierfüßige Thiere, daß Thiere des Hauses auf Erden laufen; von mir kommt der Mensch mit zwei Füßen; ihm gebe ich Milch und alles Reine der Speise; allen heiligen, von Ormuzd geschaffenen Keimen der Erde gebe ich Milch; dadurch sind die Auen mit Weide bedeckt.

Im Vendidad (20. Theil des Avasta):

Ormuzd sprach: Das vortrefflichste Erdreich ist, das man ebnet und gleich macht, und worin man Samenkörner zu Getreide, Kraut, Bäumen und vornehmlich Fruchtbäumen ausstreuet; dem man Wasser giebt, wo kein Wasser ist, und trocknet, wo zu viel ist. Man muß nicht zu lange harren, ein Land fruchtbar zu machen; man muß es mit Fleiß und Sorge bestellen und mit reinen Samen besäen. Alles wird

daselbst gut gedeihen und am Ende Frucht bringen und im guten Stande sein. Wenn das Land mit Fleiß umbrochen wird, so wird es Alles im Ueberfluß erzeugen. Wie ein Mann seinen Freund herzt, wenn er ihn siehet, so wird dieses Land alle Fruchtarten tragen, dieses Land, welches man mit Fleiß umgebrochen hat, von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten. Dieses Land wird zu dem Menschen sagen: Deine Städte vermehren sich nach Zahl und Ueberfluß! Dein Land trage in Reichthum und Menge Alles, was gut zu essen ist: Früchte und Getreide! Wird aber nicht mit Fleiß für Umbrechen der Erde von der Rechten zur Linken gesorgt, so wird die Erde zu dem Menschen sprechen: Reine und gesunde Speisen bleiben weit von dem Orte, wo du wohnst! Und statt guter Früchte zeige dein Land hundertfältige Schrecken!

Eine Sünde begehet, wer sein Wort giebt und es nicht hält; auch wer seine Hand, ohne Treue im Herzen, in des Andern Hand legt; wer ohne Treue und Aufrichtigkeit einem zahmen Thiere eine Belohnung zusagt, und sie ihm mit Ungerechtigkeit raubt; auch wer dieses dem Feldarbeiter thut, — der begehet Sünden.

Wenn Jemand dem Hunde zu warme Speisen giebt, davon die Zunge verbrannt wird oder die Zähne ausfallen — so ist das Sünde. Wer eine Hündin, welche Junge hat, schlägt oder sie jagt, daß sie in ein Loch oder einen Brunnen oder von einer Anhöhe in einen Bach oder aus dem Schiffe in's Wasser fällt — so ist das Sünde.

Die vorstehenden Proben, wenngleich nur wenige, werden doch genügen, den wahren Geist des parsischen Religions- und Gesetzbuches kennen zu lernen. Nur der von reiner Liebe und von Mitleid erfüllte Gesetzgeber, der die Hände rein von Menschen- und Thiermord erhalten wollte, konnte das 18. Patet (Gebet und Sündenbekenntniß) mit den Worten schließen:

O daß meine edlen Thaten meine Sünden tilgen und mein Verdienst mehren, wenn die Auferstehung der Todten beginnt! Ich lebe der Hoffnung, daß bis zu dieser Erweckung ich fort und fort wirksam sein werde in Werken, welche Ormuzd und die himmlischen Geister lieben; daß wenn Ahriman mich schlagen oder der Seelenräuber mir den Mund stopfen will, du mir Reinheit der Gedanken geben wirst; und wenn meine reine Zunge nicht mehr das Gebet sprechen kann, so sende himmlische Geister, daß sie für meine Seele das himmlische Gebet beten! Daß sie es thuen, damit meine Seele zum Lichtreich wandele und nicht in die Wohnungen der Finsterniß verstoßen werde; daß Ahriman, der Verderber des Guten, nicht meine Seele plage, sie nicht beängstige; daß alle Sünden, die ich in dieser Welt begangen habe, schwinden. Sei du mir Antwort, wenn ich einst stumm und taub bin, mir — der ich dich jetzt anrufe: O Richter der Erhabenheit, Ernährer Ormuzd, barmherziger Geber alles Segens! O, Gott, nimm dich meiner an, wie du allen Reinen thuest; gieb meiner Seele Heil! Ich stehe jetzt im Gebet und schütte aus mein Herz vor Ormuzd und allen reinen himmlischen Geistern. Sende sie zu meiner Hülfe, der ich zu ihnen rufe! In diesem Herzensgefühl erfasse ich jede Reinheit

des Gedankens — in Allem, was ich denke, rede und thue! Ich weiche von allem Bösen des Gedankens — in Allem, was ich denke, rede und thue!

Cultur-Zusammenhang, von Aegypten ausgehend.

Ein alter Zusammenhang zwischen Aegypten und Indien läßt sich fast mit Bestimmtheit nachweisen. Die Lebenseinrichtungen beider Länder stimmen überein und ihre Mythologien schließen sich dicht an einander an. Apollonius von Tyana bezeugt zwar durch einen Ausspruch, daß wenigstens zu seiner Zeit die Cultur der Geister in Indien der ägyptischen überlegen war, indem er von den Gymnosophisten in Aethiopien sagt: „In der Weisheit stehen sie den Indern so weit nach, wie sie den Aegyptern darin voraus sind." Der Wortführer der Gymnosophisten räumt ihm darauf ein, daß die indische Weisheit sich mancherlei einladender und verlockender Künste bediene, wogegen die ägyptische nackt sei, ähnlich wie die Athleten zu Olympia; „indessen — fügt er hinzu — es genüge dem Weisen rein zu sein, rein von animalischer Speise, rein von Augenlust, rein von Neid." Apollonius erwidert darauf, er hätte die Inder früher besucht als sie, weil Jene reineren Sonnenlichtes genössen, der göttlichen Weisheit näher ständen und die Natur reiner erkannten; die Gymnosophisten aber, obgleich von Alters her Inder und der indischen Philosophie huldigend, hätten der ererbten Art entsagt und lieber die Götter nach ägyptischer Weise verehrt, um nicht merken zu lassen, daß sie äthiopischen Herkommens und nach Aegypten verschlagen worden seien. Bei anderer Gelegenheit spricht Apollonius: „Was die Inder vom Schöpfer der Welt lehren, das erkennen die Aegypter völlig an und haben es in die eigene Lehre aufgenommen. In diesem Vorbilde aber wird Gott als der Urgrund der Schöpfung aller Wahrheit angesehen und zwar aus dem Grunde, weil er gut ist."

Der Kern des ägyptischen Glaubenskreises steht wiederum in innigem Zusammenhange mit der Lehre Zoroasters, wie sie sich in der Religiosität der Magier kundgab; nur mit dem Unter-

schiede, daß die Aegypter das ewige Weltwesen als eine Einheit betrachteten, die Magier dagegen ein bewußtes Doppelwesen als Ormuzd und Ahriman erkannten. Bei der Herrschaft der Phönicier muß sich die arianische Glaubenslehre mit der ägyptischen verschmolzen haben, da die letztere noch in späterer vollendeter Ausbildung deutliche Spuren des arianischen Götterkreises an sich trägt, wobei jedoch der ägyptische der vorherrschende blieb, ohne Zweifel weil er ausgebildeter und inhaltvoller als jener war.

Vermuthlich erhielt Aegypten die ersten Bewohner von Aethiopien aus. Der Sage nach kam in der Urzeit der babylonische Held Hermes (Thot, Taat) von Babylon nach Aethiopien, als Stifter einer neuen Cultur. Bald darauf mag die erste Einwanderung äthiopischer Ansiedler in das bis dahin von nomadischen Hirtenvölkern bewohnte Ober-Aegypten stattgefunden haben. Auch hier, wie bei anderen Völkern, geht die Geschichte, wenn sie rückwärts geführt wird, in die Göttergeschichte über: durch eine Königsreihe rückwärts auf Menes; dann die Götterreihen bis zur großen Fluth (3447 vor Chr. Geb.), dann die Herrschaft des Feuerherrn bis auf die Schöpfung (5871 vor Chr. Geb.) Nach 15 alten Dynastien drangen um 2000 vor Chr. Geb. die phönicischen Semiten (Hyksos) von Arabien her in Nieder-Aegypten ein und erlangten dort auf Jahrhunderte die Herrschaft, bis sie wieder hinausgetrieben wurden und sich nach Norden wendeten. Nach der Vertreibung dieser phönicischen Dynastie erhebt sich Aegypten in seiner Blüthe zur Herrschaft über ganz Westasien, bis es allmälig wieder erschlafft und 718 vor Chr. unter äthiopische, dann unter babylonische und endlich 525 vor Chr. Geb. durch Kambyses unter persische Oberherrschaft geräth.

Die Ausbildung des Staates schritt nur langsam fort. Die Priesterschaft war in Besitz geistiger Kenntnisse, hielt aber das Volk in Fesseln. Der Verkehr und die Berührung mit anderen Völkern war bis zur Zeit des Sesostris sehr eingeschränkt. Erst nachdem jene Berührung, durch Schifffahrt und Handel vermittelt, eingetreten war, erlebte der Staat eine Blütezeit.

Astronomie, Rechenkunst, Meßkunde, naturwissenschaftliche Kenntnisse, Chemie und Metallurgie, Geographie und Nautik,

Landes-Oekonomie, Weberei und Färbekunst, Baukunst und Musik — alle diese Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten entwickelten sich bei den Aegyptern zu einem solchem Grade der Vollkommenheit, daß andere Völker ihre Ausbildung darauf gründeten und auch die heutigen Wissenschaften ihre Grundlagen in Aegypten zu suchen haben.

Die Götter, welche die Aegypter verehrten, haben fast alle einen Einfluß auf bürgerliche Einrichtungen und menschliche Zustände. Taat-Hermes ist bürgerlicher und religiöser Gesetzgeber, Urheber aller Erfindungen, Prophet und Vorsteher der Priesterschaft. Seine Gefährtin Chaseph steht der Gelehrsamkeit vor. Die Tme oder Themis ist die Göttin der Gerechtigkeit. Der Getreidebau stand unter dem Schutze der Nilgöttin Netpe-Rhea-Demeter und ihrer Tochter Isis. Als Beschützer des Weinbaues galt Osiris-Dionysos. Das Volk verehrte vorzugsweise Osiris und Isis, als unmittelbare Beherrscher des Menschengeschlechtes. Oft findet man Osiris und Isis als Sonne und Mond gedacht, den Ersteren auch mit dem Nil in Verbindung gesetzt, von dessen Ueberschwemmungen der ganze Ackerbau in Aegypten abhing. Das Volk glaubte, daß die ganze Natur aus jenen beiden Gestirnen entstanden sei und daß das Feuer, das Trockne und das Feuchte Theile davon wären.*)

Der Hauptzweck der religiösen Einrichtungen im Leben der Aegypter war Läuterung, Reinigung und Vermeidung alles Unreinen. Die Mehrzahl der ägyptischen Lehren erhob sich über die der meisten übrigen Völker des Alterthums; sie betrafen: Das frühere Dasein der Seelen, den Schutz der Götter, die Bußaufgabe des irdischen Lebens, die Unsterblichkeit, die Vergeltung nach dem Tode, die Taufe, den Glauben an Weissagung, den welterlösenden Sohn des Höchsten (Horus), die Seelenwanderung.

Die Letztere betrachtete Plato, der sie in sein System aufnahm, als ein Symbol der sittlichen Reinigung des Menschen. Nach der Vorstellung der Aegypter wiederholte sich die büßende

*) Ideoque totum naturae universae corpus sole et luna consummari etc. (Diodor. Sicul. Lib. II. cap. II.

Rückkehr in das irdische Leben so oft, bis der Geist endlich seine ursprüngliche Reinheit wiedererlangt hatte.*) Diese Lehre, welche außer den Aegyptern nur die Inder hatten, wird wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs sein, da sie im anderen Falle nur durch einen der großen Eroberer von Indien nach Aegypten übertragen worden sein könnte. Die Unsterblichkeit der Seele soll zuerst bei den Aegytern gelehrt worden sein; diese Vorstellung erschien aber bei ihnen schon so umfassend und ausgebildet, daß rückständigere Ideen vorhergegangen sein mußten.**)

Die Verehrung gewisser Thiere, wie Apis und Mnevis, ist nur aus den Hieroglyphen zu erklären und erhielt durch diese ihre Veranlassung. Offenbar waren die religiösen Vorstellungen älter als die Erfindung der Hieroglyphen-Schrift; die verehrten Thiere waren nur Sinnbilder, welche man aus den Schriftzeichen entnahm, und erst der spätere Aberglaube des gemeinen Volkes vergötterte sie; die Götterbilder in Thiergestalt gingen aus der Hieroglyphen-Schrift hervor.

Offenbar sind die Gesetze und Anordnungen der alten Israeliten ägyptischen Ursprungs. Auch die übrigen Semiten Syriens empfingen ihre Bildung aus Aegypten; die Ammoniter und Moabiter, Nachbarvölker der Israeliten, hatten Orakel nach Art der Aegypter. Die Phönicier, Chaldäer und Assyrer besaßen ägyptische Bildung. Daß die ägyptische Bildung auch auf die Arier einwirkte, bezeugen die Griechen, indem sie von der Einwanderung der ägyptisch gebildeten Semiten wie auch von den Reisen ihrer ausgezeichneten Männer nach Aegypten erzählen. Die ägyptischen Priester hatten aus ägyptischen Quellen unmittelbar, durch Phönicier, Karer und andere Völker mittelbar ihre Geheimlehren empfangen. In solcher Weise entstanden die Orakel zu Dodona und zu Delphi; jedoch behielten die Hellenen noch genug von ihrem arischen Wesen, um eine Priesterherrschaft nach ägyptischer Art abzulehnen.

Neben den oben erwähnten Lehren sind es auch die religiösen Gebräuche der Aegypter, welche später bei den Israeliten,

*) Herodot II. 123, der in dieser Stelle auch auf die Pythagoräer anspielt.

**) Isis, der Mensch und die Welt. Hamburg, 1863. I. Bd.

Klein-Asiaten, Hellenen und Römern Wurzeln schlugen, sich dem Christenthum einfügten und sich über Europa und so weit der Einfluß der Europäer reicht, verbreiteten, darunter: die Tempel, Opfertische, Räucherungen, der Kelch mit dem Sonnenbilde, das Weihwasser, die Priestergewänder und der Priesterverband als Kirche.

Die ägyptische Glaubenslehre fand, wie schon erwähnt worden, mit Beimischung von Zoroastrischen Elementen, Eingang in die ältere Philosophie Griechenlands und hielt sich darin bis zur Zeit Plato's. Zu verschiedenen Zeiten wurde dieser Einfluß erneuert durch die hervorragenden Männer, welche Reisen in den Orient und namentlich nach Aegypten unternahmen, um an der Quelle zu schöpfen. Die erste Uebertragung jener ägyptischen Lehre und Wissenschaft geschah durch die aus Aegypten vertriebenen Pelasger. Die Lehren des Perekydes von Syros, von welchem Pythagoras Unterricht erhielt, weisen den innigsten Zusammenhang mit dem ägyptischen Ideenkreise nach, denn sie enthalten den ägyptischen Begriff von der Urgottheit, die Lehre von der Unsterblichkeit und der Seelenwanderung und erwähnen auch der Osiris-Sage. Von Orpheus wird berichtet, er sei in Aegypten gewesen und habe von dort seine Lehren und religiösen Einrichtungen mitgebracht.*)

In alter ursprünglicher Form waren diese Ideen in den Eleusinischen Mysterien enthalten und in dem von den Pelasgern herrührenden Kabiren-Cultus, den Samothrakischen Weihen, worin die Kabiren, die Kinder des Hephästos und der Kabira, gefeiert wurden. Dieser Cultus, der sich bis zum 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. in Griechenland, Macedonien, Klein-Asien, bei den Phöniciern und den Tuskern erhielt, bezog sich auf die großen kosmischen Gottheiten der Aegypter.

Der mächtigste und einflußreichste Vermittler dieser Ideen war Pythagoras, der sie durch Pherekydes und durch die Priester von Memphis und Theben überliefert erhielt. „Zeuge von der Frömmigkeit der ägyptischen Priester — schreibt Isokrates**) — war Pythagoras der Samier, welcher zu den Aegyptern kam und ihr Schüler wurde und nicht nur ihre

*) Diodor IV, 25; Pausan. VI, 28.
**) Busiris, c. 11.

übrige Weisheit zuerst zu den Griechen brachte, sondern auch die Opfer und den Tempeldienst eifriger als Andere betrieb." — Memphis hatte damals eine große gelehrte Priesterschaft unter einem Oberpriester und Theben, wo Pythagoras die Weihen empfing, war der Ursitz ägyptischer Wissenschaft und Weisheit. Pythagoras studirte hier unter der Anleitung des Oberpropheten Sonchis die Hieroglyphenschrift und Literatur und hier entstand zum großen Theil seine Darstellung der ägyptischen Glaubenslehre, die „heilige Sage". Pythagoras führte die orphisch-bachischen Weihedienste wieder in Griechenland ein, welche gleichen Inhalt mit dem ägyptischen Osiris-Dienst hatten, in welche er zu Theben eingeweihet worden war. „Es unterliegt keinem Zweifel — sagt Gleïzes — daß diese Mysterien sich auf den Cultus der Ceres bezogen. Und um was handelte es sich bei diesen Mysterien, in welche sich die Herren und Könige einweihen ließen? Um eine der Sonne und den Pflanzen dargebrachte Huldigung, das heißt: um eine Verehrung des unsichtbaren Wesens, dessen Güte sich in allen Dingen offenbart. Die Kabiren, die Daktilen, die Telchinen, die Korybanten, die Orphiker, die Eklektiker und die ersten Christen bilden die Fortsetzung jener frommen Männer, welche sich dem Morde und dem blutigen Opfer widersetzten und zugleich den Lehrsatz aufstellten von einem zukünftigen Leben, welches sie allein ahnen konnten."*)

Der Zusammenhang zwischen der ägyptischen Lehre und der Orphischen und Pythagorischen ist durch Herodot und Jamblichus nachgewiesen.**) Auch Porphyrius sagt, daß die Aegypter sich des Thiermordes enthielten, sogar Thierbilder zu Götterbildern machten. Bei Erwähnung der ägyptischen Priester und der Aussage, daß sich die meisten des Fleischverzehrens enthielten, beruft er sich auf das Zeugniß des „wahrheitliebenden und scharfblickenden" Chaeremon.

Der ägyptische Ideenkreis wurde durch die Neu-Platoniker, durch Plotin und seine Nachfolger, wieder in verjüngter Gestalt von seinem heimathlichen Boden nach Athen und Rom verpflanzt und unter dem Einflusse persischer Lehren ausgebildet. Auch die christlichen Gnostiker und die orthodoxe christliche Kirche entfalteten

*) J. A. Gleïzès, Thalysia, Uebers. von Robert Springer, p. 209—210.
**) Herodot II. 81 — Jambl. De vita pyth. C. 28.

die durch die Heiden-Apostel nach Griechenland verpflanzte persisch-jüdische Glaubenslehre mittelst der ägyptisch-neuplatonischen Lehre. Mit dem Aussterben der griechischen Bildung gewinnen die Ideen des Zoroaster zwar im Abendlande die Oberhand und im Morgenlande werden die neuplatonischen Ideen sowohl wie die persischen durch den Mohammedanismus verdrängt; aber die freisinnigere Philosophie der arabisch-spanischen Aerzteschule nimmt wieder die ägyptisch-neuplatonische Richtung auf und gewinnt damit sogar Einfluß auf die christliche Scholastik. —

Juvenal bespöttelt die Aegypter, daß sie sogar die Pflanzen vergöttern: „O, sanctas Gentes, quibus nascuntur in hortis Numina!“*) (O, heiliges Volk, das seine Götter in seinen Gärten wachsen sieht!); dieser Spott bezieht sich aber auf die religiöse Sage, die vom Himmel vertriebenen Götter hätten die Menschen besucht und ihren Wohnsitz in den Gewächsen der Erde genommen; die Sage von dieser Epoche, welche, nach Manetho, mit der in der Bibel geschilderten Paradies-Zeit übereinstimmt, ist von gleicher schöner Bedeutung wie die Tradition von dem goldenen Zeitalter, die sich bei fast allen Völkern findet. —

Wie es aber mit der Meinung über den Thiermord bei den alten Aegyptern stand, das ersehen wir aus dem Gebete, welches einer der Leichenbestatter für den Verstorbenen sprach, während ein Anderer die Eingeweide des Todten in einem Gefäße dem alldurchschauenden Helios-Ra emporhielt.**) Ein ähnlich lautendes Gebet-Bekenntniß theilt Champollion aus dem „ägyptischen Todtenbuch“ mit. Dasselbe lautet:

Ich habe das Gewicht der Waagschale nicht verringert; ich habe dem saugenden Vieh nicht die Milch vom Munde weggenommen; ich habe die Gazelle nicht gestört in ihrem Lager; ich habe nicht Fallen gestellt den Vögeln der Götter; ich habe nicht gefangen ihren Fisch Kami und ihren Oxynhynchus; ich habe die heiligen Heerden nicht weggetrieben; ich bin einem Gott nicht in den Weg getreten, wenn er vorausschritt im Festzuge.

Maimonides im Buche Korbonat (über die Opfer) erzählt, weil die Aegypter das Sternbild des Widders verehrten, so hätten sie aus diesem Grunde das Schlachten des Kleinviehes verboten.

*) Juv. Sat. XV.
**) Porphyr. De abstinentia IV, §. 10.

Bei allen Sekten und Götzendienern hätte die Scheu geherrscht, Rindvieh zu schlachten. Solche Handlungen, welche im gemeinen Leben als Versündigungen erschienen, seien aber gerade beim Opfer gestattet gewesen, um eine Sühne und Annäherung an die Gottheit zu bewirken. Wir werden zeigen, wie auch bei den Indern der Opferbegriff dazu beitrug, das strenge Gesetz von der Unverletzbarkeit des Naturlebens zu beeinträchtigen und den sittlichen Verfall der täglichen Gewohnheiten zu begünstigen.

Die alten Israeliten.

Verwandt durch ihren patriarchalischen Charakter und durch ihre Hauptbücher, die Bibel und den Ritsch-Veda, sind die Aryas und die Semiten. Die semitischen und die arischen Reiche berührten einander, als im Jahre 2234 vor Chr. ein medischer König Babylon einnahm und die zweite babylonische Dynastie gründete.*) Beide Völkerstämme trugen die Merkmale einer ursprünglichen Gemeinschaft in Sprache und Religion an sich. Sie hattten die Erinnerungen aus der vorfluthigen Urzeit und von dem ursprünglichen Glauben der Menschheit aufbewahrt.

Die Semiten, aller Wahrscheinlichkeit aus Abessynien stammend, waren längs der Küste des rothen und des arabischen Meeres und des persischen Meerbusens nach Norden gedrungen, hatten die Halbinsel Sina besetzt und waren in das Euphrat-Thal und über Palästina bis zum Kaukasus vorgedrungen. Von Arabien drangen die Semiten in Unter-Aegypten ein und herrschten hier, bis sie um 2000 vor Chr. wieder vertrieben wurden.

Um ihre Geschichte, nach der Weise der alten Völker, an die Göttergeschichte zu knüpfen, setzten die Israeliten den Jakob in Verbindung mit ihrem Verehrungswesen, ihn auf Israel, und Abraham zurückführend; später auf Sem, Lot, bis zuletzt auf Adam.

Das Volk in seinem ursprünglichen Leben war ein dunkel-

*) Vergleiche: Chr. A. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, Gotha 1857.

farbiger Stamm, welcher in Mittel-Afrika als Hirten und Räuber umherwanderte und allmählig, nach Norden dringend, sich in Nieder-Aegypten ansiedelte, bis er von anderen Hirtenstämmen daraus vertrieben wurde.

Zu den ältesten Theilen der israelitischen Geschichtschreibung gehört wahrscheinlich die Geschichte des Auszuges unter dem Propheten Moses. Demnächst folgt die Abstammung der beiden Stämme Ephraim und Manasse vom Stammvater Joseph; daran schließt sich dann die Geschichte der von Joseph stammenden zehn anderen Stämme.

Als Ursache des Auszuges aus Aegyten giebt die Bibel den tyrannischen Druck an, welchen die ägyptische Herrschaft auf die Israeliten ausübte; in den Fragmenten des ägyptischen Priesters Maneton ist dagegen zu lesen, unter der Regierung des Amenophis sei eine Schaar schmutzigen und aussätzigen Volkes unter der Anführung von Moses aus Aegypten ausgezogen, um sich in Syrien niederzulassen. Dasselbe erzählt der griechische Schriftsteller Cheremon, welcher angiebt, es seien 250000 Aussätzige auf Befehl des Amenophis aus Aegypten verbannt worden; andere Schriftsteller führen an, der König Bocchoris hätte auf Rath des Orakels von Ammon die aussätzige Schaar, als unnütz und der Gottheit verhaßt, aus dem Lande gejagt. Diese augenfällig unwahrscheinliche Angabe wiederholt sogar Tacitus.*)

In gleichem Sinne wurde den ersten Christen von den Zeitgenossen vorgeworfen, ihr neuer Glaube sei nur für niederes Bettelvolk; auch von Mohammed sagte man, seine Anhänger beständen nur aus gemeinem Pöbel.

Es ist dabei aber zu bemerken, daß nach den Anschauungen der Aegypter der Aussatz als eine Strafe der Gottheit und die Götterfeinde (wozu auch die Israeliten zählten) als Aussätzige angesehen wurden, welche, nach der Erklärung der Priester, aus dem Lande getrieben werden müßten.**)

---

*) Hist. lib. V. „Plurimi auctores consentiunt, orta per Egyptum Tabe, quae corpora, faedaret, regem Bocchorim adito Hamnonis oraculo remedum petentem, purgare regnum et id genus hominum, ut invitum Deis alias in terras avehere justum.“

**) Vergl. Ewald, Geschichte des Volkes Israel II 56. 57 und Paulus Cassel, die Symbolik des Blutes. S. 159.

Die gleichzeitig mit den Israeliten aus Afrika vertriebenen anderen Semiten wanderten theils längs des persischen Meerbusens nach Norden und bildeten später das syrische Reich, theils gelangten sie, vom arabischen Meere aufwärts wandernd, nach Nord-Palästina. Die nach langen Irrfahrten nach dem südlichen Palästina gekommenen Kinder Israels fanden dort schon die früher aus Nieder-Aegypten ausgewanderten stammverwandten Amalekiter, Amoriter und Moabiter vor. Sie mischten sich dort, trotz allen Abmahnungen der Priester, fortgesetzt mit anderen Völkern, auch mit den Persern, und gelangten zu den Begriffen einer höheren Cultur durch die musterhafte priesterliche Gesetzgebung Mosis, welche alle Seiten des Lebens vom Größten bis zum Kleinsten umfaßte.

Die Geschichte der Israeliten weist nach, wie das Volk vom Auszuge von Aegypten an die härtesten Kämpfe zu bestehen hatte und sich fast beständig in einer gefahrvollen Lage befand; denn Palästina, der einzige fruchtbare Landstrich zwischen dem Mittelmeere und der Wüste Mesopotamiens, bildete das Durchgangsgebiet für die ägyptischen Eroberungszüge sowohl wie für die im Norden und Osten wohnenden Syrer, Perser, Meder und Babylonier, welche kriegführend gegen die Weltmacht Aegypten vorschritten. Daraus erklärt sich, daß die Israeliten selber, nachdem sie durch Waffengewalt ihre Ansiedelung gewonnen hatten, fast fortgesetzt zur Vertheidigung derselben gezwungen waren, schwere Kriege mit wechselndem Erfolge führten und nicht selten den durchziehenden Völkern unterlagen; daraus erklärt sich ebenfalls, daß sie dem Monotheismus nicht treu blieben, sondern von Zeit zu Zeit den fremden Göttern anderer Stämme und Völker, mit welchen sie in Berührung kamen, ihre Verehrung zollten. Abwechselnd den Philistern, den Kananitern, den Medianitern und Ammonitern unterthan, wichen sie von ihrem Gott und wendeten sich abwechselnd zu anderen Verehrungswesen: zu Bal und Astoreth der Syrer, zum goldenen Bilde des Micha, zum Osir, je nachdem sie von diesem oder jenem auf Heilmittel und Errettung hofften von Krieg, Pest, Dürre und Hungersnoth.

Ihre Könige waren unglücklich. Saul wurde zum Selbstmorde genöthigt. David gelang es endlich, das Uebergewicht

über die Philister zu erreichen. Unter Salomon gewinnt das Volk eine kurze Erholung von den Kriegen. Dieser, etwa ein Zeitgenosse von Hesiod und Homer und den ersten Archonten Athens, erhebt den segenspendenden Gott Adonai zur Herrschaft und damit zugleich die Vorstellung von einer milden und beglückenden Weltregierung; aber dieser Gottesdienst findet keine allgemeine Verbreitung und hat keine lange Dauer; unter der nachfolgenden Königszeit tritt wieder eine Reihe von aufgedrungenen Kriegen ein und mit ihnen Verwüstung, Zerstörung und Abfall von Adonai.

Salmanassar, König von Babylonien, führt zehn Stämme in die Gefangenschaft. Die noch übrigen zwei gerathen später ebenfalls in eine siebenzigjährige Knechtschaft, bis ihnen die Rückkehr nach Jerusalem gestattet wird. Dennoch bleiben sie fortan den Königen von Persien unterworfen.

Mit Persien eroberte Alexander auch Judäa; nach seiner Herrschaft sind die Juden bald den syrischen Seleuciden, bald den ägyptischen Ptolomäern unterthan. Unter den syrischen Königen hangen sie getreulicher als jemals ihrem Gotte an und hoffen auf seine Hülfe und Erlösung, aber bald gerathen sie unter einander in Zwiespalt; um die Oberpriester-Würde, welche an die Stelle der Königs-Majestät getreten ist, wird mit Waffengewalt gekämpft und der Sieger schreitet über Leichname in das Allerheiligste.

Unter der Regierung des römischen Augustus erlangte Palästina eine neue Wichtigkeit. Der Tetrarch Herodes war vor den Parthern nach Rom geflüchtet und setzte sich dort bei den Triumvirn so sehr in Gunst, daß ihm die Krone von Judäa übergeben wurde. Das neue Königreich mußte aber erst dem Makkabäer Antigonus entrissen werden. Dies gelang mit Hülfe der römischen Legionen. Nachdem die Hauptstadt erstürmt war, suchte sich Herodes in seiner Stellung zu befestigen und vermählte sich mit der schönen Makkabäerin Mariane. Die religiösen und politischen Ansichten der Juden widerstrebten aber der absoluten Herrschaft dieses Mannes, welcher Tapferkeit und Willenskraft mit List und Heuchelei vereinigte und sich zu den schändlichsten Verbrechen verleiten ließ, um den Ränken seiner Verwandten und der Gewalt der Makkabäer zu widerstehen

und zugleich den Römern, von denen er abhängig blieb, zu schmeicheln. Das murrende Volk wollte er, den widerspenstigen Pharisäern zum Trotz, durch Abgötterei und heidnische Spiele ergötzen, während er sich als Schmeichler des Augustus noch Samaria, Galiläa, Idumäa und Trachonitis erwarb. Obgleich so mächtig wie Salomo, galt er dem Volke doch nur als Fremdling und Römerknecht. Seine Schwester und Antipater, sein älterer Sohn, ruheten nicht mit Verleumdungen und bösen Anstiftungen, bis er seine eigenen Söhne, die ihm Mariane geboren hatte, erdrosseln ließ. Als er endlich, von Krankheit und Gewissensbissen gepeinigt und nach einem vergeblichen Versuche zum Selbstmord, den Tod nahen fühlte, ließ er die Vornehmsten des Reiches in einem Circus zu Jericho versammeln und befahl, sie gleich nach seinem Tode niederzumetzeln, um wenigstens Trauer im Lande zu erregen; dieses Mordfest wurde aber nicht begangen.

Unter seinen Nachfolgern gewannen die Römer immer größern Einfluß; im Tempel des Jehovah wurden die Bildsäulen der römischen Kaiser aufgestellt; das jüdische Gottes- und Priesterreich ließ sich selbst durch die Aufstände des Sadok und Judas des Gauloniters nicht wieder herstellen. Die Pharisäer wurden immer widerspenstiger, die Herodianer immer verhaßter und das Volk harrte des Messias, der den Staat aus den Banden der Knechtschaft erretten sollte. Die Volkspartei, von den Priestern und Pharisäern unterstützt, brach endlich in offenen Aufstand aus und bemächtigte sich zuerst des Tempels und dann der ganzen Hauptstadt und der Festungen. Endlich erschienen Vespasian und Titus mit einem Heere. Als in Jerusalem unter den Parteien selber ein blutiger Zwist entstanden war, setzte sich Vespasian in den Besitz fast aller Festungen. Nachdem er zum Kaiser von Rom ausgerufen war, beauftragte er seinen Sohn Titus mit der Fortsetzung des jüdischen Krieges. Dieser hatte es nur noch mit Partheien zu thuen, die unter einander wütheten. Erst als Titus die Stadt angriff und die Juden im Tempel selber das Blut ihrer Brüder im grimmigsten Kampfe vergossen hatten, vereinigte man sich. Schon hatte Titus zwei Mauern der nördlichen Stadt genommen, als er wieder zurückgeworfen wurde; er beschloß nun, die übervöl-

kerte Stadt auszuhungern. Bald wüthete eine so schreckliche Hungersnoth, daß 600,000 Menschen zu Grunde gingen. Schon waren Herodium, Machärus und Masada erobert; im letzteren Orte hatten alle Einwohner sich ermordet und nur fünf Kinder übrig gelassen. Endlich, nachdem alle Unterhandlungen abgewiesen worden, fiel auch die zweite Mauer von Jerusalem und die Burg Antonia; zwei Monate später wurde der Tempel erstürmt und den Flammen preisgegeben. Die noch übrigen Bewohner flüchteten sich in die obere Stadt, welche der Idumäer Simon vertheidigte. Endlich (im September 70) wurde auch dieser Stadttheil erobert und Jerusalem bis auf den Grund zerstört.

Euphrates warf dem Titus vor, daß er gegen 80,000 Juden erschlagen habe, „denn," sagte er, „die Macht, welche du gegen die Juden aufbotest, hätte hingereicht, dich an Nero zu rächen; die Juden waren längst abgefallen, nicht nur von den Römern, sondern von der Menschheit."*) Titus aber, nachdem er Jerusalem erobert hatte, lehnte die ihm dargebotene Krone ab, angebend: nicht für sich habe er das Schwert geführt, sondern nur der zürnenden Gottheit habe er seine Hand geliehen.

Unter den Kaisern Trajan und Hadrian erlitten die Juden ein noch schlimmeres Loos; ihre Empörungen gegen die römische Herrschaft wurden in Blut erstickt. Noch heute beten die Juden: „O, Herr, siehe das Böse, das uns unsere Feinde angethan haben! Gedenke der Grausamkeit des Nabucodonosar und des Titus, besonders des Hadrian, des grausamsten Vernichters unseres Volkes, der auf dem Altar schandvolle Bildsäulen errichtete, welche deine Stadt mit Abgötterei besudelten, der 980 Ortschaften in Asche legte, und 480 Synagogen verbrannte!"

Hadrian ließ Barcokebas tödten, nahm die Stadt Bitter, den letzten Zufluchtsort von Israel, und befahl, ein marmornes Schwein über das Thor zu setzen, welches von Jerusalem nach Bethlehem führte. Die Steine vom Salomonischen Tempel ließ er verwenden zu einem Theater und zu Götzentempeln; im ehemaligen Allerheiligsten ließ er die Statue des Jupiter

*) Eduard Baltzer, Apollonius von Tyana, aus dem Griechischen des Philostratus. S. 216.

aufstellen. Bei Todesstrafe verbot er allen Juden, Jerusalem zu betreten, ließ Vielen die Ohren abschneiden und verbannte sie in fremde Länder. Viele Schriftsteller erzählen, nach der Einnahme von Bitter sei das Blutbad so groß gewesen und das Blut so reichlich geflossen, daß es schwere Steine wegführte und sich weithin in das Meer ergoß.

Die Juden behielten fortan nur einige Ortschaften in den Wüsten Arabiens, bis Mohammed auch diesen Ueberresten von einer nationalen Selbstständigkeit ein Ende machte. —

Wie sich von anderen Semitenstämmen Syriens vermuthen läßt, so hatten auch die Israeliten viele ihrer religiösen Vorstellungen und Einrichtungen aus Aegyten entnommen. Was Moses dem niedrig stehenden Volke*) verkündete, das verdankte er seiner Erziehung in Aegypten. Viele Einrichtungen stimmen mit ägyptischen überein, wie uns solche aus Bruchstücken von ägyptischen Bildwerken und Schriften oder aus ägyptischen Einrichtungen in griechischen Städten bekannt geworden sind: das heilige Zelt, worin die heilige Lade aufbewahrt wurde, Letztere nicht selten mit dem Stier, dem Bilde des Osir, geschmückt; die Befragung der Lade, als Orakel; der Priesterverband; die Eintheilung in 12 Stämme oder Bezirke; die Tempel und Opferaltäre; die Beschneidung; die Salben und Räucherungen; der Priesterschmuck; die Vorschriften betreffs der Reinlichkeit und Gesundheitspflege; der Inhalt der 10 Gesetze Moses selber. Von der Vorstellung eines höheren Fortlebens nach dem Tode finden sich aber die Spuren erst später, lange nach der Besitznahme von Palästina; dieselbe scheint aber keine allgemeine Verbreitung gehabt zu haben.**)

Laut der mosaischen Schöpfungsgeschichte schuf Elohim (Gott) am sechsten Tage die Menschen und sprach zu ihnen:

Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, und Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise; und allem Thier auf Erden, und allen Vögeln unter dem Himmel, und allem Gewürm, das da lebet auf Erden, daß sie allerlei grün Kraut essen."

Hier wird also an die Spitze der kanonischen Bücher der Israeliten die vegetarische Ernährung des Menschen als ein

*) 2. Mose 12, 38.
**) Isis, I. p. 355.

Geheiß Gottes hingestellt; dem Menschen wird als Speise zugewiesen: Getreide, Obst und Früchte von allerlei Art. (1. Mose 2, 8.)

Weiter heißt es im 1. Mose:

Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, gegen Morgen, und setzte den Menschen darein, den er gemacht hatte.

Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bauete und bewohnte. Und Gott der Herr gebot dem Menschen, und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. 1. Mose 2, V. 15—17.

Gegen dieses Gebot sündigen aber die Menschen; sie werden der naturgemäßen Lebensweise ungetreu: der verhängnißvolle **Sündenfall** tritt ein und es folgt die Strafe:

Mit Kummer sollst du dich auf dem Acker nähren dein Leben lang. Du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. (1. Mose 3, V. 18—19.)

Der Mensch darf fortan nicht mehr ohne Mühe und Arbeit des Daseins genießen; nicht mehr ist es ihm verstattet, von den Fruchtbäumen in Eden zu pflücken, dennoch wird er allein auf die Früchte des Erdbodens angewiesen.

Nach dem Sündenfall geschieht schon der blutigen Opfer Erwähnung, welche Abel dem Herrgott darbringt; und der Thiermord hat bald genug den Menschenmord zur Folge: Kain erschlägt seinen Bruder Abel.

In der Zeit vor der Sündflut, von welcher die Bibel erzählt und zu gleicher Zeit Noahs erwähnt, gilt der ausschließliche Genuß der Pflanzenspeise als Grundsatz der Ernährung. Die Menschen waren damals herrlich gestaltet, voller Kraft und Schönheit, die Weiber entzückend, die Männer hoch ragend an Körper und Geist. „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten, und da die Kinder Gottes ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.“*) Der Sündenfall, die Abweichung von der Natur, hat jedoch fortwirkend Böses geboren. Adam, dem Gott angedrohet hatte, er solle des Todes sterben an dem

*) 1. Mose 6, V. 2, 4.

Tage, wo er von dem Baum der Erkenntniß essen würde, — ist nicht des leiblichen Todes gestorben, denn er lebte noch 900 Jahre; aber er verfiel sicher dem Tode der Seele. Damit erhält die Strafdrohung Gottes ihre Erfüllung*) und so erklärt es sich auch, daß das Menschengeschlecht immer mehr in Sünde versinkt und daß seine Ausrottung beschlossen wird.

Noah, als er die Arche betritt, erhält aber von Gott nicht die Erlaubniß, die Thiere zu tödten; er soll sie lebendig erhalten.

Du sollst in den Kasten thuen allerlei Thiere von allem Fleisch; je ein Paar, Männlein und Fräulein, daß sie lebendig bleiben bei dir. Und du sollst allerlei Speise zu dir nehmen, die man isset; und sollst sie bei dir sammeln, daß sie dir und ihnen zur Nahrung da seien.**)

Nach der Flut sehen wir indessen die Geretteten und ihre Abkömmlinge nicht besser geartet als die Vernichteten waren. Es ist ein sittlich verfallenes Geschlecht, für welches eine neue Gesetzgebung nothwendig wird, angemessen der sittlichen Versunkenheit. Diese Gesetze legt der Verfasser der Genesis dem Gotte seines Volkes selber in den Mund:

Eure Furcht und Schrecken sei über alle Thiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel, und über Alles, was auf dem Erdboden kriechet; und alle Fische im Meer seien in eure Hände gegeben. Alles, was sich reget und lebet, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich euch Alles gegeben.***)

Moses, der Gesetzgeber der Israeliten, wird in seinem Verhalten verschieden aufgefaßt. Er erscheint als ein Gegner des Osiris und der Isis, deren Altäre er selber in Aegypten kennen gelernt hatte; ohne Zweifel, weil er seinem Volke die Anbetung eines einigen Gottes lehren will. Das Volk, das in der Wüste noch dem ägyptischen Cultus folgen möchte, errichtet ein Bildniß des Stiers. Und als Moses zum Lager kam und das Kalb sahe, ergrimmte er mit Zorn und vernichtete das Bildniß, das die Israeliten angebetetet hatten.

Es geht jedoch aus dem Verlaufe der Erzählung von der Wanderung durch die Wüste hervor, daß auch hier der Gesetzgeber gegen die Versunkenheit, welcher das Volk immer mehr anheim-

---

*) J. A. Gleïzès, Le Christianisme expliqué, Paris 1837. p. 76.

**) 1. Mose 6, V. 19, 21.

***) 1. Mose 9, V. 2—3.

fällt, nur Nachsicht übt und ihnen Zugeständnisse macht. Das Volk „murrte" beständig und verlangte nach Fleischspeise,*) so daß Moses schier verzweifelte;**) er bewilligte ihnen endlich, im Namen des Herrn so viel Fleisch, daß es ihnen zum Ekel werde.

Der Herr wird euch Fleisch geben, daß ihr esset. Nicht einen Tag, nicht zwei, nicht fünf, nicht zehn, nicht zwanzig Tage lang, sondern einen Monat lang, bis daß es euch zur Nase ausgehe und euch ein Ekel sei; darum, daß ihr den Herrn verworfen habt.***)

Da fuhr aus der Wind von dem Herrn und ließ Wachteln kommen vom Meer, und streuete sie über das Lager, hier eine Tagereise lang, da eine Tagereise lang um das Lager her, zwei Ellen hoch über der Erde. Da machte sich das Volk auf denselben Tag und die ganze Nacht und den ganzen anderen Tag, und sammelte Wachteln, und welcher am wenigsten sammelte, der sammelte zehn Homor, und hängete sie auf um das Lager her.

Die Strafe blieb aber nicht aus:

Da aber das Fleisch noch unter ihren Zähnen war, und ehe es auf war, da ergrimmte der Zorn des Herrn unter dem Volk, und schlug sie mit einer sehr großen Plage. Daher dieselbe Stätte heißet Lustgräber, darum, daß man daselbst begrub das lüsterne Volk.

In seiner Gesetzgebung folgt Moses nunmehr demselben Weg, wie ihn das Geheiß Gottes dem Geschlechte nach Noah gekennzeichnet hat: in dem Genuß der Fleischkost werden Einschränkungen gemacht, um das Volk vor völliger Verrohung zu bewahren und ihm eine mögliche Rückkehr zur naturgemäßen Lebensweise offen zu halten.

So lautet das Gesetz für die noachitische Zeit:

Alles was sich reget und lebet, das sei eure Speise; allein esset das Fleisch nicht, das noch lebet in seinem Blute.†)

Und so bestätigt Moses:

Denn des Leibes Leben ist in dem Blute des Thieres, so lange es lebet, und ich habe den Kindern Israels gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen. Denn des Leibes Leben ist in seinem Blut. Wer es isset, der soll ausgerottet werden.††)

Später werden nur bestimmte Thiere zur Nahrung gestattet, die aber nicht erwürgt werden sollen,†††) und es wird noch die Enthaltung vom Fett der Thiere geboten:

Das sei eine ewige Sitte bei euren Nachkommen, in allen euren Wohnungen, daß ihr kein Fett noch Blut esset.§)

Ihr sollt kein Fett essen von Ochsen, Lämmern und Ziegen. Das Fett vom Aas und was vom Wild zerrissen ist, machet euch zu allerlei Nutz; aber essen sollt ihr es nicht.§§)

---

*) 4. Mose 11, V. 4. **) 4. Mose 11, V. 15. ***) 4. Mose 11, V. 18—20. †) 1. Mose 9, V. 3—4. ††) 3. Mose 17, V. 14. †††) 3. Mose 11. §) 3. Mose 3, V. 17. §§) 3. Mose 7, V. 23—25.

Mit diesen Einschränkungen, aus welchen noch das ursprüngliche vegetarische Gebot hervorschimmert, verbinden sich zugleich Bestimmungen über den Thierschutz, welche an ähnlich lautende im Zend-Avesta und in den heiligen Büchern Indiens erinnern.*)

Am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thuen, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.**)

Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen.

Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen, so hüte dich! laß ihn nicht, sondern versäume gern das Deine, um seinet willen.***)

Im siebenten Jahre sollst du dein Land ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volk davon essen; und was überbleibet, laß das Wild auf dem Felde essen.

Sechs Tage sollst du deine Arbeit thuen, aber des siebenten Tages sollst du feiern, auf daß dein Ochse und Esel ruhen, und deiner Magd Sohn und Fremdling sich erquicken.†)

Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden.††)

Es sei ein Ochse oder Lamm, so soll man's nicht mit seinem Jungen auf Einen Tag schlachten.†††)

Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest, auf einem Baume oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzet, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen.§)

Solche Thierschutz-Gebote finden sich auch in den späteren Schriften des alten Testamentes, wie:

„Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.“§§) — Es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch; und haben Alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts, denn das Vieh; denn es ist Alles eitel.§§§)

Die Semiten in Arabien, Palästina und im Thale des Euphrat brachten, so lange sie Hirtenvölker blieben, das Beste ihres Viehes zum Dank- und Huldigungsopfer. Späterhin, als Landbauer, opferten die Israeliten Kuchen verschiedener Art mit

*) Vergl. Eduard Baltzer, der Vegetarianismus in der Bibel, p. 74.
**) 2. Mose 20, V. 10.
***) 2. Mose 23, V. 4, 5.
†) 2. Mose 23, V. 11, 12.
††) 5. Mose 25, V. 4.
†††) 3. Mose 22, V. 28.
§) 5. Mose 22, V. 6.
§§) Sprüche 18, V. 19.
§§§) Prediger 3, V. 19.

Oel, Weihrauch und Salz. In dem mosaischen Gesetz von Speis-Opfern heißt es:

Wenn eine Seele dem Herrn ein Speis-Opfer thuen will, so soll es von Semmelmehl sein und soll Oel darauf gießen und Weihrauch darauf legen. Und also soll bringen zu den Priestern, Aarons Söhnen. Da soll der Priester seine Hand voll nehmen von demselben Semmelmehl und Oel, sammt dem ganzen Weihrauch, und anzünden zum Gedächtniß auf dem Altar. Das ist ein Feuer zum süßen Geruch dem Herrn.*)

Außerdem wurde auch Wein als Trankopfer dargebracht „dem Herrn zum süßen Geruch."

Auch Wein zum Trankopfer, auch des dritten Theils vom Hin; das sollst du dem Herrn zum süßen Geruch opfern.**)

Das Opfern der Thiere wird schon in der noachitischen Zeit erwähnt:

„Noah aber bauete dem Herrn einen Altar und nahm von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinem Gevögel und opferte Brandopfer auf dem Altar."***)

Die blutigen Opfer, welche die Priester gebräuchlich machten, entsprangen eben einem irre geleiteten Opferbegriffe. — Das Blut, als Wesen des Lebens, wofür es auch im Alterthum galt, sollte als geopfertes Leben eine versöhnende Kraft haben, wie es im Leviticus heißt: „Das Blut, das Leben des Fleisches, habe ich euch auf dem Altar gegeben, um euer Leben zu versöhnen, denn das Blut, das im Leben ist, versöhnt."

„Die Tödtung eines Thieres zur Speise hat nothwendig für den Menschen etwas Grauenhaftes; — sagt Bunsen — sie entspringt dem irre geleiteten Opferbegriffe. Pflanzennahrung erscheint daher als die von Gott allein vergönnte." —

Zu dieser Begriffsverirrung gesellte sich wohl auch ein bösartiger Trieb zum blutigen Genusse, so auch bei den Juden, wenngleich Porphyrius, übereinstimmend mit Theophrastus, noch von ihnen berichtet, sie äßen nicht vom Fleisch der Opferthiere, sondern verbrennten es über Nacht.

„Die blutigen Opfer", meint Clemens der Alexandriner „wurden nur von den Menschen erfunden, welche einen Vorwand suchten, um Fleisch zu essen."

---

*) 3. Mose 2.
**) 4. Mose 15, 7.
***) 1. Mose 8, V. 20.

Solches Priestergelüste wird uns auffällig im alten Testament von den Söhnen Eli's erzählt:

Die Söhne Eli's waren böse Buben; die fragten nicht nach dem Herrn, noch nach dem Recht der Priester an das Volk. Wenn Jemand etwas opfern wollte, so kam des Priesters Knabe, weil das Fleisch kochte, und hatte eine Kreuel mit drei Zacken in seiner Hand. Und stieß in den Tiegel, oder Kessel, oder Pfanne, oder Topf, und was er mit der Kreuel hervorzog, das nahm der Priester davon. Also thaten sie dem ganzen Israel, die daselbst hinkamen zu Silo. Desselben gleich, ehe denn sie das Fett anzündeten, kam des Priesters Knabe und sprach zu dem, der das Opfer brachte: Gieb mir das Fleisch, dem Priester zu braten, denn er will nicht gekochtes Fleisch von dir nehmen, sondern roh. Wenn dann Jemand zu ihm sagte: Laß das Fett anzünden, wie sich heute gebühret, und nimm danach, was dein Herz begehret, so sprach er zu ihm: Du sollst mir es jetzt geben; wo nicht, so will ich's mit Gewalt nehmen. Darum war die Sünde der Knaben sehr groß vor dem Herrn; denn die Leute lästerten das Speisopfer vor dem Herrn.*)

Die Opferspeisen, welche man auf dem Altar darbrachte, wurden, wie überall, auch bei den Israeliten, die Speise der Menschen. Nachdem das Blut in ihren Tempeln geflossen und der Duft des brodelnden Fettes das Heiligthum erfüllt hatte, nahmen sie die Ueberreste der fahlen Thierleichen mit nach Hause und zerstückten sie zum Genuß für die Familie.**)

In den Schriften der „heiligen Menschen Gottes" — wie Luther sie nennt — wird dem Volke aber, wenn es dem Herrn wohlgefällig lebt, die Frucht des Feldes, der Honig und der Saft der Traube als segenbringender Lohn verheißen:

Wollte mein Volk mir gehorsam sein und Israel auf meinem Wege gehen, so würde ich es mit dem besten Weizen speisen, und mit Honig aus dem Felsen sättigen.***)

Du lässest Gras wachsen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest, und daß der Wein erfreue des Menschen Herz, und seine Gestalt schön werde vom Oel, und das Brot des Menschen Herz stärke.†)

Die zuletzt angeführte Stelle weiset auf die Sinnbilder des ursprünglichen alten „Lebensbundes": auf B r o t und W e i n als Gaben der Erde. Daß das Brot als der L e i b der Erde und der Wein als das B l u t derselben gedacht und diese Vorstellungen dann wieder in andre Opferbegriffe hinüber geleitet

---

*) 1. Samuelis 2, V. 12—17.

**) J. A. Gleïzès, Le Christianisme expliqué, p. 20.

***) Psalm 81, V. 14, 17.

†) Psalm 104, V. 14—15.

werden, findet sich vielfach angedeutet; auch Form und Worte bei der späteren Abendmahlseinsetzung Jesu erinnern daran. Die jüdischen Mahlzeiten, der sogenannte „Tisch" waren ursprünglich einfach; auch das Passah war kein Schlachtfest, sondern die Passah (der mit Wasser verdünnte Wein) und die Maza (das ungesäuerte Brot) galten als Speise und Opfergaben. Durch den Wegfall der Hefe und durch die Verdünnung des geistigen Getränkes wurde eine Vermeidung der Reiz- und Rauschmittel beabsichtigt. Harmlos ist noch die Verwechselung zwischen „Blut" und „Wein" oder die annähernde Beziehung beider Vorstellungen, wie dies auch bei dem Abschiede und der Weissagung Jakob's ausgesprochen ist: „Er wird sein Füllen an den Weinstock binden und seiner Eselin Sohn an den edlen Reben. Er wird sein Kleid in Wein waschen und seinen Mantel in Weinbeerblut."*)

Auch da wo das neuere Judenthum eine Reform und Läuterung der alten Opfervorstellung geltend macht, findet sich die Erklärung (Talmud Bab. Berachoth 55a): daß nicht mehr das Blut des Altars das Symbol der Versöhnung sein solle, sondern der Wein, wie er beim jüdischen Mahle getrunken wird.**)

Das Bild des Stiers, das Symbol des Osirisdienstes, läßt König Salomo beim Schmuck des Tempels wieder errichten.***) Nach der Theilung des Reiches läßt Jerobeam, der König der nördlichen Stämme, zwei solcher Bildnisse aufrichten, das eine zu Beth-El, das andere zu Dan, und er sprach zum Volke: „Da sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegyptenland geführet haben!" und er ließ auf dem Altare Rauchopfer bringen.†)

Aus der Zeit, da das Reich unter babylonische Herrschaft fällt, überliefert die heilige Schrift (im Buche Daniel) die Geschichte von vier jungen Israeliten, Daniel, Hananja, Misael und Asarja, welche der Eroberer in seinen Dienst bei Hofe nimmt, und die auf seinen Befehl in der chaldäischen Sprache

---

*) 1. Mose 49, 11.

**) Vergl. Paulus Cassel, die Symbolik des Blutes. Berlin 1882. Seite 63.

***) 1. Könige 7, V. 25. — 2. Chronica 4, V. 3—4.

†) 1. Könige 12, V. 28, 33.

und Schrift unterwiesen und an der königlichen Tafel verpflegt werden sollten.

Aber Daniel setzte sich vor in seinem Herzen, daß er sich mit des Königs Speise und mit dem Wein, den er selbst trank, nicht verunreinigen wollte, und bat den obersten Kämmerer, daß er sich nicht müßte verunreinigen. Und Gott gab Daniel, daß ihm der oberste Kämmerer günstig und gnädig ward. Derselbe sprach zu ihm: Ich fürchte mich vor meinem Herrn, dem Könige, der euch eure Speise und Trank verschafft hat, wo er würde sehen, daß eu're Angesichter jämmerlicher wären, denn der anderen Knaben eures Alters, so brächtet ihr mich bei dem Könige um mein Leben.

Da sprach Daniel zu Melzar, welchem der oberste Kämmerer Daniel, Hananja, Misael und Asarja befohlen hatte: „Versuche es doch mit deinen Knechten zehn Tage, und laß uns geben Zugemüse zu essen und Wasser zu trinken. Und laß dann vor dir unsere Gestalt und der Knaben, so von des Königs Speise essen, besehen; und danach du sehen wirst, danach schaffe mit deinen Knechten."

Und er gehorchte ihnen darinnen und versuchte es mit ihnen zehn Tage. Und nach den zehn Tagen waren sie schöner und besser bei Leibe denn alle Knaben, so von des Königs Speise aßen. Da that Melzar ihre verordnete Speise und Trank weg, und gab ihnen Zugemüse.

Aber der Gott dieser Vier gab ihnen Kunst und Verstand in allerlei Schrift und Weisheit; Daniel aber gab er Verstand in allen Gesichten und Träumen. Und da die Zeit um war, die der König bestimmt hatte, daß sie sollten hinein gebracht werden, brachte sie der oberste Kämmerer hinein vor Nebucad-Nezar. Und der König redete mit ihnen, und ward unter Allen Niemand erfunden, der Daniel, Hananja, Misael und Asarja gleich war; und sie wurden des Königs Diener. Und der König fand sie in allen Sachen, die er fragte, zehn Mal klüger und verständiger, denn alle Sternseher und Weisen in seinem ganzen Reich. (Daniel 1, 8—20.)

Dieses Zeugniß für die Vorzüge der naturgemäßen Lebensweise erzählt dann weiter, daß die vier Knaben zu hohen Beamtenstellen in Babylon gelangten und daß Daniel Offenbarungen erhielt über die großen Weltreiche des Alterthums. — Eindringlich erheben sich zu verschiedenen Zeiten die Stimmen der Propheten, welche in kühnen oder wehmuthsvollen Gesängen und Reden das jüdische Volk ob seines versunkenen Zustandes beklagten oder bedrohten.

Die Entrüstung über die Greuel der blutigen unreinen Opfer findet sich an verschiedenen Stellen ausgedrückt. Jesaias, der königliche Prophet, welcher unter den Königen Usias, Jotham, Ahas und Hiskias wirkte, eifert dagegen:

Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich

bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und der Böcke. — Wenn ihr herein kommt, zu erscheinen vor mir, wer fordert solches von euren Händen, daß ihr auf meinen Vorhof tretet? — Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich! Das Räuchwerk ist mir ein Greuel; der Neumonden und Sabbathe, da ihr zusammen kommt, und Mühe und Angst habt, derer mag ich nicht. — Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahreszeiten; ich bin derselben überdrüssig, ich bin es müde zu leiden. — Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts. — Waschet, reiniget euch, thuet euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen; lernet Gutes thuen, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht und helfet der Wittwen Sache!*)

Ein Volk, das mich entrüstet, ist immer vor meinem Angesicht, opfert in den Gärten, und räuchert auf den Ziegelsteinen, wohnet unter den Gräbern und hält sich in den Höhlen; fressen Schweinefleisch und haben Greuelsuppen in ihren Töpfen; und sprechen: Bleibe daheim und rühre mich nicht, denn ich soll dich heiligen. Solche sollen ein Rauch werden in meinem Zorn; ein Feuer, das den ganzen Tag brennt.**)

Wer einen Ochsen schlachtet, ist eben als der einen Mann erschlüge. Wer ein Schaf opfert, ist als der einem Hund den Hals bräche. Wer Speisopfer bringt, ist als der Saublut opfert. Wer des Weihrauchs gedenket, ist als der das Unrecht lobt. Solches erwählen sie in ihren Wegen, und ihre Seele hat Gefallen an ihren Greueln, darum will ich auch erwählen, das sie verspotten; und was sie scheuen, will ich über sie kommen lassen; darum, daß ich rief, und Niemand antwortete; daß ich redete, und sie höreten nicht, und thaten, was mir übel gefiel, und erwähleten, das mir nicht gefiel.***)

Hosea, der weissagt das Verderben des sündigen Reiches, schmähet auch im Namen Gottes auf die blutigen Opfer:

Denn ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer; und am Erkenntniß Gottes, und nicht am Brandopfer.

Daß sie nun viel opfern und Fleisch herbringen und essen es, so hat doch der Herr keinen Gefallen daran; sondern er will ihrer Missethat gedenken und ihre Sünden heimsuchen, die sich zu Aegypten bekehren.†)

Endlich auch Maleachi, der letzte unter den Propheten:

Siehe, ich will schelten, euch sammt dem Samen, und den Koth eurer Feiertage euch in das Angesicht werfen und soll an euch kleben bleiben.

---

*) Jesaia 1, V. 11—17.
**) Jesaia 65, V. 3—5.
***) Jesaia 66, V. 3—4.
†) Hosea 6, V. 6. 8, V. 13.

Denn des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche; denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth.*)

Aber die Propheten verzweifeln nicht an der Zukunft und hoffen, daß der Mensch abziehen werde die blutige Hand vom Thiere und wieder dastehen, ebenbürtig dem Edelsten in der Schöpfung; sie hoffen auf die Abschaffung des Thiermordes und in Folge dessen werde auch der Menschenmord aufhören und der Krieg, die blutige Fessel, welche die versunkene Menschheit an der Ferse mit sich schleppt.

Er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen.**)

Alles wird wieder werden, wie es im Urzustande war, da die Natur der Erde noch nicht verderbt war durch bösartige Phänomene und mit ihr die Menschen- und Thierwelt.

Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben. — Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen; und Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen, und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken. — Man wird nirgend letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt; und wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Isais, die da steht zum Panier den Völkern; nach der werden die Heiden fragen, und seine Ruhe wird Ehre sein.***)

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen; die da sagen zu Zion: dein Gott ist König.†)

Wolf und Lamm sollen weiden zugleich; der Löwe wird Stroh essen, wie ein Rind, und die Schlange soll Erde essen. Sie werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr.††)

Auch Hesekiel, der Zeitgenosse des Jeremias, verheißt, nachdem er die Sünden des Volkes getadelt, die Wiederherstellung eines glücklichen Naturzustandes:

Und an demselben Strom am Ufer auf beiden Seiten werden

*) Maleachi 2, V. 3, 7.
**) Jesaia 2, V. 4.
***) Jesaia 11, V. 6—10.
†) Jesaia 52, V. 7.
††) Jesaia 65, v. 25.

allerlei fruchtbare Bäume wachsen, und ihre Blätter werden nicht verwelken, noch ihre Früchte verfaulen, und werden alle Monate neue Früchte bringen, denn ihr Wasser fließt aus dem Heiligthum. Ihre Frucht wird zur Speise dienen und ihre Blätter zur Arznei.*)

Wie Jesaias, so weissagt auch Micha, der den nahe bevorstehenden grausigen Untergang des israelitischen Reiches vor Augen hatte, die Zeit, welche nach der sittlichen Wiedergeburt der Menschheit eintreten werde: die Zeit des Glückes und des allgemeinen Friedens:

Der Herr wird unter großen Völkern richten und viele Heiden strafen, in fernen Ländern. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden nicht mehr kriegen lernen.**)

Brahma und Buddha.

In den ältesten Theilen der Vedas, namentlich in dem Rig- (Ritsch-) Veda, ist eine reine Natur-Mythologie, in allegorischen Menschenbildungen dargestellt; später, schon im letzten Stücke des Ritsch-Veda, werden alle thätigen Kräfte in der Natur auf eine Einheit zurückgeführt, von welcher die mythologischen Gottheiten ihre Macht erhalten. Diese einheitliche unendliche Macht erscheint bald als einziger Urheber der Welt, als einziger König und Herr des Himmels und der Erde, welcher Leben und Kraft verleiht, über Götter und Menschen herrscht, die Erde und den Himmel eingerichtet hat, den Raum und das Firmament erleuchtet und vor welchem der Tod und die Unsterblichkeit nur Schatten sind; bald wieder erscheint diese Einheit nur als ungestalteter Keim, als ein unstoffliches Wesen, aus welchem alles beseelte und unbeseelte Ausgedehnte herkommt. Die Brahmanas, die traditionellen Erzählungen der Vedas, welche durch die Upanischads erläutert werden, bringen den Pantheismus zum Siege, welcher die dritte Epoche in der religiösen Entwickelung der indischen Völker bildet, und die alte Mythologie

*) Hesekiel 47, V. 12.
**) Micha 4, V. 3.

in sich aufnimmt. So entsteht und entwickelt sich der eigentliche **Brahmanismus**. Der Brahmanismus ist mithin eine natürliche Frucht des Vedismus, jener aryschen Religion, die den Keim für den Glauben aller der Völker von gleicher Rasse enthielt, welche Europa bevölkerten; er entstand aus den Veden, vielleicht nicht ohne die trügerische Mitwirkung der Priester*) Den Anschein des Monotheismus erhält dieses Dogma nur dadurch, daß aus der höchsten Seele oder Allseele **Brahma** als ein Ausfluß (Emanation) entspringt. Brahma, das wirkende Prinzip des Alls, erschafft die Welt, Himmel und Erde, gleichzeitig entstehen die Seelen, dann die Untergötter und die vier Vedas nebst ihren Wächtern, den Brahmanen.

Diesem Dogma zufolge gehört der Mensch sich nicht selber an, da das unwandelbare Wesen das gesammte Reich der Geschöpfe in ewigem Wechsel aufleben und sterben läßt; das Individuum, die menschliche Persönlichkeit, verschwindet, bleibt aber an eine unwandelbare Form gebunden. So entstehen die **Kasten**, die erblichen Stände, als die Schöpfung Brahma's und als die Grundverfassung des Brahmanismus. Die Gesellschaft, welche sich auf dieser Grundlage organisirt, erhält zur Bedingung, daß Jeder das bleibt, wozu der Zufall oder die Nothwendigkeit ihn gemacht hat. Der Brahmane nimmt die höchste Stelle ein; dann folgt der Ketris oder Kschatriya, welchem der Kriegsdienst obliegt; weiter herab der Vaisya, welcher Ackerbau und Handel treibt, und zuletzt der Sudra, der nur zum Dienste der Anderen geboren ist. Gott selbst hat die Menschen vom Uranfang für ihren besonderen Beruf gebildet und daher unterscheiden sich die vier Kasten auch durch ihre natürlichen Anlagen. Durch diesen Satz wird die schauerliche Lebensordnung geheiligt und allegorisch wird dies dargestellt durch die Entstehungsgeschichten der Kasten. Die erste Kaste kam aus Brahma's Munde, dem heiligsten und reinsten Organe für Worte und Gedanken; die zweite kam aus seiner Brust, dem Sitze des muthvollen Herzens; die beiden letzten Kasten kamen aus den Schenkeln und Füßen, den Gliedern, welche nur dem Gedanken und dem Herzenstriebe zu dienen haben. Nur die drei ersten

*) Alfred Maury, Croyances et Légendes de l'Antiquité. Paris 1863

Kasten haben einen gemeinsamen Cultus und gemeinsame Opfer und werden zu weihevollen Handlungen zugelassen; der Sudra ist in Sünde und Sklaverei geboren und muß darin verharren; der Brahmane darf auch von ihm keine Opfergaben annehmen.

Die oberste Stufe bleibt dem Brahmanen, von dem Gesetz bestimmt:

Der Brahmane hat das Herrenrecht über die gesammte Schöpfung. — Die Menschen sind die ersten unter den Wesen, welche mit Verstand begabt sind; die Brahmanen sind die ersten unter den Menschen. — Alles was die Welt in sich begreift, ist das Eigenthum des Brahmanen; er hat ein Anrecht auf Alles, was vorhanden ist, kraft seiner Abkunft und Erstgeburt. — Der Brahmane ißt nur seine eigene Nahrung, kleidet sich in seine eigenen Gewänder und theilt nur von seiner Habe; was die anderen Menschen an weltlichen Gütern genießen, das haben sie der Großmuth des Brahmanen zu verdanken. — Ein hundertjähriger Krieger hat einen zehnjährigen Brahmanen als seinen Vater anzusehen und zu verehren.

Der Fleischgenuß ist in den heiligen Büchern dem Menschen untersagt und in dem Shasta werden die Menschen, die auf die Erde versetzten gefallenen Engel, bedroht, daß sie in die Finsterniß, die Ondera, zurückkehren müssen, sobald sie sich des Genusses von Thierfleisch schuldig machen.

Die praktischen Formen dieses Dogma's sind in der staatlichen und religiösen Gesetzgebung zusammengefaßt, welche der große Gesetzgeber Manu den Völkern am Indus und Ganges zur Zeit nach der allgemeinen Flut gegeben hat, und die noch heute in dem größeren Theile Hindostan's Gültigkeit haben. Manu, der in gerader Linie von Brahma abstammt, macht die Kasten-Eintheilung zu einer unverbrüchlichen Lebensordnung; die Würde, die Freiheit, die Existenz der Familie und des Individuums opfert er unbarmherzig dem Staate. Dennoch enthält seine Gesetzgebung auch die erleuchtetsten Grundsätze; sie würdigt die Macht des Gewissens; sie huldigt der Gerechtigkeit; sie verbietet die Tücke gegen den Feind; sie überträgt nach dem Tode des Vaters dem ältesten Sohne die Pflicht, für die Familie zu sorgen; sie gebietet, das Weib, obgleich es dem Manne gänzlich unterworfen ist, mit Schonung zu behandeln; ja, sie enthält sogar das Gebot, Beleidigungen zu verzeihen und Böses mit Gutem zu vergelten.

„Die Seele ist ihr eigener Zeuge; die Seele ist ihr eigenes Asyl;

verachtet nicht eure Seele, diesen bewährtesten Zeugen der menschlichen Handlungen! Dieser Geist, der in deinem Herzen thront, ist ein strenger Richter, ein unbeugsamer Rächer, ein Gott. — Die Gerechtigkeit ist der einzige Freund, der die Menschen selbst im Tode nicht verläßt; denn Alles, was sonst die Seele bewegt, verwest mit dem Körper. — Schlaget das Weib, selbst wenn es mit tausend Fehlern behaftet ist, auch nicht mit einer Blume. — Der Brahmane hat vor Allem die Tugend zu üben und Gutes für Böses zu erweisen; er ereifere sich nicht gegen einen erzürnten Menschen; beleidigt man ihn, so erwidere er mit Gelassenheit; er ereifere sich gegen Niemand, um dieses schwachen, hinfälligen Körpers willen."

Das Ziel und die Belohnung aller Tugenden, die Krone aller Vollkommenheit, das Ziel, das alle Menschen verfolgen und nach einer Zahl von Wanderungen erreichen, ist die Glückseligkeit, Moktscha in den Büchern des Sanskrit genannt: das Aufgehen in den unbegreiflichen Ursprung des Nichtseins wie des Seins, die vollkommene Ruhe: „Der Mensch, — so verheißt das Buch Manu's — der in seiner Seele die Seele erkennt, die in allen Geschöpfen gegenwärtig ist, zeigt sich als derselbe gegen Alle und gewinnt das glückseligste Loos, endlich in Brahma aufgenommen zu werden."

Die Upanischad's enthalten Erklärungen über die philosophischen Theile der Veda-Religion, wie sie vielleicht von den Brahmanen-Lehrern den Schülern überliefert wurden; durch sie wurde diese Literatur über die Grenzen Indiens verbreitet; ihre Entstehung ist auf die Zeit von 1000—800 v. Chr. zurückzuführen.*) In den Lehren des Apastamba und Gautama findet sich folgende Stelle:

Wer ein reines Leben führen will, der muß von Milch allein leben, nur Früchte essen, Grütze von Hafer und geklärte Butter und Soma zum Tranke.**)

Das Wesentlichste in dem 1. Buche der Gesetze Manu's ist die Seelenwanderung oder Metempsychose, welche überhaupt der ältesten Philosophie angehört und in genauem Zusammenhange mit dem Dogma von der Emanation steht. Die Metempsychose hebt aber die Individualität nicht auf; das beharrliche Böse bleibt ewig von dem reinen Wesen der Gottheit

---

*) The Upanishads, translated by F. Max Müller. Oxford, at the Clarendon press. 1879.

**) The Sacred Laws of the Aryas, as taught in the schools of Apastamba, Gautama, Vasistha and Bandhayama; translated by George Bühler. (II. 273.)

getrennt. Mit dieser Lehre steht in engstem Zusammenhange das Verbot, sich von dem Fleische der Thiere zu nähren; die abtrünnigen Engel sind zur Reinigung ihrer Seele ebenso wohl auf die Körper der Thiere wie der Menschen angewiesen; Menschen- und Thiermord erschien den Indiern als ein Mord, verübt an verwandten, beseelten Geschöpfen; die Barbarei fand nicht Platz vor der Liebe, die sich auf alle lebende Geschöpfe erstreckte.

Sehr treffend bemerkt Voltaire: „Es ist so leicht, anzunehmen, daß das, was einen Menschen beseelt, auch nachher einen anderen beseelen könne, so daß alle Diejenigen, welche diese Religion annahmen, in allen Menschen ihrer Umgebung die Seelen ihrer Voreltern vermutheten. Alle hielten sich unter einander für Brüder, Väter, Mütter, Kinder. Dieser Gedanke flößte natürlicher Weise eine universelle Liebe ein. Man fürchtete sich, ein Wesen zu verletzen, welches zur Familie gehörte; mit einem Worte: die alten Religionen der Inder und die der gebildeten Chinesen sind die einzigen, bei welchen die Menschen nicht Barbaren gewesen sind."

Das Dogma der Seelenwanderung empfing aus den Händen des Brahmanismus der Buddhismus und in diesem Dogma vereinigen sich alle Schulen, die aus dem Letzteren hervorgegangen sind. Es ist der Glaube an ein Leben, das in allen Geschöpfen, in den Pflanzen, Thieren und Menschen wirkt, das in jedem Menschen alle Stufen durchgeht, bald von der niedrigsten zur höchsten aufsteigend, bald von der höchsten bis zur niedrigsten hinabsinkend. Dieser Wanderung verfallen alle Existenz-Grade: die Götter und Diejenigen, welche auf dem Punkte stehen, Buddha zu werden, ja, selbst die träge Masse; so wie Buddha spricht:

„Die Welt ist ein steter Wechsel: der Tod folgt dem Leben, das Leben dem Tode. Der Mensch, wie Alles was ihn umgiebt, ist dem ewigen Verhängniß der Wanderung unterworfen. Er geht durch alle Lebensformen, von der elementarischen bis zur vollkommensten."

Buddha, mit den historischen Namen Godama, Gautama und Tschakiamuni, wurde, nach Abel Remusat's Angabe,*) im

*) Journal des Savants, Janv. 1821. — Hodgson hat 64 buddhistische Sanskritschriften aufgefunden, wovon die Asiatische Gesellschaft in Paris Abschriften besitzt.

Jahre 1029 v. Chr. geboren und starb 950 v. Chr., nachdem er das Geheimniß seiner Lehre seinem Schüler, dem Braminen Mahakaya, anvertrauet hatte. Damit stimmen die chinesischen Nachrichten, denen zufolge er im vierten Monate des Jahres Kian-jun geboren wurde und im Alter von 78 Jahren starb. Die Religion des Buddha ist also geschichtlich jünger als die des Brahma; auch sind die heiligen Bücher größtentheils in der Pali-Sprache geschrieben.

Die Wiege der Religion und auch der Geburtsort des Stifters wird am Ganges vermuthet. Nach Wilkins lebte Buddha zu Kikat in der Provinz Bahar, um 2101 vor Chr. Geb., Jones hingegen bestimmt sein Menschwerden auf das Jahr 1014 vor Chr. Geb. Dies ist aber nicht von dem ersten Buddha, dem Zeitgenossen des Menu, zu verstehen, sondern von dem zweiten. Denn die Buddhisten glauben, daß unsere Welt schon mehrere Buddhas gesehen habe, da sich die göttliche Weisheit auf der Erde in Menschengestalt offenbare, so oft die Menschen, in Unwissenheit und Sittenverderbniß versunken, eines außerordentlichen Beistandes zu ihrer Errettung aus der Versunkenheit bedürfen. Der Name Buddha ist nicht bloß dem Urwesen beigelegt, sondern auch den Lehrern des Buddhismus; daraus läßt sich erklären, daß Buddha zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Gestalten und mit verschiedenen Beinamen auftritt.

Tschakiamuni war aus einer der ältesten Fürstenfamilien entsprossen. Die Geschichte seiner Kindheit wird mit vielen Wundern ausgeschmückt. Als er erwachsen war und zu Traurigkeit und Tiefsinn neigte, so gab ihm sein Vater — wie die Legende erzählt — drei der vollkommensten Weiber zu Ehefrauen, von denen jede mehrere Tausend schöne Jungfrauen in ihrem Dienste hatte. Trotz allen Reizen dieser zärtlichen und ergebenen Frauen beharrte der junge Prinz aber in seiner Traurigkeit und nährte in seinem Busen nur die Sehnsucht nach einer reinen und wahren Lehre; alle Bande, die ihn an die Welt fesselten, alle Gaben, welche die Natur und das Glück ihm in Fülle gespendet hatten, wollte er von sich werfen, um seine Mitmenschen zu retten, und sich zunächst der Einsamkeit und einem beschaulichen Leben widmen. Sein Trübsinn wurde noch dadurch verstärkt, daß er frühzeitig seine Mutter Dewi verlor,

welche, ebenfalls aus einer Königsfamilie abstammend, sich durch außerordentliche Schönheit, wie durch Geist, Frömmigkeit und Tugend ausgezeichnet hatte. Nach einer anderen Legende willigte er in den Beschluß seines Vaters, sich zu verheirathen, doch unter der Bedingung, daß seine Gemalin mit körperlicher Schönheit alle sittliche Vollkommenheit vereinige, gleichviel, ob sie aus vornehmer Familie oder aus der niedrigsten Kaste stamme. Er fand dieses Weib in der Tochter eines Handwerkers, der schönen Gopa, und heirathete sie. Der brahmanischen Verfassung entgegen, von welcher er schon durch jene Wahl abgewichen war, befreite er seine Gattin von allem herabwürdigenden Zwange, dem die Frauen, dem Gesetze nach, unterworfen waren, und gestattete ihr, öffentlich mit unverhülltem Gesicht zu erscheinen; denn er sagte:

„Die Frauen können sich ohne Schleier zeigen, wie Sonne und Mond, wenn sie ihre Leidenschaften und Sinne zügeln und sich ihrem Gatten weihen, ohne eines anderen Mannes zu begehren."

Der Prinz ließ sich aber weder durch die Tugenden noch durch die Reize und Liebe seiner Gemalin von seinen geistigen Betrachtungen abziehen; unaufhörlich dachte er über die Leiden und die Unwissenheit der Menschen, über die Plagen ihrer Natur, über Krankheit, Alter und Tod.

„Was für ein Mensch ist das?" fragte er einst, als ihm ein alter Mann begegnete. — „Es ist ein Greis", antworteten seine Diener; „ein Mensch, dessen Organe abgestumpft sind, dessen Gelenke aus den Fugen treten, der Anderer Beistand bedarf, dessen Leben zu nichts mehr nutzt, und der nur Klageworte ausspricht." Da stellte der Prinz traurige Betrachtungen über das Alter an und betrübte sich bei dem Gedanken, daß alle Menschen diesem harten Schicksale unterworfen seien.

Ein andres Mal traf er einen Kranken am Wege liegen, der taub und blind war; Füße und Hände versagten ihm den Dienst und, vor Schmerzen jammernd, klammerte er sich an sein Weib und seine Kinder. „Das ist ein Kranker", erklärten die Diener dem Prinzen; „der Mensch ist aus vier Elementen gebildet; jedes Element hat viele Krankheiten, die ihn heimsuchen." Da bedachte der Prinz, daß auch ihn dieses Schicksal treffen könne, und voll Schmerz rief er aus: „Der menschliche

Körper ist wie ein Regentropfen — wehe über die Freuden dieser Welt."

Als der Prinz den Arbeiten der Landleute zuschaute, sah er Würmer aus der aufgewühlten Erde hervorkommen und bald flog eine Rabe herbei, die Würmer zu verzehren; eine Schlange kroch herbei und verschlang den Raben; ein Storch, der die Schlange fressen wollte, wurde die Beute eines Falken und Letzterer wurde von einem Geier gewürgt. Da wurde Buddha von Mitleid erfüllt, indem er wahrnahm, daß alle lebenden Geschöpfe einander nachstellen und verzehren. Und in der Nacht erschienen ihm alle Gemächer seines Palastes wie Gräber und die Frauen seines Harems als modernde Leichname, an denen die Raubvögel nagten. Da sah er ein, daß alles Irdische nur Traum und Täuschung sei und daß nur ein Wahnsinniger die eitlen Dinge der Welt schätzen könne; und indem er über die Seelenwanderung nachdachte, gelangte er zu dem Schlusse, daß die Prüfungen nicht mit diesem Leben abschließen, sondern sich nach dem Tode ohne Unterlaß fortsetzen.

Endlich erschien dem Prinzen ein frommer Einsiedler und offenbarte ihm die wahre Lehre, wodurch der Mensch sich über die Leiden und Wechselfälle des Daseins erheben kann, indem er seine Begierden unterdrückt, vollkommene Seelenruhe und Herzensreinheit gewinnt, und sich von Qual und Schmerzen befreiet.

Nun faßte er den Entschluß, in der Buße und Einsamkeit die Befreiung und den Weg des Heils zu suchen. Er achtet nicht der Klagen, Bitten und Drohungen seines Vaters, nicht der Verlockungen des Thrones und seines Palastes noch der Liebe seines Volkes und der Thränen seines Weibes; er entkleidet sich aller Zeichen seines Ranges, scheert die Locken seines schönen Haares ab, und tritt, mit Lumpen bedeckt, sein Brot bettelnd, seine Wanderung durch die Welt an, um die Menschen zu belehren und zu erretten. Anfänglich durchwandert er das Land und sammelt eine Schaar von Schülern um sich, die später seine Apostel wurden; bald aber sieht er ein, daß sein Wissen nicht tief genug sei; umsonst sucht er bei den berühmtesten Brahmanen zu lernen, findet aber in ihren Lehren nur Irrthümer und Täuschungen; so verzichtet er endlich auf alle

Wissenschaft und ergiebt sich einem düstern Einsiedlerleben, um seine Seele gänzlich von irdischem Truge zu befreien und sie geschickt zur Beschauung der ewigen Wahrheit zu machen. Sechs Jahre widmete er strengen Bußübungen, bis er in eine achttägige Verzückung verfiel, nach deren Verlauf er sich vollendet fühlt zum Range eines Buddha, eines Weisen, der mehr ist als ein Prophet, mehr als Brahma selber: ein Buddha, der die Weisheit, die Macht und die Heiligkeit in höchster Vollkommenheit besitzt.

Er stiftete nun die neue Religion und verkündete sie, von einer Anzahl Jünger begleitet, zuerst zu Benares, der heiligen Stadt der Brahmanen, dann weiter durch die Lande.

Aus allen Kasten sammeln sich die Gläubigen um ihn; Brahmanen und Sudras, Könige und Bettler drängen sich, die Predigt und die Verkündigung zu vernehmen. So durchzieht er einen großen Theil Indiens und gelangt nach zwölf Jahren wieder in seine Vaterstadt. Der König, sein Vater, schickt acht Boten nach einander an ihn ab, die ihn beschwören sollen, zurückzukehren und sein Erbe anzutreten; Alle aber bekehren sich zu dem neuen Glauben; auch die Frauen werden zugelassen und Tschakia-muni's Muhme ist die erste Frau, welche eine buddhistische Nonne wird; bald entstehen Klöster und vervielfältigen sich schnell. Auch der Vater kann der Wirkung der neuen Lehre nicht widerstehen; er und sein ganzes Volk bekehren sich zu Buddha's Gesetz.

Vierzig Jahre lang verkündete Tschakia-muni sein Evangelium und starb im achtzigsten Lebensjahre, als seine Religion in voller Blüthe stand.

Wie schon erwähnt, knüpft sich die buddhistische Lehre an den Brahmanismus schon durch die Annahme des Dogma's von der Seelenwanderung; sie ist eine Reform, die sich vom religiösen Gebiete auf das praktische und sociale Leben erstreckt, indem sie die Rassen- und Kastenunterschiede aufhebt und dem Weibe gleiche Rechte mit dem Manne einräumt, indem sie auf die Moral, auf das Recht und auf die Gesetzgebung einwirkt. Durch die Aufhebung der Kasten schon allein zog der Buddhismus Indien und den größten Theil Asiens an sich.*)

*) Ernest Renan, Les Apôtres. — Burnouf, Introduction à l'histoire du buddhisme indien I.

Diese Reform behielt sogar die Mythologie des Brahmanenthums, nahm sie in sich auf und erweiterte sie mit eigenen Dichtungen. Brahma selber ist erhalten geblieben; hier und da bald als das Wesen, von welchem die drei brahmanischen Gottheiten ausgingen, bald nur als ein bloßer König und Verwalter des großen Sonnenreiches, der dem Buddha untergeordnet ist.

Die kanonischen Bücher des Buddhismus umfassen drei Sammlungen oder Körbe, in welchen auch die Metaphysik (Abhidarma) enthalten ist; das zu der Letzteren gehörige Werk, mit Namen Prudjna Paramita, enthält achttausend Artikel Einen wichtigen Theil dieses Systems bilden die Sagen.

Die Gottheit des Buddhismus ist die ewige Vernunft, die höchste Weisheit, welche alle Wechsel der Natur überdauert und welche den Menschen offenbart wird. Buddha besitzt Allwissenheit, Allmacht und die höchste Glückseligkeit; alle Götter und Menschen sind ihm unterthan. Er wird freilich geboren und stirbt, aber erscheint dann wieder in einer anderen Incarnation. Er ist der handelnde Gott, der sich vorstellen läßt, wogegen das Princip des Seins und Nichtseins unbegreiflich und unerklärlich ist. Alle belebten Wesen sind mit ihrem Eintritt in das Dasein der Materie und den Banden der Sinnenwelt (Sensara), dem Tode und der Seelenwanderung verfallen; Ursachen und Wirkungen, Thaten und Vergeltung bilden eine ununterbrochene Kette. Jedes Wesen erntet die Früchte seiner Existenz und seiner harrt die Vergeltung im künftigen Dasein; von seinem Verhalten hangt es ab, ob es dem Buddha ähnlich, ein Bodhisatwa wird, ob es das Ufer der Befreiung erreicht, wo es, in erleuchteter Intelligenz, unberührt bleibt von der Sünde, von der Vergänglichkeit und dem Weltschmerz, und befähigt, die Würde eines vollendeten Buddha's zu erlangen. Auf diese Weise soll die Kreatur von der Seelenwanderung erlöst und die Sensara allmälig entvölkert werden, und zur Förderung dieses Werkes senken sich Bodhisatwa's und Buddha's von Zeit zu Zeit aus ihrer Licht-Sphäre herab zu den Geschöpfen, die in der Sensara befangen sind, um ihnen die heilbringende Lehre zu verkündigen, wie es der vollendete Buddha Tschakia-muni gethan hat, als er auf Erden wandelte.

Die Erlösung von Sensara und von der Wanderung ge-

schieht eben, nach der Lehre des Buddha: durch das Streben über die Regionen des Todes und der Vergänglichkeit hinaus, durch Befreiung von den Schatten und Täuschungen des Daseins, vermittelst Beschauung, Kasteiung und Entzückung; diese Verlöschung des Irdischen durch Frömmigkeit und Tugend wird mit dem Worte Nirwana bezeichnet. Irrthümlicher Weise und in einer verkehrten Auffassung haben europäische Forscher, wie unter Anderen Victor von Strauß und Torney, unter der Vorstellung Nirwana verstanden: eine Anbetung des Nichts; einen Lehrbegriff des Atheismus; die Verehrung einer bloßen Naturnothwendigkeit; die Vernichtung aller geistigen Thätigkeit; den Zustand, wo der Unterschied zwischen Sein und Nichtsein aufhört und nur die Leere übrig bleibt; einen bodenlosen Abgrund jenseits des Himmels, in welchen man durch alle Grade büßerhafter Beschaulichkeit gelangt; die Vernichtung der Seele und allen Lebens; das Erlöschen der Flamme des Daseins. — In der That aber bedeutet das Wort Nirwana: die Versenkung der Seele in Gott oder das Weltall; eine Erlöschung des Irdischen, zu welcher man nur durch Frömmigkeit und Tugend gelangt; das Endziel der Seelen-Läuterung; die Scheidung des Geistes aus dem Leiden des Sensara, vermittelst der Verneinung des Bösen in uns, der Vernichtung von Leidenschaft, Bosheit und Täuschung; das göttliche Leben in der Menschenseele; die Reinigung, die nicht durch Andere, sondern nur durch unsern eigenen Willen und unsere eigene Thatkraft bewirkt werden kann.*)

Somit ist denn der Buddhismus keineswegs eine Anbetung des Nichts, sondern eine Religion voll reiner und erhabener Moral, voll Sanftmuth und Schonung, die sich auf Menschen und Thiere erstreckt und den wohlthätigsten Einfluß auf die Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen ausübt.

„Verberget eure guten Werke und zeiget eure Sünden!" so lautet im Buddhathum die Lehre der Demuth. „Mein Gesetz

---

*) Vergl.: „Buddhismus und Christenthum" von Nisi Kanta in „Deutsche Wochenschrift für Volkswirthschaft, Politik, Literatur und Kunst, Leipzig 1877. Bd. II. Nr. 1 und 2." — Eduard Baltzer, „Apollonius von Tyana." — T. W. Rhys Davids, 10. Anhang zu „Lectures on the Origin and Growth of Religion. 1881.

ist ein Gesetz der Gnade für Alle," antwortete Tschakia-muni, als die Brahmanen ihm seine Werkliebe zum Vorwurf machten.

Die Liebe ist, nach Buddha's Lehre, unzertrennlich von dem Muthe, der Geduld und der Ergebung, und das Ideal derselben ist die Vergebung zugefügter Beleidigungen.

Ueber das Nirwana heißt es in den Lehren des Buddhathumes:

„Geduld ist die höchste Nirwana. Nirwana ist die höchste Freude. Lege ab alle Neigung für dein Selbst! Wie du eine Lotosblume im Herbst weglegst, so mache dich auf den Weg nach Nirwana, der Ruhe! Wenn du Leidenschaft und Haß von dir geworfen hast, so wirst du in Nirwana einziehen."

Miß Isabella Bird hatte eine religiöse Unterredung mit einem buddhistischen Monto-Priester.*) „Das Ende der Gerechtigkeit ist Ruhe," sagte er zu ihr; „Nirwana kann nicht leicht erklärt werden. Ihr fragt, ob es eine Absorption sei; ich antworte ja und nein. Es mag Absorption genannt werden aber nicht völlig; die Individualität mag aufhören, aber das individuelle Bewußtsein gebunden bleiben; die ewige Zeit hat eine lange Dauer. Ihr besitzet in euerer Sprache keine Worte, womit ich mich deutlicher über Nirwana erklären könnte. Das Elend ist das Grundwesen alles Lebens. Wer Nirwana erlangt, der wird von der unbarmherzigen Nothwendigkeit befreiet, wiedergeboren zu werden. Das ist Leben im Tode oder Tod im Leben. Euere Sprache hat keine Worte dafür. Ein Gegenstand des Buddha-Glaubens ist, die Menschen rein zu machen, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele lebendig zu erhalten, der die Grundlage aller Gerechtigkeit ist. Buddha ist verkörpert in allen guten Handlungen. Bleibe ich gleichgültig in meinem Zimmer sitzen, so bin ich mein Ich; erhebe ich mich aber und predige Rechtschaffenheit, so bin ich Buddha."

Solcher sittlichen Art sind auch die Lehren Buddha's, die sich auf gewöhnliche Lebensverhältnisse beziehen, wie dergleichen im Lokaniti enthalten sind, einem echten buddhistischen Werke, welches bei den Burmesen am meisten bekannt und, in der Pali-Sprache und zugleich in burmesischer Sprache abgefaßt, von der Regierung in einer Auflage von 10,000 Exemplaren verbreitet worden ist.**) Darin heißt es unter Anderem:

Keinerlei Gut kommt den Kenntnissen gleich, denn es kann von Dieben gestohlen werden; Kenntnisse aber leisten uns in dieser Welt die Dienste eines Freundes und geleiten uns zur Glückseligkeit einer zukünftigen Welt.

---

*) Unbetretene Reisepfade in Japan von Isabella L. Bird; aus dem Engl. v. Robert Springer, Jena 1882, II. 182—1-3.

**) Eine englische Uebersetzung von Lieutenant R. C. Temple, im „Journal of the Asiatic Society of Bengal."

In der Welt erkennst du am Stiel der Wasserlilie, ob das Wasser tief oder flach ist; an dem üppigen oder dürren Boden magst du erkennen, ob ein Land arm oder reich ist. An den Thaten oder Reden eines Mannes erkennest du, ob er von hoher oder niederer Abkunft; aus seinen Worten wirst du ersehen, ob er weise oder thöricht ist.

Ob der weise Mann sein Vermögen verliere, ob Kümmerniß in seinem Gemüthe sei, ob Unglück in seinem Hause walte, ob man ihn betrüge, ob man ihn verhöhne: — er erzählt von alledem nichts.

Dreierlei Anzeichen lassen den gemeinen Menschen erkennen: er besucht oft eines Anderen Haus, ohne eingeladen zu sein; er streitet mit Anderen, ohne gefragt zu sein; er ist stolz auf seine Gaben.

Wenn die Frucht des Wasserfeigenbaumes reif ist, so ist sie äußerlich roth, aber im Innern voller Fliegen; ebenso ist es mit dem Herzen des Bösen.

Wenn die Frucht des Jacabaumes reif ist, so ist sie äußerlich mit Dornen besetzt, aber innerlich voller Süßigkeit; ebenso ist es mit dem Herzen des Gerechten.

Die Flüsse trinken nicht von ihrem eigenen Wasser, noch die Bäume von ihren eigenen Früchten, noch fällt der Regen auf jeden Ort; ebenso sind die Güter des Gerechten bestimmt, Anderen zu helfen.

Willst du weise sein, so verbirg deine Fehler dem Anderen, gleichwie die Turteltaube ihren Kopf einziehet; aber strebe danach, die Fehler des Anderen zu erfahren und zu merken.

In der Welt kannst du nur dadurch erfahren, ob dein Diener gut oder schlecht, daß du ihn gebrauchst; so auch kannst du deine Brüder nur in der Zeit der Gefahr kennen lernen; deine Freunde lernest du kennen, wenn dein Vermögen gering ist; dein Weib, wenn du deinen Wohlstand verloren hast.

Nicht gut siehet aus eine Nacht ohne Mondschein; das Meer ohne Wellen; der See ohne wilde Enten; das Weib ohne den Gatten.

Es liegt in der Natur des weisen Mannes, daß er die Gefahr erblickt, bevor sie kommt, sie von weitem vermeidet und nicht in Furcht geräth, wenn sie bereits über ihn gekommen ist.

Im Nirwana des Buddhathums finden wir eigentlich nichts Andres, als jene Versenkung der Seele, die den Mystikern aller Religionen als höchstes Ziel vorschwebte. Die Lehre des Buddha wurde dadurch populärer, daß der Klerus die strengeren Observanzen übernahm und den Laien dafür nicht nur das Beten und Almosenspenden zur Pflicht machte, sondern ihnen auch die Aussicht auf den Eintritt in eine selige Buddha-Welt, auf „Anita's Reich" eröffnete. Dieses Paradies ist, wenngleich nicht so sinnlicher Art wie das der Mohammedaner, doch eine Erlösung vom sündhaften Leben, eine Welt, mit allen Herrlichkeiten geschmückt, ohne Hülle, ewig rein und frei von irdischer Befleckung.

Die Lehre vom Gebet ist gründlich durchgebildet, namentlich in den buddhistischen Büchern, welche von chinesischen Geistlichen geschrieben sind.*) Das Gebet muß inbrünstig und im Glauben an die Erlösung verrichtet werden.

„Möchte ich mit allen anderen Sterblichen, die gleich mir zu Buddha beten, wiedergeboren werden im seligen Lande und Buddha's Angesicht schauen und gleich ihm alle Wesen erretten können!" so lautet die Anweisung zum Gebete in einem chinesischen Werke über die verklärte Welt. — Wer auf Buddha sein Vertrauen setzt, der gelangt zur Seligkeit, wenngleich seine Sündenlast schwer ist; wer aber Buddha's Schutz verachtet, der muß zurückbleiben, — wie es in jenem Werke ausgesprochen ist: „Obgleich Eisen und Steine schwer sind, so können sie doch in einem Fahrzeuge über den Strom gebracht werden; obgleich aber eine Nadel leicht ist, so kommt sie doch nicht hinüber, wenn man sie keinem Fahrzeuge anvertrauet."

Die Lotosblume hat in der Lehre des Buddhismus eine hohe Bedeutung. Der Buddha wird gewöhnlich auf einer Lotosblume sitzend dargestellt. Ein Priester der Monto-Sekte, welche die Wiederherstellung des Buddhismus in Japan bezweckt, äußerte sich darüber mit folgenden Worten: „Der Lotos ist Reinheit; wie er mit seinen schönen Blumen aus dem Schlamme erwächst, so entsprießt auch die Rechtschaffenheit aus dem Unflathe des menschlichen Herzens."**) — Wenn ein Mensch zum ersten Male gläubig betet, so keimt aus einem See in der Welt der Verklärung eine Lotosblume hervor, die sich in dem Maße entwickelt, wie sein irdisches Leben sich läutert. Einer Legende zufolge ist jener See unermeßlich groß und ausgedehnt und mit rothen und weißen Lotosblumen von allen Größen bewachsen. Einige dieser Blumen blühen mehr oder weniger; noch andere welken und verdorren. Alle diese Blumen sind Menschen der vergänglichen Welt, in denen Gedanken an das Reich der Seligkeit erwacht sind. Sobald ein solcher Gedanke in einem Menschen aufsteigt, entsteht in jenem Wasser ein Lotos.

---

*) Libr. Sinic. 734, I. Band, im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin.

**) Vergl. Isabella L. Bird, „Unbeaten Tracks in Japan", London; — in deutscher Uebersetzung von Robert Springer, Jena 1882.

Wenn er mit reiner Sehnsucht fortstrebt, so entfaltet sich die Blume mit jedem Tage herrlicher, bis sie ganz aufgeblüht ist; giebt er sich aber den Gelüsten wieder hin, so wird sie mit jedem Tage glanzloser und welker, bis sie gänzlich hinstirbt.

Eine Aehnlichkeit des Buddhathums mit dem Christenthume läßt sich nicht ableugnen. Jenes lehrt ebenfalls Demuth, Mäßigung und Nächstenliebe; es hat unzählige Mönchs- und Nonnenklöster gestiftet, den Cultus der Bilder und Reliquien fortgepflanzt, fromme Gebräuche und Legenden verbreitet, sogar einen buddhistischen Papst, den Dalai-Lama, in Tübet eingesetzt.

Wie der buddhistische Ritus zum großen Theile an die Gebräuche der römischen Kirche erinnert, so haben auch die Klöster der Buddhisten in vielen Beziehungen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den katholischen. Ein chinesischer Reisender, welcher Buddhisten-Klöster besuchte, erzählt: „Wenn die Mönche im Speisezimmer beisammen sitzen, so beobachten sie ein feierliches Schweigen; sie vermeiden es, mit ihren Geräthschaften Geräusch zu machen und wenn Einer dem Andern etwas mittheilen will, so giebt er ihm nur ein Zeichen mit dem Finger."

Die Buddhisten leugneten die Autorität der Veda's und und wollten das Brahmanenthum stürzen; in Indien entwickelte sich die Lehre neben dem Brahmanismus und breitete sich im Norden an den beiden Ufern des Ganges aus. Die duldsamen Brahmanen ließen es geschehen, daß die Lehre von dem Volke mit Begeisterung aufgenommen wurde. Erst nach zwölf Jahrhunderten erklärten sie ihr den Vernichtungskrieg. Nach den Nachrichten arabischer Reisender, welche Renaudot übersetzt hat, steht zu vermuthen, daß Buddha sogar noch im 9. Jahrhundert n. Chr. in Indien verehrt wurde. Nach vielen Religionskriegen wurden die Buddhisten endlich verdrängt, ließen sich in Kaschmir, Tübet, bei den Birmanen in Hinder-Indien, auf Ceylon, in Japan und China, Nepal, Awa und Siam, Kochinchina nud ganz Hochasien nieder. Selbst die rauhen Mongolen nahmen die flüchtigen Buddhisten auf und erhielten durch die Lehre derselben einen Anflug von Cultur. Der chinesische Foh oder Fohta ist Buddha. Vermuthlich wanderten die Anhänger der Lehre auch westwärts nach den Ufern des schwarzen Meeres, nach dem heutigen Mingrelien und weiter nach Thracien, Ein-

fluß ausübend auf die Bildung der Pelasger und Hellenen;*) sogar in der nordischen Asalehre will man Spuren der Buddha-Lehre entdeckt haben. Ihre Wanderung war das wichtigste Ereigniß für die Cultur der mittelasiatischen Völker, indem dieselben durch die milde Lehre menschlicher wurden. Noch heute herrscht der Buddhismus über ein Drittheil der Bevölkerung des Erdballs und zu seiner Lehre bekennen sich, nach fünf und zwanzig Jahrhunderten seit ihrer Entstehung, noch 300 Millionen Seelen.

Auch mit Sekten und Irrlehren, aus metaphysischen Grübeleien entstanden, hatte der Buddhismus zu kämpfen. Die Ueberlieferungen erzählen von 96 ketzerischen Sekten, die schon zu Buddha's Zeit bestanden. Noch heute sind im Königreiche Nepal vier verschiedene philosophische Schulen vorhanden, von denen die eine dem Pantheismus, eine zweite dem Theismus huldigt, die beiden anderen das Gewissen und die Freiheit dem Mysticismus entgegensetzen. Die Monto-Sekte in Japan, welcher bereits Erwähnung geschah, verwirft die Gelübde der Ehelosigkeit, die Fasten und die Enthaltung vom mäßigen Genuß der Lebensfreuden. „Die Lehrsätze der Buddhisten-Sekten" — sagte der Monto-Priester zu Miß Bird — „sind ebenso weit von einander unterschieden, wie die der Christen; aber wie ihr Alle an Einen Gott und an Christus glaubet, so stimmen alle Buddhisten überein in der Ehrfurcht vor Buddha, im Glauben an die Unsterblichkeit und die Seelenwanderung."

Von Denkmälern des alten Buddha-Dienstes sind noch mehrere vorhanden, darunter die Ruine des Riesentempels Boro-Budor und die fünf unterirdischen Hallen bei der Stadt Bang zwischen Guzurat und Malva, die riesenhaften Trümmer an der Küste Malabar,**) die Buddha-Bildsäulen aus Granit bei Pondicheri und eine alte Kupferplatte mit Inschriften, in Indien aufgefunden, welche aus dem Jahre 23 v. Chr. Geb. herrührt. An vielen Orten zeigt man Spuren der Füße Buddha's im Boden. Die berühmteste Fußstapfe dieser Art befindet sich auf der Insel Ceylon; sie wird aber von den Christen und den Muselmännern dem Adam zugeschrieben. Buddha-Bildsäulen aus Erz oder Stein finden sich noch häufig in den Tempeln,

*) Ritter, Vorhallen europäischer Völkergeschichten.

**) Schriften der gelehrten Gesellschaft zu Bombay. London, 1819, II. Bd.

da, wo der Buddha-Dienst noch herrscht; auch vereinzelt da, wo derselbe, wie in Japan, im Untergange begriffen ist, in verfallenen Tempeln, oder auch an Wegen. Buddha ist gewöhnlich in der orientalischen sitzenden Stellung dargestellt, gewöhnlich auf einer Lotosblume sitzend oder Lotosblumen zu seinen Füßen. Das Gewand schmiegt sich faltig an den Körper; das Haupt ist von einem weiten Ringe umgeben, der sich nach dem Nacken hin senkt; die eine Hand ruht im Schoße, die andere ist segnend emporgehoben, oder beide halten alterthümliche Stäbe, an der Spitze mit Ringen behangen. Das Antlitz drückt völlige, gleichmüthige Ruhe, den Zustand des Nirwana aus. Siebold, in seinem Werke über Japan, giebt die Kopie eines Gemäldes, worin Buddha's Tod, von Göttern und Menschen betrauert, mit poetischem Zauber dargestellt ist.

Wie schon erwähnt, milderte der Buddha-Glaube die Gesetze, schaffte den Kastenstolz ab und setzte die Gleichheit der Geschlechter ein. Gebet, Buße und unblutige Opfer bildeten den Cultus. Mitleid gegen alle Geschöpfe gehört zu den Haupttugenden, Mitleid, welches keinen Unterschied macht zwischen Menschen und Thieren. Buddha — so erzählt eine Legende — sei eines Tages auf seinen Wanderungen einer Tigerin begegnet, die so ausgehungert war, daß sie ihre Jungen nicht zu säugen vermochte, und er gab ihr einen Theil seines Leibes zur Nahrung preis.*)

In dem buddhistischen Canon, Dhammapada genannt,**) befindet sich eine Ansprache an die Frauen, deren Männer sich auf die Jagd begeben haben:

Wer menschlich gesinnt ist, der tödtet nicht, sondern strebt, alles Leben zu erhalten. Wer das beobachtet, der wird von keinem Mißgeschick betroffen werden. Höflichkeit, Gleichmuth gegen irdische Dinge, Niemanden verletzen oder ihm Verdruß erregen, liebevolle Behandlung des Schwachen, sich mit dem Hinreichenden begnügen und zur rechten Zeit innehalten — dies Alles gehört zum himmlischen Dasein.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ließen sich Männer und Weiber unter seine Schüler aufnehmen und erhielten Ruhe.

---

*) Diese etwas bizarre Legende hat der russische Geschichtsforscher Schmidt aus dem Sanskrit in das Mongolische und Deutsche übertragen und in einem Anhange seiner Mongolischen Grammatik beigefügt.

**) Aus dem Chinesischen in's Englische übersetzt von Samuel Beal, Professor der chinesischen Sprache am University-College in London. — Trübner 1878.

Vor Zeiten lebte ein mächtiger König, Namens Ho-meh (Freund der Finsterniß), welcher einen Bezirk beherrschte, wohin Buddha's Lehre der Barmherzigkeit noch nicht gedrungen war; aber es war dort die übliche religiöse Sitte, die Götter mit Opfer und Gebet um ihren Schutz anzugehen. Nun geschah es, daß des Königs Mutter krank wurde und nachdem die Aerzte ihre Arzneien vergeblich angewendet hatten, wurden alle weisen Männer zusammenberufen, um über ein Mittel zur Herstellung ihrer Gesundheit Rath zu halten. Als der König die Brahmanen-Priester fragte, was geschehen sollte, so erwiderten sie, es sollten auf den vier Hügeln hundert Thiere von verschiedener Gattung und als Krone ein junges Rind dem Himmel zum Opfer dargebracht werden. Der König befahl darauf, daß eine Heerde von hundert Thieren, bestehend aus Elephanten, Pferden, Rindern und Schafen von dem östlichen Thore nach dem Opferplatze getrieben würde. Dies geschah und das klägliche Geschrei der armen Thiere war weithin zu hören. Da erschien Buddha, von Mitleid bewegt, auf dem Platze und hielt eine Rede über „die Liebe zu allem Lebendigen" und fügte die Worte hinzu:

Wenn ein Mensch hundert Jahre lebt und seine ganze Lebenszeit darauf verwende, den Göttern Opfer von Elephanten, Pferden und anderen lebenden Thieren darzubringen, so ist dies nicht so viel werth, wie eine reine Handlung der Liebe, um das Leben zu retten.

An einer Stelle im „Licht von Asien"*) wird eine ähnliche Scene geschildert, wo Buddha gegen ein religiöses Opfer Einspruch erhebt:

Buddha sprach in mildem Tone: „Laß ihn nicht den Streich führen, großer König!" und zu gleicher Zeit löste er die Bande des Opfers und so mächtig war sein Eindruck, daß Niemand ihn daran hinderte. Dann sprach er, daß Alle das Leben nehmen können, aber Keiner es zu geben vermöge. Alle Geschöpfe lieben das Leben und suchen es zu bewahren, denn es sei jedem, selbst dem geringsten, wunderbar lieb und angenehm; ja, Allen sei es ein werther Schatz da, wo Mitleid herrsche, denn Mittleid mache dem Schwachen die Welt sanft und dem Starken edel. Der stummen Heerde verlieh er ergreifende Worte, indem er zeigte, daß der Mensch, der die Götter um Erbarmen anfleht, selber erbarmungslos gegen diejenigen Wesen verfahre, denen er ein Gott sein soll, obschon alles Lebende unter einander verkettet und verwandt sei, denn die Thiere, die wir erschlagen, haben uns Milch und Wolle gespendet und den Händen vertrauet, welche sie morden. Auch kann, sagte er, Niemand seinen Geist mit Blut rein waschen, noch die gütigen Götter durch Blut erfreuen, noch die bösen damit bestechen, noch den unschuldigen, gefesselten Thieren das kleinste Gewicht der Verantwortlichkeit aufbürden für das Unrecht, das er selber begangen hat, in Erwägung, daß nach dem fest bestehenden Gesetze des Weltalls Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem, Maaß mit

---

*) „Das Licht von Asien" oder „Die große Entsagung" (Mahabhinischkramana); Lebensgeschichte des Buddha (in Versen von einem indischen Buddhisten). In's Englische übersetzt von Edwin Arnold. London: Trübner.

Maaß vergolten werde, in Thaten, Worten und Gedanken. Dann fuhr unser Herr fort und lehrte, wie schön diese Erde sein würde, wenn alle lebende Wesen in Freundschaft verbunden wären, zum gemeinsamen Genuß blutloser und reiner Nahrung; die goldenen Saaten, die schimmernden Früchte, die süßen Kräuter wachsen für Alle; die Gewässer fluthen, Trank und Nahrung seien zur Genüge vorhanden. Die Macht dieser sanften Rede besiegte alle Zuhörer; selbst die Priester löschten die Altarflammen aus und warfen ihre Opfermesser bei Seite. Und am folgenden Tage wurde eine Verkündigung ausgerufen und auf Felsen und Säulen eingegraben, des Inhalts: „Solches ist der Wille des Königs: — Bisher ist zum Opfer und zur Nahrung geschlachtet worden, hinfüro aber soll Keiner mehr das Blut des Lebens vergießen noch Fleisch genießen, auf daß die Erkenntniß zunehme und das Leben Eines werde und Barmherzigkeit werde dem Barmherzigen.

Im „Kula Silam", einem Abschnitt der heiligen buddhistischen Schriften, etwa aus dem 3. Jahrhundert vor Chr., lautet Buddha's Lehre:

Worin besteht das gute Betragen eines wahren Schülers? Darin, daß er nichts Lebendiges mordet, und sich enthält, Leben zu zerstören. Die Keule und das Schwert legt er bei Seite und, voller Bescheidenheit und Mitleiden, ist er theilnehmend und gütig gegen alle lebenden Wesen.

Darin besteht seine Güte.

Raub und Unkeuschheit unterläßt er. Indem er die Lüge ablegt, enthält er sich, Falsches zu reden. Er spricht die Wahrheit und weichet nimmer davon. Treu und glaubwürdig, beleidigt er keinen Nebenmenschen durch Betrug.

Darin besteht seine Güte.

Die Lästerung meidend, entsagt er der Verläumdung Was er hier hört, wiederholt er nicht anderswo, um Streit unter den Leuten zu erregen. Auf diese Weise versöhnt er die Zwieträchtigen, ermuthigt zur Freundschaft, sänftigt die Leidenschaften zum Frieden und spricht friedliche Worte.

Darin besteht seine Güte.

Indem er bittere Reden vermeidet, enthält er sich barscher Worte. Was er spricht ist human, dem Ohre wohlgefällig, zum Herzen dringend, leutselig.

Thörichtes Geschwätz meidend, entgeht er der eitlen Unterredung.

Er meidet es, irgend einem Gewächs oder Thier Schaden zuzufügen. Er hält täglich nur Eine Mahlzeit und isset nicht zur Nacht oder zur unrechten Zeit.

Er enthält sich der Bestechung, des Trugs und Betrugs und der krummen Wege.

Darin besteht seine Güte.

Er verstümmelt nicht, tödtet nicht, kerkert nicht ein, raubt nicht am Wege, plündert keine Dörfer oder erlangt Geld durch Erpressung.

Die in Pali geschriebenen buddhistischen Suttas enthalten folgende Stelle:

Und mit Gedanken der Liebe läßt er seinen Geist einen Viertheil der Welt durchdringen, und so den zweiten, dritten und vierten. Und auf diese Weise durchdrängt er mit liebendem Herzen die ganze weite Welt umher, oben, unten und überall, weithin reichend und ohne Maaß.

Gerade so, Vasettha, wie ein tüchtiger Trompeter sich ohne Schwierigkeit nach allen vier Richtungen hören läßt, ebenso übergeht er kein Wesen, das Gestalt oder Leben hat; alle betrachtet er mit befreitem Gemüth und tief empfundener Liebe.

Wahrlich, Vasettha, dies ist der Weg, um sich mit Brahma zu vereinigen.

Und alle Theile der Welt durchdringt er im Gedanken des Mitleids, der Sympathie und der Gleichmüthigkeit.

Nachdem er so gesprochen hatte, redeten die jungen Brahmanen Vasettha und Varadvaga den Gesegneten an und sprachen:

Höchst vortrefflich, o Herr, sind die Worte deines Mundes, höchst vortrefflich. Gerade so, als ob ein Mensch das Verworfene aufhebt, oder das Verborgene enthüllt, oder dem Verirrten den rechten Weg zeigt, oder Licht in die Finsterniß bringt, damit Diejenigen, welche Augen haben, die ewigen Gestalten sehen — ebenso, o Herr, ist uns durch den Gesegneten die Wahrheit in vielerlei Gestalt kund geworden. Und wir bekennen uns, o Herr, zu dem Gesegneten als unserer Zuflucht, und zu der Wahrheit und Brüderlichkeit. Der Gesegnete möge uns annehmen als treue Gläubige und Schüler von nun an bis an das Ende des Lebens.*)

Schon aus den Ideen von der Seelenwanderung und der endlichen Bestimmung der Wesen ergiebt sich, daß das Fleisch-Essen und das Tödten oder Abschlachten der Thiere als Todsünden angesehen werden; es folgt dies aber auch aus dem Begriffe des Nirwana selber, wie wir ihn oben erklärten, und aus der in der Buddha-Lehre enthaltenen Sympathie mit der Thierwelt und aus der Achtung vor allem Leben. „In keinem Lande", sagt Kanta, ein neuerer buddhistischer Schriftsteller, „werden die Fleischer mehr verachtet als da, wo die Religionen der Buddhisten und Hindus herrschen."**)

Ein Beispiel ist erzählt in dem chinesisch geschriebenen Buche vom „Lande der Verklärung":

Ein gewisser Schen-ho hatte bei seinen Lebzeiten das sündhafte Gewerbe eines Schlächters betrieben. Als sein Ende nahe war, sah er plötzlich die Schattenbilder zweier Ochsen vor seinem Sterbelager und hörte die Worte: „Du hast uns getödtet — wehe dir!" Von

---

*) In's Englische übersetzt von T. W. Rhys Davids. Vergl. Sacred Books of the East. Ed. by Max Müller, Clarendon Press, Oxford. 1881.

**) Vergl. Vereins-Blatt für Freunde der natürlichen Lebensweise, herausgegeben von Eduard Baltzer in Grötzingen (Baden). Nr. 150. 1882.

großem Schrecken ergriffen, sagte der Kranke seiner Frau, was ihm begegnet war, und sprach: „Gehe eilig und bitte einen Geistlichen, daß er komme und meine Seele rette!" Der Mönch kam und belehrte ihn über das Land der Verklärung. Schen-ho ließ ungesäumt ein Räucherfaß bringen, that mit der linken Hand die Kohlen, mit der rechten Hand das Räucherwerk hinein, kehrte sein Antlitz gegen Abend und sprach zehn Mal mit tiefster Andacht: „Anbetung sei Amita-Foe!" Bei der zehnten Wiederholung war der Satz noch nicht vollständig — da rief der Betende plötzlich aus: „Ich sehe, wie Amita von Abend her kommt und mir einen kostbaren Sitz anweist!" Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf.

In der Moral der buddhistischen Chinesen, welche in demselben Buche (Tsing-tu-wen) enthalten ist, befindet sich im Buch III eine Reihe Predigten, und im Buch VI besondere moralische Ermahnungen an Menschen jedes Standes, darunter für Fleischer folgende:

Ein Fleischer sollte immer zu sich selbst sagen: „Andere ernähren das Thier, weil sie nach seinem Fleische gelüstet; ich schlachte es, weil mich nach Gewinn gelüstet. Ich raube diesen Geschöpfen das Leben, um mich selbst und meine Familie zu erhalten. Ich habe theure Verwandte, deren Wohlfahrt und Gesundheit mir am Herzen liegt, und ich morde andere Mitwesen: das ist eine unermeßliche Sünde! Wenn ich meinem Gewerbe mit Einem Male entsagen kann, so thue ich am besten; kann ich dies nicht, so will ich ihm allmälig entsagen; ist mir auch das unmöglich, so will ich jeden Tag zu Buddha beten und mit zerknirschtem Herzen folgenden Wunsch aussprechen: „Möchte ich, wenn ich einst Buddha schaue und der Lehre theilhaftig werde, bewirken können, daß alle Wesen, die ich in meinem ganzen irdischen Leben getödtet habe, im Lande der Verklärung wieder geboren werden!" Wenn er in diesem Gebete nicht ermüdet und noch Andere auffordert, ein Gleiches zu thun, so braucht er schon diesseits manche böse Frucht früherer Thaten nicht zu kosten, und jenseits ist ihm die Seligkeit gewiß.

Die Verbreitung des Buddhismus in Hoch-Asien, China und Japan.

Wie schon erwähnt,*) verbreitete sich die Lehre Buddha's, nachdem sie 1000 n. Chr. aus Bengalen, schon 300 n. Chr. aus dem eigentlichen Indien vertrieben worden war, über

*) Siehe oben: Brahma und Buddha, S. 51.

Kaschmir, Tübet, einen Theil von Hinter-Indien, Japan und China und ein weites Gebiet von Hochasien, durch Auswanderer sogar bis nach Thracien und Griechenland. Im 4. Jahrhundert n. Chr. stand sie noch in voller Blüthe am rechten Ufer des Ganges. Aus einer noch viel früheren buddhistischen Zeit rühren die kolossalen Mauerthürme her, welche auf der großen Königstraße zwischen Indien, Persien und Baktrien liegen und von welchen mehrere, wie der „Thurm der schwarzen Säule" und der „Burdschi Kemri", bei Kabul, durch Ausgrabungen erforscht wurden, welche der Alterthumsforscher Masson und der siebenbürger Deutsche Martin Honigberger im Jahre 1815 dort unternahmen. Aehnliche Monumente sind die Dagop's oder Toph's auf Ceilon und Java.*)

Der Nachbarstaat von Indien, China, erhielt von Jenem die Religions- und Sittensätze. Das hohe Alter des Staates erhellt schon daraus, daß sich im Volke keine Sagen vorfinden, welche sich auf den Ursprung desselben beziehen. Die vorhandenen Geschichtswerke beginnen die Geschichte des Reichs sofort mit der Zeit, wo eingeborene Könige herrschten.

Dennoch ist die älteste Zeit der chinesischen Geschichte vorzugsweise nur Sage und Dichtung. Sie erzählt, daß nach der Erschaffung der Welt drei Kaiser regierten: ein himmlischer, ein irdischer und ein menschlicher, welche den Menschen schreiben und Feuer hervorbringen lehrten.

Obgleich das Reich gleichsam eine Welt für sich bildet, so haben doch die Chinesen oft ihre Grenzen überschritten, bald um Eroberungen zu machen, bald um feindliche Anfälle abzuwehren; einige Male haben sie sogar den Schrecken ihres Namens bis an die Ufer des kaspischen Meeres verbreitet.

Auf jene drei Kaiser folgte zunächst Fohi oder Foh, unter welchem Namen eigentlich nur ein Beiname des Buddha zu verstehen ist, denn die Lehrsätze des Foh unterscheiden sich nicht wesentlich vom Buddhaismus und sind als ein Zweig desselben anzusehen.**) Die abweichenden Sekten vereinigten

---

*) Vergl. W. von Humboldt „Ueber die Kawi-Sprache" (S. 144 ff.) und Karl Ritter's Abhandlung über die Toph's, im Berichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Februar 1837.

**) Siehe oben: „Brahma und Buddha" S. 51.

sich doch in der Lehre von der Seelenwanderung. Fohi strebte danach, die rohen Jäger zu Hirten umzugestalten; indem er die Ehe einführte, wurde er der eigentliche Gründer des Staates; er baute Städte, erfand Waffen und Instrumente zur Musik und führte die Zeitrechnung ein. Sein Cultus verdrängte die Ur-Religion der alten Chinesen, welche Schang-di, den höchsten Herrscher des Himmels, aber auch eine große Menge Untergötter oder Schutzgottheiten der Elemente, Berge, Ströme u. s. w., verehrten.

Die Geschichte des buddhistischen Patriarchenthums schreibt aber die Einführung der Buddha-Lehre erst seit dem Ende des 5. Jahrhunderts nach Chr. her. Damals soll ein Heiliger der Buddha-Religion von Indien in China eingewandert sein und seinen Wohnsitz auf dem berühmten Berge Sung aufgeschlagen haben. Seine Religion, welche er als eine Geheimlehre betrieb, vererbte sich auf das chinesische Buddhisten-Patriarchenthum, von welchem ein förmliches hierarchisches System ausging: die Großmeisterwürde in China, die Groß-Lama-Würde in Tübet und das buddhistische Klosterleben.

Unter den Nachfolgern des Fohi sind die gefeiertsten Kaiser die sogenannten drei Patriarchen: Hoangti, Yao und Schün. Der Erste dieser drei erwarb sich die innigste Liebe des Volkes durch seine sorgfältige Regierung. Yao war so tugendhaft, daß Confucius, der sein Geschichtswerk „Schuking" mit diesem Kaiser beginnt, von ihm sagt: „Der Anblick seiner Tugenden, also sein Beispiel, gab seiner Familie den Frieden, den Beamten gute Ordnung, seinem Lande die Einigkeit."

Im 12. Jahrhundert vor Chr. bildete sich in China eine Art Lehnsverfassung, und bald erhoben sich sieben Feudalstaaten zu selbständigen Herrschaften, die sich gegenseitig bekriegten.

Einer der gewaltigsten Kaiser der späteren Zeit war Schihoang-ti, 246—210, welcher der Unruhe, die in den sieben Lehnsherrschaften eingerissen war, durch eine kräftige und weise Regierung ein Ende machte und das zerrissene Reich wieder zur Einheit erhob; nach dem Staate Tsin, welchem er anfänglich vorgestanden hatte, wurde fortan das ganze Reich China genannt.

Vierhundert Jahre vor ihm, nach anderen Angaben um

550 v. Chr., lebte der große Staatsmann und Geschichtschreiber Kong-fu-tse (Kung-Fu-Dsü oder Confucius).

Er stammte aus einer fürstlichen Familie und wurde in Dschung-ping geboren, einer Stadt in der heiligen Provinz Schandung, südöstlich von Peking. Als der Knabe drei Jahre alt war, starb sein Vater und seine Erziehung fiel seiner Mutter anheim. Letztere sah mit Freuden, daß sich in ihrem Knaben die Keime jeglicher Tugenden entfalteten. Er war demüthig und bescheiden, zeichnete sich auf der Schule durch Fleiß aus und studirte im reiferen Alter die Schriften der Alten, um die Züge bürgerlicher und sittlicher Tugend tief in sein Herz zu prägen. Lange Zeit bekleidete er das Amt eines Mandarinen im Königreiche Lou. Als er in den Staatsdienst getreten war, überließ er nicht die Ausführung desselben seinen Untergebenen, sondern prüfte Alles selbst, um unzählige Mißbräuche abzustellen und Alles zu verwerfen, was dem Bürgerwohl gefährlich war. Der Kaiser bezeichnete ihn folgendermaßen: „Sein Gesicht drückt die höchste Weisheit aus, seine Augen sind wie zwei Lichtströme und seine Kehle ist wie die des Drachen. Er gleicht den berühmtesten Weisen des Alterthums und bemüht sich, Alles auf die Lehren der alten Weisen zurückzuführen; er wird die Bewunderung aller Jahrhunderte sein und den Menschen als höchstes Beispiel dastehen."

Als Kong-fu-tse sich einst in dem Lande der Tscheou befand, um die Ueberreste des Alterthums zu studiren, versuchten seine Schüler, einen Eimer aus einem Brunnen zu füllen, der sich im Hofe des königlichen Schlosses befand; dabei verfuhren sie aber zu sanft oder zu heftig, so daß sie ihren Zweck verfehlten, bis endlich der Meister selber den Eimer hinabließ und füllte. „Sehet hier" — sprach er darauf — „das Bild einer guten Regierung und die rechte Mitte, welche man in allen Dingen beobachten muß. Ein Fürst, Beamter oder Hausvater, der seinen Geschäften zu gelinde vorsteht, wird nichts Erfolgreiches ausrichten; er ist wie der Eimer, welcher sanft in den Brunnen hinabgeht, ohne einen einzigen Wassertropfen aufzunehmen. Ein Anderer, welcher die Geschäfte ohne Ueberlegung überstürzt oder sich durch Zorn oder Leidenschaft verleiten läßt, wird nur in der Zerstörung wirksam sein; er ist wie der Eimer,

den man in den Brunnen hinabstürzt und der sich zwar augenblicklich füllt, aber auch sofort zu Grunde geht."

Als Staatsmann arbeitete Kong-fu-tse an der Erneuerung der Gesetze, ohne die bestehenden Verfassungen umzustürzen, noch durch Betrug die Herrschaft über die Gemüther der Menschen zu erlangen; er erwarb sich das Ansehen eines weisen und geschickten Staatsmannes.

Später verließ er seine Staatswürde und begab sich zunächst in das Königreich Sum, wo er in den Städten und an den Höfen der Fürsten als Sittenlehrer auftrat. Selber von reinem Lebenswandel, friedlich und nüchtern, sah er es nicht darauf ab, Stifter einer neuen Religion zu werden oder den im Volke herrschenden Glauben zu verändern; von seinen Religionslehren ist nur bekannt, daß er die Unsterblichkeit der Seele lehrte, die vorhandene Verehrung der höheren, die Elemente und die Erde beschützenden Gottheiten bestätigte, und die jüngere Menschheit zu dem reinen patriarchalischen Glauben der Urväter zurückzuführen suchte. Vorzugsweise aber ließ er es sich angelegen sein, eine Sittenlehre für alle Verhältnisse des Lebens aufzustellen, die Natur der Menschen zurückzuleiten auf ihre ursprüngliche Reinheit und Schönheit, die durch Aberglaube und Laster verdunkelt worden war. Die ganze Gesetzgebung betrachtete er nur als einen Zweig der Moral. Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Gemeinsamkeit, Ehrerbietung gegen das Alter, Bezähmung der Leidenschaften, häusliche Tugenden, Gerechtigkeit der Regenten, Menschlichkeit gegen die Regierten: dies waren die Hauptgegenstände seiner Sittenlehre. Den Ackerbau empfahl er dringend und stellte ihn höher als den Handel. Wenngleich er die Grenzen der väterlichen Gewalt zu weit ausdehnte, so setzte er doch die Liebe zur Bedingung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern:

Der Statthalter Sche sagt zu Kong-fu-tse: „Unter den Einwohnern meines Gebietes finden sich Leute von großer Geradheit und Aufrichtigkeit. Hat der Vater ein Schaf gestohlen, so zeigt ihn der Sohn vor Gericht an." Kong-fu-tse erwiderte: Die Geradheit meiner Untergebenen ist von anderer Art. Der Sohn verschweigt, was der Vater thut, und der Vater, was der Sohn thut. Auch hierin liegt Geradheit. — Sieschi sagt: die Regel des Gehorsams ist Redlichkeit. Wenn aber der Vater nicht die Sünden des Sohnes verschweigt, noch

der Sohn die Sünden des Vaters: wie kann da voller Gehorsam bestehen? Als Ka-sen einen Menschen erschlagen hatte, nahm ihn sein Sohn heimlich auf den Rücken und brachte ihn bis zum Meeres-ufer, um ihn der Gerechtigkeit zu entziehen. Zu jenen Zeiten siegte das elternliebende Herz. Wie kann man über die Redlichkeit einer solchen Handlung in Zweifel sein?*)

Kong-fu-tse reiste von Provinz zu Provinz und gewann einen großen Anhang von Schülern. Er hatte in seiner Sittenlehre nachdrücklich zur Ehe ermuntert und heirathete selber noch in hohem Alter.

Als Greis zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich nur noch mit seinen Büchern. Er starb im 73. Jahre. Seine Schüler übernahmen die Pflicht, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie drückten ihm die Augen zu, kleideten ihn in seine Hofkleider und legten ihn in einen doppelten Sarg. Dann kauften sie im Namen seines Enkels ein Stück Land, worauf sie drei Hügel errichteten; auf den mittelsten pflanzten sie einen Baum, der noch in späteren Jahrhunderten von den Chinesen mit heiliger Achtung betrachtet wurde und dessen Abbildung man noch jetzt in den Kabinetten der chinesischen Gelehrten findet. Hier wurde der Sarg des Confucius bestattet. Aus allen Theilen des Reiches kamen seine Schüler nach der Grabstätte und jeder pflanzte dort einen Baum, den er aus seiner Heimath mitgebracht hatte. In der Nähe des Grabes ließen sich über hundert seiner Schüler mit ihren Familien nieder und allmälig entstand aus dieser Colonie die jetzige Stadt Kin-fou-hien. Der König ließ in der Nähe des Grabes einen Saal errichten und das Bildniß des Kong-fu-tse darin aufstellen; diese Stätte sollte zu bestimmter Zeit ein Versammlungsort für alle Freunde der Weisheit sein. Um das Jahr 203 v. Chr. ließ der damalige König jenen verfallenen Saal prachtvoll wiederherstellen und einweihen. Seit Jahrtausenden hat sich bis heute die Sitte unter den gelehrten Anhängern des Kong-fu-tse erhalten, wenigstens ein Mal im Jahre nach der Grabstätte jenes Staatsmannes und Sittenlehrers zu wallfahrten.

Die Familien der Nachkommen des Confucius genießen

*) Werke des tschinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü und seiner Schüler, in's Deutsche übersetzt von Dr. Wilh. Schott. Halle 1826.

noch heute in China der höchsten Ehren und Würden und bilden den einzigen Geburtsadel in China. Die Sekte des Confucius war zahlreich, verbreitete sich weit und dauert noch heute in China fort. Seine Lebenszeit und die seiner Schüler vereinigte sich mit der Blüthezeit der chinesischen Literatur. Von den fünf heiligen klassischen Büchern der Chinesen verfaßte Kong-fu-tse den „Tschünzien" ganz, einem anderen, dem „Li" gab er seine gegenwärtige Gestalt.

Der Cultus des Confucius ist noch heute bei den höheren Ständen der Chinesen und auch bei den eingewanderten Mandschu allgemein, doch hangen alle chinesischen Nomadenvölker und das ganze Volk im eigentlichen China dem Buddhismus an, wozu auch der Lama-Dienst der Tibetaner gerechnet werden muß.

Die von chinesischen Geistlichen verfaßten Bücher handeln vorzugsweise von dem Tsingtu, „Kilo", dem „Lande der Verklärung", beherrscht von Amitabha, dem obersten Geistlichen. Diese Welt ohne Leiden ist das Paradies der Buddhisten, mit allen Herrlichkeiten geschmückt. Es giebt daselbst kein Leid, sondern nur reine Freude und der Amitabha (der „unermeßlich Glänzende"), der dort herrscht, ist mit unermeßlichem Lichtglanz bekleidet. Tsingtu ist ewig rein und unbefleckt; seine Bewohner kommen in heiligen Lotosblumen (Padma) zur Welt, leben ohne zu altern, erhalten Speise, Kleidung und Wohnung ohne ihr Zuthun; sie athmen die heiterste Frühlingsluft; drückende Hitze und starrer Frost ist ihnen unbekannt; alle Sandkörner des Ganges würden die Zahl ihrer Jahre nicht aufwiegen.*)

Erworben wird dieses Reich durch ein frommes Streben und religiöse Handlungen. Die härteren Observanzen aber hat der Clerus übernommen; Fleischessen gilt als Todsünde; der Laie kann durch Almosenspenden und fleißiges, andächtiges Gebet den Eingang zum seligen Buddha-Lande finden.**)

Die Bewerbung um das Tsingtu ist aber seichter oder tiefer und führt demnach auf eine niedere oder höhere Stufe;

---

*) Geschildert im Tsing-tu-wen (Buch von der Welt der Verklärung) in den Libr. sinic., im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin. I. Bd. 73 t.

**) Vergl. den Aufsatz von W. Schott über „die verklärte Welt des Buddha's Amitabha", im Magaz. für die Literatur des Auslandes. 1840. Nr. 81 u. 82.

aber der Lohn des Einen wie des Anderen ist Austritt aus dem Wechsel der Geburten und ewiges Leben.*)

Wenn ich dereinst Foe (Buddha) geworden bin, möchten dann alle Wesen, die mit festestem und freudigstem Glauben in meinem Reiche zur Welt kommen wollen, durch zehnmaliges Aussprechen meines Namens dieses Ziel erreichen!**)

Das irdische Leben gleicht einer Wasserblase. Wie Viele sterben in ihrer Kindheit, wie Wenige bringen es über die Siebenzig hinaus! Der Mensch sieht hoch betagte Greise vor seinen Augen, denkt aber nicht daran, daß Unzählige schon gestorben sind, ohne alt zu werden. Dabei entgeht Keiner von uns in diesem Leben dem Jammer, allein wir erwägen dies niemals und kommen also nie zur Erleuchtung. So lange unser Gelüste unbefriedigt bleibt, fühlen wir brennende Pein; und ist der Zweck wirklich erreicht, so dauert die Befriedigung nicht lange. Und welcher Mensch kann sich von Sünden frei erhalten? Ein einziger pflichtwidriger Gedanke ist schon eine Uebertretung; aber nicht zufrieden mit kleinen Vergehen, erlauben wir uns die größten und gröbsten! Wir verzehren das Fleisch der Thiere und kleiden uns in ihre Haut. So verwickelt sich der Mensch von Kindheit an in den Wust seiner Unthaten; er bleibt ihnen verfallen und sein verdüsterter Geist kann nicht schauen, welches künftig sein Schicksal sein werde. Hat er aber das leibliche Auge geschlossen, so folgt ihm seiner Greuel Frucht. Benutze also jeden müßigen Augenblick und sinne über diesen wichtigen Gegenstand nach! Sprich täglich zu dir selber: „Von Ewigkeit her irre ich in den Regionen des Geburtenwechsels. Da ich die heilbringende Lehre nicht kennen lernte, so war es mir unmöglich, herauszukommen. Nun ich sie kenne, soll ich zaudern, ihr gemäß zu leben?“***)

Die materiellen Bestrebungen der Menschen werden in folgenden Worten geschildert, wobei der Buddhist an einen Spruch den Confucius anknüpft:

Es fragte Jemand den Kung-tse: „Ist es wohl denkbar, daß Einer seinen Wohnort mit einem anderen vertauschen und dabei sein Weib zurücklassen könne?“ Kung-tse entgegnete: „Es giebt sogar noch Aergeres: die Tyrannen Kie und Tschen haben sich selbst vergessen.“ — Betrachten wir diesen Spruch mit dem Auge der höheren Erkenntniß, so vergessen die Menschen unserer Tage alle sich selbst. Vom frühen Morgen, wenn sie die Augen öffnen, bis zum späten Abend, wenn sie die Augen wieder schließen, sind alle ihre Bestrebungen Staub. Nie denken sie auch nur kurze Zeit an ihr wahres Selbst; also vergessen sie sich selber. Nach Tagen geredet, ist ihnen nichts wichtiger als Befriedigung des Hungers und Durstes. Darum sorgen sie für Speise und Trank — nach Jahren geredet, ist ihnen nichts wichtiger als Schutzmittel gegen Frost und Hitze: darum sorgen sie für Pelzwerk und Sommerkleidung — nach dem ganzen Dasein geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als das irdische Leben. — Keiner

*) Tsing-tu-wen, Kap. IV. Einl. — **) Kap. IV. §. 1. — ***) Tsing-tu-wen, Buch III, §. 4.

bemüht sich um das Land der Verklärung. Wenn ein Mensch hundert Pfund Goldes zu tragen hätte und nicht mehr vorwärts könnte, so würde er es abwerfen und ledig gehen. Zwänge er sich, das Gold weiter zu schleppen, so daß er unter dieser Last sterben müßte, so würde ihn die Welt einen großen Narren schelten; denn Jeder weiß, daß unser Leben mehr werth ist, als hundert Pfund Goldes. Wer aber um dieses irdischen Lebens willen das Land der Verklärung verscherzt, dem verdenkt es Niemand, obschon seine Narrheit unendlich größer ist. Der Mensch glaubt, sich selber zu lieben und für sein Selbst zu sorgen, wenn er jeden Tag kleinliche Interessen verfolgt: ist dies nicht eine falsch verstandene Selbstliebe? Er betrübt sich und verzweifelt wegen Unfälle, die seiner höheren Natur ganz und gar keinen Schaden thun, das heißt: sein Erbarmen über sich gilt nur dem unwesentlichen Theil seines Selbst, nicht dem wesentlichen, der etwas ganz Anderes ist. Alles Unwesentliche muß vergehen; das Wesentliche vergeht niemals.

Das Buch vom verklärten Lande ist großen Theils dialektischen und rhetorischen Inhalts, enthält aber auch besondere Vorschriften: unter anderen, außer dem Gebete für Fleischer, welches oben*) mitgetheilt wurde, auch Vorschriften für Branntwein-Verkäufer und Kriegsleute.

Ein Branntweinbrenner soll zu sich selber sagen: „Die Bestimmung des Getreides ist, den Menschen zu ernähren. Ich verderbe dieses edle Erzeugniß und fertige ein Getränk daraus, das die Menschen betäubt und viel Böses begehen läßt — wer hat die Verantwortung davon? Fortan will ich mit zerknirschtem Herzen zu Amita flehen und sprechen: Möchte es mir vergönnt sein, zu sühnen die Sünde, die ich beging, indem das Getreide verdarb! möchte ich, wenn ich Buddha geschauet habe und der Lehre theilhaft geworden bin, alle Lebenden, die ich bei der Bereitung des Branntweins geplagt und Alle, die den Branntwein getrunken haben, erlösen und in das Land der Verklärung fördern können!“

Ein Kriegsmann soll zu sich selber sagen: „Wir werden von dem Volke ernährt: unser Sold, unsere Ration und Kleidung, Alles ist durch des Volkes saure Arbeit herbeigeschafft. Was uns täglich den Hunger stillt, uns vor Hitze und Kälte bewahrt, Alles verdanken wir dem Lande, dem Fleiß und den Kräften seiner Bewohner. Wir wollen immer unsere Waffen in gutem Stande halten, in ihrem Gebrauche uns üben, dahin trachten, daß das Heer gefürchtet sei, die Wohlfahrt und Ruhe des Reiches und Volkes sichern. Jeder von uns spreche täglich zehn Mal Amitabha's Namen aus und füge diesen frommen Wunsch hinzu: „Verleih', o Buddha, daß ich in Zeiten des Krieges mit meiner ganzen Kraft mein Volk beschützen könne, nicht säumend und nicht rückwärts schauend, wenn es mein Leben zu opfern gilt! Verleih', daß ich im Frieden sorgsam über die Sicherheit des Landes wache, nicht müßig verzehre, was mir zufließt und nicht muth-

*) Siehe oben den Abschnitt: „Brahma und Buddha“, S. 57.

willig tödte!" So offenbart man das Herz eines Pusa's in den Handlungen eines Kriegers.

Die Chinesen, welche den Lehren des Confucius anhangen, erwarten die Wiederherstellung des Friedens und die Herrschaft der Tugend auf Erden „am Ende der Tage", beim Erscheinen des „großen Heiligen". Es heißt von ihm in den alten Schriften:

Die Völker erwarten ihn, wie welkende Pflanzen die Wolken und den Regen; seine Tugend wird die ganze Welt umfassen; er wird Allen ein neues Leben und eine neue Kraft mittheilen und wird sich bis zum Himmel erheben. Dem großen Heiligen, dem Heiligen aller Zeiten und aller Völker ist es vorbehalten, alle Strahlen der Weisheit zu vereinigen und die Vollkommenheit aller Tugenden zu erreichen. Die Völker werden vor ihm sich niederwerfen, sobald sie ihn nur sehen, und sobald sie ihn hören, werden sie überzeugt sein und Alle insgesammt werden einstimmig seine Thaten loben. Die ganze Welt wird vom Schalle seines Namens ertönen und mit seiner Herrlichkeit erfüllt werden. Sein Name ist „Friedensfürst"; er ist nicht übereilt in seinem Gange, nicht von Leidenschaften getrieben; sein Zorn athmet nur Frieden; er ruft den Himmel zum Zeugen der Güte seines Herzens; er wünscht, daß man ohne Kampf sich ergebe, und ist bereit, auch dem Schuldigsten zu verzeihen.*)

In Japan war wahrscheinlich die Sinto- (Schinto-) Religion die ursprünglich einheimische, und ist jetzt wieder Staats-Religion geworden.**) Im 6. Jahrhundert wurde von Corea der Buddhismus eingeführt.

---

*) Isis II, p. 147.

**) Anmerk. Ueber Japan werden noch viele läufige Vorstellungen ausgesprochen und niedergeschrieben, welche theils an sich irrthümlich sind, theils im Verlaufe der Zeit, namentlich seit den letzten Jahren ihre Geltung verloren haben. Japan ist nicht dem chinesischen Reiche tributpflichtig; das Volk im inneren Lande lebt nicht wild; das Klima ist nicht tropisch. Es existiren jetzt nicht mehr zwei Kaiser, ein weltlicher und ein geistlicher. Japan wird nicht mehr von der erblichen Aristokratie der Daimigos beherrscht. Die Waffen des Heeres bestehen nicht mehr aus Bogen und Pfeilen und die Seemacht nicht mehr aus bloßen Kriegsjonken. — Die mysteriöse Zweikaiser-Herrschaft hat aufgehört und der Sjogun-Adel ebenfalls. Die Daimigos, ihrer Titel und Vorrechte beraubt, haben sich in das Privatleben zurückgezogen; die Männer mit den zwei Schwertern sind ausgestorben. Aus Yedo ist Tokiyo geworden, die Residenz des Mikado, des Abkömmlings der Sonnen-Göttin der Sinto-Religion, der kraft göttlichen Rechtes herrscht. Seine Herrschaft ist ein gemäßigter Despotismus, der zuweilen eine constitutionelle Richtung einschlägt und Nachdruck erhält durch Panzerschiffe, Armstrong-Kanonen und Zündnadelgewehre. Die Sklaverei ist unbekannt und die Klassen-Unterschiede sind abgeschafft. Die Staatsreligion ist seit 1868 die Sinto-Religion.

Der Sintoismus ist die roheste Form der Naturverehrung, ein wenig verschönert durch die Berührung mit Confutsianern und Buddhisten, aus welcher Mischung der sogenannte „Rigobu-Sinto" geworden ist, der von dem reinen Sinto unterschieden werden muß. Der reine Sinto verehrt als oberste Gottheit: die Sonnen-Göttin; bei der Andachtsübung, welche ihr gewidmet wird, begnügt man sich im nördlichen Japan damit, sich bei frühem Morgen gegen die Sonne zu wenden, die Hände an einander zu reiben und sich zu verbeugen. Außerdem giebt es aber eine Menge anderer Gottheiten: der Weisheit, Glückseligkeit; Schutzgötter des Hauses, des Thores, des Brunnens, des Hofes und des Küchenfeuers. Jedes Dorf hat einen besonderen Gott, der dem ganzen Distrikt vorsteht und dessen Jahresfest gefeiert wird; jedes Haus hat seine kleinen Schreine, in welchen Papierstreifen mit den Namen der Hausgötter verwahrt werden. Die Schoden oder Sinto-Tempel enthalten je vier hölzerne Kasten, die auf niedrigen Ständern stehen, mit leichten Henkeln versehen und mit weißer Seide bedeckt sind. In jedem Kasten liegt ein Spiegel, in einem Beutel aus Brokatstoff. Ueber einem Spiegel ist ein hölzernes Gehäuse angebracht und darüber eine Decke aus grober Seide, welche das Gehäuse und den Spiegel verhüllt. Die drei anderen Spiegel stehen außerhalb des Gehäuses, sind aber ebenfalls verhüllt und man sieht nichts weiter als die Decken.*) In diesen Spiegeln sollen die Geister der Gottheiten vorgestellt werden. Der ursprüngliche Spiegel, welchem die übrigen nachgebildet sind, stellt die Sonnengöttin vor, die angebliche Urahnin der japanischen Kaiser, welche als Sinnbild ihrer Macht auch den Spiegel und das Schwert, als Hoheitszeichen, erwählt haben. Einen solchen Spiegel gab, als ihr Sinnbild, die Sonnengöttin auch dem Ninigi, als sie ihn absendete, die Welt zu regieren. Die sogenannten „Gohei", Stäbe mit herabhangenden Papierstreifen, sollen eigentlich nur die Geister der Gottheiten herbeirufen, nicht aber Götzenbilder sein. Die Opfer, welche den Gottheiten dargebracht werden, bestehen meistens nur aus Kupfermünzen, Reis, Salz, Wasser

*) Isabella L. Bird, Unbeaten Tracks in Japan. London, 1880. vol. II. — In deutscher Uebersetzung von Robert Springer: „Unbetretene Reisepfade in Japan." 2. Band. S. 212, 213.

oder Reisbier (Sake), frischen Blumen und Laubzweigen von der Cleyera japonica. Das am meisten verbreitete Sinto-Emblem ist ein Seil aus Reisstroh, welches über den Tempel-Eingängen, auch über Hausthüren und an geheiligten Bäumen hangt. Der Cultus umfaßt die Verehrung der Gottheiten und der Vorfahren und ihrer edlen Thaten. Ein eigentlicher Gottesdienst findet im Sinto nicht statt; die Ceremonien zielen auf eine Reinigung von sündlicher Befleckung. Die gewöhnlichste Art der Verehrung besteht darin, daß man zwei Male in die Hände klatscht und einige Kniebeugungen macht, die unbedeutenden Opfergaben spendet und etwa einen Talisman oder eine Reliquie kauft. Zu diesem Zwecke wallfahrten die Frommen oft Hunderte von Meilen weit. Man nimmt an, daß die Gottheiten in den Tempeln, die ihnen geweiht sind, wohnen und weckt ihre Beachtung, indem man eine Glocke am Eingange in Bewegung setzt.

Die Sinto-Religion erhielt den Schutz der Regierung unter dem Mikado Sujin, 30 vor. Chr. Geb. Im 6. Jahrhundert lehrten Missionare von Korea den Buddhismus, der schnelle Fortschritte machte, so daß im 8. Jahrhundert ein Befehl erging, in jeder Provinz zwei Buddhisten-Tempel und eine Pagode aus sieben Stockwerken zu erbauen. Mit der Restauration der Mikado's, im Jahre 1868, wurde der Sintoismus, der den Mikado von der Sonnengöttin abstammen läßt und seinen Palast zu einem Tempel erhebt, wieder zur Staats-Religion erklärt, indem er ganz geeignet erschien, als ein politischer Hebel zu dienen und der Fürstengewalt Ansehen zu verschaffen. Da der Budhismus aber auch die Götter und Helden der japanischen Tradition feiert, so wurde eine Vermischung beider Culte zu der „zwiefältigen religiösen Doctrin", Riyobu-Sinto genannt, nicht ungern gesehen. Seitdem halten Buddha- und Sinto-Priester in vielen gemeinschaftlichen Tempeln ihren Gottesdienst, und man sieht in ihren Hallen Buddha-Bildsäulen gemischt mit den hölzernen Sinto-Götzenbildern.

Der glänzende Schmuck, den der Buddhismus vor seinem Verfall an sich trug, ist zwar verschwunden, aber die noch übrigen Tempel stehen noch in aller Pracht, wie zu Schiba in Yedo, und die nackten hölzernen Sinto-Schreine mit dem Zeltdache

und den kahlen Wänden sind nur in Ise und wenigen anderen Orten zu finden. Im Ganzen sind jetzt 98,000 Sinto-Tempel in Japan, wobei jedoch die kleinen Garten-Schreine mitgezählt sind; die Zahl der Tempeldiener, die als kaiserliche Beamte anzusehen sind, beläuft sich auf 20,000.

Noch immer haftet der Buddhismus in der Masse des Volkes.

Miß Bird beschreibt einen buddhistischen Tempel, wie sie ihn noch heute in Niigata gefunden hat:*) „Die eigentlichen Altarstücke bestehen aus einem Räuchergefäß in der Mitte, daneben auf jeder Seite Blumenvasen, neben diesen zur Rechten und zur Linken ein Armleuchter. Im Allgemeinen haben die Niigata-Tempel das Ansehen von Stätten der Andacht und Frömmigkeit, und wenn einige buddhistische Sinnbilder weggeräumt würden, so könnten sie unverändert zu christlichem Gottesdienst gebraucht werden. An den Altären stehen drapirte, aufrechte Buddha-Figuren, mit einer Glorie um das Haupt wie die Madonna, in kostbaren Schreinen; unter ihnen die erwähnten Vasen mit frischen Blumen, von dem einschläfernden Duft der aufwirbelnden Weihrauchwolken eingehüllt. Vor dem Schrein hangen antike Lampen mit mattem, aber nicht verlöschendem Lichte. Die Weihrauchsdämpfe, das Geklingel der kleinen Glocken, die brennenden Kerzen am Hochaltare, die geschorenen Häupter und fliegenden Gewänder der Priester, das Niederknien und die Prozessionen, der Gesang der Litaneien in einer unbekannten Sprache, der umgitterte Raum, das düstere Licht, und viele andere größere und geringere Aehnlichkeiten erinnern an die Pracht des römischen Ritus. Woher kamen die Vorbilder aller dieser Schreine, Lampen, Leuchter und erzenen Gefäße, welche bei Buddhisten, Ritualisten, Griechen und Romanen in gleicher Weise in Gebrauch sind? woher die flammigen Zungen in den Tempeln, das Weihwasser, die Gewänder der dienenden Priester, die Kerzen und Blumen auf dem Altar, die weißen Kleider der Pilger und alle andere dazu gehörige Uebereinstimmungen? Die Aehnlichkeit vermindert sich auch nicht durch das Gedränge der

*) Isabella L. Bird, Unbetretene Pfade in Japan, aus dem Englischen von Robert Springer. I. S. 153.

Gläubigen, welche murmelnd ihren Rosenkranz abbeten und auf den Matten des Fußbodens kauern.“ — Aehnlich lautet eine Schilderung aus Hakodate: „Ich habe dem Gottesdienst fast jeden Tag beigewohnt. An jedem Nachmittag ist der große Tempel mit Männern und Frauen gefüllt, welche sämmtlich den ärmeren Klassen angehören. Sie nehmen den Platz ein, welcher von dem heiligern Raume, wo der Priester waltet, durch ein Gitter abgeschlossen ist, und verhalten sich so ruhig und ordentlich wie nur möglich. Tief und dumpf, jedoch über die ganze Stadt hinaus, erschallt der Ton der großen ehernen Glocke und ruft die Hörer zusammen, und pünktlich um drei Uhr schlagen die Priester die schwer vergoldeten Gitterthüren zurück und zünden die Lichter und Lampen an, welche ein schwaches, geheimnißvolles Licht durch den prächtigen Raum verbreiten. Man erblickt den Hochaltar mit einer grünen Brokatdecke und die Seitenaltare, welche mit weißem goldgestickten Brokat behangen sind. Von dem unteren Altare erheben sich Weihrauchdämpfe zwischen Vasen mit weißen Blumen und ein einschläfernder Sinnenreiz durchzieht das ganze Gebäude. Die Priester tragen weiße Gewänder, darüber Obergewänder aus schwarzer Seidengaze; auf ihrem Rücken hangt an grünen Seidenbändern ein großes viereckiges Stück aus grünem Brokat. Vier von ihnen knieen nieder, den Rücken dem Volke zugekehrt; ihnen gegenüber knieen acht andre Priester, welche ähnlich gekleidet sind, nur daß die Brokatstücke, die sie auf ihren Rücken tragen, zwischen grün und braun abwechseln und mit Silber gestickt sind. Vor Jedem befindet sich ein niedriges lackirtes Pult für die Bücher und die sanft klingenden Glöckchen, deren sie sich bei ihrem Amte bedienen. Noch zwei andere Priester knieen auf den Seiten des Altars. Sobald eine Glocke ertönt, beugen sich die vierzehn geschorenen Häupter drei Mal zur Erde nieder und es werden noch mehr Lampen angezündet; wieder ertönt eine Glocke und eintönige Litaneien erschallen, untermischt mit Geklingel; von Zeit zu Zeit antwortet das Volk in einer ihm unverständlichen Sprache. Nach Verlauf einer Stunde entfernen sich die Priester in einem feierlichen Zuge; nur Einer von ihnen besteigt eine viereckige Kanzel innerhalb des umgitterten Raumes, setzt sich nieder, nicht nach japanischer Sitte, sondern mit gekreuzten

Beinen, wie der Stifter ihres Glaubens es gelehrt hat, und predigt dann eine Stunde lang mit kraftvollem, eindringlichem Tone." —

Ein geringer Unterschied herrscht nur in dem Tempel der Monto-Sekte, welche alle Bildnisse und sinnliche Ausschmückungen, die auf den Geschmack des Volkes berechnet sind, verwirft: „Die einfache Pracht in dem großen Tempel übertrifft jedoch Alles, was ich jemals gesehen habe. Der große längliche Raum hat ein plattes Dach, das von vielen Säulen aus geglättetem Holze getragen wird; ein Drittheil davon ist für das Allerheiligste abgegittert; die hinteren Wandgetäfel und die Paneele der großen Flügelthüren enthalten Blumengemälde auf Goldgrund. Hinter einem schwarz lackirten Altar steht ein prächtiger Schrein, in farbigem Zwielicht schimmernd; auf dem eigentlichen Hochaltar stehen aber nur zwei Leuchter, zwei Vasen mit schneeweißem Chrysanthemum und eine prachtvolle Weihrauchpfanne aus Bronce; auf dem unteren Altar befindet sich nichts weiter als ein Räuchergefäß. Auf sechs schwarz lackirten Pulten lagen die Litaneirollen und über dem Altar brannten sechs Lampen in mattem Lichte."

Ob der Buddhismus in Japan wieder aufleben werde, diese Frage der Miß Bird beantwortete der Priester der Monto-Sekte mit den Worten: „Der Buddhismus war einst stark und ist jetzt schwach; er mag jedoch wieder aufleben oder nicht: seine lebensfähigen Wahrheiten — Reinheit, Seelenwanderung und Unsterblichkeit — können nicht sterben.*) Der reine Buddhismus kennt keine Klassen. Buddha war, was ihr einen Demokraten nennt. Alle Seelen sind gleich, alle Menschen können durch Rechtschaffenheit Buddhas werden. Euer Christus war ein Demokrat und wollte aus den Menschen eine Brüderschaft machen; ihr aber habet eine Lehre für die Reichen und eine für die Armen, und eine Kirche für die Reichen, in welche die Armen nicht eintreten können, und eine für die Armen, wo ihr den Menschen lehret, sie müssen den Reichen gehorsam sein; das ist nicht unsere Art. Der Buddhismus kann noch wieder erstehen; er lehret den Menschen die Reinheit; er zeigt, daß

*) Bird, Unbeaten Tracks in Japan. II. p. 240.

das Ziel der Rechtschaffenheit die Ruhe ist; die Reinheit ist nur der Weg zur Ruhe."

Die höheren Stände bekennen sich äußerlich aus politischen Rücksichten zur Sinto-Religion, begnügen sich aber mit dem modernen materialistisch-philosophischen System, welches ihnen von England eingeführt wurde. Das Christenthum ist durchaus geduldet.*)

Im japanischen Volke ist auch aus dem Buddhismus noch ziemlich ungetrübt der Abscheu gegen das blutige Mahl haften geblieben. Fleisch wird nur da gegessen, wo die „westliche Bildung" bereits Fortschritte gemacht hat.**) Die Thiere, auch die böswilligen Saumrosse, werden mit der größten Schonung behandelt.

---

*) Die neue englische Philosophie — meinte jedoch jener Monto-Priester — wie sie Mill, Herbert Spencer und Andere lehrten, und die wissenschaftlichen Schriften von Huxley und Darwin, diese Philosophie schadet in Japan sowohl dem Buddhismus wie dem Christenthum; eure eigene Philosophie, nicht den Sinto oder Buddhismus wird euer Christenthum hier unter den Gebildeten zu bekämpfen haben.

**) Die genannte englische Reisende kommt durch die „Lebensmittelfrage" in unaufhörliche Verlegenheit. „Die Thatsache ist die, — schreibt sie — daß man Brot, Butter, Milch, Fleisch, Geflügel, Kaffee, Wein und Bier nur in wenigen Hotels erhält, welche in volkreichen Gegenden für die Fremden vorhanden sind; frischer Fisch ist selten, und falls man nicht von Reis, Thee und Eiern, hin und wieder mit den Zuthaten von geschmacklosen (sic!) frischen Pflanzenspeisen leben kann, so muß man sich mit Lebensmitteln versehen." Die Fleischesser scheinen nicht über Fisch und einiges Geflügel hinauszugehen. „Die gebräuchlichsten Suppen bei den Mittelklassen — heißt es an einer anderen Stelle — sind Bohnen-, Eier- und klare Suppen. Die letztere ist zweierlei Art: aus Wasser und Salz oder aus Wasser und Soy. Bei den niederen Klassen kommen verschiedene Arten vor, von denen die meisten wie gesalzenes schmutziges Wasser schmecken und geronnenen Bohnenbrei und Stücke getrockneten Fisches enthalten." — Sobald aber die Lady erst die „unbetretenen Pfade" betreten, das heißt sich unter das eigentliche einheimische Volk begeben hat, sieht sie sich ausschließlich auf Thee und die „geschmacklosen" frischen Pflanzenspeisen angewiesen. Es ist rührend, wie die arme Lady unter den unkultivirten Leuten sich abmühet, etwas Fleischiges unter die Zähne zu bekommen. Durch vieles Bitten erlangt ihr Diener zuweilen um hohen Preis ein Huhn, das aber nicht selten noch vor der Schlachtung von dem reumüthigen Verkäufer wieder abgeholt wird.

Griechische Cultur-Entwickelung bis zum Ende der Heroen-Welt. Orpheus und die thracischen Sänger.

Zum großen Theil unabhängig von der Bildung anderer Nationen, entwickelte sich die Geistesbildung der Griechen aus sich selber, wenngleich sie die Anfänge der bildenden Kunst und der Mathematik, viele Ideen der Philosophie von den Aegyptern, die Schrift von den Phöniziern erlernten und ihre ältesten Sagen und Dichtungen theilweise mit den ältesten Ueberlieferungen übereinstimmen und auf den gemeinsamen Ursprung der Geistesentwickelung der alten Völker hindeuten. Auch in der Mythologie sind nicht bloß pelasgische sondern auch phönizische Elemente enthalten, aber das ganze Gebilde ist hellenisch. Was sich Fremdes in den griechischen Götter- und Heroen-Mythen vorfindet, ist theils asiatischen, theils ägyptischen Ursprungs. Eine Einwirkung aus Unter-Aegypten auf Hellas und die Inseln des Mittelmeeres geschah jedoch mittelbar durch die alten Jonier und durch die Pelasger, einen arischen Stamm, der von den aus Aegypten verdrängten Semiten zur Auswanderung getrieben worden war. Die Pelasger aber gingen in den Griechen auf; sie wurden gräcisirt*) und nach Herodot's Zeugniß (Herodot I., 56 und 57) bestand sogar der ionische Hauptstamm aus vormaligen Pelasgern. Durch diese gewaltsame Umwandlung eines eingedrungenen Volkes entstand aus einer Erhebung ein selbständiges National-Leben, während der von den Pelasgern überlieferte religiöse Ideenkreis in der ungebildeteren Volksklasse noch fortlebte. Auf der anderen Seite erhielt die geistige Bildung einen neuen Aufschwung durch den von den Priestern befreiten Sängerstand, welcher den Kern der nationalen Sagen feierte, wie sie in der Erinnerung des Volkes lebten.

Die Heroen sind entweder Könige, wie sie die meisten der damaligen kleinen griechischen Staaten hatten, oder Abkömmlinge

---

*) Dr. Eduard Röth, Geschichte der griechischen Philosophie, Einleitung, p. 15.

tapferer Herrschergeschlechter; zuweilen vereinigten sich die Helden zu gemeinsamen Unternehmungen oder Kriegszügen.

Jene erwähnten Sänger, vorherrschend von thracischer Abkunft, waren zugleich Priester und Propheten. Sie schufen die heiligen Gesänge und Weihelieder, welche beim Tempeldienste und bei den Mysterien in Gebrauch kamen und sich bis in die spätere geschichtliche Zeit erhielten. Die namhaftesten dieser Weissager, Hymnen- und Weihedichter sind unter anderen der Hyperboräer Olen und die Thracier Linus, Orpheus und Musäus.

Die drei Letzteren gelten als die Stifter der orphischen Sekte, welche vor Allem eine naturgemäße Lebensweise zur Bedingung der Läuterung machten. Ueberhaupt schloß sich der Glaubenskreis dieser Weissagungen und Dichtungen an die thracischen, ägyptischen und indischen Glaubenslehren, welche blutige Opfer und Fleischgenuß verboten. In den Tempeln zu Delos, wo man nur die Spenden der Erde den Göttern darbrachte, sang man noch im 5. Jahrhundert vor Chr. Geb., ja noch im 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. die Hymnen Olen's, eines Abkömmlings der Hyperboräer, welche alljährlich die Erstlinge der Früchte nach dem Apollo-Tempel zu Delos schickten.*) Die Insel Delos hat der Hymnen-Dichter Kallimachus in seiner 4. Hymne besungen, als die Nährerin des Apollo, „die den Phöbus, den König der Lieder, gewaschen, in Windeln gehüllt und zuerst als einen Gott verehrt hat.“ Eine Stelle dieser Hymne lautet:

Die Schwäne, die süßen Sänger des Apollo, die gesangreichen Vögel der Musen, flogen, der Gebärerin singend, sieben Mal um das Eiland. Noch nicht hatten sie das achte Mal ausgesungen, als schon Apollo geboren wurde. Die delischen Nymphen, die Töchter des alten Flußgottes, stimmten der Lucina feierliches Lied an; und der eherne Aether hallte von dem lauten Jauchzen der Singenden wieder. Da wurden, o Delos, alle deine Grundvesten golden; golden floß den Tag über dein runder See; der Stamm des Oelbaums prangte mit goldenen Aesten, und Alles, was der tiefe Fluß Inopus trug, wurde zu Golde. Du selber hobst vom goldenen Boden den Knaben auf und legtest ihn an deinen Busen. Phöbus sog die süße Brust. Von der Zeit an bist du die heiligste der Inseln, die Nährerin des Apollo. Niemals sind Bellona, der Tod, niemals die Rosse des Mars deinen

*) Pausanias VIII. 21, 2; IX. 27, 2. 30, 5. Herodot IV, 35.

Ufern nahe gekommen; aber vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne, vom Norden bis zum Mittag feiern dir alle Völkerschaften festliche Tänze, selbst die in den hyperboräischen Gefilden wohnen, die Geschlechter von ehrwürdigem Alter. Diese bringen dir noch immer heilige Garben von den Erstlingen ihrer Aehren, jene in fernen Landen erzeugten Geschenke, welche die Diener und Hüter der weissagenden Urne, die Pelasger, zuerst zu Dodona empfangen, um sie dann nach der heiligen Gebirgslandschaft der Melier zu bringen. Diese überfahren dann das Meer und überliefern sie den Abanten in den reizenden Ebenen von Lelos, von wo es nur noch eine kurze Reise ist bis zu dir, da die Häfen von Euböa deinen Küsten benachbart sind. Von den braunen Arimaspen brachten dir solche Gaben zuerst des Boreas Töchter, von den auserlesensten Jünglingen begleitet. Sie sahen auch ihr Vaterland nicht wieder; ewig glückselig wurden sie und unvergeßlich ihr Andenken. Denn wenn der lieblich tönende Brautgesang die Mädchen in ihren Kammern beängstet, bringen diese den Jungfrauen ihre Locken, und die Jünglinge das erste abgeschorene Haar zur Gabe. Genußreiche Asterie, dich haben andere Eilande wie mit einem Reigen umgeben; auch ist es nie still bei dir, nie leer von hüpfenden Tänzern; Hesperus mit dem schimmernden Haare siehet dich immer durch Lieder verherrlichet. Deine Jünglinge singen den alten Gesang, welchen Olen, der Seher, einst vom Xanthus aus Lycien brachte; deine Jungfrauen aber stampfen im Tanze den unbeweglichen Boden. Da wird auch das heilige, wohlthätige Bild der alten Cypris mit Kränzen behängt, das Theseus einst mit seinen Jünglingen aufstellte, als er aus Kreta floh. Sei mir gepriesen, o Delos, glückseligste der Inseln; sei gepriesen, Apoll, und auch du, Diana, die Latona gebar!

In der Hymne auf Zeus schildert Kallimachus, wie der erhabene Sohn des Saturnus in der Kindheit von den Nymphen gewiegt und genährt wurde:

Dich wiegte Adrastéa in einer goldenen Wiege; du aber sogst an den milchvollen Eutern der amaltheischen Ziege, und süßer Honig war deine Speise, denn die Bienen sammelten von den idäischen Bergen dir Honig in Fülle.

Die Hymne auf den Apollo schildert den Gott als Freund der Hirten, die er in Schutz genommen, seitdem er, aus Liebe zu dem jungen Admet, die Zugrosse am Amphrysus geweidet hatte:

Alle Triften, welche Phöbus mit gnädigem Auge anblickt, sind von Rindern voll; weidende Ziegen irren unter Lämmern und Widdern, und nie gebricht es den Schafen an Milch und Fruchtbarkeit; denn an aller Euter hanget ein säugendes Lamm.

Auch die übrigen religiösen Dichtungen jener Zeit erhielten sich, wie jene Hymne des Olen, bis auf die spätere Nachwelt. Pau=

sanias kannte noch die Hymnen des Musäus*) und Herodot und seine Zeitgenossen verehrten noch die Weissagungen desselben, welche auf der Akropolis zu Athen aufbewahrt wurden.**)

Zu verwundern ist es nicht, daß das rechte Verständniß jener Dichtungen sich in dem Maße trübte, als die Menschen, wenngleich in der ästhetischen Cultur scheinbar fortschreitend, doch in ihrer Lebensweise, in ihren Opferspenden und in ihrer eigenen Nahrung verwilderten.***)

Die Hyperboräer, von welchen in der Ode des Kallimachus die Rede ist und von welchen die Griechen sagten, sie seien gegen die kalten Nordwinde Griechenlands geschützt, lebten nach dem Zeugniß des Hellenikos, auf welchen sich Clemens von Alexandrien beruft,†) gänzlich ohne Fleischnahrung, nur von Früchten und führten aus diesem Grunde „ein gerechtes Leben".††) Ihre Gesandten, welche die Fruchtspenden alljährlich nach Delos brachten, mußten, wie Kallimachus andeutet, eine weite und beschwerliche Reise machen: über den Tanaïs (Don), längs des mäotischen Sees (des asowschen Meeres), durch Mysien, Macedonien und Thessalien. Hellenikos schreibt auch, die Hyperboräer hätten jenseits der rigäischen Berge gewohnt und Plutarch erzählt, Gallier hätten diese Berge überschritten und sich unter den Hyperboräern angesiedelt.

Unblutige Opfer wurden in Griechenland dem Apollo, außer in Delos, noch in vielen anderen Tempeln dargebracht; zu Delphi weihete man Kuchen und Weihrauch und die parnassische Jungfrau brachte die Erstlinge der Jahresfrucht; zu Patara wurden Kuchen in Form von Bogen, Pfeil und Leier als Opfergaben gespendet. Porphyrius berichtet ebenfalls von den

*) Pausanias I, 22, 7. IV, 1, 5.

**) Herodot VIII, 96. IX, 43.

***) „Was Pausanias von einem dieser Hymnen anführt: die Geburt des Eros durch die Ilithyia, zeugt von einem religiösen Ideenkreis, der für die späteren Griechen längst unverständlich und fremd geworden war, weil er sich an die alte ägyptische Glaubenslehre, aus welcher er stammt, auf's Engste anschloß." (E. Röth, Einleitung zur Geschichte der griechischen Philosophie.)

†) Stromat. I. p. 59. 60.

††) Hellenicus autem scribit, Hyperboraeos habitasse ultra Riphaeos montes, doceri autem ipsos justitiam, non vescentes carnibus, sed arborum fructibus.

Hyperboräern, welche Garben nach Delos brachten und beruft sich auf Dikaearch, auf Theophrastus, auf die alten athenischen Gesetztafeln und auch auf Empedokles, daß die ältesten Opfer in Früchten, später in Kräutern bestanden. Das Fleischessen, welches nach der Einführung der blutigen Opfer aufkam, hätte Lykurg in seinem Staate so viel wie möglich beschränkt und damit zugleich die Verbrechen vermindert. „Den Priestern" — sagt er an einer anderen Stelle — „war der Fleischgenuß ganz untersagt oder wenigstens die Enthaltung von mancherlei Art desselben, und zwar bei Griechen, wie bei Nichtgriechen. Wenn nun aber Diejenigen sich des Thierfleisches enthalten, die das Heil der Staaten zu vertreten haben und denen der Gottesdienst obliegt, wie wollte man dann zu behaupten wagen, daß diese Enthaltsamkeit ohne Nutzen für die Völker sei.*)

Mit diesem Cultus, der den Vorstellungen der späteren Zeit unverständlich geworden war, steht Orpheus, das Haupt der thracischen Sängerschule, in engem Zusammenhange, und ebenso mit dem Weihedienste, als dessen Stifter er genannt wird und der im heroischen Alterthume durch ganz Griechenland verbreitet war. Dies war der Weihedienst des Dionysus (Bachus), worin Dieser als ganz gleichbedeutend mit dem Beherrscher des Todtenreiches, Hades (Pluto), verehrt wurde. In der späteren Zeit waren Dionysus und Bachus im Volksglauben zwei ganz verschiedene Göttervorstellungen. Eng verwandt mit den Dionysien war der Weihedienst des Saturnus und seiner Tochter Demeter (Ceres) oder die eleusinischen Mysterien. Beide Weihedienste entsprechen dem ägyptischen Cultus des Osiris und der Netpe. Der des Dionysos war über ganz Griechenland vom Norden Thessaliens über das ganze Festland und den Peloponnes, über Kleinasien und die Inseln, sogar über Italien und Sicilien verbreitet. Die Mysterien von Eleusis erhielten sich noch, nachdem Griechenland durch Sulla beinahe völlig zu Grunde gerichtet war.

„Man kann nicht wissen," — schreibt Voltaire — „welche

---

*) περὶ ἀποχῆς. ἐμψυχῶν II. 20. 21. — IV. 3. 5.

Nation diese Mysterien zuerst erfand, die vom Euphrat bis zum Tiber in so hohem Ansehen standen. Die Aegypter nennen nicht den Urheber der Mysterien der Isis. Zoroaster soll sie in Persien gestiftet haben, Cadmus und Inachus in Griechenland, Orpheus in Thracien, Minos in Creta. Gewiß ist es, daß alle diese Mysterien auf ein künftiges Leben deuteten, denn Celsus sagt zu den Christen*): „Ihr rühmet euch, an die ewigen Strafen zu glauben; haben nicht alle Priester der Mysterien schon dieselben den Eingeweihten verkündet?" — Die Griechen, welche den Aegyptern so viele Dinge entlehnten, haben ihre berühmten eleusinischen Mysterien nur denen der Isis nachgebildet. Daß die Mysterien des Zoroaster den ägyptischen vorhergegangen seien, läßt sich nicht behaupten. Beide rühren aus der ältesten Zeit her und alle griechischen und römischen Schriftsteller, welche derselben erwähnten, stimmen darin überein, daß die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnungen und Strafen nach dem Tode in diesen heiligen Ceremonien verkündigt wurden. Es hat den Anschein, als ob die Aegypter, da sie diese Mysterien eingesetzt hatten, auch ihren Ritus bewahrten. Das Gebet, welches wir im Apulejus bei des Lucius Einweihung in die Mysterien der Isis erwähnt finden, soll das alte Gebet sein: „Die himmlischen Mächte sind dir dienstbar; die Hölle ist dir unterworfen; das Weltall dreht sich unter deiner Hand; deine Füße treten den Tartarus; die Gestirne antworten deiner Stimme; die Jahreszeiten kehren wieder auf dein Gebot; die Elemente sind dir gehorsam u. s. w."**)

Der Zweck dieser Weihedienste bestand darin, die Eingeweiheten zu läutern — wie Röth meint: als eine Versöhnung mit dem Todtenbeherrscher und um der künftigen Seligkeit willen — jedenfalls also: um im irdischen Leben das künftige anzubahnen, wie es jeder gebildete Cultus zur Aufgabe macht. Die Läuterungen bestanden vornehmlich in Reinigung und Fasten, das heißt: in der Enthaltung vom Genusse des Fleisches. Denn die Götter, welchen man in diesen Weihe-

*) Origenes, lib. 8.
**) Voltaire. Essai sur les moeurs et l'esprit des Nations, Discours préliminaire.

diensten huldigte, waren diejenigen, die im Allgemeinen deswegen verehrt wurden, weil sie den Menschen die Früchte der Erde gegeben und ihnen den Ackerbau gelehrt hatten. Dies wird nicht nur von der Ceres gerühmt, sondern auch von Saturnus, von welchem Ovid singt: er hätte den Menschen Besseres gegeben als die Metalle (Amor. III. 8, 39):

Besseres gab er dafür: Feldfrucht ohn' ackernde Pflugschar,
Obst und Honig, im Stamm alternder Eichen gehäuft.

Auch bei den Aegyptern war Osiris Dionysos der Beschützer des Weinbaues und der Gott des Nils, von dessen Ueberschwemmung der Ackerbau abhing.

Diese Rückkehr zur Natur und die Enthaltung von blutiger Speise, welche diesen Mysterien zu Grunde lag, macht es auch erklärlich, daß die pythagorische Schule den orphisch-bachischen Weihedienst aufnahm.

„Hierauf" — erklärt Johann Heinrich Voß — „beziehen sich die häufigen Vorstellungen des geistreichen Alterthums, sowohl in den Bachanalien, welche die Veredelung des Menschengeschlechtes feierten, wie in den Entzückungen der Dichter, denen Natur und Sittlichkeit in der höchsten Würde erschien: daß Wein, Milch und Honig aus geschlagenen Felsen und Baumstämmen hervorquellen und in Bächen durch die gesegneten Fluren strömten." —

Den eleusinischen Mysterien sind die Mysterien an die Seite zu stellen, welche die Alten als gleichbedeutend mit jenen schilderten; sie wurden ursprünglich auf Samothrake gefeiert und erhielten sich bis in die Zeit der Römerherrschaft und nicht bloß Griechen sondern auch Römer und vornehme Fremde, wie Philipp von Macedonien, ließen sich darin aufnehmen. Diese samothrakischen Mysterien, die sich auf die Pelasger zurückführen lassen und ebenfalls, wie die Dionysien und die eleusinischen Mysterien, mit der ägyptischen Lehre in Verbindung stehen, feierten die Urgottheit und die mächtigen Götter (pelasgisch: die Kabiren), zu welchen ebenfalls die Ceres, wie in den Eleusinien, gehörte. Dies bestätigt Herodot*): „Denen die Weihedienste in Samothrake gefeiert werden, sind die drei

*) Scholiast zu Apollon. Rhod I, 916.

Kabiren: Axieros, Axiokersa und Axiokersos. Axieros ist die Demeter, Axiokersa die Persephone, Axiokersos der Hades."

Dieser Cultus beschränkte sich aber nicht auf Samothrake sondern seine Altäre waren sogar noch im 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. zu finden auf Lemnos und Imbros, zu Theben und Anthedon in Böotien, in Macedonien, zu Pergamus in Kleinasien, selbst bei den Phöniciern und Tuskern.*)

Bei den Mysterien fanden die orphischen Gedichte Verwendung und hangen innig mit diesem Cultus zusammen, woraus sich ihre Aechtheit ergiebt, wenngleich ein Theil der unter diesem Namen bekannten Gesänge nicht dem Orpheus zuzuschreiben ist.

Daß Orpheus selber existirt hat, bestätigen auch Schriftsteller vor der Zeit des Pythagoras: Ibykus, Perekydes von Leros, Hellanikus und Dionysius von Milet.**) Er soll der Sohn eines Königs gewesen sein, des Thraciers Oeagros; die feinere Bildung beschränkte sich damals auf die herrschenden Stände. Von Dichtern, nicht von Geschichtschreibern wird er König von Thracien genannt. Auch soll er mit der Eurydice, einer Dryade, vermält gewesen und nach ihrem Verluste trostlos umhergewandert sein.

Angeblich ist er in Aegypten gewesen und soll dort seine religiösen Ideen geschöpft haben.***) Apollonius von Tyana erzählt, er sei als Haupt des Priesterthums aus Thracien nach Lesbos gekommen und habe dort Orakel verkündet, bis Apollo, dem dort ein Tempel geweihet war, es ihm untersagt habe.†) Ueber seinen Tod erzählt die Sage, rasende Bachantinnen hätten ihn zerrissen, weil er ihren ausschweifenden Cultus durch die reine Orphische Lebensweise verdrängen wollte (eine urbildliche Darstellung des Hasses, mit welchem die Vegetarier von der frühesten bis auf die neueste Zeit zu kämpfen hatten). Die Sage schildert die gewaltige Macht seines Gesanges. Durch seinen Gesang und die Töne seiner Leier zähmte er die wilden

---

*) Röth, a. a. O. II p. 383. — Vergl. Hesych., Stephan. Byzant., Pausan. I, 4, 6. IV, 1, 5. IX, 22, 5. 25, 5. Lactant. I, 15, 8. Clement. Alexandr. protrept. p. 16.

**) Röth, a. a. O. II p. 24 f.

***) Diodor IV, 25. Pausan. VI, 28.

†) Eduard Baltzer, Apollonius von Tyana, p. 155.

Thiere des Waldes und setzte Bäume und Felsen in Bewegung. Er stieg in die Unterwelt hinab, um durch sein Saitenspiel den Orkus zu bewegen, ihm seine Gattin Eurydice wieder zurückzugeben. Mit diesem Aufenthalt mag die Sage die Ideen in Verbindung setzen, welche sich in den Mysterien als eine Läuterung und eine Versöhnung mit dem Hades kundgeben. Auf der Fahrt der Argonauten, welche Orpheus mitmachte, belebte er durch seine Harfenklänge den Muth der Helden in drohenden Gefahren. In der antiken Bildnerei wird Orpheus abgebildet mit der Leier in der Hand, die Thiere des Waldes um ihn her versammelt: — ein Sinnbild, wie er durch die Macht der Töne die wilden Naturen zähmte und das Geschlecht der Menschen aus dem dumpfen Schlummer der Rohheit weckte.*)

Als Zeuge der blutlosen Diät, welche Orpheus lehrte, muß Hippolytos gelten, welcher in einer Zeit, die schon aus dem Dunkel der Mythe heraustritt, der orphischen Sekte angehörte. Ihm wirft sein Vater vor (in der Tragödie des Euripides)**): „Rühme dich nicht etwa, daß du nichts issest, was Leben hatte, und daß du wandelest in den Fußtapfen deines Lehrers Orpheus!"

Unter den Werken des Orpheus schreibt man ihm ein religiöses Gedicht zu, worin die Unterwelt geschildert ist; jedenfalls blieben viele Gedichte von ihm lange Zeit erhalten, da sie in den geheimen Weihediensten als religiöse Gesänge dienten, Orpheus selber hat vermuthlich einen großen Theil seiner Gedichte in den damals üblichen pelasgischen Schriftzeichen niedergeschrieben. Jamblich spricht von den Werken des Orpheus und bemerkt dabei, sie seien in dorischer Mundart verfaßt. Ein uns erhalten gebliebenes didaktisches oder episches Gedicht, worin die Fahrt der Argonauten nach Kolchis und der Raub des goldenen Vließes besungen wird, schreiben einige griechische Philologen ebenfalls dem Orpheus zu, während andere dies in Abrede stellen. Immerhin beweisen uns jene Ueberlieferungen, daß orphische Gedichte in Griechenland in Umlauf waren und wir finden in diesem Gedichte mancherlei Anklänge an jene große

*) So auf einer antiken Gemme in der Stoschischen Sammlung.
**) Eurip. Hyppolytos. v. 953.

Lehre, welcher die vorliegende Culturgeschichte die wesentlichste Theilnahme widmet.

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender: Jason, ein Königsson aus Jolkos in Thessalien, wurde durch seinen Oheim Pelias verleitet, auf dem Schiffe Argo eine Fahrt nach Kolchis am schwarzen Meere zu unternehmen, um das goldene Vließ zu holen, welches durch Prixos und Helle dorthin gekommen war. Prixos hatte den Widder mit goldenem Felle, der ihn, mit der Götter Willen, über Land und Meer getragen hatte, den Göttern geopfert und das goldene Fell, als ein kostbares Heiligthum, in einem geweihten Haine aufgehängt. Diesen Schatz den Händen der Barbaren zu entreißen, war das Ziel jener Heldenfahrt, 1250 v. Chr. Geb., an welcher theilnahmen: Jason, Herkules, Theseus, Pirithoos, Orpheus und die Dioskuren Kastor und Pollux. Der Mast des schnellsegelnden Schiffes Argo war aus dem Walde der wahrsagenden Eichen zu Dodona genommen; aus diesem Grunde betrachtete man das Schiff gleichsam als ein beseeltes, mit dem Schicksal einverstandenes Wesen, dem man sich desto sicherer anvertrauen konnte.*) In große Gefahr gelangten sie aber, als das Schiff durch die cyaneischen Klippen fahren mußte, welche, „von schäumenden Wogen im Sturme getrieben, tosend an einander stießen". Orpheus aber half aus der Gefahr, wie er selbst im ersten Gesange schildert:

Ich selbst lenkte die hohen Klippen durch meinen Gesang, daß sie willig aus einander wichen: weit schallend stürzten die Wogen daher, und, gehorsam dem Liede meiner göttlichen Leier, machte die Tiefe unserm Schiffe Bahn. Kaum war die behende Argo durch die engen cyaneischen Felsen hindurchgedrungen, als diese schon, nach dem unwandelbaren Verhängnisse der Parzen, angewurzelt im Abgrunde auf immerdar feststanden.

Nachdem die geweihte Argo das gewünschte Ufer erreicht hatte, drohte die größte Gefahr, aber Medea, eine Tochter des Aeetes, der das goldene Vließ in Besitz hielt, hegte eine zärtliche Neigung gegen Jason und, mächtig in Zauberkünsten, stand sie ihm bei. Diana selber hütete das eherne Thor der Burg, und den Hain, darin das Vließ an einer hohen Buche hing, bewachte ein furchtbarer Drache. Orpheus erzählt:

Ich stimmte meine Laute zu göttlichem Gesange, rührte die

*) Karl Philipp Moritz, Götterlehre. Berlin, 1848.

tiefste, dumpf tönende Saite, und murmelte zwischen den Lippen unvernehmliche Worte her. Den Schlaf, den Beherrscher der Götter und aller Menschen, rief ich herab, die Wuth des grimmigen Drachen zu stillen. Er gehorchte mir und stieg hernieder ins Land der Kolchier, schläferte die Menschen ein, die müde waren von taglanger Arbeit, hemmte den Hauch blasender Winde und die Gewalt der Fluthen, und wiegte mit goldenen Fittigen die Quellen, die rollenden Ströme, alles Gewild, alle Vögel und Alles ein, was auf Erden kreucht und webet. So kam er herab in die blühenden kolchischen Gefilde. Tiefer Schlummer, dem Tode gleich, schloß die Augen des ungeheuren Drachen, und sein Haupt wurde schwer, bis er den Nacken und den langen Hals in die schuppigen Ringe verbarg. Staunend fuhr Medea zusammen, als sie dies sah, und reizte Aeson's trefflichen Sohn an, das goldne Fell eilig vom Baume zu reißen. Er gehorchte, riß das große Vließ herab, und eilte damit zu dem Schiffe zurück. Freudevoll empfingen die Minyer ihn, huben die Hände zu den himmlischen Göttern empor und betrachteten den Raub mit inniger Bewunderung.

Auch mit zwei vegetarisch lebenden Völkern trafen die Argonauten zusammen, welche den von Herodot geschilderten Bewohnern der seligen Inseln ähneln, so wie auch den Laktophagen und den Lotophagen, die in der Ilias so trefflich gezeichnet sind. Orpheus schildert die Makrobier und die Bewohner von Hermionia:

Als wieder die Morgenröthe hervorbrach, kamen wir zu dem reichen, glückseligen Geschlechte der Makrobier, die lange, lange Jahr' und Monden, ohne Furcht und Beschwerde leben. Denn sobald sie das Ende der bestimmten Monden durchlaufen haben, sterben sie in süßem Schlummer einen sanften Tod. Sie sorgen nicht für Nahrung und Ackerwerk; auf blühenden Angern sammeln sie Honigseim und trinken ambrosischen Thau, einen göttlichen Trank. Alle leben in fröhlicher Gleichheit. Heitere Ruhe blicket immer aus ihren Augen, und Väter und Söhne beeifern sich mit ganzem Herzen, recht zu handeln und weise zu reden.

Wir verließen sie mit dem eilenden Fahrzeuge und gelangten zu einem öden Vorgebirge und zu windstillen Ufern. Hier brauste der Acheron in tiefen Wirbeln durch kalte Gefilde. Ein schwarzer See nahm seine silberhellen Fluthen auf, und sein Ufer beschatteten grüne, flüsternde Bäume, die viele Blüthen und Früchte belasteten. An demselben liegt, umringt von Dörfern und Hütten, das niedre, weidenreiche Hermionia. In diesem wohnen die gerechtesten Menschen, denen, nach dem Tode, Ein Nachen zur Ueberfahrt genug ist; denn ihre Seelen kommen bald in den Acheron.

Unter dem Schutze der Juno schifften die Argonauten glücklich durch die Scylla und Charybdis, wären aber bald in neue Gefahr gerathen, als die verführerischen Sirenen sie zu

umstricken suchten, wenn nicht Orpheus ihnen verholfen hätte, die Insel der Phäacier zu erreichen.

Jetzt wurden wir während der Fahrt, nicht fern von uns, eines hervorragenden Felsgipfels gewahr, dessen Klippen, unten ausgehöhlt, eine Grotte bilden, die die Gewalt der Wasser einnimmt, daß innerhalb die wüthenden Fluthen donnernd erbrausen. Allda sitzen Jungfrauen, die mit helltönender Stimme zauberisch singen und durch ihr Lied die Ohren der Menschen lieblich betäuben und sie selbst der Rückkehr vergessen machen. Mit Wollust hörten die Minyer dem Gesange der Sirenen zu. Sie wollten schon vor der verführerischen Stimme nicht vorüberschiffen, legten die Ruder aus den Händen, und Ancäus fuhr schon der emporragenden Felsenspitze zu; als ich sogleich meine Leyer spannte und den reizenden Gesang meiner Mutter begann. Mächtig rührt' ich die tönenden Saiten und sang im göttlichen Liede, wie einst, als Neptun mit dem blauen Hauptthaare mit Jupiter windschneller Rosse wegen stritt, jener, im Zorne gegen den Zeus, die lykaonischen Gefilde mit dem goldenen Dreizacke durchstach, und sie stückweise hinaus in den unbegrenzten Ocean wälzte, daß sie zu Eilanden wurden, die jetzt Sardinien, Euböa und das windige Cyprus heißen. Als ich dies in die Zither sang, erstaunten die Sirenen auf der kalten Klippe, unterbrachen ihren Gesang, warfen, eine die Flöte, die andre die Laute aus den Händen und stöhnten harmvoll, denn der Tag ihres Todes war angebrochen. Sie selbst stürzten sich von den schroffen Gipfeln hinab in die wogige Tiefe und ihr Körper und die reizende Bildung ward zu Steine. —

Dem Aufschwunge, welchen die heroische Zeit unter den thracischen Sängern genommen hatte, folgte eine Periode der Auflösung, beginnend mit dem trojanischen Kriege. Nach dieser Begebenheit, 1123 v. Chr. Geb., verloren die Herrscherfamilien an Ansehen. Die roheren Stämme im Norden Griechenlands drängten nach Süden. Thessalische Völkerschaften überschwemmten die Landstriche, deren Bewohner sie unterjochten oder nach den Inseln des ägeischen Meeres und der nordwestlichen Küste Kleinasien's drängten*) Pelasgische Stämme begaben sich zuerst nach Attika und von dort nach den Inseln Lemnos, Imbros, Samothrake und nach der kleinasiatischen Landschaft von Tyrrha, wo sie später unter dem Namen der tyrrhenischen Pelasger vorkommen.

Nach dieser äolischen Wanderung beginnt mit der wieder eintretenden Ruhe und bürgerlichen Ordnung eine neue, ganz veränderte Culturperiode Griechenlands, aus welcher als Schriftdenkmäler noch die Werke des Hesiod und des Homer vorhanden sind.

*) Eduard Röhr, Einleitung zur Geschichte der griechischen Philosophie.

Hesiod. Epische und didaktische Dichtungen der Griechen im 9. Jahrhundert v. Chr. Geb.

Homer und Hesiod sind uns als die ältesten epischen Sänger bekannt, deren Werke uns einen Einblick in die Mythologie und den Cultus der Griechen gewähren, wenngleich außer Zweifel steht, daß ihnen eine lange Reihe von Bestrebungen vorausgegangen sind und die Mythen und Begebenheiten, welche sie behandelten, ihnen schon in großer Menge in der Sage vorlagen, wahrscheinlich in uralten epischen Gesängen zur Sprache gekommen und in der Nation bekannt waren. Die hellenischen Ueberlieferungen von den Weltaltern ruhen auf idealem Boden und sind Werke späterer Dichtung, aus dem Bewußtsein einer trüben Gegenwart, mit Rücksicht auf die Sagen von der Vergangenheit und nicht ohne Hoffnung auf eine bessere Zeit.*) Die Leistungen jener beiden Dichter aber bildeten die Grund-Epoche, auf welcher die Blüthe der geistigen Entwickelung und Freiheit erwuchs, die nur drei Jahrhunderte, von Solon bis zum Tode Alexander's, währte, aber die mannigfaltigen wunderbaren Schöpfungen des Geistes in sich schloß, den Gegenstand allgemeiner Bewunderung aller Zeiten.

Ob die böotische und die ionische Sängerschule, welche im Alterthum unter den Namen des Hesiod und des Homer zusammengefaßt werden, gleichen Alters sind, ist unentschieden; beide bestanden aber neben einander. Herodot nennt beide Dichter als Zeitgenossen, wonach ihre Blüthe in die Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr. G. fällt; er stellt aber den Namen des Hesiod dem des Homer voran; Xenophanes behauptete, daß Hesiodos jünger sei als Homer.

Hesiodos war in Askra, einem böotischen Dorfe in der Nähe des Helikon, geboren, wohin sein Vater, ein Kymeischer Schiffer aus Aeolien, einer griechischen Landschaft in Klein-Asien, übersiedelt war. Nach dem Tode seines Vaters gerieth er mit seinem habsüchtigen Bruder Perses in einen Erbschaftsstreit, welchen er durch ungerechten Richterspruch verlor. Er verließ

*) Chr. C. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, Bd. I. 6. Abschnitt.

hierauf seine Heimath, durchwanderte Griechenland und nahm später seinen Wohnsitz in der Stadt Orchomenos in Böotien. Dies sind die wenigen Umstände aus dem Leben des Hesiod, die aus seinem Gedicht „Werke und Tage" bekannt geworden sind.

Neben Homer nimmt Hesiod seine eigenthümliche werthvolle Stelle ein. Jener ist ausschließlich epischer, Dieser vorzugsweise didaktischer Dichter; Jener schwungvoll und bilderreich, Dieser bieder, fromm und erquicklich für Geist und Herz, wendet seine Auffassung der Gegenwart zu; er ist kälter als Homer, aber klar, beschaulich und belehrend. Hesiod besang — wie Johann Heinrich Voß sich ausdrückt — Einfalt der Sitten, betriebsamen Muth, Unschuld und Religion, die von ererbten Penaten durch Sinnbilder zu der Gottheit sich erhob.

Nur drei Dichtungen Hesiod's sind auf unsere Zeit gekommen: die Theogonie, der Schild des Herakles und das Gedicht Werke und Tage. Auch diese Ueberbleibsel sind nicht durchweg ächt, sondern mit Zusätzen untermischt; die Theogonie wird von einigen neueren Philologen mehreren Dichtern zugeschrieben; die Aechtheit der „Werke und Tage" ist nicht in Zweifel gezogen worden.

Die Theogonie (Götter-Abstammung), mit einem Lobgesang auf die Musen als Einleitung, ist als die Hauptquelle der griechischen Mythologie anzusehen und stand seit der ältesten Zeit in hoher Achtung; Herodot behauptete gar, Hesiod hätte den Griechen ihre Mythologie zurecht gemacht. Das Gedicht enthält die Lehre von der Entstehung und Bildung der Welt und von der Abstammung der Heroen oder Halbgötter, den Wettstreit des Zeus mit Prometheus und den Kampf der olympischen Götter gegen die Titanen. Dieses Gedicht, welchem die Vorstellung von einem ewigen göttlichen, sich stufenweise entwickelnden Wesen zu Grunde lag, mußte, in das Volk eingedrungen, großen Einfluß auf den Glauben und Cultus ausüben; es kann als die hellenische Bibel angesehen werden.

Das Gedicht „Werke und Tage" (Hauslehren) ist ein köstliches Lehrgedicht, welches in einfacher Sprache sittliche und ökonomische Regeln für den Ackerbau und das Hauswesen aufstellt, — Lehren, deren geistiger und sittlicher Gehalt eine unvergängliche Wahrheit in sich schließt und fähig ist, zur Bildung jeglichen

Volkes und jeglicher Zeit beizutragen, obgleich jenes Gedicht ganz nach dem damaligen Leben geschrieben ist und den Zustand des Hesiodischen Zeitalters darstellt. Hier, wie in der Theogonie, kommt Prometheus vor und seine Bestrafung durch die Pandora. Der Dichter erzählt auch von seinem bösen Bruder Perses, der ihn zum zweiten Male übervortheilen will; er ermahnt ihn zur Arbeit des Ackerbaues und knüpft daran seine Haushaltregeln, welche mit dem Gottesdienste zusammenhangen. — Buttmann hat ausführlich nachgewiesen, daß die „Werke und Tage" die Erweiterung einer alten Ueberlieferung sind.*)

Die ältesten Urkunden und Ueberlieferungen fast aller Völker erzählen von einem glückseligen Zeitalter, wo das Menschengeschlecht sich von der blutigen Kost freihielt und in Folge dessen friedfertig und glücklich lebte. Das 1. Buch Mosis spricht davon (Kap. 1, 29—30), die Propheten des alten Testaments (Ezech. 18. 2, 3, 20), ebenso die indische und persische Mythologie. Auch Hesiod schildert jene, wie ein Traum entschwundene Zeit und schreibt den Verfall des Menschengeschlechts dem Prometheus zu, der zuerst das Rind tödtete und das Feuer vom Himmel stahl, um das Fleisch für das Mahl zu bereiten. Er wurde dafür mit einer zehrenden Krankheit bestraft oder — wie die Allegorie sich ausdrückt — an einen Felsen geschmiedet, wo ein Geier beständig an seiner Leber nagte; das ganze Menschengeschlecht, das bis dahin von allen Leiden befreit gewesen war und einer kraftvollen Jugend und eines hohen Alters genossen hatte, versank in Krankheit und Unglück und mußte schwere Sorge und Arbeit auf sich nehmen. In diesem Sinne deutet auch Plinius die Prometheus-Sage.**)

In dem Gedichte „Werke und Tage" gemahnt Hesiod jener glücklichen Zeit an verschiedenen Stellen:

Leicht ja schafftest du sonst mit Einem Tage der Arbeit,
Daß auf ein völliges Jahr du versorgt wärst, selber geschäftlos;
Bald dann ruhte das Steuer des Meerschiffs über dem Rauche,
Und hin schwanden die Werke der Stier' und lastbaren Mäuler,
Aber es barg Zeus selber mit zürnendem Geiste die Nahrung,
Weil ihn getäuscht der Betrug des schlau gewandlen Prometheus.

---

*) Vorlesung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1814 (Philologus, 7. Jahrgang, S. 1—60)

**) Nat. Hist. VII. 57) „Den ersten Ochsen tödtete Prometheus."

Den Richtern, die ihm durch ungerechten Spruch seine Erbschaft entzogen, wirft er ihre naturwidrige Lebensweise vor:

Thörichte! nicht weiß Einer, wie mehr ist ein Halb denn ein Ganzes,
Und wie ein Malvengemüs' und Asfodelos köstliches Labsal.

(Nach Theocrit. Idill. I. wurde aus den Wurzeln einer Art der Asphodelae ein Trank bereitet).

Der Dichter schildert die verschiedenen Zeitalter des Menschengeschlechts, vom goldenen bis hinab zu dem seinigen: dem mühevollen eisernen.

In dem goldenen Geschlecht wird das friedsame Pelasgerthum idealisirt.

Erst ein goldnes Geschlecht der vielfach redenden Menschen
Schufen die Götter hervor, der olympischen Höhen Bewohner.
Jene wurden von Kronos beherrscht, da dem Himmel er vorstand;
Und sie lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selbst des Alters
Leiden war nicht; nein, immer sich gleich an Händen und Füßen,
Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert,
Reich an Heerden der Flur und geliebt den seligen Göttern;
Und wie im Schlaf hinsinkend, verschieden sie. Jegliches Gut auch
Hatten sie; Frucht gewährte das nahrungsprossende Erdreich
Immer von selbst, vielfach' und unendliche; und nach Gefallen
Schafften sie ruhig ihr Werk im Ueberschwange der Güter.

Im silbernen Geschlecht versinkt das Familienleben in Schwäche und Sittenlosigkeit. In dem ehernen Zeitalter geht das Geschlecht der Pelasger unter und es erstehen die erzenen Heroen, welche Fleischkost genießen, ruhelos kämpfen und sich aufreiben.

Wieder erschuf ein drittes Geschlecht viellautiger Menschen
Zeus der Vater aus Erz, ungleich dem silbernen völlig,
Eschen entsproßt, ein grauses, gewaltsames: welchem des Ares
Jammergeschäft oblag und Beleidigung; nicht auch der Feldfrucht
Aßen sie; nein, mit der Härte des Demants übten sie Starrsinn,
Ungeschlacht; nur große Gewalt und unnahbare Hände
Wuchsen daher von der Schulter, bei ungeheueren Gliedern.
Diesen war von Erz das Gewehr, von Erz auch die Wohnung,
Und sie bestellten mit Erz, und nicht war dunkeles Eisen.
Diese nunmehr, durch Stärke der eigenen Hände gebändigt,
Stiegen zur wustigen Burg des schaurigen Aïdes nieder,
Namenlos; denn der Tod, wie groß und entsetzlich sie waren,
Nahete schwarz, und sie schieden aus Helios leuchtender Klarheit.

Es folgt darauf das heroische Zeitalter, das Geschlecht, welches die Kriege von Theben und Troja führt und dabei zu Grunde geht:

Aber nachdem auch dieses Geschlecht einhüllte die Erde,
Jetzo schuf noch ein viertes, das nährende Land zu bewohnen,
Zeus der Kronide hervor, das edeler war und gerechter,
Jener Heroen Geschlecht, das göttliche, welche die Vorwelt
Einst Halbgötter genannt, in der Erd unendlichen Räumen.
Sie auch hat das Verderben des Kriegs und die gräßliche Zwietracht,
Theils im Kadmeergefild', an der siebenthorigen Thebe,
Ausgetilgt in dem Kampf um Oedipus weidende Heerden;
Andere auch, in Schiffen durch mächtiges Wagengetümmel
Führend in Troja's Land, der lockigen Helena wegen,
Wo sie in Nacht einhüllte die endende Stunde des Todes.

Die Unsterblichen bewohnen die olympischen Räume, sich nährend von Ambrosia und Nektar:

Diesen, entfernt von den Menschen, Verkehr und Wandel gewährend,
Ordnete Zeus der Vater den Sitz am Rande des Weltalls,
Fern bei den Ewigen dort, wo Kronos übet die Herrschaft.
Und sie wohnen nunmehr, mit stets unsorgsamer Seele,
An des Okeanos tiefem Gewog', in der Seligen Inseln,
Hochbeglückte Heroen; denn Honigfrüchte zum Labsal
Bietet des Jahrs drei Mal der triebsame Grund des Gefildes.

Nachdem das Heroengeschlecht entschwunden ist, entsteht das eiserne Zeitalter, ein fünftes, trauriges Geschlecht, in welchem der bürgerliche Verkehr entartet ist, List und Gewaltthat, Haß, Undank und Unwahrheit herrschen.

Wär' ich selber doch nicht ein Genoß den fünften der Männer,
Sondern, wo nicht gestorben zuvor, doch später geboren!
Denn dies Menschengeschlecht ist ein eisernes. Weder bei Tage
Werden sie ruhn von Beschwerd' und Kümmerniß, weder bei Nacht je,
Gänzlich verderbt; es verleihn stets nagende Sorgen die Götter.
Dennoch wird auch diesen gemischt sein Gutes zu Bösem.
Zeus tilgt aber auch dieses Geschlecht viellautiger Menschen,
Da der geborene schon mit grauenden Schläfen erscheinet.
Nicht ist hold dem Vater der Sohn, noch dem Sohne der Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gast, noch Genoß dem Genossen;
Nicht dem Bruder einmal wird herzliche Liebe, wie vormals.
Bald versagen sie selbst grauhaarigen Eltern die Ehrfurcht,
Ja mißhandeln auch sie, mit Schmach und Beleidigung redend;
Grausame, Göttergerichts unkundige! Nimmer verleihen wohl
Solche den Dank für die Pflege den abgelebeten Eltern.
Faustrecht gilt: rings strebt man, die Stadt zu verwüsten einander.
Nicht wer die Wahrheit schwört, wird begünstigt, noch wer gerecht ist,
Oder wer gut; nein, mehr den Uebelthäter, den schnöden
Freveler ehren sie hoch. Nicht Recht noch Mäßigung trägt man
Noch in der Hand; es verletzt der böse den edleren Mann auch,
Krumme Wort' aussprechend mit Trug, und das Falsche beschwört er.
Scheelsucht folgt den Menschen, den unglückseligen allen,
Schadenfroh, mißlautig, und grollt mit neidischem Antlitz.

Endlich empor zum Olympos vom weit umwanderten Erdreich,
Beid' in weiße Gewande den schönen Leib sich verhüllend,
Gehn von den Menschen hinweg in der ewigen Götter-Versammlung
Scham und heilige Scheu; und zurück bleibt trauriges Elend.

Homer.

Die bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Homer bildet das erste Glied in der großen Kette der epischen griechischen Dichtung und seine Werke ragen durch ihre Vortrefflichkeit weit hervor aus der Vorzeit. Sie waren gewiß schon Jahrhunderte früher entstanden und durch mündliche Fortpflanzung verbreitet, ehe sie gesammelt und geordnet wurden unter Solon, zu der Zeit, als die lydischen Könige die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien bedroheten. Die Homerischen Dichtungen sind für alle alten Völker die Hauptquelle der gesammten Geistesbildung geworden; für die Griechen hatten sie außerdem eine vaterländische Bedeutung und ihre Erweckung in Zeiten der Gefahr, wie unter Solon und Pisistratus, erhob die Gemüther zu heldenmäßigen Gefühlen.

Man hat gestritten, ob diese Gedichte einer Einheit und Persönlichkeit zugeschrieben werden können, oder ob sie — wie Friedrich August Wolf lehrte — von mehreren Dichtern, den Homeriden, herrühren und eine rhapsodische Entstehung haben. Die Gegner der Homerischen Individualität behaupteten, zur Zeit des Trojanischen Krieges sei noch keine Buchstabenschrift bekannt gewesen und erst im siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung sei der Gebrauch von Pergament und Papyrus eingeführt worden. Dagegen wurde geltend gemacht, daß schon Herodot tripodischer Inschriften erwähne, die aus der Zeit vor dem Thebanischen Kriege herrührten; auch fände sich eine andre Inschrift in Amyclae auf dem Tempel der Pallas, welche besagt, daß derselbe von dem Könige Eurotas, also lange vor der Invasion der Dorier im Peloponnes errichtet worden sei. Daß beide Gedichte von Einem Geiste ausgegangen sind,

beweist aber am besten die Charakterisirung der Heroen und die idealische Einheit, welche in der Darstellung herrscht.

Keine geschichtliche Gewißheit liegt darüber vor, ob die Begebenheiten, welche in jenen Gedichten geschildert werden, sich wirklich zugetragen haben. Ein historisches Element mag zu Grunde liegen; die Sage war schon in Jahrhunderten gewachsen, wie Homer sie vorfand. Die Herrschaft des Agamemnon und der Atriden scheint geschichtlich zu sein; zwischen der griechischen Halbinsel und Klein-Asien, zwischen den Achäern des Peloponnes und Thessalien, fand ein Verkehr statt; Pelops, der Stammvater der Atriden, war von Klein-Asien hergekommen; der Krieg wegen der Entführung einer Fürstin entsprach den Sitten der Heroenzeit. Die Achäer von Mykene und Lakedämon unternahmen einen Zug gegen Ilion, welcher als das historische Element angesehen werden kann, oder auch der Zug der Aeoler nach Klein-Asien. Ilion, das man zerstört fand, mußte vorhanden gewesen sein und die Aeoler gründeten ihr Besitzrecht darauf, daß Agamemnon Ilion erobert hätte; die Nachkommen der Zerstörer bekamen eine Herrschaft in der Gegend von Troja. An diese Gegend knüpft sich das Andenken der alten Zeit, und die alten Heldengräber, welche man dort vorfand, eignete die Volkssage dem Achilles und dem Patroklos zu. Die Wißbegierde der neuern Zeit hat diese Gräber aufgewühlt und die Nachgrabungen, die in unsern Tagen stattfanden, sollen die geschichtliche Basis des Trojanischen Sagenkreises bewährt haben. Die Sagen der Odyssee wurzeln in der Landschaft Ithaka. Homer konnte die mythische Fülle der Sage benutzen, bediente sich vielleicht auch der Erfindung, wie es ihm als epischem Dichter frei stand, die Sage durch Phantasie zu anschaulichen Bildern zu gestalten.

In beiden Gedichten offenbart sich ein freier und reiner Geist, ein klarer Sinn für Natur und Menschenleben. Die geschilderten Begebenheiten sind wechselnd und lebendig wie ein ganzes Weltgetriebe. In der Darstellung vereint sich die höchste Anschaulichkeit mit überströmender Fülle, Leichtigkeit, Anmuth und Einfalt. Genaue Darstellung der Einzelheiten bei dramatischer Lebendigkeit der Handlung; sinnliche Deutlichkeit neben der Idealisirung zu einem höheren Dasein; ein schöner, gesunder, sittlicher Sinn, der nur gerechte und edle Thaten hervorhebt.

Wie schon erwähnt, ist der Sänger unbekannt. Sein Name bedeutet einen Bürgen oder Zeugen, hindeutend vielleicht auf die Genauigkeit, mit welcher er die Beschreibung der geschehenen Thaten ausführt, obgleich jene wunderbare Welt, die er darstellte, jene Zeit der Könige und Heldengeschlechter, für ihn bereits vergangen war. Daß der Name auch einen Blinden bedeutet, hat zu der Vermuthung Anstoß gegeben, der Dichter sei blind gewesen, was aber durch keinen glaubwürdigen Umstand bestätigt ist.

In beiden Gedichten tritt eine Heldengestalt als Hauptfigur zur vollendeten Erscheinung hervor, tragisch angehaucht, wie die Helden der Sage bei vielen Völkern vor uns auftreten.

In der Ilias, der schöne, jugendlich kräftige Held Achilles, zu einem frühzeitigen, tragischen Tode bestimmt. Sich dem ungestümen Ehrgeiz hingebend, verliert er seinen Freund Patroklos; er lenkt seinen Zorn auf die Troer und rastet nicht eher, bis er Hektor erlegt hat und ihm die Bestattung des Patroklos Beruhigung gewährt. — In der Odyssee, der wandernde Held Ulysses, der kraft seiner Erfahrenheit und Tapferkeit die wunderbarsten Abenteuer besteht, die drohendsten Gefahren überwindet, um nach vielen Irrfahrten die Heimath zu erreichen, wie es im Rathe der Götter beschlossen war. Hier ist die Form des Heldenlebens weniger erhaben, als in der Ilias, aber reichhaltiger und anziehender, und die Sage freier ausgebildet.

Die Nacheiferer des Homer, welche sich an Ilias und Odyssee anschlossen, bildeten den eigenen epischen Cyclus der Homeriden, welche wie Arktinos, Lesches und Stasinos, jene Homerischen Heldengedichte durch Beihülfe anderer Mythen zu erweitern strebten. —

Auch Homer huldigt jener erhabenen Idee, welche wir als den Stützpunkt der Menschen-Cultur ansehen. In der Ilias wird erzählt, daß Zeus seine Augen unwillig vom Schlachtfelde abwendet und seine Blicke hinwendet auf jene gerechten Menschen, die Hippomolgen, die sich von den Früchten des Feldes und von der Milch ihrer Heerden ernährten.

Jene Völker, von denen Homer spricht, waren verwandt und benachbart den Völkern am schwarzen und adriatischen Meere, den Thraciern, Daciern und Geten, unter denen

später der Schüler des Pythagoras, Zamolxis, die Lehre von der Wiedergeburt der Menschen verbreitete. — Auch die Gefilde, wo Troja stand, das Land der Mysier, wurde später von einem Volke bewohnt, welches, nach dem Zeugnisse von Posidonias, Strabo und anderen alten Geschichtsschreibern, nur von den Früchten der Erde lebte, von gerechten Gesetzen regiert wurde und in dem Rufe der Frömmigkeit und Güte stand.

Von den Hylophagen (Knospen-Essern) und Rizophagen (Wurzel-Essern) erzählen Diodorus Siculus*) und Strabo.**)

Von den Hippomolgen erzählt Homer:

Als nun Zeus zu den Schiffen die Troer geführt und den Hektor,
Ließ er an ihnen sie Mühen und Kampf ohn' Ende bestehen,
Wandte die strahlenden Augen nach anderen Seiten, und schaute
Hin nach der reisigen Thraker Gebiet, zu den tapferen Mysern,
Kämpfern von nah, zu dem edlen Geschlecht Hippomolgischer Männer,
Die nur Milch nährt, und zu der Abier edelstem Volke.

In der Odyssee schildert Homer das herrliche Land der Lotophagen, die sich von den Früchten des Lotos ernährten.***) Die Gefährten des Ulysses fühlten ihr Herz durch den Genuß dieser Früchte besänftigt, vergaßen gar ihr Vaterland und wollten nicht weiter fahren.

Da nun trieben von dort neun Tag' uns feindliche Winde
Ueber das flüchtige Meer; doch dann am zehnten gelangt' ich
Zum lotophagischen Volk, das blumige Speise genießet.
Dort nun stiegen wir aus an's Land, um Wasser zu schöpfen,
Und es genossen die Freunde geschwind an den Schiffen die Mahlzeit.
Aber nachdem wir an Speis' und Getränk uns hatten gesättigt,
Da entsandt' ich Genossen, um Kundschaft uns zu erforschen,
Zwei erlesene Männer und sandt' als dritten den Herold,
Was sich für Männer im Lande daselbst von den Früchten ernährten.
Bald nun kamen sie auch zu den Lotophagischen Männern,
Aber die Lotophagen bereiteten sonst den Genossen
Gar kein Leid, nur gaben sie Lotos ihnen zu essen.
Und wie Einer von ihnen des Lotos liebliche Frucht aß,
Dacht' er an Botschaft nimmer und nicht mehr an die Zurückkunft;
Sondern sie wollten daselbst mit den Lotophagischen Männern
Bleiben und Lotos genießen, der Heimath gänzlich vergessen.
Doch ich trieb sie mit Zwang, obwohl sie mir weinten, zu Schiffe,

---

*) Bibliotheca historica, Ausgabe von Dindorf, Leipzig 1828.

**) Rerum geographicarum libri XVII, Ausgabe von Forbinger, Stuttgart 1856.

***) Nach Pomp. Mela 1. 7 wohnten die Lotophagen in den Syrten, vom Vorgebirge Vorion an.

Wo ich sie fest band unter die Bänk' in den räumigen Schiffen.
Aber der anderen Schaar der ergebenen Freunde befahl ich,
Schnell, ohn' allen Verzug, in die eilenden Schiffe zu steigen,
Daß nicht Einer vom Lotos genoß und vergäße der Heimkehr.
Gleich nun stiegen sie ein und setzten sich hin zu den Rudern,
All' in der Reih' und schlugen das grauliche Meer mit den Rudern.
So nun schifften wir weiter von dort mit Kummer im Herzen.

Die milde Einwirkung der Pflanzennahrung haftete nicht in den Gemüthern der Reisegefährten des Ulysses. Gesänftigt durch die süße Frucht des Lotos, hatten sie sich glücklich gefühlt und gar das Verlangen empfunden, in dem Lande zu bleiben, das ihnen die naturgemäße Nahrung lieb gemacht hatte; kaum aber waren sie weiter gelangt und auf der Insel der Sonne gelandet, als leider der Hunger sie antrieb, sich nach jeglicher Speise umzuthuen; ja, sie lenkten ihre Blicke auf die friedlichen, herrlichen Rinder, die der Gottheit geweiheten, die arglos neben ihnen weideten; als die Vorräthe des Schiffes aufgezehrt waren, vergaßen sie des Eidschwurs, den ihnen ihr Führer abgenommen hatte: der Thiere auf der Insel zu schonen und sich die Pflanzenkost, welche ihnen die Natur gnädig darbot, genügen zu lassen.

Aber so schwöret mir alle nun den gewaltigen Eidschwur:
Treffen wir wo auf Heerden von Rindvieh oder von Schafen,
Daß dann Keiner von euch in unglückseligem Frevel
Weder ein Rind sich oder ein Schaf schlacht'; esset geruhig
Unsere Kost, die uns die unsterbliche Kirke verliehn hat.
Also ich selbst: da schwuren sie gleich, so wie ich es wollte.
Aber nachdem sie geschworen und nun vollendet den Eidschwur,
Legten wir an in der geräumigen Bucht mit dem rüstigen Schiffe,
Nahe am süßen Gewässer und dann entstiegen die Freunde
Alle dem Schiff und besorgten das Mahl mit verständiger Einsicht.
Aber nachdem das Verlangen des Tranks und der Speise gestillt war,
Dachten sie, laut aufweinend, der theueren, treuen Genossen,
Die zum Fraß sich Skylla geraubt von dem wölbigen Schiffe,
Bis dann über dem Weinen der Schlaf sie erquickend umfaßte.
Aber im Drittel der Nacht, als schon die Gestirne sich neigten,
Regte der Wolken versammelnde Zeus hell wehenden Wind auf,
Daß er in schrecklichem Sturm herbraust', und bedeckte mit Wolken
Ringsum Land und Gewässer, und Nacht sank wieder vom Himmel.
Als nun Eos am Morgen erschien mit den rosigen Fingern,
Zogen wir, um es zu bergen, das Schiff in die wölbige Grotte,
Eigen den Nymphen zu Sitzen und lieblichen Plätzen zu Reigen:
Dorthin rief ich sie nun und begann in der Freunde Versammlung:
Freunde, wir haben ja Speis' und Getränk in dem Schiffe;
Also verschont mir die Rinder, damit wir dem Uebel entgehen.
Denn dem gewaltigen Gott gehört dies Rind- und das Schafvieh,
Helios selbst, der Alles vernimmt und Alles erspähet.

Also sprach ich und sie in dem männlichen Herzen gehorchten.
Aber der Süd nur wehte den Mond und nimmer erhob sich
Irgend ein anderer Wind, Oft wehete nur und der Südwind.
Aber so lang es der Speis' und des röthlichen Weines genug gab,
Schonten die Freunde der Rinder, besorgt ums eigene Leben.
Doch als völlig die Speise nachher in dem Schiffe dahinschwand,
Streiften sie aus, in dem Drange der Noth, um Beute zu fangen,
Fische sowohl wie Vögel, so wie es den Händen sich darbot,
Mit den gebogenen Angeln, gequält von dem hungernden Magen.
Da nun ging ich allein durch's Eiland, um zu den Göttern
Betend zu flehn, ob Einer den Weg nach Hause mir zeigte.
So denn ging ich die Insel hinauf und weg von den Freunden.
Aber nachdem ich die Hände, geschirmt vor dem Winde, gewaschen,
Rief ich die Ewigen alle mit Flehn, des Olympos Bewohner.
Die nun senkten darauf mir den lieblichen Schlaf in die Augen,
Und mit den Freunden begann Eurylochos böse Berathung:
Hört mein Wort, wie viel ihr Bedrängniß duldet, o Freunde!
Jeglicher Tod ist schlimm für die unglückseligen Menschen;
Doch ist Hungers zu sterben das kläglichste Todesverhängniß!
Auf denn! treiben wir uns von des Helios trefflichsten Rindern
Opfer herbei für die Götter, die ewigen Himmelsbewohner!
Sollten wir aber dereinst nach Ithaka kommen, der Heimath,
Wollen wir Helios gleich, Hyperions Sohn', einen Tempel
Reich aufbauen und viel' und köstliche Gaben ihm weihen.
Sollt' er jedoch, um die Rinder erzürnt mit den mächtigen Hörnern,
Wollen das Schiff uns zertrümmern, vereint mit den übrigen Göttern:
Nun, dann schling' ich ja lieber mit einmal Wasser und sterbe,
Als ich so langsam hier in des Eilands Oede verschmachte.
So Eurylochos; aber die Anderen riefen ihm Beifall.
Und sie ergriffen die nächsten sogleich von des Helios Rindern,
Auserlesene; denn ganz nah an dem dunkelen Schiffe
Weideten, prächtig gehörnt mit den mächtigen Stirnen die Rinder.
Dann nun traten sie um sie herum mit Flehn zu den Göttern —
Aber sie pflückten sich zartes Gesproß von den wipfligen Eichen,
Weil es an Gerste gebrach in dem rüstigen Schiffe —
Schlachteten nach dem Gebete die Stier' und zogen die Häut' ab,
Schnitten die Schenkel heraus, umwickelten Alles mit Fetthaut,
Doppelt gefaltet, und legten darauf dann Stücke des Fleisches.
Wein auch hatten sie nicht, um die brennenden Opfer zu weihen;
Sondern sie brieten das ganze Gekrös mit Wasser besprenget.
Aber nachdem sie die Schenkel verbrannt und das Innere genossen,
Schnitten sie Alles entzwei und steckten es auf an die Spieße.
Da entwich mir plötzlich der liebliche Schlaf von den Augen,
Und zu dem Schiff' hin eilt' ich sogleich und dem Ufer des Meeres.
Aber so wie ich im Gehen hinkam zu dem eilenden Schiffe,
Da umweheten mich von dem Fettdampf süße Gerüche,
Und die Unsterblichen rief ich mit laut wehklagender Stimme:
Zeus, du Vater, und all ihr ewigen, seligen Götter,
Wahrlich, ihr sandtet zu meinem Verderb mir den schrecklichen Schlummer;

Denn die Genossen verübten am Schiff den entsetzlichen Frevel!
Und zu dem Helios kam Lampetia, schleierumwallet,
Eilend, es ihm zu verkünden, wir hätten ihm Stiere getödtet.
Und zu den Ewigen sprach er sogleich mit erbittertem Herzen:
Zeus, du Vater, und ihr unsterbliche, selige Götter,
Strafet mir jetzt die Genossen des Laertiaden Odysseus,
Die mir die Rinder zu schlachten gewagt, auf die ich mit Freuden
Immer hinabsah, wenn ich am sternigen Himmel emporstieg,
Und dann wieder vom Himmel herab zu der Erde mich wandte.
Zahlen sie aber mir nicht die geziemende Buße der Rinder,
Tauch' ich hinunter und leucht' in des Aïdes Hause den Todten!
Und es entgegnet ihm Zeus antwortend, der Wolkenversammler:
Helios, leuchte du nur so fort den unsterblichen Göttern,
Wie in der Menschen Geschlecht auf nahrungsprossender Erde;
Aber ich schlage sogleich ihr eilendes Schiff mit des Donners
Flammen entzwei in der Mitte der schwarzumdunkelten Meerflut.
Dieses vernahm ich nachher von der lockigen Nymphe Kalypso,
Die, so sagte sie, selbst es gehört vom bestellenden Hermes.
Aber nachdem ich hinab zu dem Schiff und dem Meere gekommen,
Trat ich zu jedem Genossen und schalt ihn; indessen zu helfen
Fanden wir nun nichts weiter, nachdem ja die Rinder gestorben.
Aber die Götter entsandten sogleich Vorzeichen den Freunden.
Ringsum krochen die Häut' und das Fleisch, roh oder gebraten,
Brüllt', an die Spieße gesteckt, und es klang wie Stimmen der Rinder.
Also schmausten nur dort sechs Tage die treuen Genossen,
Welche sich immer die besten von Helios Rindern erwählten.
Doch als Zeus, der Kronide, den siebenten Tag uns gesendet,
Legte sich endlich der Wind mit dem furchtbar brausenden Sturme.
Und wir bestiegen das Schiff, in die Meerflut niedergezogen,
Stellten den Mastbaum ein und richteten schimmernde Segel.

Die schreckliche Strafe für den abscheulichen Mord, der zugleich eine Schändung des Heiligthums in sich schloß, blieb nicht aus. Kaum waren sie in die See gesteuert, als diese sich, zornig brüllend, erhebt, das Schiff zu ihrem Spielball macht, bis ein Blitzstrahl es vernichtet. Alle Genossen gehen im Schiffbruche zu Grunde; nur Ulysses, nachdem er noch ein Mal die Gefahren der Skylla und Charybdis bestanden, gelangt schwimmend nach Ogygia zu Kalypso. So beschreibt Homer dies im zwölften Gesange:

Aber nachdem wir, geschieden vom Eiland, nirgend ein andres
Land mehr, sondern umher nichts sahen als Himmel und Wasser:
Sieh, da stellte Kronion ein dunkeles, blaues Gewölk auf
Ueber das wölbige Schiff und das Meer ward finster darunter.
Aber es lief nicht weit mehr hin; denn plötzlich erhob sich
Zephyros sausend und stürzte daher mit gewaltigem Sturme.
Aber des Mastbaums Taue zerbrach anstürmend ein Windstoß
Beid', und der Mast sank rückwärts um, daß Segel und Rüstzeug

All' in den Raum hinstürzten, indeß in dem hinteren Schiffe
Jener den Steuerer traf und zugleich in dem Haupt die Gebein' ihm
Alle mit einmal schmetternd zerbrach, und er schoß wie ein Taucher
Nieder vom Deck und der männliche Geist entwich den Gebeinen.
Und mit dem Donner zugleich schlug Zeus in das Schiff mit dem Blitzstrahl,
Daß es getroffen vom Strahle des Zeus rings wirbelnd sich drehte,
Ganz voll Schwefelgeruch, und die Freund' entstürzten dem Schiffe.
So wie Krähen des Meeres umher an dem dunkelen Schiffe
Trugen die Wogen sie hin, und der Gott nahm ihnen die Heimkehr.
Doch ich schritt in dem Schiffe dahin, bis daß ihm der Fluthdrang
Kiel und Wände getrennt, daß bloß ihn die Welle dahin trug.
Dann zerbrach sie am Kiele den Mastbaum; aber das Raaseil
War an diesem geblieben, von Rindshaut tüchtig bereitet.
Hiermit band ich den Kiel und den Mastbaum beide zusammen,
Setzte mich auf sie und ward von den schrecklichen Winden getragen.
Da nun legte sich endlich der West mit dem brausenden Sturme;
Aber sogleich kam wieder der Süd, mir die Angst zu erregen,
Daß ich von neuem Charybdis, der unheilvollen, mich nahte.
So nun trieb ich die Nacht und zugleich mit des Helios Aufgang
Kam ich an Skyllas Felsen hinan und der grausen Charybdis.
Und die schlürfte gerade der Meerfluth salziges Wasser;
Aber ich schwang mich hinauf zu dem weithin ragenden Feigbaum,
Wo ich mich fest anhielt wie die fliegende Maus, und ich hatte
Nirgend, worauf mit den Füßen zu ruhn, noch sicher zu treten:
Ganz fern waren die Wurzeln und hoch auf ragten die Zweige,
Weit sich erstreckend und stark, und beschatteten rings die Charybdis.
Aber ich hielt mich beständig und wartete, bis sie mir wieder
Mast und Kiel aussprudelt', und spät für den Harrenden, endlich
Kamen sie! Wenn sich ein Mann von dem Markt erhebt zu dem Mahle,
Welcher im hadernden Volk viel Streit und Händel geschlichtet:
Da um die Zeit erschien das Gebälk erst aus der Charybdis.
Schnell nun ließ ich von oben die Füß' und die Arme herunter
Und schlug mitten hinein, dichthin an die ragenden Balken,
Setzte sogleich mich darauf und ruderte durch mit den Händen;
Skylla indessen verwehrte der Vater der Menschen und Götter,
Mich zu erspähn: sonst wär' ich dem Unheil nimmer entronnen.

Indische Cultur und Literatur.

Sakontala, ein neueres Bild der alten hinduischen Sitten.

Daß die Inder schon in frühester Zeit eine hohe Stufe in der Cultur eingenommen haben, bezeugen die Aussagen der Alten und die Denkmäler, welche sogar die ägyptischen an

Großartigkeit übertreffen: die ganze felsige Westküste von Coromandel, die in ein Labyrinth von Monumenten verwandelt ist; die Denkmäler von Mahabatipor; die Höhlentempel auf Elephante, unweit Bombay, auf Salsette; das Pantheon zu Ellora; die Grotte zu Carli; die hufeisenförmigen Pagoden zu Illura, welche sich zwei Stunden weit im Gebirge hinziehen; die drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme drei Stunden weit vom Meere aus sichtbar sind, von einer Menge geheiligter Wälder und Teiche umgeben und von einer dicken Steinmauer eingeschlossen; die Wischnu-Tempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram; die Schiwa-Tempel zu Tirunamaly, Tirvatur, Schalembron, Kandschipuram, Ramonathampuram, Ramischwaram und Kaschi; — es ist eine in Felsen und Bildsäulen ausgehauene Mythologie, merkwürdiger Weise ohne eine Spur von Hieroglyphen. Die Völker des Alterthums: Perser, Phönicier, Araber und Aegypter holten nicht nur die Producte, welche die Natur jenem Lande verliehen hat, sondern auch wissenschaftliche Kenntnisse; bei den Griechen hatte die Weisheit der Inder dieselbe Culturbedeutung wie das klassische Alterthum für uns bis heutzutage, und bis auf Pythagoras unternahmen die hervorragenden Männer unter den Griechen Reisen nach Indien, um sich zu unterrichten.

Wie bereits erwähnt worden ist, sind die Vedas die heiligen Bücher, welche der geistigen und sittlichen Entwickelung der Inder zu Grunde liegen;*) sie erhielten sich im Munde des Volkes wie die Homerischen Gesänge bei den Griechen, bis sie von Vyasa gesammelt und in Büchern geordnet wurden. Aelteren Ursprungs ist das priesterliche Gesetzbuch Monava-Darma-Sastra. Als lehrende, mythologische Person wird oft Menu oder Manus erwähnt als Verkündiger der alten Brahma-Lehre; sein Gesetzbuch, in einfachen Versen und Distichen abgefaßte Sittenlehren und Sittengemälde enthaltend, ist von William Jones übersetzt worden und ist das älteste der indischen Werke, die uns bekannt geworden sind.

Diese Lehre ist die ältere in Indien herrschende; die jün-

*) Goverdhan Kaul, Asiatic Researches. — F. Meyer, Brahma oder die Religion der Inder, Leipzig 1818.

gere der Samanäer, welche gegen die Kasten-Eintheilung und gegen die Herrschaft der Brahmanen gerichtet war, schloß sich doch wesentlich an jene an und unterschied sich wenig von der Religion des Buddha und Fo, welche im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt aus Indien in Tübet und China eingeführt und selbst im mittleren und nördlichen Asien verbreitet wurde. Der Sinn dieses Systems ist ausgedrückt in einem Theil des Heldengedichtes Mahabharat, welchen Wilkins unter dem Titel Bhagavatgita übersetzt hat. In diesem Gedicht, wie in anderen älteren Schriften, ist noch die Strenge des ursprünglichen Gesetzes zu ersehen. Der Genuß des Fleisches wird auf das höchste verabscheuet; streng verboten ist die Tödtung von Thieren und die Benutzung von Dingen, welche die Tödtung nothwendig machen. Porphyrius erzählt von den Brahmanen und den Gymnosophisten, daß sie keine Nahrung von beseelten Wesen berühren, sondern nur Reis und Baumfrüchte genießen; dasselbe schreibt Clemens von Alexandrien (Strom. III. 3).

Die Samanäer fanden schon die Griechen neben den Brahmanen vor, als sie nach Indien kamen; auch die indischen Einsiedler oder Gymnosophisten, welche, abgezogen von der Welt, ihr Leben gänzlich der Beschauung widmeten. Die wirklichen Weisen lernte der Eroberer Alexander zwar nicht kennen, — wie Philostratus in seinem Buche über Apollonius von Tyana erzählt — weil sie weiterhin zwischen dem Hyphasis und Ganges wohnten; dennoch machte der indische Geist einen mächtigen Eindruck auf die Griechen; neben dem Fremden, das ihr Erstaunen erregte, glaubten sie doch auch unter den Göttern, die man verehrte, einzelne ihrer eigenen wieder zu erkennen.*) Diese Uebereinstimmung neben der Verschiedenheit bezeichneten sie treffend durch die Benennungen eines indischen Herkules und eines indischen Bachus. Ohne Zweifel hat Indien schon in frühester Zeit mit den anderen alten Völkern in einer wechselseitigen Verbindung gestanden und auch von den Persern, welche eine Zeit lang das nördliche Indien beherrschten, haben sich wahrscheinlich Begriffe und Lehren dort verbreitet. Unzweifelhaft

---

*) Vergleiche: Friedrich von Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur. Berlin 1841.

haben auch die Pelasger durch den Aegypter Kekrops Einfluß auf die indische Bildung gehabt.

Daß die natürliche Lebensweise (ohne den Genuß von Fleisch) im ganzen großen indischen Culturlande als höchste Weisheit geübt wurde, bestätigt Strabo in seinem Berichte über die pythagoräische Diät. Derselbe erzählt auch,*) Alexander von Macedonien, auf seinem Zuge nach Indien, habe den Onesikritus an die indischen Weisen gesendet, um etwas Genaues über ihre Lebensweise zu erfahren. Diesem sagte Mandanas, der weiseste unter den Brahmanen:

Die Brahmanen leben einfach, von Reis und Mehl, jedoch nicht unter freiem Himmel. Die Heilungen der Krankheiten bewirken sie durch die Diät, nicht durch Arzneien. Die eigentlichen Philosophen leben einfach auf Lagern von Stroh und Fellen; sie enthalten sich der Speise von Thieren.

Strabo erzählt auch von den Hylophagen (Knospen-Essern) im benachbarten Arabien, die nur von Knospen und Rinden lebten und doch glücklich gepriesen wurden. Diodor von Sicilien rühmt ihre körperliche Schnelligkeit und Gewandtheit. Clemens von Alexandrien sagt von ihnen: „Häuser und Wohnungen haben sie nicht, aber sie bekleiden sich mit Baumrinde, essen Beeren und Eicheln, und trinken aus der Hand.“**)

Eigenthümlich bleibt der indischen Glaubenslehre immer die Lehre von der Seelenwanderung, welche auch in der Fortentwickelung der Mythologie nicht untergegangen ist, und die Vorstellung von den Avataras oder Wandlungen enthält in der Buddha-Avatara die Lehre des Buddha. In dem Volksglauben spricht sich die Gewißheit eines anderen Lebens aus, welches das irdische verdrängt; Letzteres ist nur eine Vorbereitung auf das künftige Dasein. Dadurch werden alle Bande der Natur und der Liebe geheiligt und die Verknüpfung der Schicksale erhält eine Weihe, welche sich in allen Werken und Dichtungen der Inder ausspricht. —

Die alten Begriffe, Sitten und Gebräuche haben sich noch heute bei den Indern erhalten und das Volk selber erscheint

*) Strabo, Geographie XVI, Kap. 1.

**) Domus aut tecta non habent, arborum autem induuntur corticibus, et glandes arborum, baccasque comedunt, et aquam bibent manibus.

uns, gleich seinen Denkmälern, wie ein lebendes Monument aus der Zeit des ursprünglichen Zustandes der Menschheit.

Der chinesische Buddha-Priester Fahian, der im vierten Jahrhundert eine Reise durch die westlich von China gelegenen Länder unternahm, erzählt in seinem Werke,*) daß sich in jenen Ländern der Cultus Buddha's noch in voller Reinheit erhalten hatte. Von den buddhistischen Königen Indiens erzählt er:

„Wenn ein König einem Priester begegnet, so entblößt er sein Haupt; er reicht ihm die Nahrungsmittel eigenhändig und setzt sich dann auf einen am Boden ausgebreiteten Teppich nieder. Die Könige, die Großen, die Familienhäupter haben für die Geistlichen Kapellen errichtet; sie haben ihnen Felder und Häuser, Gärten und Meiereien geschenkt. Die Schenkungs-Akte sind auf Eisen eingegraben, und kein Nachfolger würde sich erdreisten, Etwas daran zu ändern."

In den Ländern, die der Reisende besucht, findet er abwechselnd den Cultus des Brahmanen- und des Buddhathums vorherrschend. Nachdem er, von Persien zurückkehrend, das östliche Ufer des Indus wieder betreten hat, findet er Buddha's Lehre auch im mittleren Indien herrschend und blühend. Trotz den grausamen Verfolgungen, welche diese Lehre im südlichen Indien erlitten, hatte sie sich doch an den Ufern des Ganges behauptet. Die späteren Reisenden melden freilich von ihrem allmäligen Verfall. Schon Megasthenes bei Strabo erzählt, daß die Brahmanen nach einem Alter von sieben und dreißig Jahren von der strengen Enthaltsamkeit abwichen. Dem alten Gesetze des Manu widersprechend, kam allmälig die Ansicht auf, es sei keine Todsünde, von dem durch den Priester geweihten Opferfleische zu essen. Das Opfer, durch die Religion sanctionirt, machte die Vermittelung, das Abweichen von dem heiligen Naturleben für das tägliche Leben zu rechtfertigen.**)

Der Lehre der Vedas sind, wie schon mehrmals erwähnt, die noch vorhandenen Sekten entsprungen; die Anbetung des Wischnu und Krischna, wie sie sich in der neuen Lehre der Samanäer erhielt, ist noch heute in Indien herrschend; das

---

*) Fo-tue-ki (Beschreibung der Buddhisten-Reiche), in's Französ. übersetzt von Abel Remusat, 1834.

**) Vergl. Bohlen, das alte Indien. Th. II, S. 269.

Ansehen der Braminen hat sich noch jetzt im südöstlichen Indien, in Tandschore, ungeschwächt erhalten und bei den Eingalesen, Butans, Nipalesen u. a. sind die buddhistischen Lehrsätze vorherrschend.

Volney, ein philosophischer Reisender aus dem vorigen Jahrhundert, schildert uns die milden Sitten der Inder, und der französische Reisende Thevenot beschreibt ein indisches Hospital, worin kranke Kameele, Pferde und Rinder, auch Vögel verpflegt werden, die invaliden auf Lebenszeit; die hergestellten werden nur an Hindus verkauft. Nur die reicheren Stände, darunter selbst Braminen, haben theilweise die blutige Diät der christlichen und mohammedanischen Eroberer angenommen und verabscheuen nur die Tödtung des Ochsen oder der Kuh; aber die große Masse der Hindus entsetzt sich noch heute vor dem Schlachthause, und die Buddhisten achten noch immer das strenge Gesetz des Manu und die Vorschriften der heiligen Schriften Tripataka, welche lehren:

Einem Menschen, der die Gesetze nicht verläßt und nicht Fleisch isset, wie ein blutdürstiger Dämon, wird es gut gehen in dieser Welt und er wird nicht von Krankheiten geplagt werden. — Der Mensch, welcher in seiner eigenen Seele das höchste Gute wahrnimmt, welches allen Geschöpfen innewohnt, gelangt zu einer gleichen Gesinnung gegen alle und wird zuletzt aufgenommen werden in das höchste Wesen, sogar in das des Allmächtigen selber.

Diese Denkart und ein elegisches Gefühl für Liebe und Schönheit spricht uns aus allen Schöpfungen der indischen Poesie an; so in des weisen Valmiki stürmischem Heldengedicht „Ramayan", wo der Held Rama als Verbannter erscheint; in dem Hirtengedicht Gita Govindo, worin der Gott Krischna als Besucher der Erde, in Gestalt eines Hirten, geschildert wird; in dem Fabelbuch Hitopadesa, voll schmuckloser, fesselnder Erzählungen und sinnreicher Sprüche. Alt-indische Werke sind uns nur durch mangelhafte Uebersetzungen bekannt: Aussprüche der Braminen; der Bagavadam, einer der achtzehn Puranas. Viele Werke stammen aus der Zeit des Porus, des Zeitgenossen Alexanders, und seines Nachfolgers Sandrocottus, und mögen nicht frei geblieben sein von griechischem Einfluß.

Den indischen Geist spiegelt vor Allem das noch in verhältnißmäßig später Zeit entstandene Gedicht „Sakontala",

welches Georg Forster bezeichnet als „ein gefälliges und authentisches Bild der alten Hinduischen Sitten und eine der größten Seltenheiten, welche man aus der asiatischen Literatur an das Licht gezogen hat.“ Es ist ein sprechendes Beispiel von der eigenthümlichen Schönheit des indischen Geistes, klar, ungekünstelt und in edler Sprache dargestellt. „Ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beseelt Alles“; — so urtheilt Friedrich Schlegel darüber — „der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hier und da eine gewisse Bilderfülle und Blumenschmuck herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld.“ Herder sagt von dieser Dichtung: „Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden; jede entspringt aus der Sache selber, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl wie zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde, denn der indische Welt- und Menschengeist selber hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht. Im indischen, nicht europäischen Geist muß man die Sakontala lesen. Das Blut der Inder sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker.“

Das Werk gehört der dramatischen Art an, welche im indischen Reiche schon im Alterthume blühete, und stützt sich auf die Vorstellungen, welche älter sind als alle historischen Denkmäler. Wikramaditya, der im 1. Jahrhundert v. Chr. Geb. regierte, und dessen Hof von keinem eines anderen Monarchen an Glanz übertroffen wurde, beschützte die Dichter und Gelehrten. An seinem Hofe hielten sich namentlich neun Männer auf, welche wegen ihrer geistigen Vorzüge „die neun Kleinode“ genannt wurden; als das glänzendste unter ihnen wurde Kalidas anerkannt, der Dichter der Sakontala.

Dieses Schauspiel*) muß sehr beliebt gewesen sein; denn es schmeichelte der Eitelkeit des Volkes, die glänzende Gestalt

*) W. Jones fand es auf und übersetzte es in die lateinische Sprache und in's Englische; Georg Forster hat das Verdienst, es mit Geschmack und Gefühl in's Deutsche übertragen zu haben. Die episch dargestellte Sage, welche dem Drama zu Grunde liegt, giebt Friedrich von Schlegel in seiner Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder, S. 308—324.

seines Königs, der Helden und Hofleute darin auftreten zu sehen. Die Königswürde erscheint wahrhaft vornehm, der König hoch verehrt, würdevoll in seinem Palaste und außerhalb: er ist edel und tugendhaft und fehlt nur, so lange ein Zauber seine Sinne gefangen hält; dann büßt er schmerzlich sein Unrecht. In dieser Sittlichkeit beruht die höchste Schönheit des Gedichts. Neben ihm erscheint ein holder Contrast: Sakontala, das unschuldige und liebevolle Kind der Natur, einsam aufgeblühet in der Einsamkeit, in reiner Luft, unter Blumen und Bäumen, gepflegt und gebildet von einem weisen Manne, der die Stelle des Vaters vertritt, hold entfaltet für ihn, den angebeteten König. In dem Gedicht erscheint auch wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von einem früheren Leben der Seelen, dessen Vollkommenheiten beim Anblick des Schönen zu dunklen Erinnerungen erwachen, von der sehenden und sprechenden Macht des Gewissens, welche, übereinstimmend mit der ganzen Natur, von jeder guten und bösen That Kenntniß erlangt.

Die Liebe zu den Thieren spricht sich in dem Gedicht in der rührendsten Weise aus; so in der Scene, wo Sakontala sich in den Palast ihres Gemahls begiebt und Abschied von der gewohnten Umgebung und von den befreundeten Thieren nimmt.

„Du klagst nicht allein, — sagt eine ihrer Gespielinnen zu ihr — Sieh', der Hain selber trauert, nun die Stunde des Abschieds herannaht. Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammelten Kussagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.

Sakontala geht voran und bleibt plötzlich stehen, von ihrem Rehkalbe zurückgehalten.

Sakontala. Ach, was ist's, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält? (sie sieht sich um.)

Kanna. Es ist das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen du so oft mit eigner Hand das heilende Sesam-Oel legtest, wenn die scharfen Spitzen des Kussagrases sie verwundet hatten; den du so oft mit einer Hand voll Syamaka-Körner fütterteſt; er will die Fußtapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

Sakontala. Was weinest du, zärtliches Geschöpf, um mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorst, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden!

(Sie bricht in Thränen aus.)

Im Augenblick, wo der Kaiser Duschmanta in Begriff steht, eine Antilope zu erlegen, tritt ein Einsiedler mit den flehenden Worten dazwischen:

Tödte nicht, mächtiger Herrscher, tödte nicht ein armes junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat. Nein, gewiß!, es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe eines solchen Thiers wäre wie Feuer in einem Ballen Baumwolle. Verglichen mit deinen scharfen Geschossen, wie schwach muß nicht das zarte Fell einer jungen Antilope sein! Verbirg doch schnell den Pfeil, mit dem du zieltest! Eure Waffen, ihr Könige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht zum Verderben des Schuldlosen.

Duschmanta. Seht, ich berge meinen Pfeil!

(er steckt ihn in den Köcher.)

Der Einsiedler (freudig.) Dein würdig ist diese That, glorreichster Fürst; ja sie ist eines Fürsten würdig, der von Puru stammt. Möchtest du einen Sohn haben, den die Tugend zieret, einen Beherrscher der Welt!

Der Kaiser spricht die Vermuthung aus, daß er sich in der Nähe der Wohnung frommer Einsiedler befinde, und als ihn sein Führer fragt, an welchen Zeichen man das erkenne, belehrt er ihn:

Wirst du sie nicht gewahr? Sieh, unter jenen Bäumen liegen die geweihten Körner, die dort hingestreut wurden, während die zärtlichen Papageien-Weibchen ihre unbefiederten Jungen im hangenden Neste fütterten. Sieh die jungen Wildkälber, wie sie Zutrauen zum Menschen gewannen und sich an den Laut seiner Stimme gewöhnt haben, wie sie sorglos umherhüpfen und ihren Lauf nicht verändern!

Als ihm sein Feldherr die Freuden der Jagd preist, erwidert ihm der Kaiser:

Wir haben hier unser Lager unweit einer heiligen Einsiedelei aufgeschlagen; daher kann ich für jetzt deinen Lobsprüchen auf die Jagd keinen Beifall geben. Heute sollen die wilden Büffel ungestört sich wälzen im seichten Wasser oder den Sand mit ihren Hörnern in die Höhe werfen; die Antelopenheerde, im dichtesten Schatten versammelt, soll wiederkäuen ohne Furcht; die ungeheuern Eber sollen am Rande jenes Teiches die Wurzeln der Pflanzen aufwühlen, und mein Bogen hier soll mit abgespannter Sehne ruhen!

Die Opfer sind unblutig, aus den Spenden der Erde bestehend.

„Bemerke, — sagt Duschmanta, indem er seinem Führer die heiligen Stätten bezeichnet — bemerke an jenen Stellen die glänzenden Stücke von geglättetem Stein, womit man die ölichte Frucht des heiligen Ingudi zerstoßen hat. Auch ist die Oberfläche des Flusses roth, von Streifen geweihter Rinde, die mit dem Strom herabschwimmen. Sieh noch einmal! die Wurzeln jener Bäume baden sich in dem Gewässer heiliger Teiche, und es zittert, indem der Wind

darauf spielt; sieh, dort den hellen Glanz des frischen Laubes sich eine Zeit lang verhüllen im Rauch, der von dem Opfer des reinen Ghih aufsteigt. Sieh noch, die jungen Rehe grasen, ohne sich bei unserer Annäherung zu fürchten; der Grasplatz dort vor dem Garten ist ihr Aufenthalt, wo die Spitzen des Opfergrases, zu irgend einem frommen Gebrauch abgeschnitten, umhergestreut liegen.

Als der weise Kanna genöthigt ist, seine geliebte Pflegetochter von sich zu lassen, fordert er sie in tiefster Betrübniß auf, noch ein Mal den Opferaltar zu umschreiten:

Komm, meine Geliebteste, komm und wandle mit mir um das Opferfeuer! Mögen dich diese Feuerflammen behüten! Feuerflammen, die an ihren bestimmten Platz auf dem geweihten Herde hüpfen und das gesegnete Holz verzehren, indeß die frischen Halme des geheimnißreichen Kussa umhergestreut liegen. Feuer der Weihe, welche die Stunden tilgen mittelst der aufsteigenden Dämpfe des reinen Opfers! (Sakontala umgeht den Herd mit feierlichem Schritt.)

Der Geist, welcher in dem ganzen Gedicht waltet, wird von einem zartfühlenden Beurtheiler mit folgenden treffenden Worten bezeichnet: „Ich zweifle, ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsers Erdenweltalls können gedacht werden, als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchst natürlich. Alles ist in der indischen Natur belebt: hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung. Die ganze Schöpfung ist — Erscheinung des und des Gottes, in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — Maja, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der Alles sich so leise und zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen, Alles aus Allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn, der es am innigsten, tiefsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede."

Goethe, der die Sakontala im Anfange des „Faust" benutzte, widmete diesem Schauspiele folgende Zeilen:

Willst du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dir, und so ist Alles gesagt.

Die Wiedergeburtslehre in Griechenland,
durch die Metaphysiker vor Sokrates. Pelasgos, Triptolemus, Orpheus und die vierte Epoche unter Pythagoras.

Die erste dieser Epochen ist die der Pelasger,*) der Urbewohner Arkadiens, welchen Pelasgos die Gesetze gab und ihr Leben „erneuerte" (verjüngte), indem er ihnen zur Nahrung die Früchte der Erde anwies. Aus Thessalien hervorgegangen, verbreiteten sie sich über Epirus, Italien, Thrakien und die Inseln Klein-Asiens, gründeten Städte in Groß-Griechenland (Italien) und zwischen den Ufern der Donau und dem peloponnesischen Meere; ihr Einfluß erstreckte sich bis über die Wüsten, welche Syrien von Aegypten trennen, und bis an das Gebiet der Indier. In den Wäldern von Dodona boten sie die Eiche den Menschen zur Verehrung dar und übertrugen diesen Cultus auf die Druiden.

Die zweite Epoche ist die des Triptolemos, des Gesetzgebers der Athener, der ihnen den Feldbau lehrte und die blutigen Opfer durch Brot und Wein ersetzte.**) Unter seinen Gesetzen lautete eines:

> Du sollst Gott über alle Dinge lieben, nächst Gott die Menschen und nächst den Menschen die Thiere. Das Fleisch der Thiere ist euch nicht zur Nahrung gegeben; wenn ihr sie tödtet, so müsset ihr von demselben Streich sterben, weil ihr alsdann aufhöret, Menschen zu sein.

Die Geschichte des Triptolemus verliert sich in das Dunkel der Mythologie.

Ceres, — so erzählt die Mythe — als sie die Entführung ihrer Tochter erfährt, zündet auf dem flammenden Aetna ihre Fackel an, setzt sich auf ihren mit Drachen bespannten Wagen und sucht ihre Tochter in den verborgensten Winkeln der Erde, — aber vergebens. Endlich kam sie nach Eleusis in Attika. Voll Jammer, setzt sich die Göttin betrübt auf einen Stein nieder. Der gastfreie Celeus nahm sie in sein Haus, ungeachtet dasselbe voll Trauer war, denn sein Sohn Triptolemus war schwer krank

*) J. A. Gleïzès, Thalysia oder das Heil der Menschheit, aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Robert Springer, Berlin 1872.
**) Gleïzès, Thalysia, p. 259.

und lag im Verscheiden. Die Göttin, welche diesen Schmerz über den Verlust eines Kindes aus eigener Erfahrung kannte, erbarmte sich und machte den Sohn des Celeus gesund. Sie wollte ihm auch die Unsterblichkeit schenken und, um alles Sterbliche an ihm zu tilgen, hüllte sie ihn des Nachts auf ihrem Schoße in Flammen. Aber die Mutter, welche dies ein Mal wahrnahm, stieß einen Schreckensschrei aus und vereitelte dadurch das Vorhaben der Göttin. Sie gab jedoch dem Triptolemus einen Wagen, schenkte ihm den edlen Weizen und gebot ihm, den Samen auf der ganzen Erde auszustreuen und überall Segen zu verbreiten.

Triptolemus war der Erfinder des Pfluges und der Stifter der Eleusinischen Mysterien. Auch soll er die Stadt Eleusis erbaut haben; nach Anderen wird dies dem Eleusinus, dem Sohne des Oryges und der Thebe, zugeschrieben. Eleusis, wo jetzt Lessina liegt, wurde nächst Athen die ansehnlichste Stadt in Attika. Im Gebiete der Stadt flossen zwei kleine Flüsse, welche der Ceres und der Proserpina geheiligt waren und deren salziges Wasser zur Einweihung in die Eleusinischen Geheimnisse gebraucht wurde. Der große Tempel der Ceres und Proserpina stand auf einem Hügel unweit des Meeres und ringsumher heilige Gebäude, Kapellen und Altäre.

Die Kunst, Städte zu erbauen und ebenso den Ackerbau lehrte Triptolemus dem Accas in Arkadien und dem Eumelus in Attika. Er selber säete zuerst das Getreide auf das Rharische Feld, wo ihm auch später ein Altar errichtet wurde. Dargestellt wird er mit Kornähren in der Hand oder neben einem Pfluge stehend.

Wie zuverlässige Schriftsteller, darunter Cicero, vermuthen lassen, waren die Eleusinischen Geheimnisse ursprünglich ein National-Erntefest, bestimmt, der Ceres jedes Jahr dafür zu danken, daß den Bewohnern von Attika feste Wohnsitze und Ackerbau zutheil geworden waren. Dieses Fest wurde anfänglich unter freiem Himmel gefeiert, nachher in dem Tempel der Ceres, den Perikles erbauen ließ. Späterhin verband sich damit eine geheimnißvolle Feier, zu welcher nur die Eingeweihten Zutritt hatten. Der wichtigste und angesehenste Priester bei diesen Eleusinien hieß Hierophant, der die Einzuweihenden zu prüfen

und einzuführen hatte. Die Einweihung geschah des Nachts. Die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen bekränzt und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Wasser waschen; sie durften den Geheimnissen nicht anders nahen als mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechischer Sprache. Die mystischen Vorstellungen, welche bei dieser Feier neun Tage lang stattfanden, waren dramatische Vorstellungen der Geschichte der Ceres und Proserpina, der Qualen des Tartarus und der Freuden des Elysiums. Alles wurde mit einem Kunstaufwand dargestellt, der betäubend und begeisternd auf die Einzuweihenden wirkte. Man wollte damit auch wohl die edleren religiösen Lehren, welche dem Volksglauben fern standen, sinnbildlich veranschaulichen. Am sechsten Tage fand eine feierliche Prozession von Athen nach Eleusis statt. Die Einzuweihenden und die Tempeldiener holten von Athen die Bildsäule des Jupitersohnes Jakchus, welcher die Ceres mit der Fackel in der Hand begleitet, als sie die Proserpina gesucht hatte. Die Anzahl der Begleiter dieser Prozession belief sich auf 30,000. Die Luft ertönte weit und breit von dem Namen Jakchus. Der Zug ging abgemessen nach den Klängen der Musik und dem Gesange heiliger Lieder und von Zeit zu Zeit hielt man inne, um Opfer zu bringen oder Tänze aufzuführen. Die Bildsäule wurde in den Eleusinischen Tempel gebracht und nachher mit den nämlichen Feierlichkeiten wieder zurückgetragen. Am siebenten Tage wurden Spiele zu Ehren der Göttinnen angestellt, wobei sich berühmte Kämpfer aus verschiedenen Gegenden Griechenlands einfanden. Der Preis des Sieges war ein Maß Gerste, welche auf den Feldern von Eleusis gewonnen worden war.

Verschieden von diesen Mysterien (den sogenannten kleinen) waren die großen Mysterien, die geheimen Lehren enthaltend, womit nur die Eingeweihten (Empopten) bekannt gemacht wurden, und deren Geheimhaltung ihnen unter fürchterlichen Strafen geboten war. Seneca sagt darüber: „Gewisse Heiligthümer werden nicht auf einmal mitgetheilt; Eleusis hält Etwas zurück, was es nur Denjenigen zeigt, die sich abermals ihren Geheimnissen nahen. Den meisten Eingeweiheten werden einige Geheimnisse entzogen und in dem innersten Heiligthume ver-

schlossen.“ — Es wird fast übereinstimmend vermuthet, daß in jenen geheim gehaltenen Lehren die Mythen erklärt wurden, welche das Volk nur wörtlich und sinnlich auffaßte; der Aberglaube, welcher die erhabene Lehre über die Würde und Bestimmung der Menschheit, über die Größe der Gottheit und die Kenntnisse der Natur verdeckte, wurde gleich einem Vorhange vor den Augen der Empopten weggezogen.

Ehe Herkules die Reise in die Unterwelt begann, welche ihm aufgetragen war, ließ er sich vorher in die Eleusinischen Mysterien einweihen, gleichsam um auf Tod und Leben bei dieser Unternehmung gefaßt zu sein.

Nach der Mittheilung des Xenokrates blieben von den Gesetzen des Atheners Triptolemus drei zu Eleusis in Kraft: den Göttern nur Früchte zu opfern; keinem harmlosen Wesen ein Leid zuzufügen; sich der Fleischspeisen zu enthalten.*) Hermippus findet es zweifelhaft, ob das letzte Gesetz hervorgegangen sei aus der Ueberzeugung, die Menschen dürften nicht Geschöpfe ähnlicher Natur tödten, oder aus dem Bestreben, das menschliche Leben in Milde und Sanftmuth zu erhalten und die unschuldigen Thiere vor Ausrottung zu schützen.

Der thracische Orpheus schuf die dritte Epoche, indem er die von Triptolemos gegründeten Mysterien von Eleusis erneuerte, wie Horaz bestätigt:

> Der erhabene Orpheus, der Dolmetscher der Götter, hielt die Menschen von Mord und widerwärtiger Nahrung zurück.**)

Die vierte Epoche ist die des Pythagoras.

Die ionische Schule, durch Thales und Heraklit gestiftet, hatte das Wasser oder das Feuer als die Grundkräfte der Natur, die nährende und verbindende Kraft des Flüssigen und die innere feurige Lebenskraft, verehrt. Anaxagoras war der Erste, der einen über der Natur waltenden Verstand anerkannte; er nahm aber, um die Welt zu erklären, seine Zuflucht zu der materialistischen Lehre von dem mechanischen Zusammenfluß der Atome. Ueber die Unsterblichkeit der Seele waltete bei Philo-

---

*) Daßelbe erzählt Porphyrius im 3. Buche v. Apoche, Kap. 22.

**) Sylvestres homines sacer, interpresque deorum,
Caedibus et foedu victu deterruit Orpheus.

sophen und Dichtern der Volksglaube an eine unbestimmte Schattenwelt; die bestimmteren Lehren, wie sie in den Mysterien aus Aegypten nach Griechenland herübergebracht wurden, leiteten die späteren Philosophen nur auf die Unzerstörbarkeit der inneren Grundkraft, ohne persönliche Fortdauer. „Die eigentliche Unsterblichkeit" — sagt Friedrich von Schlegel*) — „scheint Pythagoras gelehrt und diese Lehre zuerst allgemein verbreitet zu haben. War auch dieser Wahrheit einiger Irrthum beigemischt, indem er sich die Unsterblichkeit wie mehrere orientalische Völker als Seelenwanderung dachte, so ragt er doch durch diesen einzigen Umstand über alle anderen alten Philosophen der Griechen hervor, und erscheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit und Wohlthäter seiner Nation."

Mnesarchos, ein reicher Kaufherr von Samos, aus dem Geschlechte der tyrrhenischen Pelasger stammend, erflehete vor dem Altare in Delphi den Segen der Götter zu einer Handelsreise und erhielt von der Pythia den Bescheid, seine Reise werde glücklich sein und durch die Geburt eines Sohnes gekrönt werden, der durch die Schönheit seiner Gestalt und seine Weisheit alle Sterblichen weit übertreffen und dem ganzen Menschengeschlecht zum Segen gereichen werde. Als er nach Jahresfrist, reich an Schätzen nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, genas seine Gattin Parthenis eines Sohnes, welcher durch seine überirdische Schönheit der göttlichen Verheißung entsprach. Er erhielt daher den Namen Pythagoras. Der Vater erbauete aus Dankbarkeit dem Apollo einen Tempel. Das Jahr der Geburt des Pythagoras ist nicht genau bestimmt, doch läßt sich nach den vorhandenen Angaben vermuthen, daß seine Lebenszeit mit der Herrschaft des Cyrus in Asien, des Polykrates in Samos und des Tarquinius zusammentraf.**) Die Lebensgeschichte des Pythagoras ist von Apollonius von Tyana erzählt worden, davon aber nur ein Fragment übrig geblieben, welches Jamblichus uns überliefert hat.***) Von einigermaßen zuverlässigen Lebensbe-

*) Geschichte der alten und neuen Literatur, Berlin 1841.

**) Franz Dorotheus Gerlach, Zur Culturgeschichte von Groß-Griechenland, Basel 1858

***) Jamblichus de vita Pyth. § 254 seqq. — Vergl. Eduard Baltzer, Pythagoras, der Weise von Samos. Nordhausen 1868, 4. Kapitel. — Richard Bentley (Abhandlungen, 1857) giebt die Haupt-Lebens-Momente des Pythagoras nach Olympiaden (p. 113).

schreibern des Pythagoras sind nur zu nennen: Diogenes Laertius, Porphyrius und Jamblichus, welcher Jene benutzt hat. Von des Letzteren „zehn Büchern über die Pythagorische Sekte" sind nur fünf erhalten geblieben. Jamblichus gehörte dem Neu-Platonismus des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. an, ebenso wie Porphyrius, von dessen Biographie des Pythagoras der Anfang und das Ende fehlen. Diogenes, im 2. Jahrhundert, hing vermuthlich der Schule des Epikur an.

Mnesarchos übergab seinen Sohn, nachdem er ihm die erste Erziehung hatte zutheil werden lassen, dem Unterricht der Priester und später dem berühmten Theosophen Pherekydes von Syros. Der Knabe zeigte tiefen Ernst, glühenden Wissensdrang und eine gänzliche Freiheit von den sinnlichen Anforderungen des Lebens, so daß er nach dem Volksglauben für einen Sohn des Apollo galt. Die Zeit vom 20. bis 40. Jahre wurde mit Studien und Reisen hingebracht. Im Jünglingsalter war er ein Schüler des Thales, Bias, Pherekydes, Epimenides und Hermodamas. Mit heranreifendem Alter verbreitete sich sein Ruf über die Grenzen von Samos; Thales von Miletos gewährte ihm freundliche Aufnahme und Anaximandros weihete ihn in die Geheimnisse der Naturphilosophie ein. Auf den Rath des Letzteren beschloß er, die Quelle morgenländischer Weisheit, das Land Aegypten, zu besuchen. Mit einem Geleitsbriefe des Polykrates, Fürsten von Samos, an den König Amasis von Aegypten versehen, schiffte er sich zuerst nach Sidon ein. Hier in Phönicien nahm er die Weihen in den bedeutendsten Heiligthümern und beschäftigte sich eifrig mit den Opfern und gottesdienstlichen Gebräuchen. Von dort reiste er nach Biblos und Tyros, wo er ebenfalls in die Mysterien eingeweihet wurde. Am Berge Carmel verkehrte er mit den hebräischen Propheten und benutzte ein phönicisches Schiff zur Ueberfahrt nach Aegypten. Die Schiffer beabsichtigten anfangs, den schönen Jüngling zu verkaufen, doch sein wunderbares Wesen flößte ihnen Ehrfurcht ein, so daß sie ihn unangefochten an's Land setzten. Trotz der Empfehlung des Polykrates wurde ihm der Zutritt zu den Schulen der aegyptischen Priester sehr erschwert. Er wurde von Heliopolis nach Memphis und von dort nach Theben geschickt. Auch hier hoffte man ihn abzuschrecken, indem man ihm die strengsten Prüfungen

und Ceremonien (darunter die Beschneidung) auferlegte; er aber überstand mit unerschütterlicher Geduld die härtesten Prüfungen, gewann endlich das Vertrauen der Priester und wurde in ihre geheimsten Lehren eingeweiht; er lernte die aegyptische Gelehrsamkeit und die älteste Sagengeschichte kennen, erforschte die Hieroglyphen, erlernte die demotische Sprache und erhielt von den Schriftgelehrten und Propheten Unterweisung in der Zahlenlehre, Geometrie, Astronomie, Mantik und Musik. Kambyses aber, um sich an den Aegyptern zu rächen, weil sie Hülfstruppen gegen seinen Vater in's Feld geführt hatten, schickte Tausende von vornehmen Aegyptern, darunter auch viele Priester, in die Verbannung nach Susa und Babylon. Wie Jamblich erzählt, soll auch Pythagoras zu diesen gefangenen Verbannten gehört haben. In Babylon, an den Pforten des indischen Culturlandes, war bereits die Lehre der Braminen und der ägyptischen Gymnosophisten verbreitet, und Pythagoras war der erste Grieche, der mit ihnen verkehrt hatte.*) Hier lernte er auch von den Chaldäern und Magiern, soll auch mit Zoroaster selber Umgang gehabt haben.**) Zwölf — nach anderer Angabe zwanzig — Jahre verweilte Pythagoras hier, um die Philosophie der morgenländischen Weisen zu studiren, bevor er in sein Vaterland zurückkehrte, als ihm die Freiheit von Darius gewährt wurde. Er hatte vier Jahre in Griechenland und Phönicien zugebracht, zwei und zwanzig in Aegypten, zwölf als Staatsgefangener in Babylon.

In seine Heimath zurückgekehrt, beschäftigte sich Pythagoras ernstlich damit, die religiösen Gebräuche zu reformiren,***) wobei er vorzugsweise gegen die Schlemmerei und Unnatur der Bachantinnen ankämpfte, den Gottesdienst nach Art der Eleusinischen Weihungen einrichtete,†) und die blutigen Opfer abschaffte, damit zugleich die Weissagungen aus den Eingeweiden der Opferthiere verwarf.

Von seiner Vaterstadt aufgefordert, eröffnete Pythagoras auch seinen Beruf als Lehrer, indem er in einem Amphitheater

*) Philostrat. Apollonius, VIII. 22.
**) Porphyr. Vit. Pyth. s. 12.
***) Isocrat. Busiris. s. 11.
†) Jamblich. de vit. Pyth. s. 151.

Vorträge hielt. Einen Theil seiner Zeit verlebte er mit geweihten und vertrauten Schülern in einer Grotte außerhalb der Stadt, wo er sich mit mathematischen Studien beschäftigte. Obgleich er durch seine Lehren, die er wie Orakelsprüche ertheilte, eine Menge Schüler anzog, so entschloß er sich dennoch, Samos zu verlassen, vielleicht um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen oder den ihm angetragenen Staatsämtern auszuweichen. Pythagoras ging nach Italien, wie Jamblichus sagt: als er 60 Jahre alt war; viel wahrscheinlicher ist die Angabe des Aristoxenus, daß er damals 40 Jahre alt gewesen sei. Er begab sich nach den griechischen Kolonien in Unter-Italien (Groß-Griechenland), verbreitete seine Lehre zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium und Kroton. An letzterem Orte, der durch die Sittenlosigkeit seiner Bewohner berüchtigt war, wirkte er erfolgreich für Nüchternheit und Mäßigkeit und sammelte bald einen großen Kreis von Schülern um sich, die er durch wissenschaftliche und religiös-sittliche Vorträge belehrte. Eine bloße Fabel ist es wohl, daß er, wie Hermippus erzählt, sich hier eine Zeit lang unter der Erde verborgen habe und, als er wieder zum Vorschein kam, vorgegeben, er sei von den Todten auferstanden. Weniger unwahrscheinlich ist die Erzählung des Aristoxenus, Pythagoras habe in Krotona die Theano, Tochter des Brontius, zum Weibe genommen und mit ihr zwei Söhne und zwei Töchter gezeugt. Hier war es auch, wo Pythagoras nicht umhin konnte, sich an einer politischen Bewegung zu betheiligen. In Sybaris hatte sich der Tyrann Telys durch verwerfliche Mittel in die Volksgunst eingeschmeichelt und fünfhundert der Vornehmsten ihrer Güter beraubt und vertrieben. Diese fanden in Kroton Schutz, aber auch hier verfolgte sie der Tyrann, indem er mit Krieg drohte, falls man die Schützlinge nicht entfernen oder ausliefern würde. Die Volksstimmen waren getheilt, denn man fürchtete den Krieg mit dem übermächtigen Sybaris. Aber Pythagoras, der bisher die Tyrannei stets auf dem geistigen Gebiete bekämpft hatte, erklärte es für eine Schmach, die schutzflehenden Flüchtlinge zu verlassen. Darauf beschloß die Versammlung den Krieg. Die Sybariten hatten 300 000 Streiter zusammengebracht, die Krotoniaten kaum den dritten Theil. Letzteren erschien jedoch zur rechten Zeit ein

Bundesgenosse und an der Spitze ihres Heeres schritt Milon, der berühmte Athlet und olympische Sieger, und fesselte den Sieg an seine Fersen.*) Die Sybariten erlitten eine furchtbare Niederlage und auch ihre Stadt wurde nicht verschont. Die Sieger zerstörten sie gänzlich und leiteten den Fluß Krathis über ihre Trümmer, daß ihre Stelle nicht wiedergefunden wurde; auch theilten sie das Staatsgebiet unter sich und Pythagoras erhielt ein Landgut auf sybaritischem Boden geschenkt, welches er zu einer großen Anstalt für Lehrzwecke einrichtete.

Die Lehre des Pythagoras war zweierlei Art: öffentlich (exoterisch) und geheim (esoterisch). In dem öffentlichen Unterricht, auf verschiedene Stände und Altersklassen berechnet, behandelte er Gegenstände des praktischen Lebens oder der allgemeinen Sittlichkeit, Vieles in Bildern und Symbolen dargestellt. In die esoterische (geheime) Lehre wurden nur die auserwählten Schüler nach langem Unterricht und schweren Prüfungen eingeweiht. Der große Hörsaal, welcher zur gemeinsamen Arbeit diente, war durch einen Vorhang in zwei Theile getrennt: für die Exoteriker (Vorschüler) außerhalb und für die Hochschüler (Esoteriker) innerhalb des Vorhangs. Die Uneingeweihten bekamen den Pythagoras nicht zu sehen, während die Esoteriker ihn zu Gesicht bekamen und auch seine Lehre aus seinem Munde vernahmen.**)

Den esoterischen Schülern wurde die ganze Lehre unverhüllt vorgetragen; sie mußten sich aber zur Geheimhaltung derselben verpflichten, soweit dieselbe nicht Gegenstände betraf, welche weiter verbreitet und gelehrt werden sollten. Sie beschäftigten sich mit der Mathematik, mit dem Studium der Natur, Einige vorherrschend mit Gegenständen der Oekonomie, Politik und Staatsverwaltung, Andere mit Moral, Philosophie und Theologie.

Die Schüler erhoben sich mit Sonnenaufgang vom Lager und suchten geistige Sammlung auf einsamen Wanderungen in heiligen Hainen; nachher fanden in Tempeln oder anderen geweiheten Räumen gegenseitige Mittheilungen statt. Darauf folgten die Leibesübungen und nach dem Frühstück die bürger-

---

*) Diodor V, 27. Herod. V, 44. Strabo VI, 18, 19. T. Athen. XII, 21 nach Phylarchus und Heraclides Ponticus. Scymn. Chius. v. s. 340.

**) Jambl. vita Pyth. § 72.

lichen Geschäfte. Am Abend machten sie gesellige Spaziergänge, begaben sich dann in das Bad und dann zum Abendtisch. Nach dem Abendmahl wurde ein Dankopfer gebracht und dann gelesen, wobei der Aelteste den Vorsitz führte. Ehe sie sich von einander trennten, wurde den Göttern ein Trankopfer gespendet und zum Abschiede erhielten sie von dem Vorsteher nützliche Ermahnungen und Lebensregeln, in kurzen Sinnsprüchen, welche häufig symbolisch und allegorisch ausgedrückt waren, um ihr eigenes Nachdenken anzuregen. Sie schliefen auf linnenen Lagerstätten, trugen auch nur linnene Kleider, da ihnen die Wolle als ein unreiner Stoff galt. Zu dem weiteren Kreise gehörten auch ausgezeichnete Frauen, denn das Weib hatte in den dorischen Staaten und in Italien eine freie Stellung und Pythagoras lehrte, daß es, angesichts der Götter in das Haus des Mannes eingeführt, als eine Schutzflehende zu ehren sei.*) Diejenigen, welche diese Lebensweise ungestört durchführen wollten, etwa dreihundert an der Zahl und den angesehensten Familien zugehörend, wohnten in einem großen Hause beisammen und hatten nach dem Grundsatze der Freundschaft, welche als Grundlage der Verbindung angesehen wurde, Gemeinschaft der Güter eingeführt.

Es war diese Gesellschaft nachweislich die erste in der abendländischen Welt, welche sich die Enthaltung von der Fleischnahrung zum Gesetz machte; erst die ascetischen christlichen Mönchsorden folgten später diesem Beispiele. Das Grundprincip der Pythagorischen Morallehre war Selbstverleugnung, Gerechtigkeit und Mäßigkeit; das der geselligen Einrichtung: Gütergemeinschaft, insofern der Unterhalt der Schüler aus einer gemeinsamen Kasse bestritten wurde. Wie Diogenes erzählt, so lehrte Pythagoras zuerst, „daß unter Freunden das Eigenthum gemeinsam sei; Freundschaft sei Gleichheit; seine Schüler legten Geld und Habe zu seinen Füßen nieder und hatten alle Dinge gemeinschaftlich.“ Derselbe berichtet weiter: „Er ermahnte seine Schüler, einträchtiglich zu leben, auch den Feinden Gutes zu erweisen und sie durch Güte zu gewinnen. Er verbot ihnen, für sich selber etwas zu erflehen, denn sie wüßten nicht, was

*) Gerlach, a. a. O.

ihnen zum Heil gereiche. Auch sollten sie nicht Opferthiere schlachten, sondern allein einen blutlosen Altar ehren."

Sie beriethen des Morgens, was den Tag über zu thun wäre und des Abends prüften sie das Vollbrachte. Wort halten galt ihnen als ein heiliges Gesetz.*)

Alle, welche unter die Zahl der Freunde aufgenommen werden wollten, mußten sich einer Prüfung unterwerfen. Ihre Körperbildung und ihr äußeres Gebahren, ihr Gesichtsausdruck, ihre Bewegungen, ihr Reden und Schweigen wurde geprüft. Einer längeren Prüfungszeit bedurfte es, um ihre sittliche und geistige Begabung und Bildung zu erkennen; ob sie Gedächtnißkraft, Auffassungsgabe und Gefühl besäßen; ob sie frei seien von Rohheit und Leidenschaftlichkeit; ob ihre Seele ruhig, klar und friedlich gestimmt sei, um göttliche Wahrheiten zu vernehmen.

Daß Pythagoras seine Lehre geheim hielt und die Schüler Verschwiegenheit geloben mußten, erklärt man aus dem Umstande, daß ihnen an vielen Orten eine zügellose Demokratie zu schaffen machte; sie mochten sich vielleicht vor dem Aberglauben des Volkes in gleichem Grade zu hüten haben, wie vor dem der Priester. Abgesehen aber von dieser Vorsicht, so stand diese Verschwiegenheit auch im engsten Zusammenhange mit ihrer Enthaltsamkeit und Reinlichkeit. Ebenso wie sie sich der blutigen Kost enthielten, Scheu vor unsauberer Kleidung und vor der Berührung von jeglichem Unreinen hegten, so waren sie auch darauf bedacht, ihre heiligen Lehren und Weihedienste vor Ungeweiheten zu verschweigen. Dabei muß jedoch zugegeben werden, daß in späteren Zeiten, als die überlieferten Symbole von den verschiedenen Schülern verschiedenartig gedeutet wurden, jene Verschwiegenheit in Mystik abartete und daß in Folge dessen Diejenigen, welche außerhalb der Schule standen, geneigt wurden, den pythagorischen Lehren und Gebräuchen eine ganz falsche Bedeutung beizulegen. Jene Geheimhaltung bezog sich auch nur auf die rein theoretischen und spekulativen Lehren, zu deren Verständniß und Auffassung eine geistige und wissenschaftliche Vorbildung und Reife erforderlich war, wogegen die praktischen und allgemein sittlichen Lehren und einzelne Ideen, wie

*) Jamblichus de vita Pyth. § 354 seqq.

die von der Seelenwanderung und der Vergeltung nach dem Tode, öffentlich von den Schülern und von Pythagoras selber verbreitet wurden. —

Trotz jener Vorsicht oder theilweise in Folge derselben entging Pythagoras und seine Anhänger in seinem neuen Vaterlande nicht dem Schicksal, welches Alle verfolgt, die sich von dem gewöhnlichen Strome der Menge absondern. Die Krotoniaten verargten es ihnen, daß sie sich besser dünkten als sie, einer besonderen Denkweise folgten, ihren Lehrer fast göttlich verehrten und wohl gar, da viele Angesehene unter ihnen waren, nach der Regierung des Staates strebten. Einige Ankläger behaupteten öffentlich, die Philosophie des Pythagoras wäre eine Verschwörung gegen das Volk. In Folge dieser Aufreizung wurden die Pythagoräer in einem Hause, wo sie ihr Musenfest feierten, von einem Volkshaufen überfallen und mußten sich durch die Flucht retten. Diesem Ereigniß folgte ein Partheikampf, worin die Gegner der Pythagoräer Sieger blieben. Die Geflüchteten wurden unter Anklage gestellt und mit dem Exil bestraft.*) Pythagoras selber rettete sich nach Lokri und als man ihm dort die Aufnahme verweigerte, nach Tarent. Hier brachte er seine Schule zur abermaligen Blüthe, bis, nach zwanzig Jahren, eine Veränderung der Staatsverfassung vorgenommen wurde, wogegen sich die Pythagoräer erklärten und deswegen verbannt wurden. Der sechs und neunzigjährige Pythagoras schiffte mit seinen Schülern und Freunden nach Metapont.*)

Die zurückgebliebenen Schüler, 35 an der Zahl, sollen, wie Hermippus erzählt, in Tarent wegen ihrer politischen Umtriebe verbrannt worden sein.

Ueber den Tod des Weisen von Samos sind nur schwankende Berichte vorhanden. Bei einem Aufstande in Metapontum soll er in einen Tempel geflohen und dort, vierzig Tage ohne Nahrung gelassen, gestorben sein. Andre erzählen, er hätte sich selber das Leben genommen, aus Kummer über den Verlust seiner Freunde, welche bei einem Angriff auf ihr Versammlungs-

---

*) Bericht hierüber giebt Porphyr. Kap. 12; — genaueren Jamblich. Vita Pythag.

**) Jambl. § 249.

haus in den Flammen umgekommen wären. Eine ganz grundlose Angabe findet sich bei Diogenes: Pythagoras hätte nämlich an einem Kriege zwischen Agrigent und Syrakus theilgenommen und wäre nach einer verlorenen Schlacht auf der Flucht erschlagen worden. Nach den Berichten der mehrsten Autoren wäre Pythagoras im 99. Lebensjahre gestorben; jedoch Diogenes berichtet: „Pythagoras starb, wie Heraclides sagt, 80 Jahre alt."

Die Religionsphilosophie des Pythagoras leitet Porphyrius von den Aegyptern her. Es ist hier nicht der Ort, auf sein System genauer einzugehen; nur einige wesentliche Punkte derselben mögen markirt werden.

Durch seine mathematischen Forschungen war Pythagoras darauf geführt, das kosmische Element in Zahlenverhältnissen zu entdecken. (Wir finden eine ähnliche Theorie in der Daltonschen Philosophie und in der neueren Chemie und sogenannten „quantitativen Wissenschaft".) Nach Pythagoras giebt es in den Dingen zwei Principe: die Einheit und die Zweiheit, das Bestimmte und das Unbestimmte, das Gerade und das Schiefe, der Tag und die Finsterniß, das Gute und das Böse. Aus der Einheit entspringt die Zahl und das Verhältniß der Harmonie. Pythagoras setzte überhaupt das Wesen der Dinge in die Zahlen und betrachtete Letztere nicht bloß als Symbole von Gesetzen, sondern als die Gesetze und Kräfte selber.*) — In der Astronomie kann er als ein frühzeitiger Vorgänger von Copernikus und Laplace angesehen werden, denn er setzte die Sonne oder das Centralfeuer, als Ursprung der Wärme und des Lebens, in die Mitte des Weltalls: um sie bewegen sich die Planeten, zu welchen auch die kugelförmige Erde gehört. Die Entfernung der Weltkörper führte er auf harmonische Intervalle zurück. Auf diese Weise fand er eine harmonische Uebereinstimmung in dem regelmäßigen Gange und in den Bewegungen der Himmelskörper. Die Töne, welche die Planeten, wie alle sich schnell bewegenden Körper hervorbringen, — lehrte Pythagoras — sind, je nach der Größe und Geschwindigkeit der

---

*) Brandis, Ueber Zahlenlehre der Pythagoräer und Platoniker, im 2. Jahrg. des Rhein. Museum.

Himmelskörper, von einander verschieden, doch stehen diese Gestirne in solchem gegenseitigen Verhältniß, daß eine Harmonie entsteht, welche alle irdische Musik übertrifft. Auf die Gesetze des Weltalls führte er auch seine Sittenlehre zurück und die gegenseitige Freundschaft, die er von seinen Schülern forderte, stimmte mit dem Einklange der himmlischen Ordnung; das Gute ist nichts Anderes als die Einheit in der Natur!

In dem Glauben an die Unsterblichkeit und eine Vergeltung nach dem Tode hatte die Lehre von der Metempsychosis oder der sogenannten „Seelenwanderung" ihren Grund, welche in dem Pythagoräischen System ohne Zweifel eine wichtige Stelle einnahm, wenngleich sich dies weder aus den „goldenen Sprüchen", noch aus den uns überlieferten symbolischen Vorschriften nachweisen läßt. In der Lehre des Pythagoras finden wir den Begriff der Metempsychose mit allen orientalischen Nebenbestimmungen; — ein sicherer Beweis, daß dieser Begriff nicht hellenischen Ursprungs ist. Vielleicht war diese Lehre in Pythagoras' Sinne nur eine Parabel für die Uneingeweihten, um auszudrücken, daß die Seele stufenmäßig gereinigt und für die Unsterblichkeit gereinigt werden müsse, so wie auch die Inder diese Wanderung nicht bloß physisch deuteten, sondern damit die Meinung verbanden von der moralischen Verderbtheit aller Wesen und einer nothwendigen Reinigung, um zur Gottheit zurückzukehren.

Zu den Speisegesetzen gehörte auch das Verbot, Bohnen zu essen, was in der verschiedensten Weise erklärt worden ist. Einige erblicken darin eine politische Bedeutung und führen an, die Bohnen seien bei den Griechen bei Wahlabstimmungen gebraucht worden; Andere, wie Jaucourt und ebenfalls Gleïzès, meinen, Pythagoras hätte in der Samenbildung und in dem Dufte der Blüthe der Bohne eine verwandte Beziehung zum Menschen gefunden (worüber Juvenal in einer seiner Satyren spottet). Indessen erklärt sich dieses Verbot wie viele andere Speiseverbote des Pythagoras aus der religiösen Denkweise, daß nichts zum gewöhnlichen Leben verwandt werden dürfe, was zu heiligem Brauche bestimmt war.*) Bohnen wurden bei

---

*) Jambl. de Vit. Pyth. s. 106.

Todten- und Sühnopfern gebraucht;*) ebenso Erbsen, Linsen und Lupinen. Die Malven waren der Sonne geweihet und deshalb ebenfalls den Pythagoräern zu essen verboten; die dem Zeus geweihete Cypresse durfte nicht zu gewöhnlichem Gebrauche verwandt werden. Das Verbot, Bohnen zu essen, galt, nach Herodot, auch bei den ägyptischen Priestern und wäre von dort nach Griechenland und Rom verbreitet worden.

Man ist fast allgemein der Ansicht, daß geschriebene Werke von Pythagoras vorhanden waren; doch fehlte es nicht an Zeugnissen für die entgegengesetzte Meinung. Man wies nach, daß das Gedicht über das Weltall einer späteren Zeit entsprungen sei; dagegen ließ sich historisch begründen, daß die heilige Sage schon zur Zeit des Pythagoras vorhanden war. Seine Lehre wurde, abgesehen von der mündlichen Ueberlieferung, durch Philolaos von Kroton, einem Zeitgenossen des Sokrates, dargestellt. Das „Pythagorische System" von Philolaos, aus drei Büchern bestehend, wurde so hoch geschätzt, daß Plato eine Abschrift davon für 100 Minen (etwa 1200 Mark) kaufte. Von diesem kostbaren Werke ist aber nichts erhalten geblieben. Eine Erklärung der Sprüche des Pythagoras veröffentlichte der Geschichtschreiber Anaximandros zur Zeit des Artaxerxes Mnemnon. In neuerer Zeit hat Röth nachzuweisen gesucht, daß die „heilige Sage" in der That von Pythagoras selber verfaßt worden und der größte Theil derselben während seines Aufenthaltes in Theben entstanden sei.**) Röth zeigt auch, daß das Werk ausschließlich nur den reinen ägyptischen Ideenkreis darstelle und eine durchgängig ägyptische Färbung zeige, womit nur Pythagoras vertraut sein konnte; er beruft sich auch auf das Zeugniß der gelehrten griechischen Ueberlieferer und Kritiker.

Die „Heilige Sage", die heilige Schrift der Pythagoräer, nur in Bruchstücken erhalten, ist in epischer Form und in Hexametern verfaßt, wie viele andere griechische Lehrgedichte. In einer schönen, schwungvollen und gedankenreichen Sprache stellt es die ägyptische Glaubenslehre in ihrem ganzen Umfange

*) Jambl. l. l. s. 109. — Diog. Laert. VIII. s. 33.
**) E. Röth, Geschichte der griechischen Philosophie, p. 609—764. — Vergl. Baltzer, Pythagoras.

ausführlich dar, von der Theogonie und Kosmogonie bis in die letzten Theile der ägyptischen Sagengeschichte. Das Werk bestand aus 24 Rhapsodien und einem moralischen Epilog, unter dem Namen „Diatheken" (Vermächtnisse) oder „goldene Sprüche" bekannt. Den Griechen galt dieses Werk als Bibel, heilige Schrift, oder „orphische Theologie".

Die heilige Sage behandelt die mythische poetische Dogmengeschichte und geht dann zu einer Apotheose des Zeus über, in einer Sprache, welche an die der biblischen Propheten und Psalmisten erinnert.*)

Die dazu gehörigen „goldenen Sprüche", welche eine Zeit lang dem Epimarchus oder dem Epikur zugeschrieben wurden, enthalten eine religiöse Moral, die zur Versöhnung mit der Gottheit führen soll. Fabricius glaubte, in den goldenen Sprüchen theilweise die Katharmen des Empedokles wiederzufinden;**) Hierokles dagegen ist der Meinung, daß sie dem ganzen geweihten Kreise gemeinschaftlich waren. Der griechische Text ist wiedergegeben in Mullach, Fragmenta Philosophorum Graecorum. Paris 1860. Hieraus einige Stellen:

Mißachte nicht die Gesundheit des Körpers, sondern halte Maß in Speise und in Trank und in leiblichen Uebungen; das richtige Maß nenne ich, das dich nie erschöpfet.

Laß den Schlaf nicht über deine Augenlider kommen, bevor du nicht erwogen, was du den Tag über gethan hast.

Worin habe ich gesündigt? Was habe ich gethan? was habe ich unterlassen, das ich hätte thun müssen?

Rufe dir Alles, vom Ersten bis zum Letzten, in's Gedächtniß und bereue dann im Herzen deine üblen Handlungen, aber freue dich des guten Werks.

Handle nach diesen Regeln und denke darüber nach: diese Regeln sollst du lieben.

Sie werden dich sicherlich leiten auf den Weg der göttlichen Gerechtigkeit; durch Ihn, der die Quelle des ewigen Lebens in deine Seele legte, die vier Tugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigkeit, Stärke.

Wisse, so weit es dir zu wissen vergönnt ist, daß die Natur sich in allen Dingen gleich bleibt.

Daß du nicht hoffen mögest, worauf nicht zu hoffen ist und dir auch nicht unbekannt bleibe, was geschehen kann.

Wisse auch, daß die Leiden der Menschen ihr eigenes Werk sind.

---

*) Baltzer, p. 144.

**) Eine englische Uebersetzung ist vom Professor Clifford.

Elend sind sie, weil sie nicht sehen und nicht hören das Gute, das ihnen ganz nahe liegt; und es giebt Wenige, die dem Uebel zu entfliehen verstehen.

Wahrlich, Vater Zeus würde alle Menschen von vielem Uebel befreien, wenn er allen Menschen lehren wollte, weß Geistes sie sind.

Entsage den nachtheiligen Speisen, indem du deine Vernunft gebrauchst, um deine Seele sowohl zu säubern wie zu befreien.

Behandle jede Sache mit Vorsicht und setze obenan die Vernunft, welche die beste Leiterin ist.

Wenn du alsdann den Körper verlässest und in den freien Aether eingehst, so wirst du ein unsterblicher, ewig währender Gott sein und keine Gewalt wird der Tod über dich haben.

In welchem Ansehen die schriftlich überlieferten Lehren des Pythagoras standen, zeigt die Sage, den Apollonius betreffend: Derselbe sei nach der Höhle bei Lepodeia gekommen, welche dem Apollosohne Throphonios geweihet war, und habe die Frage an den Gott gerichtet: „Welche Weisheit und Tugend hältst du, Throphonios, für die vollkommenste?“ Darauf sei er in die Höhle hinein gestiegen und erst nach sieben Tagen wieder erschienen, ein Buch mit sich bringend, welches die Lehren des Pythagoras enthielt.

Dieses Buch, erzählt die Tradition, wurde in der Küstenstadt Antium in Latium als Heiligthum bewahrt; dort, vermuthet Philostratos, sei es auch verblieben, weil der Kaiser Adrian die Burg zu Antium unter allen Burgen Italiens am meisten geschätzt habe.

Wie bereits gezeigt worden, war ein Hauptprincip der pythagorischen Lehre: der Abscheu gegen die Ernährung durch Fleisch vom getödteten Thiere.*)

Das Morgenessen der Pythagoraeer bestand aus Honig und Brot; das Abendessen, welches vor Sonnenuntergang eingenommen wurde, aus Gersten- und Weizenbrot, Zukost aus rohen und gekochten Gemüsen. Fleisch — so berichten Einzelne — soll ausnahmsweise den exoterischen Schülern erlaubt gewesen sein, doch nur von solchen Thieren, die zu Opfern dienten; dies war vielleicht ein Zugeständniß, um die Priester und den von ihnen gelenkten Haufen nicht zur Erbitterung zu reizen.

Die Lehre des Pythagoras wies ganz entschieden auf die

---

*) H. Ritter, Geschichte der pythagoräischen Philosophie. Berlin 1827. — Rothenbücher, das System der Pythagoräer nach den Angaben des Aristoteles. Berlin 1867.

blutlose Diät hin und die Gesellschaft zu Krotona, aus etwa 300 Mitgliedern bestehend, war der erste vegetarische Verein in Europa.

In der Rede des Pythagoras, im Hera-Tempel zu Krotona, ermahnte er die Frauen, bei der Verehrung der Götter sich der größten Einfachheit zu befleißigen; nur zu opfern ohne Prunk Werke ihrer Hände, Kuchen, Fladen, Honig und Weihrauch; aber mit Mord und Tod ehre man die Götter nicht.*)

Der wichtigste Zweck dieser Opfer, welche mit der Diät zusammenstimmen sollten, war moralischer Art. Der Grundsatz: „Tödte oder schädige kein unschuldiges Thier!" erstreckte sich auch auf nützliche Bäume und Sträucher. Denjenigen, die sich zur reinen und unschuldigen Diät bekannten, versprach Pythagoras, sie würden sich erfreuen einer ungeschwächten Gesundheit, eines ungestörten und kräftigenden Schlafes und einer überlegenen geistigen und sittlichen Befähigung. „Er hob an, — wie Jamblich sagt — die Menschen durch Diät zur Tugend zu erziehen." Und nicht darauf beschränkte sich der Zweck, sondern erstreckte sich auch zugleich auf eine Aenderung des Opfer-Ritus, im Sinne der orpheischen und eleusinischen Weihen.**)

Vom Pythagoras selber wird erzählt, er hätte, nachdem er den berühmten Lehrsatz von dem Quadrat der Hypotenuse erfunden, aus Dankbarkeit dem Zeus hundert Ochsen geopfert; Porphyrius erklärt, diese Ochsen hätten aus Mehlteig bestanden, wie die Armen sie als Opfer darzubringen pflegten; — immerhin würde auch ein solches symbolisches Zugeständniß der Opferschlächterei eine Schwäche gewesen sein. Anklingend hieran ist die Aeußerung des Apollonius über Empedokles: „Sein olympischer Stier, den er aus Teig gebacken und geopfert haben soll, lassen ihn als Pythagoräer erscheinen." Apollonius selber opferte im Tempel zu Alexandrien einen aus Harz nachgebildeten Stier. (Philostratus, V, 25.) Beglaubigt aber ist über des Pythagoras eigene Lebensweise durch Porphyrius, daß „er von Honig oder Brot allein lebte und keinen Wein den Tag über

*) Jambl. I. I. 54.

**) Jamblich. de vit. Pyth. s. 151 und Porphyr. v. Pyth. s. 6, 11. — Diogen. Laert. VIII, s. 20.

kostete, oder auch Gemüse, roh oder gekocht genoß.“ — Jamblichus erzählt,*) er habe zu Delos im Tempel des Apollo geopfert, der niemals mit Blut befleckt wurde. Der Gesandte Alexanders antwortete dem Gymnosophisten, — wie Strabo berichtet: — Pythagoras lehrte die Enthaltung vom Lebenden. Apollonius von Tyana erklärte dem äthiopischen Gymnosophisten Thespesion: „Ich fand, daß Pythagoras die Altäre mit reiner Hand berührte, daß er sich unbefleckt erhielt von thierischer Speise, daß er seinen Leib unbefleckt erhielt von der Berührung mit Kleidern, die vom Thiere stammen.“ Und in seiner Vertheidigung vor dem römischen Tyrannen spricht er: „Ich habe kein Blut geopfert, ich opfere überhaupt nicht Blut, noch berühre ich es jemals, auch nicht, wenn es Opferblut vom Altar war. So dachte Pythagoras, so seine Jünger, so die Gymnosophisten Aegyptens, so die indischen Weisen, von denen der Weisheit Anfang zu den Pythagoräern kam. Und aller dieser Weisen Opfer scheinen ja den Göttern genehm, denn diese gewähren ihnen hohes, glückliches, von Krankheit unverkürztes Alter, immer wachsende Weisheit, Freiheit vom Druck der Tyrannen und die andere göttliche Freiheit: Nichts zu bedürfen.“**)

Porphyrius erzählt, so groß sei des Pythagoras Abscheu vor dem Fleischgenuß gewesen, daß er nicht nur solchen vermieden habe, sondern auch die Berührung, ja den Anblick von Fleischern, Jägern und Köchen. Dasselbe berichtet auch Eudoxos von Knidos.

Nicht aber war dieses Schlachtverbot nur eine nothwendige Folge der Lehre von der Seelenwanderung, sondern es entsprang auch aus dem menschlichen Mitgefühl mit den Thieren. Und wenn er selbst die Nothwendigkeit einräumte, die reißenden Thiere zu tödten, so wird doch auch von ihm erzählt, er hätte behauptet, daß solche Thiere durch Fütterung mit Pflanzenspeisen ihre natürliche Neigung aufgäben, und ein wilder Bär, der Schrecken der Umgegend, sei auf solche Weise von ihm gezähmt worden. Sein Mitleiden mit den Thieren sei so lebhaft gewesen, — erzählen Jamblichus und Porphyrius — daß, als er

*) Jamblich. I. I. 5, 25.

**) Eduard Baltzer, Apollonius von Tyana, p. 355.

bei der Landung zu Krotona gesehen, wie Fischer einen reichen Fang gethan, er ihnen alle Fische abgekauft, sie wieder in das Meer gelassen und dem umstehenden Volke gepredigt hätte, sie sollten keine Fische tödten, sich überhaupt aller animalischer Nahrung enthalten. — Auch die politischen Gesetzgeber ermahnte er zu dieser Enthaltung, denn wenn sie volle Gerechtigkeit üben wollten, so dürften sie auch die niederen Thiere nicht verletzen, um ihre eigene Freßlust zu befriedigen;*) jene Thiere seien mit uns verbrüdert durch die Gemeinschaft des Lebens, durch dieselben Elemente und die Sympathie des Daseins. Darauf beruft sich der römische Satyriker Juvenal, wenn er, die luxuriöse Schlemmerei der Römer in der Kaiserstadt geißelnd, ausruft: „Was würde Pythagoras dazu sagen, oder wohin würde er nicht fliehen, wenn ihm dieser entsetzliche Anblick geboten würde? er, der sich des Fleisches aller Thiere enthielt, gleich als ob sie Menschen wären!"**) — Jamblich, nachdem er von der Lebensweise der Schüler des Pythagoras geredet, sagt von diesem selber:***) „Er lebte aber auch selber so, genoß keine thierische Speise und opferte nur an Altären, die von keinem Blute befleckt waren. Er war darauf bedacht, daß auch Andre nicht die Thiere tödteten, da sie gleicher Art mit uns seien. Er fing lieber Thiere, um sie mit Wort und That abzurichten, anstatt sie zu strafen oder zu mißhandeln."

Isokrates urtheilt über den Pythagoras folgendermaßen:†) „Zeugniß für die Aegypter giebt auch Pythagoras von Samos, der ein Schüler der Aegypter wurde und nicht nur ihre andre Weisheit zuerst den Griechen verkündete sondern auch die Opfer und den Gottesdienst in den Tempeln eifriger als Andre betrieb, in der Ueberzeugung, er würde sich doch um die Menschen verdient machen, wenngleich die Götter ihm deshalb nicht gnädiger sein würden. Und dies geschah auch. Denn er war allen Anderen dermaßen an Ehre und Ansehen überlegen, daß alle Jüngeren seine Schüler zu sein wünschten und daß die Alten es lieber sahen, ihre Kinder wären bei ihm als bei

*) Jamblich. § 108.
**) Juvenal. Satyre XV.
***) De vita Pyth. § 108.
†) Busiris, c. 11.

ihren Angehörigen. Und es steht unzweifelhaft fest, daß wir noch jetzt Diejenigen, die sich für seine Schüler ausgeben, in ihrem Schweigen mehr bewundern als Diejenigen, die sich durch ihre Reden großen Ruhm erworben haben." Als Nachfolger des Pythagoras nennt Jamblichus folgende: Aristaeus; Mnemarchus, Sohn des Pythagoras; Bulagoras; Tydas; Aresas; Diodorus; Clinias; Philolaus; Theoridas; Eurytus und Archytas.

Ja, der Philosoph und Prophet von Samos gehört zu den Geisterfürsten der Welt. Wenngleich schon Pherekydes, Berosus und Demokedes orientalische Ideen nach Griechenland verpflanzten, so ist dem Pythagoras dieses große Werk doch hauptsächlich zu verdanken. Alle, die sich nach ihm nennen durften, erwarben sich den Ruf der Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Selbstbeherrschung und treuer Freundschaft; unter ihnen: Archytas, einer der hervorragendsten Geister unter den Philosophen, Mathematikern, Staatsmännern und Feldherren; Damon; Phintias; Zamolxis, der Apostel der Pythagorischen Lebensweise in Thracien; Ocellus, der Verfasser des „Weltall"; Sokrates; Zaleucus, der Gesetzgeber der Lokrier; Charondas, der Gesetzgeber der sicilischen Völker; der Tarentiner Aristoxenos, der Musiker und fruchtbarste der Schriftsteller. Die Tradition, die es mit den Nebenumständen nicht zu genau nimmt, nennt auch Numa einen Schüler des Pythagoras und erzählt, daß der römische Senat zur Zeit des Samniterkrieges ihm, als dem weisesten Griechen, ein Standbild errichtet habe. Livius und Plutarch haben dies aus der geschichtlichen Zeitrechnung als einen Irrthum nachgewiesen. Die traditionelle Beziehung auf Numa erklärt sich, trotz dem Irrthum in der Chronographie, aus der Aehnlichkeit des Inhalt vieler Gesetze und vieler Einrichtungen des Numa mit denen des Pythagoras. Wenn Niebuhr meint, die geschichtliche Persönlichkeit des Pythagoras sei ebenso unsicher wie die des Numa, so hat diese Aeußerung des berühmten Skeptikers wohl nur Anklang bei den entschiedensten Verehrern der negativen Geschichtskritik gefunden.

Oben an stehen aber unter den Pythagoräern: Empedokles, der Apollonius des 5. Jahrhunderts v. Chr., und Apollonius von Tyana selber, der, als das Heidenthum ab-

starb, noch ein Mal als der feurigste Apostel der tiefsinnigen Weisheit auftrat und sie im Morgen- und Abendlande verbreitete.

Dieser Apostel sagt zum Lobe der pythagorischen Lehre: „Nachdem ich, gestützt auf des Pythagoras Lehre, meine Wahl für das Leben getroffen habe, bin ich niemals enttäuscht worden und habe Niemanden getäuscht; denn was sie dem Philosophen versprach, das Alles habe ich empfangen. Die Philosophie, wenn sie nach Pythagoras gestaltet und göttlich gesinnt ist, übt ihren Reiz nicht für Augenblicke sondern für immer.“*)

„Die Ideen des Pythagoras“ — sagt Gleïzès**) — „verbreiteten sich, wie die Flamme am duftigen Holze, unter alle guten Geister jener Zeit und bildeten von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Geschlecht an weisen Menschen, welches, wenn es auch nicht bis auf unsere Tage gelangte, wenigstens auf der Erde eine thätige und bestimmte Kraft zurückließ, aus welcher alle Diejenigen täglich geschöpft haben und noch schöpfen, die in den verschiedenen Ländern die Künste, die Wissenschaften und die Civilisation in's Leben riefen oder vervollkommneten.“

Pythagoras gehörte zu denjenigen auserlesenen Menschen, in welchen, nach dem Glauben der Griechen, Apollo fort und fort unter den Menschen einheimisch bleibt. Die Zeitgenossen erblickten in ihm gleichsam eine göttliche Gestalt, eine verkörperte Gottheit, zu dem Zwecke auf der Erde wandelnd, um die Wiedergeburt der Menschheit zu gründen, indem er den Menschen eine höhere geistige und religiöse Erkenntniß mittheilen, sie dadurch in die Verwandtschaft mit der Gottheit zurückführen und die ethischen Grundsätze des Kosmos in der menschlichen Gesellschaft verwirklichen wollte.

So erschien er dem Apollopriester, dem Hyperboräer Abaris, der ihn auf seiner Rückkehr aus Griechenland in Italien sah; so erschien er auch namentlich seinen Schülern und so wurde er auch nach seinem Tode verehrt von den Mitgliedern des weit verzweigten Bundes.

---

*) Philostratus. VI, 11.

**) Thalysia, übersetzt von Robert Springer. p. 266.

Zur Zeit des Pythagoras selber gehörten nicht nur die edelsten Geschlechter diesem Bunde an, sondern auch alle bedeutenden Staatsmänner von Italien und Sicilien, die sich durch eine reinere und tiefere Erkenntniß von den niederen Kreisen des Lebens schieden. Mit Platonischen Lehren verschmolzen, ging diese Weisheit in die Christuslehre über und erhielt sich in lebendiger Erinnerung bei den Kirchenvätern Clemens von Alexandrien, Theodoret und Eusebius. Der Carmeliter Pater Philipp Tessier suchte sogar nachzuweisen, daß Pythagoras und seine Schüler dem Orden vom Berge Carmel angehört hätten; die betreffende Schrift wurde jedoch durch ein römisches Dekret vom 25. Januar 1684 censurirt.*)

Empedokles.

Zu den Pythagoräern ist vor Allen Empedokles zu rechnen. Seine Jugend trifft mit den späteren Jahren des Pythagoras zusammen, denn Diogenes Laertius giebt an, er habe um die 84. Olympiade (446 vor Christo) gelebt. Der Pythagoräer Telauges soll sein Lehrer gewesen sein; Andere behaupten, er sei von Pythagoras selber unterrichtet worden; jedenfalls ergab er sich pythagoräischer Weisheit.

Der Anfang und das Ende seines Lebens sind in Dunkelheit gehüllt. Seine Vaterstadt war die reiche und üppige Stadt Agrigent (Akragas); wer sein Vater war, ist ungewiß; daß derselbe zu den Reichen gehörte, ergiebt sich daraus, daß Empedokles große Reisen unternahm, unentgeltlich Kranke behandelte und seinen Landsleuten große und kostspielige Wohlthaten erwies. Uneigennützig trat er als Heilkundiger, als Helfer der Einzelnen, als Rathgeber in Staatsangelegenheiten auf, Unbemittelte unterstützte er, gab mittellosen Jungfrauen die Aussteuer. Bei seinem Einfluß als Staatsmann kam ihm eine ausgezeichnete Rednergabe zur Hülfe; Aristoteles sagt, Empedokles habe zuerst die Rhetorik gelehrt; in seinem Werke über die Dichter aber sagt

*) Helyot, Histoire des Ordres monastiques. I. Préface p. 24.

er, daß Empedokles zu den Homeriden gehöre, sprachgewandt, bilderreich und in der poetischen Kunst wohl erfahren sei. Von ihm wird auch gesagt, er habe Todte wieder in's Leben gerufen, habe den Wind zu zähmen und über den Regen zu gebieten verstanden. Die Möglichkeit der letztgenannten Naturwirkungen behauptet Empedokles selber in seinen „Katharmen":

Welcherlei Mittel geworden ein Schirm vor Uebel und Alter
Merke; da ich nur dir allein vollende dies Alles.
Kraft unermüdlichen Windes du stillen wirst, der auf die Erde
Stürmend mit seinem Wehen zu Grunde richtet das Saatfeld.
Wiederum, wenn du es wolltest, du bringst rückstrebenden Windshauch;
Schaffest alsdann aus dem Schauer dem dunkelen günstige Trocknung
Für die Menschen, und schaffest so auch aus Trockne des Sommers
Baumernährende Güsse, Erfrischung in Sommerungsgluten;
Führst dann herauf aus dem Hades die Kraft des getilgeten Mannes.*)

Große und nützliche Natur-Veränderungen bewirkte er durch überlegenen Gebrauch gewöhnlicher Mittel: so reinigte er einen Fluß, welcher die Stadt Selinus mit schädlichen Ausdünstungen erfüllte, indem er auf eigene Kosten zwei nahe Bäche in das Bett desselben leitete; von seiner Vaterstadt Agrigent hielt er den schädlichen heftigen Südwind dadurch ab, daß er die benachbarten Höhen mit Eselshäuten umstellte oder, wie Plutarch angiebt, eine Bergschlucht verstopfte.

Von seinen Landsleuten wurde ihm große Ehrfurcht und Bewunderung zu Theil, um so mehr, als er, obgleich zu den Reichen gehörend, die üppige Aristokratie zu zähmen und dagegen die Freiheit des Volkes zu begründen bemüht war. In diesem Sinne lehnte er es sogar ab, sich selber, wie seine Mitbürger verlangten, an die Spitze des Staates zu stellen, und brachte es auf friedlichem Wege zu Stande, daß der oberste Rath der Vornehmen, der bisher auf Lebenszeit geherrscht hatte, sich alle 3 Jahre lösen mußte und auch Männer aus dem Volke wählbar wurden. Solche Veränderungen schuf er nur durch persönliches Ansehen, weise Worte und Menschenfreundlichkeit, beschwichtigte dagegen jeden gewaltthätigen Aufruhr unter seinen Mitbürgern. Das Ansehen, dessen er genoß, bezeugt er selber an einer Stelle

*) Dr. Bernhard Heinrich Karl Lommatzsch, die Weisheit des Empedokles, nach ihren Quellen und deren Auslegung philosophisch bearbeitet. Berlin, 1830. — Panzerbieter, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Empedokles. Meiningen, 1854.

seiner Schriften,*) woraus man einen Anflug von Selbstgefälligkeit erkennen könnte, wenn uns dieselbe nicht bloß als ein Fragment bekannt wäre.

Diese Worte lauten:

Freunde, die ihr bewohnet des gelblichen Akragas Hauptstadt
Auf den Höhen der Burg, sich guter Werke beeifernd,
(Frommgeweiheten Port für den Gast, unversuchet in Bosheit)
Gruß euch! Aber ein Gott, der selig, nicht mehr ersterbend
Gelt' ich euch, von Allen geehrt, wie es sich zeiget,
In Umhüllung der Opferbind' und von Kränzen des Festmahls.
Wenn ich mit diesen gekommen hin zu den blühenden Städten,
Werd' ich von Männern und Frauen gefeiert. Solcher da folgen
Tausende, die ausfragen, wohin zum Heile der Richtsteig:
Diese der Weissagung bedürftige, jene bei Krankheit
Allerlei Art erforschen zu hören treffenden Zuspruch.

Empedokles zeichnete sich auch durch seine Kleidung und äußeres Benehmen aus, denn er ging einher in langem Purpurgewand, das Haupt mit goldenem oder purpurnem Stirnband oder mit Kränzen umwunden und einen delphischen Kranz in der Hand tragend, den Fuß in erzene Sandalen gefügt; — ganz abweichend von den Pythagoräern, die sich nur in ein einfaches weißes, herabhangendes Gewand zu kleiden pflegten. „Empedokles — sagt Apollonius von Tyana — trug das Haar von purpurner Binde gehalten; indem er durch die Straßen Griechenlands zog und in Hymnen verkündete, er werde vom Menschen zum Gott emporsteigen."

Nachdem er auch im alten Hellas hohe Bewunderung erworben, zu Olympia durch seine Katharmen den Siegespreis erhalten und den Gipfel seines Ruhmes erreicht hatte, verlor er aber durch die Ränke der reichen Partei die Liebe der Agrigentiner und es wurde ihm verwehrt, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Er schied von Italien und schiffte nach dem Peloponnes hinüber, um dort sein Leben in Zurückgezogenheit zu beschließen.

Ueber seinen Tod sind die Angaben ungewiß. Die Einbildungskraft verlieh der Sage den Eindruck des Wunderbaren, der sich an sein Leben geknüpft hatte. Einige erzählen, er sei lebendig unter die Götter versetzt worden; Andere, er solle sich selber erstickt haben; noch Andere, wie Hippobotus, melden, er

*) Katharm. V, I. etc.

hätte sich zum Flammentod in den Krater des Aetna gestürzt, in der Absicht, durch sein plötzliches Verschwinden für einen Gott zu gelten. Glaubwürdiger ist die Angabe, er sei durch einen Sturz vom Wagen zu Tode gekommen und zur Erde bestattet worden, wovon ein geweihetes Grabmal zu Megara Kunde gab.

Nach seinem Tode ehrte wieder die Vaterstadt sein Andenken und errichtete ihm eine Bildsäule, welche später nach Rom geführt und vor der Curie aufgestellt wurde. Auch sein Freund Pausanias setzte ihm ein Denkmal. Auch Münzen überlieferten das Bildniß des Weisen, sowohl Münzen seiner Vaterstadt wie auch solche der Selinuntier, welche letztere ihm zu Ehren geprägt wurden, weil er durch die erwähnte Bewässerung die Pest von der Stadt abgewendet hatte.*) Und wohl geziemte es den Zeitgenossen, den Mann zu feiern, der sich ausgezeichnet hatte als Naturforscher, Schriftsteller, Dichter, Redner und Baumeister.

Unter seine Lobredner gehört auch Lucretius Carus, welcher im ersten Buche seines Gedichts über die Natur der Dinge (De rerum nat. libri sex) von ihm sagt:

Aber der herrlichste Schatz des wunderherrlichen Landes
War Empedokles doch und der edelste und der verehrte,
Dem aus göttlicher Brust die tröstlichen Lieder entquollen,
Die es verkünden der Welt, was der große Forscher entdeckt hat.
Er, der aus göttlichem mehr als menschlichem Stamme entsprossen scheint.
Denn, ob auch Viele vor ihm, getrieben von göttlichem Anhauch,
Wie wir erzählt, gar Manches entdeckt und trefflich gesungen,
Treffender doch that's Keiner vor ihm noch heilig-schöner,
Selber die Pythia nicht im Lorbeerhaine des Phöbus.**)

Die Werke des Empedokles sind in gebundener Sprachform gefaßt, Lehrgedichte, welche die Wahrheit in schwungvoller, spruch- und bildreicher Sprache verkünden. Nur Bruchstücke sind uns davon erhalten geblieben: einzelne Stellen aus seinem berühmten Gedichte über die Natur, welches aus drei Büchern bestanden haben soll; aus den Läuterungen oder Weihegesängen (Katharmen), die als ein praktischer Anhang zu jenem ersteren Werke betrachtet werden; aus einem Lehrgedicht über die Heil-

*) Gronov. thesaur. antiq. graecor. T. III. — Burmanns thesaur. antiquit. et historiar. Sicil. T. XI.

**) Eduard Baltzer, Empedokles, eine Studie zur Philosophie der Griechen. Leipzig, 1879.

kunde, vermuthlich aus 600 Versen bestehend, und aus einigen Epigrammen.

Seine Philosophie stimmt in den Hauptsätzen mit der des Pythagoras zusammen: in der Lehre von der Einheit und Vielheit, von Apoll als göttlichem Urprincip, in der Dämonologie, der Seelenwanderung und Läuterung. Das Gleiche, lehrte er, werde nur durch das Gleiche erkannt. Mensch, Thier und Pflanze seien nur gefallene, in Fleisch und Kraut verbannte Geister. Der Sitz des Erkennens liege im Herzen, die Seele wohne in den Tiefen des Blutes, wo die Gedanken entstehen und sich aufregen.*)

In den Tiefen des Blutes genährt, das strudelt entgegen,
Wo der Gedanke am meisten beweget wird bei den Menschen. —
Denn des Herzens Geblüt es ist Gedanke den Menschen.**)

In den Katharmen wird dargethan, daß der Zustand der sittlichen Unreinheit oder des Bösen geläutert werden müsse zur ethischen Reinheit, zur Reinheit des Gedankens, der Empfindung, des begehrenden Gemüthes, des Wortes und der That: des ganzen Wesens; und daß damit zugleich verbunden sein müsse eine Reinheit in der Form und im Aeußeren des Menschen.***) Die Liebe zur Gottheit, das helfende Mitgefühl für die Leiden der Menschen, Selbstbeherrschung und Aufopferung führen zur Läuterung und zu einem göttlichen Leben.

Gastgenossen mit anderen Unsterblichen, und an der Tafel
Ledig von menschlicher Sorg,' ohne Tod, vom Zwange befreiet.

Zu den Anforderungen der Läuterung gehört außer der Enthaltung von Blutschuld auch die vom Essen der Bohnen und des Lorbeers. Denn, wie Plutarch bemerkt,†) wollten Pythagoras und Empedokles nicht bloß gegen die Thiere sondern auch gegen die anderen Theilwesen der Welt gerecht sein. Daß die Seelenwanderung der Pythagoräer nur bis in das Thier hinabstieg, hat Ritter nachgewiesen.††) Empedokles, der, weiter gehend als Pythagoras, die Seelenwanderung auch auf die

*) Vergl. 3. Buch Moses 17, V. 14.

**) Aehnlich sagt Sokrates im Phaedon: „Ob es wohl das Blut ist, wodurch wir denken, oder die Luft oder das Feuer?"

***) Vergl. Bentley, Opusc. Philolog. p. 365.

†) op. ed. Xyland. T. II. p. 997.

††) Ritter, Geschichte der pythagoräischen Philosophie. (p. 216.)

Pflanzenwelt ausdehnte, war der Ansicht, daß die Vollendung der Letzteren im Lorbeer stattfinde; in den Katharmen wird jedoch nie einer Blutschuld gegen die Pflanzen erwähnt, und es ist wahrscheinlich, daß Empedokles nur den Genuß von Bohnen und Lorbeer verbot, weil er, wie Pythagoras, in der Naturentwickelung dieser Pflanzen eine Aehnlichkeit mit der menschlichen Frucht-Entwickelung wahrnahm.

Gegen die Blutschuld im Schlachten der Thiere und Verzehren ihres Fleisches finden sich vielfach Aussprüche in den erhalten gebliebenen Fragmenten der Werke.

In der Verbannung, herbeigeführt durch Unthat und Blutschuld, irren die Sünder durch drei Stufen des irdischen Daseins. Durch die Vorstellung, daß die Seele ihren Sitz im Blute habe und ihr irdisches Leben mit dem Verluste des Blutes aufgebe und sammt ihren Gedanken entströme — durch diese Vorstellung mußte der Abscheu vor dem Tödten der Thiere noch gesteigert werden.

Nur unblutige Opfer erscheinen dem Empedokles würdig der Gottheit und von der Zeit der Liebe, welche früher unter den Menschen herrschte, sagt er (im 3. Buche „über die Natur"):

Weder war irgend bei Jenen ein Gott Mars, oder die Schlachtwuth,
Noch Beherrscher der Zeus, nicht Chronos oder Poseidon,
Sondern die Herrscherin Cypris. — — — —
Welche derselben mit frommen Abbildungen sich zuneigten,
Durch Widmung heiliger Bilder und vielfach duftender Salben,
Opfern der lauteren Myrrhe so auch und des duftigen Weihrauchs,
Gelblichen Seimes Spend' alsdann ausschüttend am Boden.
Doch von des Stiers schuldlosem Geblüt nicht träufte der Altar.

Dagegen nennt er die Menschen, welche sich der Tödtung des Thieres schuldig machen: „morderfüllte" und ruft ihnen zürnend zu:

Lasset ihr nicht vom Mord, dem schreienden? Sehet es nicht ein,
Wie ihr einander verschlinget im Leichtsinn eueres Herzens?
Da führt ein Vater den Sohn, den geliebten, in anderer Gestaltung
Hin zum Todesaltar mit dummem Gebet, und um Gnade
Flehet der Sohn den Wüthrich an; doch dieser erhört ihn
Nicht, nein, schlachtet ihn gar, zu bereiten im Hause ein Gastmahl!
So nimmt der Vater den Sohn und die Mütter nehmen die Kinder,
Rauben ihnen den Geist und verzehren die Leichen der Ihren!

Den gefallenen Menschen, welche aus Unwissenheit solche unreine Thaten vollbrachten — meint er — müssen denn

auch, behufs ihrer schwierigen Läuterung, gewaltige Leiden bevorstehen:

Nun denn, umhergescheucht von schwer belastender Bosheit,
Athmet herzinnig noch nicht ihr auf von den kläglichen Sorgen.

Diese Unthat und Besudelung war es, welche die irdische Welt herabgeworfen hat:

Der Nothwendigkeit Satzung es ist der Göttlichen Urspruch,
Habe theuere Glieder ein Geist besudelt mit Unthat,
Blutschuld (und sie empfingen äonen-verlängertes Leben),
Irret er um drei Tausend der Horen, von Seligen ferne.

Wer aber, sagt Empedokles, jener Besudelung entsagt und die sittliche Reinheit erlangt, der erwirkt durch diese Läuterung eine größere Herrschaft über die Natur (wir haben oben bereits einen Ausspruch von ihm mitgetheilt, worin er jeden Geläuterten der Naturwirkungen fähig erklärt, welche ihm selber die Tradition als Wunderthaten nachrühmte).

In den epigrammatischen Dichtungen des Empedokles findet sich auch ein Lob des Pythagoras, welches also lautet:

War da unter Jenen ein Mann, Hochheiliges kundig,
Der den mächtigsten Schatz in seinem Busen bewahrte,
Mannigfaltigen Werken, die weise, besonders befreundet;
Denn wenn er einmal hatte sich ganz im Busen gereget,
Leichtlich schauet' er dann ein Jedes von Allem was da ist,
Sei es in zehn auch wohl und in zwanzig der Menschen-Aeonen.

Eine Stelle im 15. Verse der „Läuterungen" spricht den vollen Abscheu gegen das blutige Mahl aus und lautet:

Weh mir, daß mich nicht längst der Tag meines Todes erlöst hat,
Eh ich solch Frevelmahl mir zuerst zum Munde geführet!

Die Pythagoräer in Groß-Griechenland. — Zaleucus und Charondas.

Die Lehren des Pythagoras verbreiteten sich auch, wie leicht begreiflich ist, in Groß-Griechenland, jenen Landschaften Italiens, welche schon seit Troja's Zerstörung von griechischen Colonisten bevölkert waren. Pythagoras selber, nachdem er

seine Heimath Samos verlassen, hatte in Sybaris die Anker geworfen; und noch nach seiner Zeit hatten Griechen, die keinen Raum mehr in der Heimath fanden, ihren Wohnsitz in den Pflanzstädten der Küsten genommen.

Zu diesen Colonien gehörte die Republik Locris, als deren Gesetzgeber Zaleucus genannt wird.

Zaleucus war von Geburt ein Locrier, vornehmen Standes und von bewundernswerther Bildung. Nach den Zeugnissen des Alterthums darf seine Persönlichkeit nicht geleugnet werden; über seine Lebensverhältnisse ist aber wenig Bestimmtes bekannt. Daß er ein Schüler des Pythagoras und ein Pythagoräer gewesen sei, wird von Diodor, Laertius, Porphyrius und Jamblichus angeführt und auch von Seneca verkündet.*) Andre setzen seine Zeit vor die Geburt des Pythagoras, in die 29. Olympiade (700 v. Chr.). Begründet nachweisen aber läßt sich die innere Verwandtschaft zwischen den Satzungen beider Männer, wenngleich die Gesetze des Zaleucus nur in wenigen Bruchstücken und in jedenfalls verändertem Texte erhalten geblieben sind.

Die Gesetze betreffen sittlich religiöse Grundsätze und ehrbare bürgerliche Sitten.**) Strabo berichtet, die Locrer würden für Diejenigen gehalten, welche zuerst geschriebene Gesetze hatten; der Geschichtschreiber Ephorus giebt an, Zaleucus habe dieselben aus kretischen, lakonischen und areopagitischen Satzungen entnommen.***) Sie sollen sehr streng gewesen sein und behufs ihrer Aufrechterhaltung soll Zaleucus verordnet haben, Jeder, der ein neues Gesetz in Vorschlag bringe, müsse mit einem Strick um den Hals erscheinen und sogleich erdrosselt werden, falls sein Antrag nicht als eine Verbesserung der schon bestehenden Gesetze erachtet würde. Strenge Verordnungen waren gegen den Luxus gerichtet und wer die Ehe brach, sollte mit dem Verluste beider Augen bestraft werden. Es wird erzählt, der Sohn des Gesetzgebers selber sei des Ehebruchs überführt worden; das Volk hätte um Erlaß der Strafe gebeten, um

---

*) Diod. Sicul. Lib. XII. c. 20. Vol. V. p. 46. Ed. Bip. — Suidas s. v. Seneca. Ep. 90. p. 360.

**) Stobaeus Flor. II. pag. 172. Gaisford.

***) Strab. p. 259.

jedoch die Strenge des Gesetzes durch die väterliche Liebe zu mildern, hätte er zuerst sich selbst und dann dem Sohne ein Auge ausstechen lassen.

Einen Schüler des Zaleucus nennt Aristoteles den Charondas von Katana, dessen Gesetze auch von den übrigen chalkidischen Städten in Sicilien und Italien angenommen wurden und namentlich in Rhegium galten.*) Diese Gesetze waren streng wie die des Zaleucus und glaubwürdige Zeugen berichten, daß die Regierungsform, welche sich daran angeschlossen habe, eine Aristokratie oder Oligarchie gewesen sei. Von Charondas wird ebenfalls durch Laertius, Porphyrius und Jamblichus berichtet, er sei ein Pythagoräer gewesen.**)

Die Gesetze des Charondas standen bei den Athenern in Ansehen, denn Hermippus erzählt, es sei bei den Athenern Sitte gewesen, die Gesetze des Charondas bei einem Glase Wein zu singen. Auch Strabo sagt: Die Mazacener von Cappadocien bedienen sich der Gesetze des Charondas und erwählen einen Gesetzsänger, der bei ihnen die Gesetze erklärt, wie bei den Römern die Rechtsgelehrten thuen.***) Diese Gesetze waren also in Versen abgefaßt, so daß sie sich singen ließen; diejenigen, welche Stobaeus in platter Prosa anführt, müssen also unecht sein.†)

Ueber das Leben des Charondas und über seinen Tod sind wir nur wenig unterrichtet. Es wird erzählt, daß er einst von einer Reise zurückgekehrt und, als er von einer stürmischen Bewegung in der Volksversammlung hörte, bewaffnet in die Versammlung gegangen sei, worauf, nach seinem eigenen Gesetze, die Todesstrafe stand. Da habe ihm einer seiner Feinde zugerufen: „Jetzt hast du dein eigenes Gesetz übertreten.“ Charondas entgegnete ihm: „Ich werde es vielmehr bekräftigen.“ Mit diesen Worten stieß er sich das Schwert in die Brust.

---

*) Platon de rep. 599. c.

**) Porphyr. de v. Pyth. c. 21. — Jamblich. c. 7. — Diog. Laert. VIII. 16.

***) Strab. p. 539.

†) Bentley, Ueber die Gesetze des Charondas. p. 391. — Franz Dorotheus Gerlach. „Zaleucus; Charondas; Pythagoras. Basel. 1858.“

Eine Stelle im allgemeinen Theile der Gesetzgebung des Charondas lautete:

„Die Todten soll man ehren, nicht durch Thränen und Wehklagen, sondern durch liebende Erinnerung und durch jährliche Opfer an Blumen und Früchten; denn es ist Undank gegen die unterirdischen Götter, über die Maßen traurig zu sein."

Die Sokratische (attische) Schule.

I. Sokrates.

Mit dem Sturze der Pythagorischen Schule war die griechische Philosophie gleichsam der Anarchie verfallen. Seltsame, sich widersprechende, aber mit Scharfsinn ersonnene und mit glänzender Redekunst vertheidigte und verbreitete Meinungen riefen Zweifel und Unglauben hervor, bewirkten Unklarheit der Begriffe und eine Auflösung aller Grundsätze.

Die sogenannte eleatische Schule (von 536—456 vor Chr. Geb.), welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, neigte sich auf die ideal-speculative Seite und construirte Alles auf Verstand, unterschied eine Welt des Scheins vom Sein und trennte Sinn vom Geist.

Damit war den Sophisten die Bahn gebrochen. Ihre Blüthe fällt in die Periode vor den persischen Kriegen (490) bis zum Tode des Sokrates (400 vor Chr. Geb.) und zu ihnen gehörten die berühmten Namen: Georgias von Leontium in Sicilien, Protagoras von Abdera, Hippias von Elis, Prodikus von Keos, Trasimachus von Chalcedon in Klein-Asien, Kritias, Kallikles. Diese Männer hatten ihren Geist ausgebildet und lehrten die mannigfaltigsten Gegenstände, welche die gesammten Kenntnisse ihres Zeitalters ausmachten: Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Theologie, Grammatik, Moral, Dialektik und Beredtsamkeit. Alle diese Kenntnisse trugen sie schriftlich und mündlich in einer blühenden Sprache vor und erregten überall, wo sie auftraten, Bewunderung. Zu den herrlichsten Reden, die uns von ihnen bekannt geworden sind, gehört

unter Anderem des Prodikus Erzählung von Herkules am Scheidewege, welche Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates mittheilt. Ihre Absicht ging ursprünglich darauf aus, durch eine antilogische Technik die Dinge, je nach verschiedenen Gesichtspunkten, verschieden darzustellen, und damit die Mittel zur Aufklärung zu vermehren.*)

Einen vorherrschend nachtheiligen Einfluß aber hatten die Sophisten durch ihr prahlerisches Vorgeben, alle göttliche und menschliche Weisheit zu besitzen, durch ihre Habsucht und als Prediger der Irreligiosität und Unsittlichkeit; dazu bedienten sie sich der Kunst, ihre Gegner durch Trugschlüsse und verfängliche Fragen in Verwirrung zu setzen und sich selber vor der Menge das Ansehen der Unfehlbarkeit zu geben. Einige leugneten alles Bestehende im Dasein, alles Feste in der Erkenntniß, alles Geltende in den Sitten; Andere zogen das Dasein einer wirklichen Sinnenwelt in Zweifel oder leugneten gar die Wahrheit oder die Erkennbarkeit derselben. In ihren Schulen wurden die Lehren der Alten verlacht und die Uebungen im Scharfsinn und in der Redekunst dienten nur dazu, zu zeigen, wie man ganz entgegengesetzte Meinungen nach Willkür vertheidigen und anerkannte Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten durch Scheingründe geltend machen und durch die Disputirkunst je nach Belieben ein bejahendes oder verneinendes Urtheil fällen könne.

Unter dieser Verwirrung, worin die Gottheit, Wahrheit und Gerechtigkeit geleugnet wurde, erhob sich Sokrates.

Gewöhnlich wird er uns geschildert als ein Lehrer, dessen geistiger Gehalt sich mehr auf religiöse als auf tief wissenschaftliche Gegenstände erstreckte und der, wie Xenophon ihn in seinen Denkwürdigkeiten auftreten läßt, kaum fähig gewesen sein könne, eine Umgestaltung der Philosophie zu bewirken. Dagegen führt Plato ihn als einen tiefen philosophischen Denker auf, und wenn man in Erwägung zieht, daß die frühere Philosophie bis dahin einen gemeinsamen Charakter enthält, welcher sich später unter Plato, Aristoteles und Zeno, kurz: in allen sokratischen Schulen gänzlich verändert, so läßt sich mit vollem Rechte behaupten,

---

*) M. Schanz. Beiträge zur vorsokratischen Philosophie, Göttingen 1867.

daß mit Sokrates ein neuer Abschnitt in der hellenischen Philosophie beginnt.*)

Sokrates (469—400) war der Sohn des Bildhauers Sophroniscus und der Hebamme Phänarete, und wurde zur Zeit von Athen's Glanz geboren. Nachdem er eine Zeit lang in der Werkstätte seines Vaters gearbeitet hatte, wurde er durch Kriton bewogen, sich den Wissenschaften, namentlich der Redekunst und Philosophie zu widmen. Er studirte eifrig was seine Zeit und sein Vaterland ihm an Aufklärung über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens darboten, suchte aber daneben auch den Umgang großer Männer und geistreicher Frauen, wie den des Perikles und der Aspasia. Von seinem Genius angetrieben, faßte er endlich den Entschluß, sein Leben der Aufgabe zu widmen, seine Nächsten durch Belehrung zu guten und edlen Menschen zu machen, sich selber der Forschung und Weisheit zu widmen und die Irrlehren der Sophisten mit allen Waffen des Geistes zu bekämpfen.

Von Gemüth und Charakter sanft, heiter und edel geartet, bewahrte er in allen Lebensverhältnissen eine gleiche Fassung. Seine Geduld übte er im Umgange mit seinem mürrischen und zänkischen Weibe Xanthippe und er selber soll gesagt haben: er hätte sie nur zum Weibe genommen, um sich zu gewöhnen, mit allen Menschen auszuhalten. Diesen Gleichmuth erhielt er sich durch eine glückliche Harmonie seines körperlichen und geistigen Lebens und durch eine mühevolle Selbstbildung, die ihn befähigte, wie durch Lehre so auch durch That seinen Mitbürgern als Musterbild vorzuleuchten.

Seinen Körper, den er als einen Diener seines Geistes ansah, härtete er zur Ertragung aller Art von Beschwerden ab. In gymnastischen Uebungen und Tanz war er wohl geübt. Die Armuth hielt er für ein nothwendiges Mittel zur Unabhängigkeit, und weil er meinte, Derjenige, welcher am wenigsten bedürfe, stehe der Gottheit am nächsten, so blieben ihm auch Eigennutz und Bestechlichkeit fremd; auch war er frei von Ehr-

---

*) Schleiermacher, Ueber den Werth des Sokrates als Philosoph. Abhandlungen der philosophischen Klasse der königlichen preußischen Akademie der Wissenschaften, 1814—1815. — A. Krohn, Sokrates und Xenophon, Halle, 1875. — Siebeck, Untersuchungen zur Philosophie der Griechen.

geiz und drängte sich nicht zu öffentlichen Aemtern. Er war häßlich von Gesicht, aber nicht von Gestalt; deswegen verglich ihn Alcibiades mit einer schönen Statue, welche die Maske eines häßlichen Silen trüge. Diese Häßlichkeit, meinte Sokrates, würde durch Putz nicht verschönert sondern vergrößert werden. Während die Sophisten mit reicher und prächtiger Kleidung prunkten, erschien Sokrates zu jeder Jahreszeit in einem Mantel aus einfachem und geringem Stoffe; ohne Schuhe ging er selbst in der Kälte einher; nur an Festtagen kleidete er sich sorgfältiger. Obgleich aber sehr einfach in der Kleidung, legte er doch großes Gewicht auf Reinlichkeit und unterschied sich von denjenigen Philosophen, welche durch ihre lumpige und schmutzige Kleidung Aufsehen zu erregen suchten. Sämmtliche Genüsse verschmähte er und aß einfach und wenig, weil er seine geistige Thätigkeit nicht stören wollte und dem Grundsatze folgte, man müsse nicht leben um zu essen, sondern essen um zu leben. In seiner Familie bewährte er sich als liebevoller Gatte und Vater, wenngleich seine Frau ihm durch ihre Zanksucht das Leben schwer machte. Der Freundschaft verlieh er großen Werth und — wie Xenophon von ihm rühmt — erwies er Allen, die seines Umganges genossen, nützliche Dienste.

Als Staatsbürger erfüllte er treu die ihm obliegenden Pflichten und entzog sich selbst den niedrigsten Diensten des Vaterlandes nicht. Drei Mal that er Kriegsdienste und stets, wenn die Republik ihn unter ihre Fahne rief, gehörte er zu den Tapfersten. Bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien rettete er seinem Freunde Alcibiades das Leben; bei Delium rettete er auf gleiche Weise den Xenophon und war auf der Flucht der letzte. Als er in hohem Alter zum Mitgliede des Rathes der Fünfhundert gewählt worden war, standen gerade die zehn Admirale als Majestätsverbrecher unter Anklage, welche nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln die Gefallenen wegen eines eingetretenen Ungewitters unbestattet gelassen hatten. Sokrates, als Magistratsperson, verachtete bei dieser Gelegenheit die ungerechte Forderung des aufgehetzten Volkes, das Todesurtheil über jene Männer auszusprechen, und rettete sie von dem drohenden Verderben.

Als Lehrer ließ es sich Sokrates angelegen sein, den Men-

schen das Gute, Schöne, Edle, Vollkommene und Gerechte vor Augen zu stellen und an's Herz zu legen. Die wahre Weisheit setzte er in die Erfüllung des Delphischen Gebotes: Erkenne dich selbst! Bei allen Dingen forderte er die Berücksichtigung des Zweckes. Er machte zuerst den Grundsatz des Gewissens geltend, jenes Dämonischen, welches der Mensch in sich vernimmt und welches das Maß aller Dinge ist.*) Die Gegenstände des Unterrichts umfaßten die verschiedensten Dinge und Verhältnisse des Staates, des bürgerlichen und geselligen Lebens, religiöse und sittliche Pflichten, Kenntnisse, welche Krieg, Gewerbe und Künste betrafen. Als Freund des Vaterlandes, suchte er politisch gesinnte Männer aus der Zahl der atheniscchen Jugend um sich zu sammeln und durch seine Lehren zu bilden.

Die alten Tugenden wiederherzustellen, bezog er sich stets auf das Gewissen und die Wahrheit. Durch die Vernunft sollten alle Uebel geheilt werden, die er der Unmäßigkeit und Entartung zur Last legte. Die Stimme des Gewissens, lehrte er, sei die Stimme der Welt, denn trotz allen Spitzfindigkeiten gäbe es von Natur gute und von Natur schlechte Dinge und Handlungen; Griechen und Barbaren seien demnach einverstanden über gewisse Gesetze, die niemals geschrieben wurden. Der Zweck des Lebens ist die Weisheit, das Streben: die Vernunft im privaten und im öffentlichen Leben so zur Herrschaft zu bringen wie sie im Weltall walte. Daraus folgt, daß keine öffentliche Einrichtung oder Gesetz über die Wissenschaft herrsche. Die Wissenschaft vereint sich mit der Tugend und die Unwissenheit mit dem Laster. Es giebt eine Seele, die zum Guten und eine, die zu schlechten Ausschweifungen neigt, so wie es zwei Venusse gäbe, die eine, welcher man in den Tempeln materielle Opfer bringt, und die andere, welche nur geistige und reine Opfer empfängt. Die Weisheit umfaßt drei unsterbliche Grundsätze: die unumschränkte Herrschaft der Vernunft; die Nothwendigkeit, die Menschen zu kennen; die Pflicht, über sich selber zu wachen. Als Haupt- oder Cardinal-Tugenden galten ihm die Mäßigkeit, welche alle Pflichten gegen sich selbst, und die

*) Joh. Ed. Erdmann. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin 1878.

Gerechtigkeit, welche die Pflichten gegen Andere umfaßt. Mäßigkeit und Muth sind auch die Bedingungen zur Gerechtigkeit und Weisheit. Wer stets wünscht oder fürchtet und nicht den Muth hat, den Geboten der Vernunft zu folgen, der kann nicht gerecht sein. Der Mensch hat sich damit zu beschäftigen, Gutes zu thuen und dadurch glücklich zu sein; daraus ergiebt sich die „Eupraxie", die Gewohnheit, solche Handlungen zu verrichten, welche gut sind und zugleich beglücken. Dazu sich zu erheben, gehört: Mäßigkeit, Kraft und Muth, Gerechtigkeit, Klugheit und Weisheit. Die Tugend, lehrte Sokrates, sei eine Pflicht, welche die Gottheit dem Menschen auferlege; ein enges Band verknüpfe Religion und Tugend; die Lasterhaftigkeit verderbe die Substanz der Seele.

Von den Lehren des Sokrates sind uns vorzugsweise diejenigen überliefert worden, welche sich auf die praktische Weisheit beziehen: die Volkslehre. Er sprach, wie Xenophon erzählt, besonders von Dingen, welche den Antheil der Menschheit erwecken, den Unterschied darlegen zwischen Religion und Irreligiosität, Edlem und Unedlem, Recht und Unrecht, Vernunft und Thorheit, Tapferkeit und Feigheit. Die Untersuchungen über die Entstehung des Weltalls und seine Zusammensetzung und über tiefsinnige physikalische Probleme hielt er für unfruchtbar, unergründlich und nutzlos.*)

Insofern schloß er seine Lehren auch an die Volks-Religion, indem er es für eine Pflicht erklärte, die erhabene Gottheit nach den Sitten und Gesetzen des Staates zu verehren. Er hing, als Bürger und Philosoph, den alten Traditionen an, oder schonte sie vielmehr, suchte aber die Sitten und Institutionen zu reformiren. Ihm eigen aber ist die Lehre, daß der reinste Cultus, den man der Gottheit widmen könne, darin bestehe, ihr durch Tugend ähnlich zu werden.

Ein Widerspruch mit dem Volksglauben, der vielleicht auch zu seiner Verurtheilung beitrug, war der, daß er zuweilen ausdrücklich nur von Einem Gott, als dem Schöpfer der Welt und Richter der Menschen, sprach. Vorbildend für diese Anschauung waren eigentlich schon die Dichter gewesen, welche den

*) Xenophon Memor. I. cap. II, 1, 2, 3, 6.

Jupiter als den Gebieter über Himmel und Erde darstellten; auch die Pythagoräer und Anaxagoras hatten eine gesetzgebende Intelligenz verkündet.*) Das Dasein dieses Gottes hielt er für ebenso wahr wie die natürliche Gerechtigkeit. Gott war ihm der oberste Gesetzgeber der natürlichen Gesetze, ersichtlich aus der im Weltall herrschenden Ordnung und Weisheit. „Betrachtet — so sprach er — mit den Gedanken die weite Ausdehnung der Erde, von welcher unser Körper nur ein schwacher Theil ist; ebenso die Feuchtigkeit und alle Elemente, woraus sie bestehet! alle sind unendlich, aber nur ein unmerklicher Theil dringt in unser Wesen; und ihr machet Anspruch, alle Intelligenz zu besitzen? Wenn unsere Intelligenz nur ein schwaches Abbild jener vollkommeneren höheren ist, so muß die Letztere alles Vernünftige im Weltall in's Werk gesetzt haben. Alles Materielle in der Natur dient und gehorcht vernünftigen Zwecken und insofern Gott die vollkommenere Intelligenz ist, von der wir nur ein schwaches Abbild besitzen, so ist er auch die Nothwendigkeit in der Natur. Wer den vernünftigen Grund des Existirenden außerhalb der göttlichen Weisheit sucht, der erkennt zwar im Menschen ein vernünftiges Wesen, möchte aber vielleicht den Grund seiner Handlungen nicht in seiner Einsicht und seinem Willen suchen, sondern in seinen Muskeln oder sonstwo anders. Sind die Werke eines Homer, Phidias oder Sophokles nicht bloß Erzeugnisse des Zufalls, so ist es unsinnig, anzunehmen, die Bewegung der Himmelskörper und der bewundernswerthe Bau der beseelten Wesen hätten keine vernünftige Ursache. An jedem Dinge bleibt uns das Beste unsichtbar, ebenso unsere Seele. Auch Gott ist dem Auge verborgen und offenbart sich nur dem Geiste durch seine Macht und Güte. Befürchtet nicht, daß er unser vergesse oder daß seine unbeschränkte Weisheit nicht stets die Tugend belohne und das Böse bestrafe! Denn wie könnte sonst unserm Geiste die Ueberzeugung eingeprägt sein, daß Jedem nach seinen Thaten vergolten werde? Beschäftigt sich nicht Gott mit uns? Gab er uns nicht die Hände, die Diener unserer geistigen Kraft? die Sprache, womit wir das Urtheil über Gerecht und Ungerecht sprechen; das geistige Vermögen, die

---

*) Maury, Croyances et légendes de l'antiquité. Paris, 1863.

göttliche Weisheit zu erkennen und uns dadurch über die Thiere zu erheben? Unser Blick dehnt sich über mehrere Stadien aus: sollte Gottes Auge nicht Alles umfassen können? Unsere Gedanken beschäftigen sich gleichzeitig mit Griechenland, Aegypten und Sicilien: sollte Gottes Geist sich nicht über das ganze Weltall erstrecken?" *)

Mit dem tugendhaften Leben, lehrte Sokrates, müsse auch das Gebet verbunden sein und man möge den Vater Jupiter anflehen, uns alles Gute zu geben, ob wir darum bitten oder nicht, und alles Böse von uns abzuwenden, auch wenn wir darum bitten.

Sokrates berief sich bei vielen Gelegenheiten auf einen Dämon, der sich ihm offenbare und ihn lenke; er meinte damit entweder die innere Stimme des Gewissens oder ahnende Eingebungen des Geistes oder seine Erfahrungen, die ihn gewissermaßen in die Zukunft schauen ließen; möglicher Weise wollte er damit auch dem Volksaberglauben entgegentreten, der den Willen der Gottheit aus äußerlicher Zeichendeuterei zu erkennen meinte. Er glaubte sich auch von der Gottheit selber berufen, sich der Weisheit zu weiden und seine Mitmenschen aufzuklären und zu bilden.**)

Ueber die Staatsgesetze lehrte Sokrates, daß über ihnen ständen die vom Sophokles verrherrlichten göttlichen Gesetze, ausgegangen vom Himmel und vom Olymp, nicht sterblichen oder menschlichen Ursprungs, nicht von heute oder gestern, von unbekannter Zeit herrührend, niemals in Vergessenheit gerathend, ewig, unveränderlich und nie alternd, wie der mächtige Gott, der in ihnen lebt. Aus diesen entspringen die bestimmten menschlichen Gesetze, die nach ihnen auch gemessen werden müssen. Als gut und schön erkennt das Gesetz dasjenige, was den Fähigkeiten gemäß ist, welche die Natur den Wesen verliehen hat.

Die Betrachtung der Naturgesetze führte Sokrates auch dahin, die Frau in ihre Würde einzusetzen. „Welche Ungerechtigkeit, — rief er — die Mutter seiner Kinder nicht zu achten oder sie zu betrüben!" ***)

---

*) Memor. I. 1, 4, IV. 3. — Plat. t. I. Phaedon. 98.
**) Plat. Apolog.
***) Maury, Croyances et légendes etc.

Und aus demselben Grunde verneint er zwar die Sklaverei nicht, aber gesteht auch dem Sklaven die Fähigkeit für Tugend und Ehre zu, unähnlich den übrigen Athenern, bei denen zwar die Sklaven, auf Grund der humanen Solonischen Gesetze, geschützt waren, aber dennoch mit Vorurtheil und Verachtung betrachtet wurden.

Zur Bedingung für den Staatsbürger machte Sokrates ebenfalls die Mäßigkeit und den Muth.

Die Mäßigkeit erhebt uns über das Vergnügen, über unsinnige Neigungen und eitle Hoffnungen; der Muth erhebt uns über Schmerz, Erniedrigung und über jene Furcht, welche schlimmer ist als Gefahr und Tod. Man muß mäßig und muthig sein, wenn man als freier Mensch befehlen und gehorchen und mithin an den Angelegenheiten seines Vaterlandes Antheil nehmen will. Wer nichts wünscht und nichts fürchtet, der allein ist frei, weder unterworfen den Menschen, noch Dingen, noch Leidenschaften. Diese Unabhängigkeit nähert den Menschen der Gottheit. Man kann nicht leugnen, daß die mäßigen und starken Menschen das Getreide ernten, das Anderen gehört, die Bäume fällen, welche Andere gepflanzt haben, und daß sie auf alle Weise Diejenigen angreifen, welche unter ihnen stehen und ihnen den Gehorsam versagen.*)

Die Mäßigkeit, welche Sokrates zur Bedingung für die Freiheit und für die Annäherung an die Gottheit machte, sollte alle sinnlichen Triebe beherrschen und die Grundlage aller anderen Tugenden bilden. Einige Auslassungen darüber hat Xenophon überliefert:

Wenn man seinen Freunden oder dem Staate dienen soll, welcher von beiden hat wohl mehr Muße, sich diesem Dienste zu widmen, der meiner Lebensart folgt, oder der ein Leben führt, wie du es glücklich preisest? Welcher würde mit minderer Beschwerde einen Feldzug thun, der nicht ohne eine kostbare Tafel leben kann, oder dem das, was er eben hat, genug ist? Welcher wird sich bei einer Belagerung früher ergeben, dessen Bedürfnisse mit Mühe aufzutreiben sind, oder der mit den gewöhnlichsten Dingen vollkommen zufrieden ist? Guter Antiphon, wie es scheint, so setzest du die Glückseligkeit in einem üppigen Leben und großem Aufwande: ich aber achte, gar keine Bedürfnisse zu haben sei göttlich, und deren sehr wenige zu haben, komme der Gottheit sehr nahe.

Das göttliche Glück aber ist das höchste: was also diesem nahe kommt, kommt dem höchsten Glück nahe.**)

---

*) Ueber den Staat siehe: Plato's „Republik", in F. Schleiermacher's Uebersetzung von Plato's Werken. III. Th. I. Bd; ferner: Platon's Timaeus und Kritias, übers. von Friedrich Wilhelm Wagner. Breslau 1841.

**) Apomnemoneumata. I. Buch. VI. Kap.

An Speise nahm Sokrates so viel zu sich, wie er mit gutem Appetit genoß: und er hatte sich allezeit so auch den Tisch eingerichtet, daß der Hunger nach Brot das Fleisch ausmachte. So schmeckte ihm auch jedes Getränk gut, weil er nicht trank, wenn ihn nicht dürstete. Wenn er sich's einmal gefallen ließ, einer Einladung zu folgen, so vermied er das ohne alle Mühe, was den Meisten so schwer hält: daß er sich nicht übernahm. Wer dieses nicht konnte, dem rieth er, sich der Dinge zu enthalten, die ohne Hunger zum Essen, ohne Durst zum Trinken reizen: das wären Dinge, welche Magen, Kopf und Seele zerrütteten. Er glaube auch, setzte er scherzend hinzu, Circe verwandelte die Menschen dadurch in Schweine, daß sie ihnen viel von dergleichen Dingen vorsetzte. Ulysses aber hätte auf Mercurs Warnung und nach seiner eigenthümlichen Mäßigkeit sich eingeschränkt und nicht über die Gebühr dergleichen Dinge genossen; daher sei er auch nicht zum Schweine geworden. So pflegte er über diesen Gegenstand zu scherzen, indem er zugleich eine ernsthafte Lehre damit verband.*)

Daß Sokrates der Pythagorischen fleischlosen Diät anhing, ist nicht zu bezweifeln und ergiebt sich, wenn nicht schon aus seiner mäßigen Lebensweise, aus mehrfachen seiner Aeußerungen und aus dem Zeugniß, welches Mandanes, der Gesandte Alexanders an den Onesikritus, ablegte: „Pythagoras lehrte die Enthaltung vom Lebenden, ferner auch Sokrates und Diogenes, den ich selber gehört habe." Auch was Xenophon mittheilt, spricht dafür:

Wenn bei Gastmählern, wozu ein Jeder das Seinige beitrug, Einige viel Zukost mitbrachten, Andere wenig, so gab Sokrates dem Aufwärter die Anweisung, daß er die kleinen Schüsseln zur gemeinschaftlichen Theilnehmung in die Mitte der Tafel stellen, oder einem Jeden davon einen Antheil geben sollte. Die also viel mitgebracht hatten, schämten sich dann, die gemeinschaftlichen Schüsseln unberührt stehen zu lassen, und die ihrigen für sich zu behalten: sie setzten auch das Ihrige in die Mitte. Da sie nun vor Denen nichts voraus behielten, die nur wenig mitgebracht hatten, so versahen sie sich dann nicht mehr mit vielen Zuspeisen.

Er bemerkte auch, daß Einer von der Tischgesellschaft das Brot jetzt liegen ließ, und eitel Zukost**) aß. Da man nun eben von den Benennungen der Dinge sprach, so sagte er: Freunde, könnten wir

*) Apomnemoneumata, I. Buch. III. Kap.

**) Das Wort Opson und Opsophag haben viele Uebersetzer durch „Fleisch" und „Fleisch-Esser" ausgedrückt. Schlachtfleisch aber wird in der griechischen Literatur nur selten und dann nur ἱερειον (Opfer) genannt. — Οψον bedeutet nicht nur Fleisch sondern Zukost: „jede niedlichere Speise, die man zum Brote oder auch ohne Brot zu essen pflegte: Fische, Kräuter und künstlich zusammengesetzte Gemüse. Mit solchen kräftigen Speisen mußten sich die Kämpfer nähren, aber Anderen gereichte dies zum Vorwurfe." (Philologisch-kritische Bemerkungen von M. Benjamin Weiske, Lehrer in Schulpforta). Auch C. M. Wieland sagt darüber (Anmerk. zu Horazens Satyren,

wohl bestimmen, weswegen mancher Mensch ein Schlemmer genannt wird? Jedermann ißt doch wohl zum Brote seine Zukost, wenn er eben welche hat: aber deswegen heißt man meines Erachtens noch kein Fleischesser. Nein, das nicht, sagte Einer von der Gesellschaft. Aber, fuhr Sokrates fort, wer Zukost allein, ohne Brot, ißt, und das nicht der Kampfübungen wegen, sondern den Geschmack zu ergötzen, wird dieser der Schlemmer sein? Schwerlich ein Anderer, sagte Jener. Hier fiel wieder Einer von der Gesellschaft ein: Wer nun aber wenig Brot, und viel Zuspeise dazu ißt? Auch diesen, antwortete Sokrates, würde man mit Recht so nennen: und wenn andere Menschen die Götter um einen reichen Segen an Früchten bitten, so würde dieser um einen reichen Segen an Zuspeise bitten müssen. Diese Worte des Sokrates zog der Mann auf sich. Er fuhr zwar fort, sich Zuspeise zuzulangen, aß aber auch Brot dazu.*)

Um das Feld für seine Saat zu säubern, mußte Sokrates das Unkraut vernichten, welches die Sophisten säeten, wenngleich diese Widersacher sich von ihm weniger in den Zwecken, die sie anstrebten, unterschieden, als in den Mitteln, die sie wählten, und in den Gesichtspunkten, von welchen sie ausgingen. Er war also bemüht, ihnen die Jugend zu entziehen, die sie durch Spott und durch die Künste der Beredtsamkeit an sich zu fesseln suchten, den Gehorsam gegen natürliche und geschriebene

II. Th. p. 55): „Das Kochbuch der Griechen und Römer begriff unter den Worten opson, opsonion, pulmentum, pulmentarium, im weitesten Verstande Alles, was außer dem Brote auf den Tisch kam." Ὄψον war der Name, welchen die Griechen im Allgemeinen allen Dingen gaben, welche sie mehr für „Wohlschmeckendes" als für nothwendig erachteten. Brot wurde nicht nur dem Namen nach sondern auch thatsächlich für den „Lebensstab" gehalten. Oliven, Feigen, Käse, und bei den Athenern auch Fisch, waren das gewöhnliche Opson (Howard Williams, The Ethics of Diet). (Vergl. auch: Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiqq. 3. Theil. § 25.) — Die gewöhnliche Speise der Griechen war Brot und madsa, eine Suppe aus Gersten- und Hafermehl, Honig, Bohnen, Lattich, Salat und Zwiebeln. (Siehe Athenaeus „Deipnosophist." und Plutarch „Sympos.") Die Griechen, namentlich die Athener und die Spartaner, standen bei den Europäern im Rufe großer Mäßigkeit. Der komische Dichter Antiphanes nannte sie, weil sie sich fast gänzlich auf Pflanzenspeisen beschränkten, Φυλλοτρῶγες (Blatt-Esser). Bei der Einübung für die öffentlichen Spiele wurde nur Pflanzenkost gestattet; als man späterhin Fleischnahrung zuließ, wurden die früher kräftigen Kämpfer träge und dumm (Rollin, Alte Geschichte. Vorrede). Die Athleten der späteren Zeit vergleicht Ariston mit den „platten, steinernen" Säulen im Gymnasium (λιπαρούς χαλιθίνους). Diogenes von Sinope, gefragt, weshalb die Athleten immer so einfältig zu sein schienen, erwiderte: „Weil sie mit Rind- und Schweinefleisch gefüttert werden." Galen, der medicinische Schriftsteller im 2. Jahrhundert n. Chr., macht diese Bemerkung über die sprüchwörtliche Dummheit dieser Klasse und fügt hinzu: „Es ist auch die gewöhnliche Erfahrung bei der Menschheit, daß ein dicker Magen keinen freien Geist verleihet." Ganz dasselbe drückt das griechische Sprüchwort aus: „παχεία λαστὴρ λεπτὸν ού τίκτει νόον."

*) Apomnemoneumata. III. Buch. XIV. Kap.

Gesetze, welche Jene verachteten, wiederherzustellen, die alten Traditionen zu befestigen, welche sie zu erschüttern suchten.

Als Lehrmethode bediente sich Sokrates einer eigenthümlichen Frageform, welche man nach ihm die Sokratische Methode genannt hat, indem er nicht vor sondern mit seinen Schülern philosophirte, sie anregte und zum Selbstdenken nöthigte. Er verfuhr hierbei synthetisch, ging von allgemein bekannten Wahrheiten aus und ließ die Schüler selber die Lehrsätze, welche der Erklärung bedurften, entwickeln. Diese Methode bewährte sich der Art, daß auch die meisten ihm nachfolgenden Philosophen diese dialogische Form wählten.

Menschenkenntniß und Scharfblick befähigten ihn dabei, seine Schüler und Zuhörer nach ihrer Befähigung und ihrem Charakter zu unterscheiden und danach den Gang und die Art seiner Belehrung einzurichten.*) Gegen Diejenigen, welche sich gelehrt dünkten, bediente er sich der Ironie, um sie ihre Unwissenheit erkennen zu lassen; bei den Unbekannten, die er zu ihrem Nutzen von einer Wahrheit überzeugen und für sich gewinnen wollte, wendete er die sogenannte „Induction" an, indem er die Wahrheit aus einzelnen bekannten Fällen herleitete und daraus einen Schluß für das Allgemeine zog; Diejenigen, welche ihm schon als Schüler anhingen, belehrte er mit Deutlichkeit und freundlicher Offenheit. Bisweilen schmückte er seine Unterredungen auch mit Fabeln aus oder berief sich auf die Sprüche der Dichter. Auf diese Weise entband er die Geister seiner Zuhörer und ließ ihnen die Freude, die Wahrheit selber entdeckt zu haben, so daß Alcibiades beim Plato im Gastmahle das Zeugniß ablegen konnte: „Beim Perikles oder einem andern großen Redner, den ich früher hörte, wurde ich durch die Schönheit der Rede ergötzt und unterhalten. Aber bei keines Sterblichen Reden empfand ich, was mich dieser Satyr empfinden ließ, der durch bloße Worte bezaubert. Mein Herz pocht mir wie einem begeisterten Corybanten, meine Seele wird durch seine Worte wie durch Schlangenbisse verwundet und ist voll Unwillens, daß ich noch immer roh und sklavisch gesonnen bin. Oft weine ich Thränen des Unmuthes, wenn ich mir vorstelle, wie mein

*) M. Benjamin Weiske, Uebersetzung der Apomnemoneumata, Leipzig 1794.

Lebenswandel elend und unrühmlich ist. Und ich bin nicht der Einzige, der so kindisch weint und so an sich zweifelt, sondern viele Andre thuen desgleichen."

Die Briefe des Sokrates und einiger seiner Schüler, welche der gelehrte Leo Allatius aus der Vatican-Bibliothek im Jahre 1637 zu Paris herausgab, sind in neuester Zeit für völlig unächt erklärt worden.*) Dagegen sind uns Gespräche durch Xenophon und Plato von ihm überliefert worden, deren Aechtheit keinem Zweifel unterliegt.

Die Memorabilien, von Xenophon verfaßt oder vielmehr aufgeschrieben, können eigentlich als die Schriften des Sokrates gelten, indem sie die Fragmente der wichtigsten Reden enthalten, welche Sokrates bei Lebzeiten gehalten hat. Dieselben haben auch die Lehre und den Charakter des Sokrates am treuesten bewahrt. Indessen war Xenophon zwar ein Biograph von leichter und klarer Darstellung, wie er in der Lebensbeschreibung des Cyrus bewiesen hat, aber er war kein Philosoph und einerseits aus diesem Umstande erklärt es sich, daß er auch im Sokrates mehr den religiösen als tiefsinnigen Denker erscheinen läßt, andererseits aber ergab sich dies unwillkürlich aus der Absicht, jene Gespräche vorzugsweise zur Vertheidigung und Rechtfertigung des Sokrates vorzulegen. Plato hingegen, der in seinen Gesprächen den Geist der Sokratischen Philosophie offenbart, öffnet uns damit die einzige Quelle zur Kenntniß derselben. — Plato führt den Sokrates als tiefsinnigen philosophischen Denker an und beweist damit zugleich, daß es seinem Lehrer keineswegs an wissenschaftlicher Haltung gefehlt habe. „Sokrates hat nicht Alles gedacht, was Plato ihn vortragen läßt," sagt Schleiermacher, „aber Sokrates ist mehr gewesen, als was Xenophon von ihm darstellt. Plato hat ihm Manches in den Mund gelegt, aber nur was Grund-Ideen des Sokrates waren; er hat ihn auf die schönste Weise unsterblich gemacht, schöner und gerechter als durch eine buchstäbliche Erzählung würde geschehen sein."**)

Das Delphische Orakel erklärte zwar den Sokrates für den

---

*) D. Rich. Bentley's Abhandlungen über die Briefe des Phalaris, Themistokles, Sokrates, Euripides und über die Fabeln des Aesop. Deutsch von Dr. Woldemar Ribbeck. Leipzig, 1857.

**) Schleiermacher, Ueber den Werth des Sokrates als Philosoph.

Weisesten unter den Sterblichen; es fanden sich aber Viele unter seinen unsittlichen Zeitgenossen, die ihn haßten, weil er in seiner Weise über Unsterblichkeit, Staat, Tapferkeit und Vaterlandsliebe lehrte. Nach dem Sturz der dreißig Tyrannen war der Sturm der Parteien noch nicht beschwichtigt und bei der herrschenden Unsittlichkeit fand Haß, Neid und Bosheit noch immer Spielraum genug. Es war nicht nur die Lehre von der unbekannten Gottheit, welche, weil sie gegen den herrschenden Volksglauben verstieß, den Haß weckte, sondern auch die politische Denkart des Sokrates. Obgleich ein echter Patriot, griff er doch die Volksherrschaft an; auch seine Schüler zeigten sich als Feinde der Demokratie. Xenophon ereiferte sich in starken Ausdrücken über die Unverschämtheit der Sklaven und der Fremden; er und Plato lobten mit Uebertreibung die Verfassung von Sparta und jede andere Aristokratie; Kritias hatte sogar zu den Tyrannen gehört, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten. Auf diese Weise war der Keim zur Feindschaft gesäet, welche allmälig zur Reife gelangte. Aristophanes hatte den Sokrates nur in den „Wolken" auf der Bühne verspottet; später traten wirkliche Ankläger gegen ihn auf. Die drei Ankläger waren: der Tragiker Melitus, der Demagog Anytus und der Redner Lykon.

Die Anklage, gestützt auf einseitig aufgefaßte Aeußerungen des Sokrates und auf den Umstand, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen seien, behauptete, Sokrates hätte neue Götter einführen wollen, die alten Götter des Vaterlandes geleugnet und die Jugend zum Verderben verleitet.

Sokrates vertheidigte sich vor den fünfhundert Richtern, in einfacher Rede, überzeugend, aber voll Selbstgefühl. Eine Mehrheit von drei Stimmen erklärte ihn für schuldig. Da ihm das gesetzliche Recht zustand, auf eine gelindere Strafe, als die erkannte, anzutragen, so verlangte er die Strafe: gleich den ausgezeichnetsten Männern im Prytaneum erhalten zu werden. Diese Aeußerung hielten die Richter für Hohn und es sprachen nun achtzig Stimmen mehr als vorher für seinen Tod.

Er wurde in den Kerker geführt und gefesselt. Da am Tage vor seiner Verurtheilung das Schiff zur heiligen Prozession nach Delos abgesandt war und vor der Rückkehr desselben kein

Todesurtheil vollstreckt werden durfte, so blieb Sokrates noch dreißig Tage lang am Leben erhalten. Während dieser Zeit besuchten ihn seine Schüler täglich im Gefängnisse, wobei er niemals seine Heiterkeit verlor, ja sogar die Anderen zu ermuthigen und zu trösten suchte. Als Apollodor verzweifelt ausrief: „O, daß du doch so unschuldig sterben mußt!" entgegnete er lächelnd: „Wäre es dir lieber, wenn ich schuldig stürbe?"

Standhaft weigerte er sich, zu fliehen, als sein Freund Kriton ihm eine Summe Geldes überbrachte, um die Wächter zu bestechen. Durch keine Ungerechtigkeit, meinte er, dürfe man sich verleiten lassen, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu sein.

Am letzten Morgen vor seiner Hinrichtung versammelten sich abermals seine Schüler, um mit ihm über die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen; seine Frau Xantippe, die das jüngste Kind auf dem Arme trug, hatte er hinwegführen lassen, weil sie ihn durch ihr Wehklagen ermüdete. Als die Sonne dem Untergange nahe war, ließen ihm die elf Vorsteher der Gefängnisse durch einen Diener sagen, daß es Zeit zum Sterben wäre. Weinend entschuldigte sich der Diener bei dem Sokrates mit den Worten: „Zürne mir nicht, denn ich vollziehe nur die Befehle der Oberen; ich selber aber habe dich als den besten Mann kennen gelernt." Darauf gebot Sokrates den Freunden, den Schierlingssaft herbeizuholen, und als Diese ihn baten, den Tod noch aufzuschieben, entgegnete er: „Es wäre kindisch, mit dem Leben zu geizen."

Ueber den Tod äußerte sich Sokrates: „Alles was wider die Natur ist, das ist schmerzvoll, was aber so geschieht, wie es die Natur bestimmt, ist angenehm. Demgemäß ist auch der Tod, welcher in Folge von Krankheit und Wunden eintritt, schmerzvoll und gewaltsam; der aber, welcher nach dem Alter naturgemäß zu Ende führt, ist der leichteste unter allen und erfolgt mehr unter Freude als unter Schmerz." — Das Leben freiwillig zu enden, hielt Sokrates entschieden für einen Frevel gegen sich selber und gegen Gott. Das Leben aber, meinte er, habe keine andere Bestimmung, als sterben zu lernen, das heiße: sich auf ein höheres Leben vorzubereiten. Er betrachtete auch das Leben in dieser Welt als einen Zustand der Gefangenschaft, aus welcher die Seele durch den Tod befreiet werde. Von der

Unsterblichkeit der Seele war er fest überzeugt, aus der Voraussetzung, daß die Seele göttlicher Natur und das Sterben nur als ein Uebergang in ein besseres Leben anzusehen sei.

Der Mann, welcher dem Sokrates den Trank brachte, rieth ihm, er solle, nachdem er ihn getrunken, umher gehen, bis ihm die Füße schwer würden, und sich dann niederlegen; auf die Frage des Sokrates, ob er auch den Göttern vom Tranke spenden dürfe, erwiderte er, daß nur so viel Schierling eingerieben wäre, als zum Tranke nothwendig sei. „So wollen wir wenigstens beten", sprach Sokrates, „daß der Uebergang glücklich von statten gehe!" Bei diesen Worten leerte er den Becher.

Als seine Schüler ihn trinken sahen, hielten sie ihre Thränen nicht länger zurück; er aber bedeutete ihnen, er hätte ja die Weiber fortgeschickt, um das Wehklagen los zu werden. Darauf ging er auf und ab, legte sich dann auf den Rücken und verhüllte sein Gesicht. Der Mann, welcher ihm das Gift gereicht hatte, drückte ihm, von den Füßen aufwärts, den Leib und zeigte den Umstehenden, daß er allmälig von unten auf starr wurde. Als schon der Unterleib erkaltete, nahm Sokrates noch ein Mal die Hülle vom Gesicht und sprach zum Kriton: „Vergesset nicht, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern, denn ich bin ihm denselben für die schnell überstandene Krankheit schuldig."

Er wollte mit diesen Worten einestheils noch zuletzt die immer bewährte Achtung vor den religiösen Gebräuchen bestätigen, anderntheils auch seine Ansicht, daß das Leben einer Krankheit zu vergleichen sei, die durch den Tod geheilt werde.

Als Kriton ihn zuletzt fragte, ob er sonst noch etwas zu sagen habe, gab er keine Antwort; er war todt.

Seine Hinrichtung geschah in der 95. Olympiade, (400 vor Chr. Geb.), unter dem Archon Laches. Bald nach seinem Tode betrachteten die Athener seine Verurtheilung als eine Ungerechtigkeit, welcher die Unglücksfälle des Staates als Strafe zuzuschreiben seien. Sie widerriefen das Urtheil, ließen den Melitus hinrichten und verbannten die übrigen Ankläger.*)

Zu den ausgezeichnetsten Schülern des Sokrates gehören:

*) E. von Lasaulx. Des Sokrates Leben, Lehre und Tod. München, 1857. — Forchhammer, Die Athener und Sokrates. Berlin, 1837.

Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antisthenes, Aristippos, Phädon, Aeschines, Kebes, Euklides und Plato. Aus diesen Mitgliedern der attischen Schule gingen die Stifter der verwandten Sokratischen Schulen hervor: der megarischen, elischen und eretrischen durch Euklides, Phädon und Menedemus; der cyrenaischen durch Aristipp; der cynischen durch Antisthenes und der akademischen durch Plato. In allen diesen Schulen zeigte sich der Einfluß des Sokrates als Umgestalter oder vielmehr als Wiederhersteller der Philosophie. In allen zeigte sich der Geist der Forschung, den sie von ihrem Meister empfangen hatten, wie sie denn überhaupt vor allen Dingen bemüht waren, das Wesen der Sokratischen Lehren zu ergründen und zum Bewußtsein zu bringen; in allen erschien vorherrschend jene sichere Methode, jene Dialektik, jene richtige Begriffsbildung und Begriffsverknüpfung, welche durch Sokrates geschaffen worden war, um das Ungenügende der sophistischen Theorie nachzuweisen, und welche die Seele der späteren hellenischen Philosophie wurde. Somit hatte die Sokratische Schule das Verdienst, die Moral und die Theologie und die Wissenschaften, die bis dahin nur in Anfängen vorhanden waren, zu Gegenständen tiefer und gründlicher Forschungen gemacht zu haben. Die Ideen des Sokrates wurden allmälig populär, erfüllten die erlesensten Geister, und erglänzte in allen Theilen Griechenlands.

Sie überflogen das Meer und befruchteten, von A r i s t i p p, dem Schüler des Sokrates, und von A n t i p a t e r gelehrt, das c y r e n a i s c h e L a n d, das sich von den Grenzen Aegyptens bis zu den von Homer besungenen Lotophagen erstreckte.

II. Plato.

Er wird als der 9. Pythagoräer aufgeführt. Unter allen Schülern des Sokrates verdient er die größte Beachtung, da er die Gedanken desselben dem Geiste nach auffaßte, sie nicht bloß nachbetete und auch nicht verstümmelte; er war gleichsam der Exponent, der Beweisführer derselben. Er hat den Ruhm,

welchen Phädon und Euklid vergebens anstrebten: die Sokratischen Ideen mit denen des Parmenides und des Pythagoras zu vereinigen.*) Weniger auf das Praktische gerichtet als Sokrates, suchte er die reinen Ideen wie Lichtstrahlen in einem Brennpunkte zu sammeln und dem gebildeten Geiste zugänglich zu machen. Die trügerischen Lehren und empiristischen Kunstgriffe der Sophisten nahm er nicht selten zum Ausgangspunkt, um sie verneinend zu bekämpfen und alsdann in positiven Ergänzungen zu dem wahren Standpunkt hinzuleiten, von welchem sich das Wahre, Gute und Schöne erkennen lasse.

Plato, geboren 429, hieß eigentlich Aristokles und stammte aus Solon's Geschlecht. Er war körperlich schön und zeichnete sich als Wettkämpfer in den isthmischen und olympischen Spielen aus. In seinem 20. Jahre schloß er sich dem Sokrates an, der damals als Moralist und Dialektiker auf der Höhe seines Ruhmes stand. „Sehet da den akademischen Schwan, der sich in meinen Schooß und von da mit entzückendem Gesange in die Luft schwingen wird!" rief Sokrates aus, als der Jüngling ihm zugeführt wurde. Acht Jahre lang genoß Plato des Umganges und der geistigen Pflege seines Lehrers. Nach des Meisters Tode bereiste er Aegypten, Cyrene und Unter-Italien. Von seinem Aufenthalte in Aegypten sagt Apollonius: „Vieles, was ihm von den dortigen Propheten und Priestern überkam, mischte er in seine Lehren ein, goß es, wie ein Maler seine Farben, über die Schattenrisse aus, aber Niemand beschuldigte ihn der Magie, obgleich er wegen seiner Weisheit von Allen am meisten gehaßt worden ist." In Italien wurde er mit den dortigen hervorragenden Pythagoräern bekannt und schloß sich an Archytas an, der als der ausgezeichnetste Mathematiker und Mechaniker seines Zeitalters galt. Plato wurde auch von Dionysius I. in Syrakus aufgenommen und gewann die Liebe und Bewunderung Dion's, eines Verwandten und Ministers des Tyrannen. Dionysius, wird erzählt, hätte aus Plato's edlem Freimuth Argwohn geschöpft und ihn verrätherischer Weise zu Aegina als Sklaven verkaufen lassen, er sei aber durch den befreundeten Annikeris

*) J. Denis, Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Paris, 1856.

wieder befreit worden. Apollonius von Tyana sagt darüber: „Daß Plato nicht weise gehandelt habe, indem er, statt Athen, Sicilien reformiren wollte, täuschend getäuscht und mit Recht verkauft worden, will ich nicht behaupten, denn man hört das nicht gern." Nach seiner Rückkehr nach Athen gründete Plato die „Akademie", die ewig berühmte Philosophen-Schule, wo er bis zu seinem Tode, im 82. Lebensjahre (347), die geistvollsten Athener als Schüler um sich versammelte.*)

Plato stellte neue Grundsätze für die Gerechtigkeit auf. Uebles sollte keinem Menschen, auch den bösen nicht zugefügt werden, weil es den Schlechten noch schlechter mache. Die Theorie des Pythagoras: das Gute bestehe in der Gottähnlichkeit — bewies Plato als einen erhabenen Grundsatz, indem er nachwies, daß die Vernunft nur das Gerechte gebiete und das Böse verbiete; die Strafe, welche die Ordnung über das Unmoralische verhängt, müsse man aufsuchen, nicht fliehen. Niemals aber sei es erlaubt, dem Guten entgegen zu handeln oder Böses mit Bösem zu vergelten.**)

Zum einfachen Grundsatze der Sittenlehre macht Plato den Gegensatz zwischen Göttlichem und Irdischem, zwischen Himmel und Erde. Die Erde ist dem Menschen ein Exil, worin er mit seinem Körper, seinen Sinnen und fleischlichen Lüsten verweilet; den Himmel, sein wahres Vaterland, berührt er durch reine Intelligenz, Liebe und Erinnerung an das Ideal. Sobald der Mensch seine Wünsche und Bestrebungen nur auf das Irdische richtet, so erniedrigt er sich und geht zu Grunde; wenn er sich aber mittelst der Vernunft mit der ewigen Wahrheit vereinigt, mittelst der Liebe mit der höchsten Schönheit, so gelangt er zu wirklichem Heil und Leben.***)

Die wahren Cardinal-Tugenden sind daher: Mäßigkeit und Stärke, Weisheit und Liebe. Durch sie wird im Körper der innere Mensch hergestellt; sie nähren unsere Seele mit Himmelsluft und gewähren schon dem sterblichen Körper ein göttliches Leben, bis wir, befreiet von den Banden der Vergänglichkeit,

---

*) Diog. Laert. Lib. III — Olympiodori et Anonymi vitae Platonis. — Steinhart, Plato's Leben. Leipzig, 1873.

**) Ed. Zeller, Platonische Studien. Tübingen, 1839.

***) Fr. Michelis, Die Philosophie Plato's. Münster, 1860.

zum Ewigen emporschweben. Durch diese Tugenden wird auch in uns die wahre Gerechtigkeit vervollkommnet, Friede und Eintracht unter den Menschen hergestellt. Streitigkeiten und Kriege entstehen nur aus Unkenntniß der wahren Güter, indem wir nach den lügnerischen Gütern streben, die wir nicht besitzen können, ohne Andere zu berauben.*)

Von den zwei Dingen, welche die Stoiker als Principia annahmen: Ursache und Materie, nahm Aristoteles die Ursache als vierfach an: die Materie selbst, der Werkmeister, die Form, der Zweck des Werkes. Plato fügte noch eine fünfte Ursache hinzu, welche er die Idee nannte. „Dies Alles", sagte er, „findet sich auch bei der Welt. Der Werkmeister ist Gott; der Stoff ist die Materie; die Form ist die sichtbare Einrichtung und Ordnung der Welt; nach dem Urbilde der Idee brachte Gott dieses große, schöne Werk hervor. Der Zweck war Wohlthun. Warum schuf Gott die Welt? Er ist gut; den Guten aber kann kein Gut zum Neide reizen. Er machte sie daher so gut wie möglich."**)

In der Theorie von den „Ideen", welche er „Einheiten" nannte, bezeichnete Plato alle sinnlichen Gegenstände nur als Schatten der „ungesehenen Dinge", welche nur durch das reine Denken erreicht werden können; demgemäß wir das Gute auch nur in dem Maße erkennen, wie wir uns zur wahren Reinheit des Gedankens emporheben.

Wir sehen in alledem eine Verachtung der eitlen irdischen Schatten und eine Würdigung des Göttlichen, eine Ahnung von dem hohen Spiritualismus, der sich in dem späteren Christenthum offenbart, eine Ahnung, die Plato unter den Philosophen des Alterthums allein eigen ist. Diese reinen Ideen bedurften einer langen Reife, einer langen Zeit, bevor sie Wurzel im Volksglauben faßten. Diese Idee von der Immaterialität der Gottheit, zu welcher Plato vielleicht durch den Verkehr mit dem Judenthum angeregt worden war, haben andere Philosophen als unbegreiflich und vernunftwidrig abgewiesen; so auch Cicero:***) „Plato hat Gott körperlos gemacht und diese Ansicht ist unver-

---

*) H. v. Stein, Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus.

**) Seneca, Epist. XXVI.

***) Quod Plato sine corpore Deum esse censet, id quale esse posset, intelligi non potest. (De Natura Deorum, Lib. I.)

ständlich." — Erst vier Jahrhunderte nach Plato, nachdem der Mysticismus sich aus dem Orient über die Welt ergossen hatte, Christus mit dem neuen Evangelium erschienen war, fand Plato's Spiritualismus die Geister zur Aufnahme bereit und diente zum Theil als Waffe gegen das Christenthum selber.

Die Dialektik des Sokrates, welche alle späteren Philosophen zur Kunst der richtigen Begriffsverknüpfung leitete, erhielt durch Plato die höchste Ausbildung, indem er dabei nicht nur die Theorie des Denkens behandelte und die besonderen Schlüsse von einander schied, sondern auch die ewigen Ideen und die Haupttugenden als den Inbegriff aller übrigen darstellte; er ist, wie Schleiermacher sagt: „der Gipfel, gleichsam aus dem Zusammenschauen und Durchdringen aller früheren hellenischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie erwachsen."

Als Schriftsteller behandelte Plato die Philosophie als Kunst, erreichte den Gipfelpunkt attischer Geistesbildung und ragte in den darstellenden und dichterischen Theilen seiner Dialoge über Alle hervor, die unter den Alten in Prosa geschrieben haben. „Plato — sagt Goethe*) — verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen anzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen vom irdischen Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrage."

Die Lebensumstände des Plato sind nur mitgetheilt in den Briefen, welche Grote für ächt hält, deren Autenticität aber vielfach in Abrede gestellt wird. Unter seinen Schriften ist vor Allem der „Timaeus" zu nennen und die „Republik", worin die Pythagorischen vier Cardinal-Tugenden verherrlicht werden.

*) Farbenlehre. 2.

Die „Republik" und der „Phädon", eine Abhandlung über der Unsterblichkeit der Seele," gehören zu den Meisterwerken in der Darstellung.

Im „Phädon" beschreibt er in allegorischer Form die Seele in ihrem früheren Zustande und ihre Erfahrungen, die als vermittelnde Ideen zwischen dem fleischlichen Sinn und den Vorstellungen des Wahren und Schönen dienen.

Seine entwickelten Lehren legt Plato zum Theil dem Sokrates in den Mund; wir erwähnten bereits, daß er dabei nicht gegen die Grund-Ideen des Sokrates oder gegen die daraus herzuleitenden Folgerungen verstieß.

In der Thätigkeit im Guten erkennt er eine Unsterblichkeit im Sterblichen, gleichwie solche auch geschähe durch das geistige und das leibliche Erzeugen, ein Wiederholen der ewigen Idee und der ewigen Form.

Ueber die Seelenwanderung läßt er den Timaeus sprechen: Der, welcher dieses All geschaffen, ordnete an: Wer gut die ihm zukommende Zeit gelebt, der würde, wieder in den Wohnsitz des mit ihm verbundenen Sternes gelangt, ein glückliches und ruhiges Leben führen; wer aber hierin gefehlt, der würde bei dem zweiten Werden in die Natur des Weibes verwandelt werden. Wenn er aber auch hierin noch nicht von seiner Schlechtigkeit nachließe, so würde er, der Aehnlichkeit mit seiner Art gemäß, in irgend eine ebenso beschaffene thierische Natur verwandelt und nicht eher aufhören, sich zu verändern und Mühsal zu erdulden, bis er mittelst der Ueberlegung Herr geworden über die stürmische und vernunftlose Masse und zu jener ersten und letzten Beschaffenheit zurückgekehrt sei.*)

Die unerschütterlich festen Grundsätze, welche Sokrates noch am Rande des Grabes ausspricht, giebt Plato in dem Gespräche, welches „Kriton" überschrieben ist.

Die „Republik" besteht aus zehn Büchern; im 5. Buche sind die Grundlinien zu einem communistischen Staate enthalten. Das 2. und 3. Buch der Republik handelt von der naturgemäßen Ernährung. Derselbe Grundsatz, den Plato in den „Gesetzen" ausgesprochen hat, kommt hier ausführlich zur

---

*) Platon's Timaeus und Kritias; übersetzt von Friedr. Wilh. Wagner, Breslau 1841.

Anwendung: „Die Gedanken und Handlungen der Menschen stehen in innigem Zusammenhange mit dem dreifältigen Bedürfniß und Verlangen: Essen, Trinken und Geschlechtsliebe; je nachdem diese Triebe gebraucht oder gemißbraucht werden, entsteht Tugend oder Laster.“ Der Schwerpunkt des individuellen und des staatlichen Lebens liegt also, wie sich von selbst verstand, bei der Ethik des Plato wie bei der des Sokrates und des Pythagoras, in der entscheidenden Frage, ob der Mensch sich von den Früchten der Erde oder von Thierleichen nähre. Plato entscheidet die Frage gleich an einem allgemeinen und großartigem Beispiele.

Im 2. Buche der „Republik“ überliefert er uns ein Gespräch zwischen Sokrates und Glaukon, worin der Erstere zwei Staaten in ihrem Gegensatze schildert: der gesunde, der Einfachheit und naturgemäßen Ernährung treu bleibend, wie sie dem Ursprung der menschlichen Gesellschaft eigen war, lebt gesund und glücklich; die Bewohner des anderen, dem Luxus und der Fleischkost ergeben, bedürfen der Jagd und des Krieges, um Eroberungen zu machen und das Eroberte zu behaupten.*)

„Nicht wahr, diese Bürger (des ersten Staates) werden Getreide und Wein ziehen, Kleider und Schuhe machen und Häuser bauen, dabei im Sommer zwar oft unbeschuhet und ziemlich entblößt arbeiten, im Winter aber hinlänglich bekleidet und beschuhet. Und nähren werden sie sich, indem sie aus der Gerste Graupe bereiten und aus dem Weizen Mehl, und dies kneten und backen und so die schönsten Kuchen und Brote auf Rohr und feinen Baumblättern vorlegen und selber mit ihren Kindern schmausen, auf Streu von Taxus und Myrthen gelagert, des Weines dazu trinkend und bekränzt den Göttern lobsingend, und werden sehr vergnüglich einander beiwohnen, ohne über ihr Vermögen hinaus Kinder zu erzeugen, aus Furcht vor Armuth oder Krieg. — Hierbei unterbrach mich Glaukon und sagte: Also ohne Zukost, scheint es, läßt du die Männer bewirthen? — Richtig erinnert! sprach ich. Ich vergaß, daß sie auch Zukost haben werden; Salz ja gewiß und Oliven und Käse, und Zwiebeln und Kohl und was vom Felde kann eingekocht werden, werden sie sich einkochen. Auch Nachtisch wollen wir ihnen aufsetzen von Feigen, Erbsen und Bohnen, und Myrthenbeeren und Kastanien werden sie sich in der Asche rösten und mäßig dazu trinken. So werden sie ihr Leben friedlich und gesund hinbringen und, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl betagt sterben, ihren Nachkommen ein eben solches Leben hinterlassend.

Wohl, wir wollen nun auch sehen, wie ein üppiger Staat entsteht. Vielleicht ist dies auch gar nicht unrecht; denn auch, wenn wir

*) Platon's Werke von F. Schleiermacher. III. Th. I. Bd. S. 94—96.

einen solchen betrachten, können wir wohl Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit erblicken, wie sie sich in den Staaten bilden. Der gerechte Staat nun scheint mir der zu sein, den wir eben beschrieben haben, und der gleichsam gesund ist. Wenn ihr aber wollt, daß wir auch einen aufgeschwemmten Staat betrachten wollen, so ist nichts dagegen. Was wir vorher aufstellten, gilt nun nicht mehr: nämlich das Nothwendige auszubedingen, Häuser, Kleider und Schuhe; sondern man muß die Malerei in Bewegung setzen und die bunte Weberei, und Gold und Elfenbein und alles dergleichen muß angeschafft werden. Ja, auch mehrere Diener werden wir bedürfen. Oder meinst du nicht, daß wir auch werden Kinderwärter nöthig haben und Wärterinnen, Kammermädchen und Putzmacherinnen? Auch Schweinehirten werden wir noch brauchen. Denn Schweine hatten wir noch nicht in unserer ersten Stadt, denn sie waren uns zu nichts nutz; in dieser aber werden wir auch das nöthig haben, und des anderen zahmen Viehs werden wir auch sehr viel brauchen; was Einer nur essen kann. Und auch Aerzte werden wir gewiß nun weit häufiger nöthig haben bei dieser Lebensweise als bei der vorigen. Und auch der Grund und Boden, welcher damals hinreichte, die damaligen zu ernähren, wird nun zu klein sein und nicht mehr groß genug. Also werden wir von den Nachbarn Land abschneiden müssen, wenn wir genug haben wollen zur Viehweide und zum Ackerbau; und sie auch wieder von unserm, wenn sie sich auch gehen lassen und, die Grenzen des Nothwendigen überschreitend, nach ungemessenem Besitz streben. Von nun an werden wir also Krieg zu führen haben, o Glaukon, oder wie wird es gehen? Und laß noch gar nicht die Rede davon sein, ob der Krieg Uebles oder Gutes bewirkt, sondern nur so viel, daß wir den Ursprung des Krieges gefunden haben in demjenigen, woraus vorzüglich den Staaten sowohl ingemein als auch dem Einzelnen darin viel Uebles entsteht, wenn es vorhanden ist.

Den Schlemmer, der von Jugend auf stufenweise versinkt, schildert Sokrates mit folgenden Worten:

Wenn ein ungebildet und kärglich erzogener Jüngling von dem Honig der Drohnen kostet und mit feurigen und gewitzigten Unholden zusammenkommt, welche mannigfaltige und die größten Abwechselungen darbietende Vergnügungen zu verschaffen wissen, so, glauben wir, von da an nimmt es seinen Anfang. Der Jüngling verwandelt sich, wenn dem einen Theil ein Bündniß von außen, Aehnliches dem Aehnlichen, zu Hülfe kommt. Und wenn nun auf der anderen Seite auch in ihm eine andre Hülfsmacht Beistand leistet, sei es nun vom Vater her, oder von den Verwandten, die ihn zurechtsetzen oder schelten, so entstehen dann in ihm Partheien und Gegenpartheien und Streit mit sich selbst. Und das eine Mal muß wohl das Böse dem Guten weichen, und von den Begierden gehen einige zu Grunde, andere werden auch vertrieben, wenn irgend Scham in des Jünglings Seele Raum gewonnen hat; und so wird er wieder zur guten Ordnung zurückgebracht. Dann aber werden wieder andre und mit den vertriebenen verwandte und aufgewachsene Begierden, vermöge des Mangels an Einsicht in

der väterlichen Erziehung mächtig und zahlreich. Diese ziehen ihn dann wieder in denselben Umgang hinein und vermehren sich durch diesen heimlichen Verkehr. Und am Ende nehmen sie die Burg in der Seele des Jünglings in Besitz, nachdem sie gemerkt haben, daß es darin fehlt an schönen Kenntnissen und Bestrebungen und an richtigen Grundsätzen, welche doch immer die besten Hüter und Wächter sind in den Seelen gottbefreundeter Männer. Geht er dann nicht wieder zu jenen Verführern und lebt nun ganz öffentlich mit ihnen? Und wenn von den Angehörigen her irgend eine Hülfe für das Sparsame in seiner Seele anlangt, so schließen jene hoffährtigen Reden die Thore der königlichen Festung in ihm und lassen weder die Hülfsmacht hinein noch auch nehmen sie Reden von Aelteren, weil sie ja doch nur von Einzelnen kämen, als Abgesandte auf; dagegen siegen sie im Gefecht und treiben dann die Scham, welche sie Dummheit nennen, ehrlos als Flüchtling hinaus; die Besonnenheit nennen sie unmännliches Wesen und jagen sie unter schimpflichen Behandlungen fort. Mäßigkeit aber und häusliche Ordnung stellen sie als bäurisches und armseliges Wesen dar und bringen sie über die Grenze, unterstützt von einer Menge nutzloser Begierden. Haben sie nun die Seele des von ihnen Eingenommenen und Geweihten von diesen allen ausbeleert, dann holen sie mit einem zahlreichen Chor den Uebermuth ein und die Unordnung und die Schwelgerei und die Unverschämtheit, glänzend geschmückt und bekränzt, unter Lobpreisungen und süßen Schmeichelreden, indem sie den Uebermuth als Wohlgezogenheit begrüßen, die Unordnung als Freisinnigkeit, die Schwelgerei als großartige Lebensweise und die Unverschämtheit als mannhafte Zuversicht. Nach diesem lebt ein Solcher so, daß er Geld, Zeit und Mühe um nichts mehr auf die nothwendigen als auf die nicht nothwendigen Bedürfnisse verwendet. Ja, wenn er glücklich ist und von jener bachantischen Begeisterung nicht noch weiter fortgerissen wird, vielmehr, nachdem er etwas älter geworden ist und das große Getümmel sich etwas verlaufen hat, er dann die vertriebenen Begierden zum Theil wieder aufnimmt und sich den damals eingedrungenen nicht gänzlich hingiebt, so wird er dann in einem gewissen ruhigeren Gleichgewicht der Lüste leben, indem er derjenigen, welche jedes Mal eintritt, als ob das Loos sie getroffen hätte, die Herrschaft in sich übergiebt, bis sie befriedigt ist, und dann wieder einer anderen, indem er keine nachtheilig auszeichnet, sondern sie alle gleichmäßig pflegt. Eine wahre Rede aber nimmt er nicht an, noch läßt er sie in seine Wacht, wenn eine etwa aussagte, einige Lüste rührten von edlen und guten Begierden her, andere etwa von schlechten, und jenen müsse man nachstreben und sie ehren, diese aber bändigen und unterwerfen; sondern hierüber hat er immer nur Eine Antwort, daß sie alle einander ähnlich seien und auf gleiche Weise zu ehren. So verlebt er für sich seine Tage, immer der eben aufgeregten Begierde gefällig, bald im Rausch und übermüthig, dann wieder trinkt er Wasser und hält magere Kost, bald emsig in Leibesübungen, manchmal auch träge und um nichts sich kümmernd, bald wieder als vertiefe er sich ganz in die Wissenschaft. Oft auch treibt er die öffentlichen Angelegenheiten, und wenn er aufspringt, redet und handelt er, wie es sich grade trifft.

Wird er einmal eifersüchtig auf Kriegsmänner, so wendet er sich dahin, und wenn auf Geldmänner, dann auf diese Seite. So daß irgend eine Ordnung oder Nothwendigkeit gar nicht über sein Leben schaltet, sondern ein solches Leben nennt er anmuthig und frei und selig und hält sich überall danach.

Aus dem in Schlemmerei versunkenen Jüngling entwickelt sich der tyrannische Mann, welchen Sokrates mit folgenden Worten beschreibt:

Unter den nicht nothwendigen Vergnügungen und Begierden scheinen mir einige gesetzwidrig zu sein, welche zwar in allen Menschen entstehen; werden sie aber von den Gesetzen und den besseren, mit Vernunft verbundenen Begierden im Zaum gehalten, so verlieren sie sich aus einigen Menschen entweder gänzlich oder es bleiben doch nur wenige und schwache Spuren davon zurück, bei Andern aber erhalten sie sich stärker und häufiger; die nämlich, die im Schlafe zu entstehen pflegen, wenn das Uebrige in der Seele, was vernünftig und mild ist und über Jenes herrscht, im Schlummer liegt, das Thierische und Wilde aber, durch Speisen oder Getränke überfüllt, sich bäumt und, den Schlaf abschüttelnd, losbricht, um seiner Sitte zu fröhnen. Du weißt, wie es dann, als von aller Scham und Vernunft gelöst und entblößt, zu Allem fähig ist. Es macht ihm nicht das mindeste Bedenken, sich mit irgend Etwas zu beflecken und keiner Speise glaubt es sich enthalten zu müssen; und mit einem Worte: von keinem Unsinn und keiner Unverschämtheit bleibt es zurück. Wenn nun ein junger Mensch in alle Ruchlosigkeit hineingeführt wird, die aber von Denjenigen, die ihn hineinführen, Freiheit genannt wird, wenn dann diese Zauberer und Tyrannenbildner den jungen Menschen nicht anders zu fesseln meinen, als daß sie ihm eine Verliebtheit einflößen, eine große geflügelte Drohne — oder glaubst du, daß die Liebe bei solchen Menschen etwas Anderes ist? — wenn dann auch die übrigen Begierden, diese Liebe mit Rauchwerk und Salben und Wein und Kränzen bis auf den höchsten Grad steigernd, der Drohne noch den Stachel der Sehnsucht beigeben, — dann wird dieser Vorsteher der Seele vom Wahnsinn, als seiner Leibwache, beschirmt. Dies ist die Entstehung eines tyrannischen Mannes. Und hat nicht auch ein trunkener Mann ein solches tyrannisches Gemüth? Aber auch einer, bei dem es nicht recht richtig ist, nimmt, wenn er zum Wahnsinn gesteigert wird, einen Ansatz und lebt der Hoffnung, er werde nicht nur über Menschen sondern sogar über Götter herrschen können. Ihr ganzes Leben lang sind solche Tyrannen niemals Jemandes Freund, sondern immer herrschen sie über Einen oder dienen einem Anderen. Wahrer Freiheit und Freundschaft aber bleibt eine tyrannische Natur immer unkundig. Muß nun nicht die Seele eines solchen Mannes voll Unfreiheit und Knechtschaft sein? Und wie der knechtische und tyrannisch beherrschte Staat am wenigsten thuet, was er will, so wird auch die tyrannisch beherrschte Seele vom Stachel mit Gewalt getrieben und immer voll Schrecken und Reue sein. Und Klagen und Seufzer und Angst und Wehe trifft man in keinem Manne mehr als in diesem tyrannischen, der von wollüstiger Liebe

und anderen Begierden ganz verstört ist. So ist demnach in Wahrheit der rechte Tyrann auch ein rechter Sklave, vermöge der ärgsten Augendienerei und Knechtschaft und als ein Schmeichler der schlechtesten Menschen. Und keineswegs etwa erfüllt er seine Begierden sondern fast an Allem fehlt es ihm, und der Wahrheit nach erscheint er arm, wenn Einer die ganze Seele versteht in's Auge zu fassen, und sein ganzes Leben lang immer in Furcht und voll Krampf und Schmerzen. — Die also der Einsicht und Tugend baar sind, in Schmausereien aber und dergleichen sich immer pflegen, bewegen sich nach unten hin und dann wieder bis zur Mitte und schweben hier zeitlebens, über dieses aber hinaus zu dem wahrhaften Oben haben sie niemals weder hinaufgesehen noch einen Anlauf dorthin genommen und haben niemals eine dauernde und reine Lust geschmeckt; sondern, nach Art des Viehes, immer auf den Boden sehend und zur Erde und den Tischen gebückt, nähren sie sich und bespringen einander auf der Weide; und wenn sie aus habsüchtiger Begierde nach diesen Dingen ausschlagen und stoßen, so tödten sie sich auch unter einander mit eisernen Hörnern und Hufen aus Unersättlichkeit. — Vollkommen wie in einem Göttersspruch, o Sokrates, sprach Glaukon, bezeichnest du ja die Lebensweise der großen Menge.

Die akademische Schule des Plato wird in die ältere, mittlere und neue eingetheilt. Die Stifter und Schüler dieser Schulen wichen mehr oder weniger vom Meister ab, die Schüler der neuern näherten sich ihm aber wieder. Als ein abweichender Charakter, begründet in ganz besonderer Individualität, erscheint aber ein Schüler des Plato: Aristoteles, der Erzieher Alexanders von Macedonien, der von König Philipp berufen wurde, „aus seinem Sohne einen König zu bilden, würdig, den Macedoniern zu gebieten."

Aristoteles, der Stifter der peripatetischen Schule, verwarf die Platonischen Ideen. Er war streng im Urtheil und wies Alles ab, was sich zu weit von der Realität entfernte. In der Moral sah er nur einen Theil der Politik und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Staatsbürger, indem er zugleich die politische Tugend erläuterte. Er unterschied sich von Plato im Aeußern, an Gemüth und Denkweise, Styl und Behandlung. Alle Schriften des Plato sind exoterisch, das heißt: für ein größeres Publikum berechnet; die des Aristoteles sind Werke der Schule (esoterisch).*) Aristoteles behandelte die Philosophie als Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, indem

*) Joh. Ed. Erdmann. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin, 1878. — Fr. Biese. Die Philosophie des Aristoteles. Berlin, 1835. 43.

er alle Wissenschaften in ein System brachte; als Schriftsteller war er fein und elegant, der beginnenden Sitte seines Zeitalters gemäß, und übte den entschiedensten Einfluß auf die Gelehrsamkeit, auf die Schärfung der Kritik und auf alle Theile des historischen Wissens. Die nachfolgenden Schulen aber beschäftigten sich mehr mit dem Menschen.

Epikuräer und Stoiker.

Nach der Zeit des Aristoteles gerieth die griechische Philosophie, ebenso wie die Sprache in fortgehenden Verfall. Die Anhänger des Epikur zeichneten sich durch nachlässige Schreibart aus, die Stoiker durch eine barbarische Terminologie.

Unter den Philosophen macht sich Epikur, 342 v. Chr. Geb. zu Gargetius bei Athen geboren, als Stifter einer Schule berühmt.

Mit einer übereinstimmenden Lehre hatten ihm schon Leucipp und Demokrit Bahn gebrochen: mit der Lehre von den Atomen, welche in krummen Linien niederfallen, sich unter einander mischen und durch Verbindungen und Verschränkungen allerhand Wesen bilden sollten. Epikurs Philosophie lehrt, wie man die Kunst und die Fähigkeit erwirbt, glücklich zu leben. Seine Ethik beruht auf dem Grundsatze, daß die Lust das einzige wahre Gute sei und alle Tugenden seien nur deshalb zu preisen, weil sie zur Lust führen.

Man hat dieser Philosophie vorgeworfen, daß sie allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichte und egoistisch, wenn nicht gar unsittlich sei. Mit Unrecht hat man aber diese Lehre mißdeutet und Sinnlichkeit, Wollust und Beschönigung des Lasters darin finden wollen. Diese falsche Auffassung bekämpft sogar ein Stimmführer aus der gegnerischen Schule der Stoiker; nämlich Seneca.*) Epikur, selber einen musterhaften Lebenswandel führend, verstand unter Wohlsein ein geistiges höchstes Gut,

*) de Vita Beata XII, XIII.

welches nur durch Tugenden erreicht werden könne. Weisheit, Mäßigung, Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Nachsicht gegen Andrer Schwächen, Standhaftigkeit: — diese Tugenden galten ihm als Mittel, jenes Wohlsein zu erlangen.*)

Epikur empfiehlt Ruhe, Muße und Entfernung von Staatsgeschäften. Auch ist es ein wesentlicher Zug der Epikurischen Philosophie, daß die Politik, der Patriotismus und alle nationalen und bürgerlichen Vorurtheile, welche noch von Plato und Aristoteles gepflegt wurden, ihr völlig fremd sind. Die patriotischen Tugenden hatten sich unter Alexanders Waffengewalt nicht bewährt, dem Staate kein Glück sondern Verfall gebracht. Die Eroberungen wollte die Philosophie fortsetzen: es sollte ein Fortschritt zur humanen Ausbildung der Menschheit und Universalität stattfinden, ein natürliches Recht eingesetzt werden, durch welches der universale Friede, die Liebe unter dem Menschengeschlecht und die Gemeinschaft, wie sie von Gott eingesetzt worden, verwirklicht würde.

Für diese Zwecke aber gilt dem Epikur als ein wichtiges Mittel die Ernährung und Lebensweise der Menschen und die Mäßigkeit im Genusse ist ein Hauptgrundsatz seiner Lehre.

Den Stoikern kam es vor allen Dingen darauf an, die Theorie nicht mehr dem Praktischen überzuordnen, wie Sokrates, Plato und Aristoteles gethan hatten, sondern die Philosophie sollte die Kunst der Tugend sein.**)

Zu demselben Ziele wie der Epikurismus wollte der Stoicismus hinleiten, obgleich beide Doctrinen in ihren Grundsätzen ganz verschieden waren. Zeno und seine Zeitgenossen verachten keineswegs die Güter und andre Dinge, welche die Menschen für schätzbar erklären, oder die Uebel, welche sie fürchten, oder die Pflichten, welche ihnen das gemeine Leben auferlegt; aber der Mensch soll sich aller Gedanken daran entschlagen und nur seinen Geist und Willen zur Richtschnur nehmen, sobald es sich um sittliche Güter handelt. Nicht handelt es sich, sagen die Stoiker, um die äußerliche Größe des Vaterlandes, um Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, sondern

*) F. Gassendi. Syntagma philosophiae Epicuri. 1647.
**) Tiedemann, System der stoischen Philosophie. Leipzig, 1776.

um einen Staat der Gleichheit, um die Liebe des Menschengeschlechts und einen universalen Frieden.

Dieser humanitäre Grundsatz, in welchem die Epikuräer und die Stoiker übereinstimmen, ist derselbe, welchen Pythagoras hegte, aber noch auf bestimmte Grenzen der Republik und auf eine bestimmte Anzahl Bürger beschränkte. In den Augen des Patrioten muß es erscheinen, als bekunden die Ideen Epikur's und Zeno's einen Verfall der früheren Philosophie, die sich an bestimmte staatliche Grundlagen anlehnte; der Kosmopolit aber wird unter den anscheinend lockeren Grundsätzen einen Fortschritt erkennen zu jener Lehre, welche die nachfolgenden Philosophen und Redner bis auf Seneca und Epictet aussprachen: ein universaler Staat und die Gleichheit der Menschen.

Epikur lebte mit seinen Anhängern äußerst mäßig; sie beschränkten sich fast auf Brot und Wasser.*) Der Stoiker Seneca sagt darüber:

Vom Epikur führe ich lieber die Sprüche der Weisheit an, als von einem Anderen. Denn Diejenigen, die sich auf ihn berufen möchten, um ihre lasterhaften Gesinnungen zu beschönigen, würden sich gar arg täuschen. Sie mögen nur hingehen zu jenem Weisen, in seine kleinen Gärten; sie werden daselbst die Ueberschrift finden: „Hier ist gut wohnen, werther Gast. Die Wollust ist hier das Höchste, was man sucht." Dann wird der Aufseher des Hauses dir entgegen kommen und dich mit Freundlichkeit, mit Liebe empfangen; er wird dir Maisspeise und frisches Wasser reichen, so oft du es begehrst, und wird der Meinung sein, dich sehr gut aufgenommen zu haben. Denn in diesen Gärten sucht man den Hunger nicht zu reizen sondern zu stillen; nicht durch Getränke den Durst zu erhöhen, sondern denselben zu vertreiben durch solche Mittel, welche die Natur von selber anbietet.

In gleicher Weise spricht auch Cicero anerkennend und achtungsvoll über den Charakter des Epikur und der meisten seiner Anhänger:

Einen Beweis, wie die Sittlichkeit der Wollust überlegen ist, liefert Epikur, da er selber ein so guter und so tugendhafter Mann war, so wie auch seine Nachfolger solches gewesen sind und noch sind. Treu in der Freundschaft, fest und zuverlässig in ihrer ganzen Lebensweise, handeln sie nach Regeln der Pflicht und nicht der Wollust, so daß man sagen könnte, sie lebten im Widerspruche mit ihren eigenen Grundsätzen; denn wie Andere besser sprechen als sie thuen, so handeln Diese besser als sie sprechen.

---

*) Vergl. Karl Ludwig von Knebel: Ueber die Weisheit des Epikur (Vorrede zur Uebersetzung des Lucretius).

Diokles, als er einst den Epikur im Tempel traf, sagte: „Nie ist mir Jupiter größer erschienen, als da Epikur zu seinen Füßen lag."

Epikur starb im 72. Jahre an Steinschmerzen. An seinem Todestage schrieb er einem Freunde:

„Ich verlebe noch einen glücklichen Tag und gehe mit ihm zugleich aus dem Leben, indem ich euch noch Gegenwärtiges schreibe. Die Schmerzen in der Blase und in den Eingeweiden haben sich in einem solchen Grade verschlimmert, daß sie nicht weiter gesteigert werden können. Diesem Allen haben wir ein freudiges Gemüth entgegen gesetzt, da ich mich alles dessen erinnerte, was ich mit euch geredet und getrieben habe. Zeige du dich würdig des Vertrauens, das du seit deiner Kindheit gegen mich und die Philosophie gehabt hast!"

Seine Mitbürger setzten ihm nach seinem Tode eherne Statuen und begingen alljährlich festlich seinen Geburtstag. Diese Feste erhielten sich bis beinahe 500 Jahre nach seinem Tode. Fast ebenso lange, bis zur Zeit des Kaisers Augustus, erhielt sich der Garten, worin er gelehrt hatte.

Seine Nachfolger lebten in der Liebe, Freundschaft und Mäßigkeit, die der Meister ihnen gelehrt hatte. Nie herrschte Zwietracht unter ihnen; sie zeichneten sich durch Güte und Wohlwollen aus, und durch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse. Um das Andenken ihres Meisters zu ehren, hatten sie sein Bildniß in ihrem Hause und trugen es auch in Ringen und auf Bechern eingeschnitten.

Lucrez, ein Dichter voll erhabener Begeisterung, schuf nach dem System des Epikur ein farbenglühendes Gedicht über die Natur der Dinge, worin er auch den Meister der Sekte verherrlicht.

Das Lob des Epikur verkündet Lucretius in folgendem Gesange:*)

Der du zuerst aus Dunkel und Nacht die leuchtende Fackel
Konntest erheben, damit aufhellend des Lebens Geschenke;
Dir nur folg' ich, o Zierde der Grazien! und setze den Fußtritt
Ein in die Spuren, die du mit deinem Fuße bezeichnet.

---

*) De natura rerum Lib. III v. 1—29. (Uebers. v K. L. Knebel)

Nicht wetteifernd mit dir, nein, nur aus Liebe, dich suchend
Nachzuahmen. Wie soll mit dem Schwan wettstreiten die Schwalbe?
Oder das Böckchen mit schwankendem Knie im Lauf mit dem Renn-
pferd?
Du, o Vater, du bist der Erfinder der Dinge; du reichst uns
Deine Lehren als Kindern: Aus deinen Schriften, du Edler,
Saugen wir, wie die Bienen, die jegliche Blüte bekosten
Auf der beblümeten Au', die goldenen Sprüche der Wahrheit;
Goldene Sprüche, werth der unvergänglichen Dauer.
Denn sobald ein erhabener Geist der Dinge Natur uns
Laut zu verkünden begann in Worten göttlicher Weisheit,
Flohen dahin die Schrecken der Seele; die Schranken des Weltbau's
Weichen zurück; ich seh' im Leeren entstehen Dinge:
Mir erscheinet der Götter Hoheit, die ruhigen Sitze,
Die nicht erschüttert der Wind, und die feuchten Wolken mit Regen
Nicht anspritzen, noch bleicher Schnee, vom Froste gehärtet,
Niederfallend entstellt: ein nimmer bewölketer Aether
Lacht um sie her, und breitet sich aus in Strömen des Lichtes.
Auch reicht ihnen Natur von selber Alles, und nichts kann
Ihre selige Ruh nur Augenblicke vermindern.
Nirgends erblick' ich jedoch die acherusischen Schlünde;
Auch die Erde vermag nicht abzuhalten die Ansicht
Dessen, was unter uns im unendlichen Leeren sich zuträgt.
Hier nun ergreift mich himmlische Lust und innerer Schauder,
Wenn ich bedenke, daß so, durch deine Kräfte des Geistes
Aufgedeckt, die Natur sich von allen Seiten enthüllt hat.

Und an anderer Stelle:*)

Wer hat Kräfte der Brust, ein würdiges Lied zu bereiten,
Diesen erhabenen Dingen gemäß, und ihrer Erforschung?
Wer hat Worte dazu, dem Manne zu bilden ein Loblied,
Ihm nach Verdienst, der uns so herrliche Schätze des Lebens,
Die sein forschender Geist sich erwarb, zum Geschenke zurückließ.
Keiner, wie immer mich deucht, aus sterblichem Blute geboren,
Denn, wenn sagen man soll, was die Hoheit selber der Dinge,
Die er erkannt, von uns heischt, so war er ein Gott! Ja ein Gott
war's,
Memmius, welcher zuerst die Lehre des Lebens erforscht hat,
Welche man Weisheit nennet anjetzt; und er, der durch Kunst uns
Tief aus wogender Flut, aus schreckendem Dunkel, das Leben
In den geruhigen Port, in so klares Licht es gebracht hat.

---

*) De natura rerum Lib. V v. 1—12.

Die Römer.

Unter Numa. — Die Dichter des Augusteischen Zeitalters.

Wie Plutarch, Varro und Plinius vermelden, so hätten die Römer bis zu Numa's Zeit sich vorzugsweise an ihre Mehlspeise (puls) gehalten. Erst die Schwelgereien nach den asiatischen Eroberungen machten die einschränkenden Licinischen und Aemilischen Gesetze nothwendig.

Wie bereits oben (Siehe: Pythagoras S. 127) erwähnt wurde, so beruht die Ueberlieferung, daß Pythagoras zu Numa in einem engen Verhältniß gestanden habe, auf einem Irrthum in der Zeitrechnung, wie Livius und Plutarch, in neuerer Zeit Pezron und Bentley nachgewiesen haben.

Jene Ueberlieferung, die im Alterthum verbreitet war, beweist aber, daß die Lehren und Handlungen Beider in inniger Verwandtschaft standen, daß sie in Italien eine Grundlage fanden und zur Entwickelung gelangten.

Numa (715 — 672 v. Chr.) stammte aus Cures, der sabinischen Stadt, von welcher die Römer und die mit ihnen vereinigten Sabiner den Namen Quiriten angenommen hatten.

Nachdem Romulus zum Himmel aufgefahren sein sollte, entstanden in der Stadt große Unruhen und Streitigkeiten. Man wußte nicht, wen man zum Nachfolger machen und aus welchem Volke man ihn wählen sollte. Die Römer wollten den Sabinern nicht die Herrschaft zugestehen, denen sie schon einen Theil der Stadt und des Landes gegeben hatten; die Sabiner dagegen verlangten dies zum Lohne dafür, daß sie nach dem Tode ihres Königs Tatius dem Romulus gehorsam geblieben waren. Um aus der Zwietracht zu gelangen, entschlossen sich die Patricier zu einem Zwischenreich oder Interregnum, daß nämlich von 150 ihrer Mitglieder jeder der Reihe nach 6 Stunden des Tages und 6 Stunden in der Nacht mit der höchsten Gewalt bekleidet sein sollte.

Obgleich aber bei diesem Amtswechsel die Freiheit des Volkes nicht wesentlich gefährdet war, so geriethen die Patricier doch in Verdacht, daß sie eine Aristokratie einführen und das

Volk gängeln wollten. Daher vereinigten sich die beiden Parteien, daß die eine aus der anderen den König wählen sollte; den Römern wurde die Wahl überlassen. Sie ernannten den Sabiner Numa Pompilius, einen vortrefflichen Mann, und schickten, ebenso wie die erfreuten Sabiner, sogleich Gesandte an ihn, um ihn um die Uebernahme der Regierung zu bitten. — Numa war der Sohn des Pomponius, der jüngste von vier Brüdern und an dem Tage von Roms Gründung geboren. Er war edel, gebildet, milde, ohne Begierden, Leidenschaften und Gewaltthätigkeiten. Deswegen hatte ihm der König Tatius seine einzige Tochter Tatia zur Ehe gegeben. Aus Abneigung gegen den Luxus zog er aber nicht zu seinem Schwiegervater, sondern blieb im Sabinerlande, seines alten Vaters zu pflegen.

Als Numa auf den Thron gerufen wurde, war er bereits in seinem vierzigsten Jahre. „Jede Veränderung im menschlichen Leben — erwiderte er den Gesandten — hat etwas Bedenkliches. Um zu wissen, wie es mit der Krone stehe, braucht man nur auf die Schicksale des Romulus hinzublicken. Derselbe stammte, der Sage nach, von den Göttern und soll als Kind durch wunderbare Fürsorge ernährt und errettet worden sein; dennoch sagte man ihm Uebeles nach, als ob er seinen Mitregenten Tatius hinterlistig getödtet hätte, und er selber brachte den Vorwurf auf die Patricier, sie hätten Jenen gemordet. Ich stamme dagegen aus sterblichem Geschlecht. Meine löblichen Eigenschaften taugen gerade nicht zum Herrschen: ich liebe die Ruhe, ein beschauliches Leben, den Frieden, die Freundschaft und unkriegerische Geschäfte. Romulus wird manche Kriege angefangen haben, welche beendigt werden müssen und wozu ein kraftvoller König nöthig ist; auch ist das Volk durch Siege an den Krieg gewöhnt worden und möchte sich vergrößern und andere Völker unterjochen. So bedarf die Stadt mehr eines Heerführers als eines Königs, der Furcht vor den Göttern, Achtung vor dem Recht und Haß gegen die Gewalt predigen wollte."

Darauf baten die Gesandten: „Wenn du selbst auch kein Verlangen nach Glanz und Herrschaft hast, so betrachte wenigstens die Regierung als einen Dienst der Gottheit und als eine Gelegenheit, große Thaten zu verrichten. Wer weiß, ob nicht

selbst die siegreichen Römer der Beute und Triumphe satt sind und sich nach einem Fürsten sehnen, der den Frieden und das Recht liebt? Sollten sie aber wirklich in unersättlicher Kriegslust befangen sein, so wäre es doch gewiß besser, daß du die Zügel ergreifest, um ihren Ungestüm zu lenken."

Durch diese Vorstellungen der Gesandten und durch die Wünsche seiner Mitbürger ließ sich Numa bewegen, sich auf die Reise zu begeben, nachdem er den Göttern geopfert hatte. Er wurde vom Senat und Volke mit Freuden empfangen; man opferte in den Tempeln und überall herrschte Jubel und Glück. Als man dem Numa die Zeichen königlicher Würde brachte, bat er um Aufschub, weil er zuvor der Bestätigung durch die Gottheit bedürfe. Er nahm Wahrsager und Priester mit sich und zog nach dem Tarpejischen Hügel, dem späteren Capitol. Ein Augur verhüllte ihm das Gesicht, wendete ihn gegen Süden, berührte betend sein Haupt mit der Rechten und schaute nach allen Seiten um, wie sich der Wille der Götter im Vogelfluge zu erkennen gebe. Unter dem Volke herrschte tiefe Stille, bis günstige Vögel von der rechten Seite heranflogen. Dann legte Numa den Königsmantel um und stieg von der Burg zu dem jubelnden Volke herab.

Sogleich begann er, die Neigung zum Kriege, welche im Volke lebte, in die Liebe zum Rechte umzuwandeln. Um das unruhige und verwilderte Volk zu besänftigen, ordnete er zahlreiche Opfer, Festaufzüge und Tänze an, welche feierlichen Ernst mit unterhaltender Erheiterung verbanden: „Auch umgab er sich zu demselben Zwecke mit Prunk, in ähnlicher Weise, wie vom Pythagoras erzählt wurde," so berichtet ein antiker Schriftsteller. „Er gab auch vor, von den Musen Offenbarung zu empfangen, und verehrte vorzugsweise die Muse des Schweigens, welche er Tacita benannte. Seine religiösen Anordnungen gleichen denen des Pythagoras, welcher ein Freund von ihm gewesen sein soll. — Den Römern verbot er sich ein Bild der Gottheit in Gestalt von Menschen oder Thieren zu machen, denn es sei unmöglich, die Gottheit anders als mit den Gedanken zu erfassen."

Numa soll ferner die Oberpriester eingesetzt, zwei Vesta-

linnen geweihet und das ewige Feuer mit einer Schutzmauer umgeben haben.

Als Rom von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht wurde, fiel ein eherner Schild vom Himmel herab dem Numa in die Hände, indem zugleich die Seuche augenblicklich aufhörte. Numa ordnete an, daß man andere Schilder von gleicher Form und gleichem Aussehen verfertige, damit kein Dieb den vom Himmel gefallenen herausfinde. Der treffliche Meister Veturius Mamurius bildete solche Schilde, welche dem himmlischen so gleich waren, daß selbst Numa sie nicht unterscheiden konnte. Zum Schutze dieser Schilde stiftete er die Priesterschaft der Salier.

Durch die religiöse Bildung machte Numa das Volk lenksam und seinen Befehlen gehorsam.

Er erbaute dem Grenzgotte Terminus einen Tempel, steckte die Landesmarkungen ab, und theilte das Volk aufs neue, um durch künstliche neue Verschiedenheiten die ursprüngliche Verschiedenheit der zusammengesetzten Bürgerschaft aufzuheben. Deswegen theilte er nämlich das Volk nach den Gewerben in Zünfte.

Er ließ auch in Rom einen Tempel erbauen, welcher die Kriegspforte genannt wurde; derselbe mußte in Kriegszeiten offen, im Frieden geschlossen sein. In späterer Zeit wurde er nur zwei Mal auf sehr kurze Frist geschlossen; unter Numa's Regierung aber blieb er keinen Tag offen. Nicht nur das römische Volk war friedfertig und mild geworden, sondern auch die Nachbaren hegten nur den Wunsch, das Land zu bebauen, Kinder zu erziehen und die Götter zu ehren. Numa selber fand nirgends Feindschaft, Neid, Nachstellung oder Verschwörung.

Sein Tod erfolgte nicht plötzlich, sondern auf die sanfteste Weise: er schwand allmälig dahin, nachdem er das Alter von 80 Jahren erreicht und 43 Jahre regiert hatte.

Alle verbündeten Völker fanden sich bei seiner Bestattung ein; die Patricier trugen das Todtenbett, die Priester folgten und hinter ihnen die ganze Volksmenge, jammernd, als ob sie einen theuern Angehörigen verloren hätten. Numa hatte verboten, seine Leiche dem Feuer zu übergeben; man versenkte ihn daher in einem steinernen Sarge am Fuße des Janiculus.

Außerdem wurde noch ein gleicher Sarg versenkt, in welchen man die von Numa verfaßten heiligen Bücher gelegt hatte. Auch dieses geschah nach der Anordnung des Numa, denn er war der Meinung, daß man Geheimnisse nicht in todten Buchstaben aufbewahren müsse.

Von der Regierung des Numa entwirft Rollin folgendes Bild:

Numa flößte nicht nur seinen eigenen Unterthanen sondern auch der Mehrzahl der benachbarten Städte den gleichen Geschmack und dieselbe Empfindungsweise ein. Als ob ein glücklicher Einfluß von Sanftmuth und Ruhe von Rom ausginge und sich über die Umgebung verbreitete, so bemerkte man überall eine bewundernswerthe Veränderung der Sitten. Der Kriegswuth folgte die Sehnsucht nach einer friedlichen Lebensweise, das Streben, die Erde zu bebauen, seine Kinder in Ruhe zu erziehen und den Göttern in friedlicher Weise zu dienen. In allen Ländern herrschten nur Feste, Spiele und heitere Opfer. Die Menschen besuchten sich gegenseitig ohne Furcht. Die Weisheit des Numa glich einer reichen Quelle, von wo sich Tugend und Gerechtigkeit in den Geist aller Völker ergoß und den Herzen der Menschen dieselbe Ruhe mittheilte, welche in dem seinigen thronte."*)

Woraus die Opfer bestanden, giebt Plutarch mit den Worten an:

„Die Opfer selber, welche Numa anordnete, standen im Einklang und genauer Beziehung mit der Weise, in welcher die Pythagoräer den Göttern dienten: es wurde dabei kein Blut vergossen; meistens streute man ein wenig Mehl und sprengte mit einigen Tropfen Wein oder Milch."

Die Opfer der Römer erhielten sich nach Numa's Tode nicht in ihrer blutlosen Reinheit; — in gleichem Maße wie ihre Friedensliebe sich in Kriegswuth und Eroberungssucht umwandelte, verwilderte auch ihre Lebensweise und ihr Götterdienst. Aber selbst die Vornehmsten und Ersten Roms in der guten Zeit lebten der alten ländlichen Weise gemäß, und noch war,

*) Rollin. „Römische Geschichte." Th. I.

ungeachtet des Verderbnisses der Hauptstadt, diese einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigene gesunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größeren Umkreise des übrigen Italiens bei weitem nicht erloschen.*)

Die nachfolgende Zeit hat auch immer noch große Männer aufzuweisen gehabt, die der Menschenwürde auch in ihren häuslichen Gewohnheiten treu blieben. Cincinnatus, Fabricius und Marcus Annius Curius lebten nur von den Früchten des Feldes, das sie selber bebauten. Als Cincinnatus von den Abgesandten des Senats zur Würde des Consuls berufen wurde, verließ er ungern die stille Annehmlichkeit seines Landlebens und sprach bei seinem Weggange zu seiner Gattin: „Ich fürchte, daß unser kleines Feld dieses Jahr unbestellt bleiben werde." — Marcus Annius Curius galt als ein Muster der römischen Mäßigkeit (exactissima norma romanae frugalitatis) und es wird von ihm erzählt, „er habe sich während seiner ganzen Lebenszeit an dem Genusse der Rüben erfreuet."**) Bei seiner ärmlichen Rübenmahlzeit trafen ihn auch die Gesandten der Samniter, die ihm vergebens goldene Gefäße anboten, um durch ihn einen vortheilhafteren Frieden zu erlangen. Horaz schildert die Freundschaft, welche zwischen Scipio, des Paulus Aemilius Sohne, und Laelius bestand und wie sie, von ihren Staatsämtern herabgestiegen, der gemüthvollen Unterredung pflogen, während sie ihr Gemüse selber kochten.***) — Cato der Alte, der Nachbar des Marcus Curius, hatte die Weisheit des Pythagoras aus dem Munde des Nearchos vernommen; er lebte von Pflanzenkost ein langes Leben ohne Krankheit und Gebrechen und erklärte: „er wolle nicht Umgang haben mit Solchen, deren Zungen und Gaumen gefühlvoller wären als ihre Herzen."

Das sogenannte goldene Zeitalter unter Augustus, welches die vierte Epoche der römischen Literatur in sich begreift, war nicht geeignet, die Grundsätze des Pythagoras zu stützen; dennoch

*) Friedrich von Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur.

**) Marcus Curius, Romanus imperator, toto vitae cursu raporum esu delectatus est. (Athenae Deipnosophist. Lib. X.)

***) Nugari cum illo et discenti ludere donec, decoqueretur olus. (Aufgeschürzt und bequem, mit Jenem scherzend und plaudernd, bis die Gemüse gahr waren).

neigte sich Cicero lange Zeit der höheren sittlichen Philosophie des Plato zu; vor Allem aber legen Zeugniß für jene Grundsätze ab die dichterischen Talente, welche Augustus selber und Mäcenas unterstützten, jene Stimmen, welche unter den Bürgerkriegen verstummt waren, jetzt aber, nach hergestelltem Frieden, sich zu klassischen Gesängen erhoben. Ihr Feuer stammt noch zum Theil aus den letzten Zeiten der Republik her; die Erinnerung an Freiheit und Jugend treibt sie an, auch jener alten Zeit der wahren Menschenwürde zu gedenken und die Begründer und Apostel der blutlosen Diät zu preisen.

In Virgil zeigt sich der vorzüglichste epische und didaktische Dichter der Römer, kunstreich, gefühlvoll, der Natur und dem Landleben mit Liebe zugewandt. In seinen Hirtengedichten (Eklogen) hat er die Liebe zum Landleben und zur Natur ausgesprochen und die Nation an die alt-italische glückliche Lebensweise erinnert, meisterhafter noch in seinem Gedichte vom Landbau (Georgica). Die Aeneide, ein National-Epos, und das eigentliche Heldengedicht der Römer, gleichsam eine zweite Iliade, schildert den Ursprung des Staates, die Landung des Aeneas und die Gründung seiner Herrschaft in Latium, und giebt ein umfassendes Bild des italienischen Lebens, ist aber leider unvollendet geblieben.

Die Weltseele besteht, wie Virgil, mit anderen alten Philosophen übereinstimmend, annimmt, ebenso wie die Gottheit in einer feinen Materie, welche sich überall verbreitet, und er beschreibt sie mit folgenden Worten:

„Der Himmel, die Erde, das Meer, der Mond, die Sonne, die Gestirne haben von Anbeginn einen Geist in ihrem Innern verbreitet, welcher sie erhält, bewahrt und belebt. Diese Seele ist in alle Theile des Weltalls verbreitet und bewegt es. Daher kommen die Menschen, die Thiere, die Vögel und die Ungeheuer des Meeres. Alle diese verschiedenen Wesen haben selber einen feurigen göttlichen Stoff, der sie beseelt in dem Mäße, wie ihre schweren Körper es gestatten und sie nicht durch die irdische Materie bewältigt und der Verderbniß unterworfen sind. Dies ist die Ursache ihrer Freude, ihrer Wünsche, ihrer Furcht; sie

sind allen Leidenschaften unterworfen, weil sie in die Körper eingeschlossen sind, wie in ein dunkles Gefängniß." *)

Publ. Virgilius Maro, (geb. 70 J. vor Chr. bei Mantua), war der Sohn begüterter Eltern, lag bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges den Wissenschaften ob und zog sich dann auf sein ererbtes Landgut zurück, wo er die Meisterwerke der lateinischen Dichtkunst schuf. Er starb im 52. Jahre auf einer Rückreise von Griechenland zu Brundusium; sein Körper soll bei Neapel am Berge Pausilippo begraben worden sein, in der Naturpracht, welche der Dichter in seinen Eklogen besungen hat. Das Grabmal Virgil's ist in Trümmer zerfallen. Lorbeerbäume sind aus ihrer Mitte hervorgewachsen.

In Aeneis' 6. Gesange tritt Virgilius gleichsam als Geschichtschreiber der Pythagorischen Sekte auf. Er schildert, wie Vater Anchises in der Unterwelt seinem Sohne die ganze Nachkommenschaft und die berühmtesten Römer bis auf Kaiser Augustus zeigt. An der Spitze der Gerechten thront Orpheus. Musäos, der dichtende, schreitet als Führer voraus. Numa, der Staatsgründer, erscheint mit dem Zweige des Oelbaumes. Auch die Gracchen werden gepriesen, die das alte Ackergesetz erneuerten und den Dürftigen ihren Antheil an Getreide sicherten, wofür das Volk ihre Bildsäulen in den Tempeln aufstellten und ihnen, wie denen der Götter, die Erstlinge der Erde opferten.

Aeneis.**) 6. Gesang.

Als sie nun dieses gethan und die Gabe der Göttin geschenkt war,
Kamen sie hin in das Reich der Freud', und erwünschte Gebüsche
Des beglücketen Hains, zu den seligen Sitzen der Frommen.
Hier bekleidet die freieste Luft die Fluren mit hellem
Tag: und ihre Sonn' und ihre Gestirne beleuchten
Diese Gefild'. Hier üben sich die auf dem grasichten Kampfplatz
Und im spielenden Streit, und ringen im gelblichten Sande:
Jene erheben zu Tänzen die Füß', und stimmen Gesäng' an.
Thraziens Orpheus im langen Kleid mischt sieben verschiedene
Stimmen nach Weisen dazu und rührt sie jetzt mit den Fingern,
Jetzt mit dem Bogen von Elfenbein. Hier ist von dem alten
Teukoischen Blut die edelste Schaar, die tapfersten Helden,
Die zu bessern Zeiten gelebt, Assarakus, Ilus,

---

*) Principio coelum et terras, camposque liquentes,
Lucentemque globum lunae, Titaniaque astra etc.

**) Uebers. v. Franz Regis Crauer, Luzern.

Dardan der Vater der Stadt. Aeneas bewundert von weitem
Waffen der Helden, und leer die Wagen: es stehn in der Erde
Eingestecket die Spieß': es weiden, des Joches entbunden,
Frei die Pferd' auf dem Feld. Die Liebe zu Waffen und Wagen,
Die sie im Leben gezeigt, die Sorge, glänzende Pferde
Zu ernähren, die folgt auch ihnen unter die Erde.
Andere, sieh! entdecket er dort zur Rechten und Linken
Gastgebote begehen in dem Gras. Sie singen in Chören
Freudengesäng' in dem Hain von duftenden Lorbeern, woher sich
Auf die Erd' aus dem Wald der große Eridanus ausgießt.
Hier die Schaar, so im Streit fürs Vaterland geblutet,
Reine Priester, so lang ihr Leben geblieben, und heil'ge
Seher, die würdig des Gottes geredet, und welche das Leben
Durch gefundene Künste geziert, und durch Verdienste
Ewig ihr Lob bei Andern gemacht. Sie trugen bekränzet
All' ihr Haupt mit glänzendem Weiß der Binden.

— — — — — — — — — — — — — —

Wer ist Jener entfernt? ihn schmücken Zweige des Oelbaums,
Opfergeschirr in der Hand. Ich kenne des römischen Königs
Haar und ergraueten Bart: er wird durch Gesetze der Erste
Gründen den Staat; ihm schickt die kleine Kures, ein armes
Land, in das mächtige Reich.

— — — — — — — — — — — — — —

Jener wird nach verstörter Korinth und besiegten Achiven
Des Kapitoliums Burg im Siegeswagen besteigen:
Jener die Stadt Agamemnons Myken und Argos bezwingen,
Selbst auch Aeakens Stamm und Geschlecht des Streiter Pelides;
Der Minerva entheiligten Sitz und die Ahnen der Trojer
Rächen. Wer wird des Kato's Größ' und den Kossus verschweigen?
Wer das Haus der Gracchen? wer euch, zween Donner des Krieges,
Scipionen, der Lybier Niederlag? und in Armuth
Mächtig Fabrizen? und wie Serran die Furche besäet?
Wo reißt ihr den Ermatteten hin, o Fabier! größter
Du, so der einz'ge das Reich durch Zögern uns wieder zurückstellt!

Ein einfaches Mahl aus der alten Heldenzeit schildert Virgil bei Gelegenheit, wo die Trojer in Latien bei der Mündung des Tiber landen.

Aeneis. 7. Gesang.

. . . . . . Aeneas, die Edeln des Volks, und Julus, der Schöne,
Senken sich unter dem Laub des höchsten Baumes zur Erd' hin,
Und beginnen das Mahl. Sie legen Kuchen von Weizen
Unter die Speisen im Gras. Selbst Zeus ermahnte sie dessen:
Häufen das Obst des Wald's auf dem brödernen Grunde: da jähling
Alles verzehrt, und Mangel der Speis' die Zähn' an die kleinen
Brode zu wenden sie zwang, und mit frechem Biss' und den Händen
Der bedeutenden Rinde Kreis zu brechen. Wir essen,
Sagte spielend Askan, ja selbst die Tische.

Wie die Jagd zum Kriege, der Thiermord zum Menschenmorde führt, zeigt die Stelle, wo Juno, in Wuth über die Erbauung von Troja, die Höllenfurie Alekto beruft, welche Zwistigkeiten erweckt und Alles in Waffen wieder die Trojaner bringt.

Aeneis. 7. Gesang.

. . . . . . Da Turnus mit frecher
Waffenbegierde das Volk erfüllt, so treibt zu den Trojern
Auf den stygischen Schwingen sich hin Alekto, mit neuer
Kunst bespäht sie den Ort, wo der schöne Julus mit Schnelle
Und mit Betrug das Gewild verfolgt'. Hier flößt in die Hunde
Plötzliche Wuth das kozytisch Gespenst, und reizte die Nasen
Mit dem bekannten Geruch, daß sie hitzig den Hirschen verfolgten,
Welcher die erste Quell hernach des Uebels gewesen,
Und des Landmanns Gemüth in die Waffen entflammet. Von schöner
Bildung der Hirsch und hohem Geweih', ihn ernährten, der Mutter
Von dem Euter geraubt, die Söhne des Tyrrheus, und Vater
Tyrrheus selbst, dem die fürstliche Heerde gehorcht', und des weiten
Feldes Bestellung vertrauet war. Ihn folgsam der Stimme
Pflog mit geschäftiger Müh' die Schwester Sylvia, wand ihm
Um das Geweih die zärtesten Kränz', und kämmt ihn und wusch ihn
In der silbernen Quell'. Er, duldend betastende Hände
Und des Tisches des Meisters gewohnt, durchirrte die Wälder,
Kehrte dann wieder, obschon bei später Nacht, zum bekannten
Hause zurück. Die Wuth der Hunde des jagenden Askans
Hetzete diesen, da ungefähr weit er irrend hinabfloß
Auf dem gleitenden Strom, und am grünenden Ufer die Hitze
Lindert'. Auch selbst von Begier des glänzenden Lobes entzündet,
Zielt Askan mit dem Pfeil vom krummen Bogen. Die Göttin
Mangelte nicht der fehlenden Hand. Mit großem Gezische
Stach der getriebene Pfeil das Gedärm und den untersten Bauch durch.
Aber das wunde Thier entfloh zum gewohneten Hause,
Kam laut ächzend zum Stall, und füllte blutend die ganze
Wohnung mit Klagegeschrei, gleich hülfanflehenden. Hülfe!
Rief zuerst, und schlug mit den Händen die Arme der Schwester
Sylvia, rief zusammen die arbeiterhärteten Bauern.
Sie, denn die grausame Pest lag in der Stille des Waldes
Ungesehn, sind plötzlich allhier: mit rauchenden Bränden
Diese bewehrt, und die mit der Last der knorrichten Keule:
Jedem, was suchend er fand, macht Zorn zu Waffen. Und Tyrrheus,
Als er ungefähr da mit hineingetriebenen Keilen
Eine vierfachgetheilte Eich' zerspalten, nach Rache
Schnaubend, die Axt in der Hand, berief die Schaaren. Des Schadens
Stund' ersah auf der Wart' Alekto: erflog nun die Höhe
Eines Stalldachs, und bläst von dem Giebel den Hirten das Zeichen,
Und verstärkt mit dem krummen Horn die stygischen Töne.
Plötzlich zittert der ganze Wald, die tiefen Gehölze
Hallen: es hört' es von fern der Trivia Wasser, es hört' es,

Weiß von der schweflichten Fluth, des Nera Strom, und Velins
Quell:
Fest an die Brüste drückten den Sohn aufbebend die Mütter.*)

Im 1. Gesange der Georgika zeigt Virgil, wie geeignet zur Uebung der menschlichen Kräfte der Ackerbau sei.**)

Selbst der Vater der Welt erkor zum Baue der Aecker
Nicht den bequemlichsten Weg: er setzte durch Kunst die Gefilde
Unter Betrieb, den menschlichen Geist durch Sorge zu schärfen;
Ließ auch nicht starren sein Reich in unberühriger Schlafsucht.
Vor der Regierung des Zeus blieb ungebauet das Fruchtfeld;
Weder Grenze noch Mahl durft Fluren und Aecker zertheilen;
Was man erwarb, war gemeinsames Gut; ja selber die Erde
Trug, da Keiner befahl, gutwillig. Jupiter war es,
Welcher das schädliche Gift der greulichen Schlangen noch zugab,
Und dem Wolfe, zu rauben, befahl, und dem Meere, zu toben;
Und den Honig den Bäumen entriß, das Feuer entfernte,
Und die häufigen Bäche voll rinnenden Weines zurückhielt.
Denn es sollte der Mensch durch Sinnen und Ueben der Künste
Sich allmälich erringen; er sollt' in den Furchen des Ackers

---

*) Die rührende Stelle dieses Gedichts von Sylvias Hirsch erinnert an die ähnliche von Lucretius (De rerum natura. Lib. II. 342—360), worin in rührender Weise die Kuh geschildert wird, welcher das Kalb geraubt wurde, um es am schrecklichen Altare zu opfern:

Saepe ante Deum vitulus delubra decora
Thuricremas propter mactatus concidit aras
Sanguinis expirans calidum de pectore flumen.
etc. etc.

Die Stelle lautet (in der Uebersetzung von Karl Ludwig Knebel, Leipzig 1831):

Oft vor der Götter Bild am weihrauchdampfenden Altar
Fällt das geschlachtete Kalb, die warmen Ströme des Blutes
Hauchend aus seiner Brust: dann irrt die verwaisete Mutter
Durch die grünenden Triften umher, und läßt in den Boden
Eingedrückt die Spur der doppelt gespaltenen Klauen.
Jeglichen Ort durchspähet ihr Aug', ob irgend sie möchte
Wieder erblicken ihn, den Säugling, den sie vermisset.
Und nun stehet sie da, und füllt mit Klagen den Laubwald;
Kehrt oft wieder zurück zum Stall, durchbohret von Sehnsucht.
Nicht die zarten Weiden, die Kräuter erfrischet vom Thaue
Reizen sie nicht, noch der Strom, der hoch am Ufer dahin streicht;
Nichts ergötzet ihr Gemüth, nichts kann den Kummer ihr wenden:
Nicht die übrige Zucht der Kälber auf fröhlichem Anger
Kann ihr anders richten den Sinn, noch heben die Sorge:
So sehr hanget das Herz an dem Eigenen, an dem Bekannten.
Auch das meckernde Böckchen erkennt die gehörnete Mutter,
Und das wollige Schaf am Geblök das stutzige Lämmchen.
Und so findet sich Jegliches da, wohin die Natur ruft,
Auch das säugende Wild, am eigenen Euter der Mutter.

**) V. 121—135. Pater ipse colendi haud facile esse viam voluit etc. (Uebersetzt von Karl Gottlieb Bock. Königsberg 1803.)

Selber die keimende Saat erziehen; er sollte versuchen,
Aus des Kiesels Geäder verborgene Funken zu schleudern.

An anderer Stelle wird die Erde als die gerechte und gemeinsame Mutter der Menschen bezeichnet, wie sie auch später Apollonius von Tyana nannte.*)

O nur allzubeglückt, erkannte sein Gutes der Landmann,
Dem, von den Waffen der Zwietracht fern, die gerechteste Tellus
Aus dem Boden von selbst die leichten Bedürfnisse zuströmt!

Indem er Thessaliens Naturscenerie und die friedfertige Lebensweise der alten Sabiner schildert, nennt Virgil die Menschen, da sie den Stier morden und in seinem Fleische schwelgen, ein verruchtes Geschlecht (gens impia).**)

O, auf Thessaliens Flur, auf Taygetons Höhen, wo Sparta's
Töchter dem Bachus erglühn, in die kühlen Thäler des Hämus,
O wer versetzt mich dahin, und bedeckt mich mit schattenden Zweigen?
Selig, wem es gelang, der Dinge Natur zu ergründen;
Selig, wer jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
Unter die Füße gelegt und des Acherons tobende Raubgier!
Glücklich aber auch er, der die Flurengötter verehret,
Pan und den alten Sylvan, und das ländliche Nymphengeschwister!
Weder die Steckengebünde des Volks, noch der Könige Purpur,
Fechten ihn an, noch der rasende Zwist treuloser Gebrüder;
Noch ob der Dacier Trupp vom verschwornen Ister herabzieht,
Noch die Sachen von Rom, noch untergehende Staaten.
Nie erfüllten ihn Arme mit Leid, noch Reiche mit Abgunst.
Was die Zweige von selbst, was die willigen Felder ihm tragen,
Sammelt er ein, und vernimmt nicht den rasend lauten Gerichtshof;
Ihm ist kein eisernes Recht, noch wird er der Zöllner des Volks.
Andere durchkreuzen das tückische Meer; sie stürzen in Schwerter;
Oder sie drängen an Höfe sich hin, auf die Schwelle der Fürsten;
Jener brütet der Stadt und den armen Penaten Verheerung,
Daß er trink' aus Smaragd, und auf Tyrus Purpur entschlafe;
Der häuft Schätze von Gold, und bewacht den vergrabenen Klumpen;
Dieser staunet entzückt von der Rednerbühne; der andre
Schwindelt beim Händegeklatsch des Volks und der Väter im Schauplatz.
Diese freuen sich, zu triefen vom Blut der Brüder, und tauschen,
Landesflüchtig ihr Haus und ihre trauliche Heimath,
Sich ein väterlich Land an anderer Sonne zu suchen.
Seinen Acker befurcht mit dem krummen Pfluge der Landmann:
Das ist sein Jahresgeschäft: sein Vaterland und die kleinen
Enkel ernährt er dadurch, den verdienstlichen Stier und die Kühe.
Auch ruht nimmer das Jahr; bald fließt es über von Baumfrucht,

---

*) Georgika II, v. 458—460. O fortunatus nimium sua si bona norint, agricolas etc.

**) Georgika II, v. 486—542. O, ubi campi, spercheosque, et virginibus bacchata Lacaenis Taygeta etc.

Bald von der Heerde vermehreten Zucht, bald den Garben der Ceres;
Und belastet das Feld, und besiegt mit Getreide die Scheuren.
Kommt der Winter heran, so preßt er Achajens Olive;
Muthig kehret sein Vieh von den Eicheln; Arbutusbeeren
Giebt ihm der Wald, und Autumnus bescheert ihm reichliche Güter,
Und der liebliche Most kocht hoch an den sonnigen Hügeln.
Schmeichelnd hangen indeß um des Vaters Küsse die Kinder,
Scham bewahret sein züchtiges Haus; es senken die Kühe
Milchene Euter herab, und auf lustiger Aue versuchen
Feiste Böckchen den Kampf mit gegengestemmeten Hörnern.
Ungefeiert vergeht kein Fest: auf den grasigen Anger
Hingegossen, wo mitten darauf der Opferaltar flammt,
Und die Freunde ringsum den Becher kränzen, verkündigt
Er, Lenäus, dein Lob, trankopfernd, und stellet den Wettstreit
Fliegender Lanzen umher an den Ulmen für rüstige Hirten,
Welche zum ländlichen Kampfe den nervigen Körper entblößen.
Also lebten vordem die alten Sabiner; so lebten
Remus vordem und sein Bruder; so wuchs Etruriens Größe;
So ward — siehe! — selbst Rom die Krone der Welt, und mit einer
Mauer umgab es den Kreis der sieben thürmenden Hügel.
Auch vor Jupiters Zepter, bevor von geschlachteten Rindern
Noch ein Frevler aß, da führte der goldne Saturnus
Solch ein Leben auf Erden,*) da tönte noch keiner Drommete
Kriegesklang, da klirrte kein Schwert auf dem eisernen Amboß.

In den ländlichen Gedichten (Bucolicon eclogae) folgt Virgil dem Vorbilde des Theokrit. Meisterhaft sind die Schilderungen ländlicher Schönheit und Anmuth, von denen wir die nachfolgenden Probestücke angeben:

In der ersten Idylle**) wird erzählt, wie Melibōus, ein Ziegenhirt, vor den andringenden Feinden flüchtet und in den mantuanischen Bergwäldern dem alten Rinderhirten Tityrus begegnet. Als dieser sich seiner Ruhe und Sicherheit rühmt, wünscht ihm der Auswanderer Glück, beklagt aber sein eigenes Verhängniß und das seiner Landsleute:

Melibōus.

O glückseliger Greis, hier zwischen vertraulichen Buchen,
Und an heiligen Quellen erfrischt dich schattige Kühlung.
Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Grenze des Feldes
Stets hybläische Bienen in Weidenblüte bewirthet,
Tönt mit leisem Gesumse dich oft in gemächlichen Schlummer:

---

*) Ante etiam sceptrum Dictaei regis, et ante
Impia quam caesis gens est inpulata iuvencis,
Aureus hanc vitam in terris Saturnus agebat.

**) Ecloga prima, v. 51—57; 73—78. Fortunate senex, hic inter flumina nota etc. Uebersetzt von Johann Heinrich Voß. Altona, 1797.

Hier am hangenden Fels singt hoch der scheerende Winzer;
Während indeß dein Liebling, die heisere Taube des Waldes,
Rathlos girrt, und die Turtel vom luftigen Wipfel der Ulme.
Geht, mein klägliches Vieh, so beglückt einst! gehet, ihr Ziegen!
Nimmer werd' ich hinfort, in umlaubeter Grotte gelagert,
Fernhin schweben euch sehn an buschiger Jähe des Felsens;
Nimmer ertönt mein Gesang, nie schwärmt ihr, fröhlich des Pflegers,
Blühenden Cytisus euch und bittere Weiden zu rupfen.

Tityrus.

Diese Nacht doch könntest du wohl hier neben mir ausruhn,
Auf grünlaubiger Streu. Wir haben dir zeitige Baumfrucht,
Milde Kastanien auch, und gepreßte Milch zur Genüge.
Schon auch steigt in der Ferne der Rauch aus ländlichen Giebeln;
Und von den Höhen des Gebirgs erstrecken sich größere Schatten.

Die 7. Idylle*) (Meliböus) erzählt, wie an einem Frühlingsabend auf der Gemeinwiese der Ziegenhirt Korydon den Schäfer Thyrsis vor dem Schiedsrichter Daphnis, einem Kuhhirten, im Wettgesange besiegt habe. Korydon malt eine Frühlingsscene am schattigen Quell, wo der Hirt sich in den Mittagsstunden Kühlung sucht. Die ganze Schilderung ist schön und lebendig; die Quellen, die bemoosten Felsstücke, welche kühlende Sitze darbieten; das zarte Gras, das dem Hirten und der Heerde zu weichem Lager dient. Dem Feldgott Priapus werden Fladen und Milch geopfert. Ihm und den häuslichen Laren spendete man immer die Erstlinge des Gartens und des Feldes nebst Milch, Honig und Fladen. Die Opferfladen, aus Mehl, Milch, Eiern und Oel gebacken, wurden mit Honig bestrichen. (Myth. Br. II. 37). — Wir erfahren auch von den Lieblingsbäumen der Götter. Die Bäume, sagt Plinius, waren Tempel der Gottheiten. Besondere Bäume wurden eigenen Gottheiten geweihet: dem Jupiter die Eiche, dem Apollo der Lorbeer, der Minerva der Oelbaum, der Venus die Myrthe, dem Herkules die Pappel. Dem Bacchus war nebst dem Weinstock auch der Epheu heilig.

Thyrsis.

Diesen Napf voll Milch und die jährigen Fladen, Priapus,
Sei zu erwarten vergnügt; du schirmst ein ärmliches Gärtchen.
Marmorn haben wir dich für jetzt gebildet; doch sollst du,
Wenn durch Zucht sich die Heerd ergänzen wird, golden erscheinen.

*) Forte sub arguta consederat ilice: Daphnis etc.

Korydon.

Quellen mit mosigem Bord', und Kräuterchen, sanfter denn Schlummer;
Und der du dünn hergrünend, o Erdbeerbaum, sie beschattest:
Schützt vor der Sonnenwende das Vieh! Schon nahet der Sommer,
Dörrend in Glut, schon blähn sich die Keim' am üppigen Rebschoß.

Ringsher stehen Wacholdern, und rauhe Kastanien ringsher;
Unter jeglichem Baum sind weit die Früchte verbreitet;
Alles lacht nunmehr. Doch sobald der schöne Alexis
Diesem Gebirg' entwiche, du sähst auch die Bäche versiegen.

Herkules kor die Pappel zur Freude sich, Bacchus die Rebe,
Myrthengebüsch die holde Cyther', und den Lorbeer Apollo:
Phyllis erkor die Hasel; so lang' als Phyllis sie liebet,
Geht die Myrthe der Hasel nicht vor, noch der der Lorbeer Apollos.

Thyrsis.

Schön erhebt sich die Esch' im Gehölz, die Pinjol' in den Gärten,
Schön die Pappel am Bach, die Edeltann' auf den Berghöhn:
Doch besuchst du mich öfter, o Lycidas, reizender Knabe;
Steht die Esch' im Gehölze dir nach, die Pinjol' in den Gärten.

In der 4. Ekloge*) nimmt Virgil an, es sei jetzt das Ende des eisernen Weltalters gekommen und mit dem Consul Pollio sei das goldene wiedergekehrt und werde sich allmälig verherrlichen. Das künftige gereinigte Weltalter schildert er mit den Worten:

Schon ist das äußerste Alter genaht des kumaischen Liedes,
Wiederum erneut sich die große Folge der Säkeln.
Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft;
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.
Sei nur dem kommenden Knaben, dem erst die eiserne Abart
Endet, und rings aufblüht ein goldenes Geschlecht durch das Weltall,
Sei, o keusche Lucina, ihm hold: schon herrscht dein Apollo.
Dir wird sogar dies Heil des Aeons, dir Konsul, beginnen,
Pollio; und allmälich die großen Monden hervorgehn.
Deiner Macht, wenn etwa noch Spuren sind unseres Frevels,
Werden sie schwindend befreien vom ewigen Schrecken die Länder.
Jener wird göttliches Leben empfahn, und schauen mit Göttern
Untermischt die Heroen, und selbst erscheinen mit jenen,
Und in Frieden beherrschen durch Vatertugend den Erdkreis.

— — — — — — — — — — — — — —

Selbst wird jetzo die Geis mit milchgeschwollenem Euter
Heimgehn, und nicht fürchten das Rind den gewaltigen Löwen,
Auch wird selber die Wiege mit schmeichelnden Blumen dir aufblühn.
Sterben wird Schlangengezücht, und die täuschende Pflanze des Giftes.

---

*) Sicelides Musae, paulo majora canamus etc.

Mit einer Fülle von fruchtbarem, poetischem Talent erscheint Ovid (43 v. Chr. geb.), voll üppiger Einbildungskraft, in allen seinen Werken in einer lieblich leichten, lebendigen, nur zuweilen etwas weichlichen Sprache. Sein bedeutendstes Werk sind die Metamorphosen oder Verwandlungen, in 15 Büchern in Hexametern, eine Reihe von bunten Erzählungen, worin jede mit einer Götter-Verwandlung endet. Die ganze Mythologie ist darin poetisch umfaßt und der Verlauf der Begebenheiten zieht sich durch die Zeit vom gestaltlosen Chaos bis auf Julius Cäsar. Eigenthümlicher Art ist die Beschreibung der römischen Feste und ihres Ursprungs in dem Werke, welches Ovid „Fasti" betitelt hat. Das Werk, in Distichen geschrieben, ist aber unvollendet und umfaßt nur die sechs ersten Monate. — Die Liebe, welche den Sänger begeistert, ist sinnlicher, nicht ganz reiner Natur; so erscheint sie in den Amores und in der Ars amandi (Kunst zu lieben); in diesen üppigen elegischen Versen finden sich aber erhabene Episoden und Anklänge aus einer würdevollen Zeit des Alterthums. — Die von Ovid verfaßten „Heroiden", lyrische Gedichte in Briefform, worin Personen der Fabelzeit oder Heldengeschichte ihre Erlebnisse und Empfindungen mittheilen, sind wegen ihrer Einförmigkeit wenig gepriesen worden, sind aber für eine bestimmte Gattung lyrischer Poesie späterer Zeiten Muster geblieben.

Ovid stammte aus ritterlichem Geschlecht und war von seinem Vater zum Stande eines Rechtsgelehrten bestimmt worden; ein unwiderstehlicher Trieb zu den Musen lenkte ihn von diesem Berufe ab und machte ihn zu einem der berühmtesten Dichter des Augusteischen Zeitalters. Das Glück, welches ihm der Beifall des Publikums und das Hofleben des Augustus gewährte, endete plötzlich und unvorhergesehen in den Tagen seines Alters, als ein geheimnißvoller Befehl des Kaisers ihn aus Rom nach den wilden, ungastlichen Gestaden des Pontus euxinus verbannte. Die angebliche Ursache zu dieser Verbannung: die anstößig schlüpfrige Form seiner Ars Amatoria, war offenbar nur ein Vorwand; Ovid selber schrieb dieses Mißgeschick dem Umstande zu, daß er unwillkürlich Zeuge von einem Palastgeheimniß geworden sei. Getrennt von Weib und Kind,

Verwandten und Freunden, lebte er noch sieben Jahre in der Verbannung und starb dort in seinem 70. Jahre.

Die blutlosen Opfer schildert Ovid in folgenden Worten:*)

Ehedem war das, was dem Menschen genügte, um die Götter zu versöhnen, nur Dinkel, und ein schimmerndes Korn reinen Salzes. Noch hatte nicht ein gastfreundliches Schiff die Wogen des Meeres durchsegelt, und Myrrhen, aus Rinde getröpfelt, zu uns gebracht. Auch hatte nicht Weihrauch der Euphrat geschickt, noch Indien Costus, noch waren nicht die Fäden des röthlichen Safrans bekannt. Dem Altare, der zufrieden war mit sabinischen Kräutern, stieg Rauch auf, und Lorbeerzweige verbrannten mit starkem Geknatter. Der war schon reich, der in seine Kränze, von Blumen der Wiese geflochten, Veilchen einflechten konnte. Ohne Gebrauch war bei den Opfern das Messer, das jetzt die Eingeweide des erschlagenen Thieres öffnet.

An anderer Stelle sagt der Dichter darüber:**)

Die ersten Sterblichen ernteten nur grünende Kräuter, welche die Erde ohne einiges Mühen hervorbrachte, und sie genossen bald vom lebenden Rasen die Sprossen, bald dienten die Spitzen zarten Laubes zu ihrem Mahle. Nachher wuchsen die Eicheln auf; glücklich dünkte man sich durch der Eichel Fund, und die harte Eiche gewährte große Schätze. Ceres gab dem Menschen, zu besserer Nahrung gewöhnt, zuerst zum Tausch für Eicheln dienlichere Speise. Stiere zwang sie, dem Joche den Hals zu reichen; jetzt erst sah die aufgewühlte Erde die Sonne. Kostbar war Erz, verborgen war noch der Klumpen des Stahles. Ach und auf immer müßte er verborgen bleiben! Froh ist Ceres im Frieden.***) Wünschet auch ihr, o Landbewohner, immer dauernden Frieden, und einen lange lebenden Fürsten! Der Göttin könnt ihr Dinkel und eine Ehrengabe von leichten Salzkörnern bringen, und auf die alten Herde Weihrauchkörner. Sollte Weihrauch fehlen, dann entzündet mit Wachs überzogene Fackeln.

Weniges, sei's nur heilig, gefällt der gütigen Ceres. Vom Stiere entfernet, gegürtete Priester, eure Messer! †) Ackern möge der Stier! Ein sich zum Joche fügender Nacken verdient nicht den Schlag der Axt. Er lebe und strenge sich oft mit Kraft an der harten Erde an!

Ueber das Tödten der Vögel klagt der Dichter:††)

Noch waret, ihr Vögel, des Landes Linderung, unberührt, ihr ein Geschlecht, an Wälder gewöhnt und schuldlos; die ihr Nester bauet und Eier durch Federn erwärmet, und mit geschmeidiger Kehle süße Gesänge ertönet. Aber dieses frommt nichts, weil euch die Sprache zum Vorwurf gereicht, und die Götter glauben, daß ihr ihre Gedanken

---

*) Publ. Ovidius Naso. Fasti. Lib. I. 337—349.

**) Festkalender, IV. Buch 396—416.

***) Pace Ceres laeta est.

†) A Bove succincti cultros removete Ministri.

††) Festkalender I. 443—458. übersetzt von J. P. Krebs.

eröffnet. Ja, sie irren sich auch nicht: denn die ihr den Göttern die nächsten seid, ihr kündigt bald durch Flug, bald durch Stimme Zeichen der Wahrheit an. Das lange Zeit sichere Vogelgeschlecht wurde nun endlich geschlachtet, und es ergötzten die Götter die Eingeweide ihrer Verkündiger. Daher wird oft von ihrem Gatten die Gattin, das weiße Täubchen getrennt, und auf brennenden Herden geopfert. Auch schützt des Kapitols Vertheidigung die Gans nicht, daß sie nicht für deine Schüsseln, leckere Inachus Tochter, ihre Leber darbringt. Nachts schlachtet man der Nacht einen gekammten Hahn, weil er mit wachsamer Stimme den lauen Tag herbeiruft.

Gegen den Krieg:*)

Lange hielten Kriege die Männer zurück; tauglicher war für sie das Schwert als die Pflugschaar. Es wich dem Rosse der pflügende Stier. Hacken ruheten, Spaten schmiedete man in Spieße um, und aus schwerlastenden Karsten wurden Helme gebildet. Dank den Göttern und deinem Hause! gefesselt mit Ketten liegen schon längst unter unserm Fuße die Kriege. Unters Joch spanne man den Stier, und werfe den Samen unter's gepflügte Land! Friede segnet die Ceres: sie ist eine Tochter des Friedens.

Die einfache Kost der Alten erscheint löblich:**)

Der Milch und des Weins, wie auch der Kräuter, die freiwillig die Erde trug, genossen die Alten. Weiß glänzender Käse wird unter zerstampfte Kräuter gemischt, damit die uralte Göttin auch uralte Speisen erkenne.

In Metamorphoses, libr. I v. 99—128 schildert Ovid, bei der Entwickelung der Weltdarstellung, das goldene und silberne Zeitalter:***)

Nicht die grade Drommete von Erz, noch gewundene Hörner,
Auch nicht Helm war jetzo, noch Schwert: und der Söldner entbehrend,
Lebeten nun sorglos in behaglicher Ruhe die Völker.
Selbst annoch, unbeschützt, und dem Karst nie pflichtig, noch jemals
Wund vom schneidenden Pflug, gab freudiger Alles die Erde;
Und mit den Speisen vergnügt, die sonder Zwang sich erhuben,
Pflückten sie Arbutusfrucht, und des Bergthals würzige Erdbeeren,
Auch des rauhen Geranks Brombeer, und die rothe Kornelle,
Und vom gebreiteten Baume des Jupiter fallende Eicheln.
Ewig waltete Lenz, und sanft mit lauem Gesäusel
Fächelten Zephyrus Hauche die saatlos keimenden Blumen.
Bald auch gebar Feldfrüchte der ungeackerte Boden,
Ohn' Auffrischung ergraute die Flur von belasteter Aehre.
Rings nun Bäche von Milch, rings walleten Bäche von Nektar;
Rings auch tröpfelte gelb aus grünender Eiche der Honig.

---

*) Festkalender I. 698—704.

**) Festkalender IV. 370—374.

***) Verwandlungen nach Publius Ovidius Naso, von Johann Heinrich Voß. Berlin 1798.

Als Saturnus versank in des Tartarus Dunkel und herrschend
Jupiter lenkte die Welt; da erwuchs die silberne Zeugung,
Weniger köstlich denn Gold, doch mehr als röthliches Erz noch.
Jupiter engte nunmehr der Urwelt ewigen Frühling.
Sonderte Winter, und Gluten, und herbstliche Ungewitter,
Vom kurzblühenden Lenz, und schuf vier Räume des Jahres.
Jetzo geschah, daß die Lüfte, von trockener Schwüle gesenget,
Glüheten; und vor dem Winde das Eis hartstarrend herabhing.
Jetzo suchten sie Häuser zum Schirm: ihr Haus war die Höhle,
Oder ein dichtes Gestaud', und mit Bast verbundene Reiser.
Jetzt ward Samen der Ceres in langgezogenen Furchen
Untergescharrt, und es seufzt' im drängenden Joche der Pflugstier.
Hierauf folgte das dritte Geschlecht von eherner Zeugung,
Wüthender schon von Natur, und gewandt zu schrecklichen Waffen;
Doch unsündig annoch. Dann schloß die eiserne Abart.

Im achten Buche von 664—688 befindet sich die reizende Erzählung, wie die menschgewordenen und verkleideten Götter die Hütte der frommen Bauern Philemon und Baucis besuchen und diese ihren Gästen ein Mahl aus unschuldigen Früchten vorsetzen, bestehend aus Feigen, Kirschen, Rettigen, Endivien, Nüssen, Datteln, Aepfeln, Trauben und Pflaumen.*) Dennoch halten die befangenen Bauern dieses reiche Mahl nicht für ausreichend für die vornehmen Gäste und schicken sich an, ihre Gastfreundschaft dadurch zu erhöhen, daß sie ihre einzige Gans**) „die Hüterin des winzigen Häuschens", schlachten. Die Götter jedoch verbieten diese unnütze Grausamkeit.***)

Aufgetischt wird dann die gesprenkelte Beere der Pallas,
Auch des Herbstes Kornelle, bewahrt in gekläreter Lake;
Rettig, Endivien auch, und Milch zu Käse gerundet;
Eier zugleich, vorsichtig in warmer Asche gewendet:
Alles auf irdnem Geschirr. Der aus Thon geformete Mischkrug
Prangt nun bunt auf der Tafel, und buchene Becher, mit Zierrath
Voll geschnitzt, und die Höhlung mit gelblichem Wachse gefirnißt,
Wenige Frist, da sendet der Herd die dampfenden Speisen.
Wieder enthebt man jetzo die nicht hochaltrigen Weine;
Daß sie, entfernt ein kleines, den Raum nicht engen dem Nachtisch.
Hier ist Nuß, hier ist Feige, gemischt mit runzlichen Datteln,
Pflaumen im kleineren Korb', im größeren duftende Aepfel,
Und großbeerige Trauben, von Purpurreben gesammelt;
Mitten die weißliche Scheibe des Honiges; aber vor Allem

*) Ponitur hic bicolor sincerae bacca Minervae
Conditaque in liquida Corna autumnalia faece etc.

**) Unicus anser erat, minimae custodia villae,
Quem Dis hospitibus domini mactare parabant etc.

***) Joh. Heinr. Voß, Verwandlungen nach Ovid. 2 Thl. p. 102 u. ff.

Ladet der heitere Blick, und ein Herz, nicht träge noch kargend.
Beide nun sehn, daß, wie oft sie erschöpfeten, immer der Mischkrug
Wieder von selbst sich füllt, und der Wein freiwillig heranwächst.
Staunend vor Angst und bestürzt, und rückwärts hebend die Hände,
Flehen sie, Baucis zugleich, im Gebet, und der bange Philemon:
Daß sie mit Gnad' anschauen das ungerüstete Gastmahl.
Jetzo die einzige Gans, die bei Nacht ihr winziges Häuschen
Hütete, trachten die Eigner den himmlischen Gästen zu opfern.
Jene, mit flatterndem Lauf vor den langsam folgenden Alten,
Müdet sie lang' umtäuschend, und fliehet zuletzt, wie um Rettung,
Zu den Unsterblichen selbst; und den Tod verbieten die Herrscher.

Im 15. Buche der Metamorphosen*) legt Ovid die Wahrheit und Schönheit der Pythagoräischen Grundsätze dar und tritt gleichsam als Moralpoet der Sekte auf.

Er (Pythagoras) war auch der Erste, welcher Thierfleisch auf die Tafel zu setzen verbot und er zuerst öffnete die Lippen, um, voll Weisheit aber ohne Vorbehalt, die folgenden Worte auszusprechen:

Unterlasset es, o Sterbliche, eure Körper mit solcher abscheulichen Nahrung zu verunreinigen! Es giebt Mehlfrüchte, es giebt Baumfrüchte, welche schwer an den Zweigen hangen, und an den Weinstöcken schwellende Trauben; es giebt süße Kräuter; es giebt deren, welche durch Kochen weich und zart werden. Auch ist euch der milchige Saft nicht verwehrt, noch der Honig, der aus der Tymianblüthe duftet. Die verschwenderische Erde häuft ihre Reichthümer und ihre edle Nahrung und bietet euch wohlschmeckende Speise ohne Blut und ohne Schlächterei.

(— Sunt Fruges; sunt deducentia ramos
Pondere Poma suo, tumidaeque in vitibus Uvae.
Sunt Herbae Dulces; sunt quae mitescere flamma
Mollirique queant. Nec vobis lacteus Humor
Eripitur, nec Mella thymi redolentia florem.
Prodiga divitias alimentaque mitia Tellus
Suggerit: atque epulas sine Caede et Sanguine praebet.)

Die niederen Thiere stillen ihren reißenden Hunger durch Fleisch. Und doch nicht alle, denn das Pferd, die Schafe, die Kühe und Stiere leben von Gras, während die von wilder und grausamer Anlage, die Tiger von Armenien, die wüthenden Löwen, die Wölfe und Bären in ihrem blutigen Mahle schwelgen.

O, welch ein ungeheures Verbrechen ist es, Eingeweide in Eingeweide zu begraben; daß ein raubgieriger Körper sich mäste an anderen, die er in sich verschlingt; daß ein lebend Geschöpf lebt durch den Tod eines anderen lebenden Geschöpfes. Inmitten des großen Ueberflusses, welchen die Erde — die beste der Mütter — erzeugt, behagt es dir nur, mit gierigen Zähnen an den Wunden,

*) Metam. XV. 73—142.

die du schlugest, zu nagen, so wie es die Cyklopen machen. Kannst du den Hunger des wüsten und gefräßigen Magens nicht stillen, ohne zuvor ein anderes Wesen zu vernichten? †

† — nil te nisi tristia mandere saevo
Vulnera dente juvat, ritusque referre Cyclopum?
Nec, nisi perdideris alium, placare voracis
Et male morati poteris jejunia ventris?

Und doch war einst das Zeitalter, welches wir das goldene benannt haben, gesegnet mit den Früchten der Bäume und mit den Kräutern, welche die Erde hervorbringt, und der Mund der Menschen wurde nicht mit Blut befleckt.

Damals bewegten die Vögel ihre Schwingen sicher in den Lüften und der Hase durchstreifte das freie Feld ohne Furcht. Damals wurde der Fisch nicht das arglose Opfer des Angelhakens. Jeder Ort war ohne Verrath; keine Ungerechtigkeit herrschte — Alles war von Friede erfüllt. In späteren Zeitaltern schmähete und verachtete ein Unheilstifter diese reine einfache Nahrung und versenkte in seinen gefräßigen Wanst Speisen, die von Leichnamen herrührten. Damit öffnete er zugleich der Schlechtigkeit den Weg. Ich will annehmen, daß der Stahl, der sich seitdem mit Blut färbt, anfänglich dem reißenden wilden Thiere in die Brust gestoßen wurde, und das war gerade kein Unrecht, denn solche Thiere, die auf unsere Zerstörung ausgehen, können getödtet werden, ohne daß man die heiligen Gesetze der Sittlichkeit verletzt. Aber wenngleich man sie tödtete, so verzehrte man sie doch nicht. Seitdem schritt jedoch der Greuel schnell fort. Das Schwein soll zuerst als Opfer des Schlächters bestimmt gewesen sein, weil es mit der breiten Schnauze die Saat zerwühlte und auf diese Weise die Hoffnung auf die Ernte des Jahres vereitelte. Weil sie den Weinstock benagte und beschädigte, wurde die Ziege auf dem Altar des rächenden Bacchus geschlachtet. Jedes dieser Opfer hatte seinen Untergang selber verschuldet.*)

Aber weshalb verdientet ihr zu sterben, ihr Schafe, harmlose Brut, deren Dasein dem Dienste der Menschen geweihet ist? die ihr Nektar in eurem vollen Euter traget, die ihr uns Wolle zur weichen Bedeckung spendet, die ihr uns mehr Nutzen durch euer Leben als durch euren Tod gewähret? Warum haben die Rinder es verdient, die harmlosen, arglosen, unschuldigen und sanften Thiere, welche die harte Arbeit erdulden müssen? Undankbar in der That ist der Mann und unwürdig der freigebigen Geschenke der Erde, da er, nachdem er dem Pflüger seiner Felder das Joch abgenommen hat, ihn zu schlachten vermag, da er mit der Axt trifft den vom Joche gescheuerten Nacken des Thieres, das so oft den harten Boden aufpflügte und ihm so manche Ernte verschaffte. †

† Immemor est demum, nec Frugum munere dignus,
Qui potuit, curvi dempto modo pondere aratri,

*) Diese Stelle ist fast gleichlautend mit der in Ovid's Festkalender 1. Buch, 350—363.

Ruricolam mactare suum: qui trita labore
Illa, quibus toties durum renovaverat Arvum,
Tot dederat messes, percussit colla securi.

Und nicht genug ist es, daß solche Verruchtheit von Menschen verübt wird. Sie haben die Götter selber mit diesem Greuel in Zusammenhang gebracht und glauben, eine Gottheit im Himmel könne Freude haben am Schlachten des arbeitsamen und nützlichen Stieres. Das schuldlose Opfer, das sich durch Schönheit seiner Gestalt auszeichnet (und gerade dieser Schönheit wegen wird er zerstört), wird, mit Blumengehängen und Gold geschmückt, vor den Altar geführt und, unbekannt mit der Bedeutung des Vorganges, hört es die Gebete des Priesters. Es sieht, wie man die Früchte, welche es baute, ihm zwischen die Hörner legt, und, zu Boden geschlagen, färbt es das Opfermesser mit seinem Blute. Gleich darauf besichtigt man die Nerven und Fibern, die dem noch lebenden Thiere ausgerissen werden, um aus ihnen den Willen der Götter zu ersehen.

Woher herrscht im Menschen solch ein Hunger nach unnatürlicher und ungesetzlicher Speise? Wagst du es, o sterbliches Geschlecht, dich noch ferner an Fleisch zu sättigen? Thue es nicht! ich bitte dich, beachte meine Ermahnungen! Wenn du deinem Gaumen die Fexen des geschlachteten Rindes darbietest, so *wisse und fühle es*, daß *du dich nähreſt von dem Pflüger deines Feldes*!*)

Horaz, der Priester der lyrischen Muse, voll Lebensweisheit, anmuthig, voll edler Empfindung spielend heiter in Oden, Satyren, Epoden und Episteln, tritt auch nicht selten kraftvoll auf, wie ein echter Römer. Selbst da, wo er die Herrschaft preist, verräth er doch eine begeisterte Liebe für die Freiheit und das Vaterland. Am geistreichsten war er in der Satyre, welche als eine den Römern eigenthümliche Dichtungsart anzusehen ist, sich nur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hauptstadt bezog und dadurch gleichsam das Lustspiel ersetzte.

Quintus Horatius Flaccus wurde zu Venusium 65 Jahre vor Chr. geboren. Zu Rom und Athen erhielt er seine wissenschaftliche Bildung. Im Heere des Brutus diente er als Oberster einer Legion, mußte aber, als die römische Freiheit in der Schlacht bei Philippi unterlag, sein Leben durch die Flucht retten. Die übrige Zeit seines Lebens widmete er dem Dienste der Musen und lebte, als Sohn und Erbe eines begüterten Freigelassenen, in der behaglichen Ruhe eines glücklichen Menschen. Der Sohn des Freigelassenen wurde der Freund eines Marcus Brutus,

---

*) Mandare vos vestros scite et sensite Colonos.

Mäcenas und Pollio. Er war rechtschaffen, so daß er einträgliche Stellen unter Julius Cäsar ausschlug. Obgleich nicht der praktischen Lebensweise der Platoniker anhangend, blieb er doch jenen erhabenen Grundsätzen zugethan, wie mehrere seiner glänzenden Dichtungen bezeugen. Von Einfluß mag dabei auch sein „Hausarzt" Musa gewesen sein, welcher, wie Sueton erzählt (C. 76 und 77), sogar den Kaiser Augustus zur pythagorischen Lebensweise bekehrte, nachdem er ihn durch den Genuß von Lattich von einer schweren Krankheit geheilt hatte.*) Die Genügsamkeit und den Glauben an die eigene Vollmacht des Menschen, glücklich zu leben: lehrte er wiederholentlich. Ja, er huldigte der Philosophie des Sokrates und des Aristipp und spricht dies unter Anderem in den Worten aus:

Nimm du jede frohe Stunde,
Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere nie
Das Gegenwärt'ge durch Entwürfe für
Ein künftiges Vergnügen, sondern richte so
Dich ein, daß, wo du immer lebst, du gern
Gelebt zu haben sagen könnest.**)

In der 2. Satyre, 2. Buch, legt er die sokratische Moral einem Bauern in den Mund, der sich über die Verschwendung der römischen Bürger ereifert; er gestattet sich damit, den Schwelgern derbe Wahrheiten zu sagen.

Wie viel Werth, ihr Lieben, es habe, von Kleinem zu leben,
(Nicht sind's Worte von mir, vielmehr von Ofellus, dem Landmann,
Lehren, der ganz zunftlos, so ein Weiser des gröberen Schlags ist)
Dieses vernehmt, doch nicht bei blinkenden Tischen und Schüsseln,
Wenn unsinniger Glanz nur Auge bethöret, und wenn so
Hin zum Falschen gewandt das Gemüth sich Besserm verschließet;
Nein, ganz nüchtern müßt ihr mit mir rathschlagen.***) Brot dann mit Salz wird
Gut dir den bellenden Magen besänftigen. Wie und woher dies,
Meinst du, kommt? Nicht liegt in theurem Gerichte der höchste
Anreiz, nein, in dir selbst. Durch Schwitzen erziele die Beikost
Dir; wer blaß und geschwellt vom Schlemmen ist, weder die Auster
Labt den, weder der Springer, noch Auslandswaare, das Schneehuhn. †)

---

*) Vergl. Plin. XIX, 8. Divus certe Augustus lactuca conservatus in aegritudine prudentia Musae Medici fertur.

**) Epist. I, 10.

***) Satir. II, 2. 1—7. Quae virtus et quanta, boni, sit vivere parvo etc., übers. v. C. Kirchner.

†) Satir. II, 2. 17—22. Cum sale latrantem stomachum bene leniet etc.

Höre denn jetzt, was mäßige Kost für reichen und großen
Vortheil schafft. Hauptsächlich verbleibst du gesund; denn Gemengtes,
Wie nachtheilig dem Menschen es sei, das begreifst du, gedenk der
Speise, die einst einfach dir bekam. Doch sobald du Gebratenes
Mischest Gekochtem, und bringst Krammtsvögel mit Muscheln zusammen,
Wandelt das Süße zu Galle sich um, und erwecket der zähe
Schleim Aufruhr dir im Magen. Bemerkst du, wie blaß von dem bunten
Gastmahl Jeder zuletzt aufsteht? Ja, der Körper, beschwert von
Gestriger Unheilsfülle, belastet die Seele zugleich, und
Hält so nieder am Boden ein Theil vom göttlichen Anhauch. —
Jener, der Andre, nachdem die im Umsehn hurtig gelabten
Glieder dem Schlaf er vertraut, steht frisch zum bestimmten Geschäft auf.
Doch kann dieser zu besserm Genuß noch immer sich wenden,
Sei's nun ein festlicher Tag, den des Jahres Rückkehr ihm herführt,
Sei's, daß erschöpft sein Körper Erquickung bedarf, und wenn endlich
Höhere Jahr' eintreten, und sanftere Pflege das schwache
Alter verlangt. Doch du, was willst du zu jenen Genüssen,
Die du als Knab' und rüstig vorweg nimmst, ferner hinzuthun,
Wenn nun Krankheitsfall eintritt, wenn trägeres Alter?*)

In dem Gedichte „an die Pisonen" nennt er Orpheus den Dolmetscher der Götter, da derselbe den Menschen den Mord der Thiere und ihre „schnöde Lebensweise" untersagte, darum es auch geheißen, er zähme die wüthenden Löwen und Tiger.

An die Pisonen.

(Ueber die Dichtkunst.)

Waldeinwohner entwöhnte der Gottheit heiliger Priester,
Daß sie, entfernt von Mord, nicht schandvoll lebeten, Orpheus;
Hieß er darum doch Tiger und grimmiger Löwen Bezwinger.
Soll ja, der einst aufbaut' Amphion Thebische Burgstadt,
Haben, wohin, er gewollt, Steinmassen bewegt mit der Laute
Süßem Gesang. Dies war ja der Dichtung älteste Weisheit,
Daß sie getrennt Volksgut vom eigenen, göttlich und menschlich,
Hemmte die schweifende Lust und den Gatten ertheilte Gesetze,
Gründete Städt' und grub auf Holz Vorschrift des Gesetzes.**)

In entzückenden Farben schildert Horaz die glückseligen Ocean-Inseln.

---

*) Satir. II. 2. 70—88. Accipe nunc, victus tenuis quae quantaque secum etc.

**) Epist. II. 3. (Ars poetica). 391—399. Silvestres homines sacer interpresque Deorum etc., übers. von G. S. Falbe.

An das römische Volk.

Schon ein zweites Geschlecht verschwindet durch Kriege der Bürger
Und Roma sinkt durch seine eig'ne Kraft dahin,
Das nicht zu stürzen vermochten die nahe wohnenden Marser,
Ja weder des Etruskischen Porsenna Heer,
Noch des eifernden Capua's Macht, noch Spartakus' Bosheit,
Noch der Allobroger, der Neuerungen flieht,
Noch die blauäugige Jugend des wilden germanischen Volkes,
Noch Hannibal, von unsern Vätern tief gescheut,
Doch wir sterben ein böses Geschlecht des sündigen Stammes,
Und von den Thieren wieder wird bewohnt das Land!
Ach! Barbaren als Sieger betreten die Asche, und Reiter
Zerknirschen mit dem lauten Hufschlag uns're Stadt,
Und des Quirinus Gebein', die vor Wind und Sonne geschützt sind
(O welch' ein Blick!) zerstreut der Feind im Uebermuth.
Alle, oder der bessere Theil wird fragen, was fromme,
Sich diesem harten Schicksal zu entziehen jetzt?
Mächtiger sei kein Rath als dieser: Wie einst die Phokäer
Aus ihrem hart mit Fluth belad'nen Staate flohn,
Fluren und häusliche Götter verlassend, die Tempel dem Eber
Zur Wohnung gebend und dem raubbegierigen Wolf,
Wo uns die Füße hintragen, zu gehen, wohin durch die Wogen
Uns rufet Notus oder Afrikus im Sturm.
Also gefällt's, weißt du besseren Rath? — Was zögern wir dennach,
Bei guter Vorbedeutung in das Schiff zu geh'n?
Doch wir schwören zuvor: nur wenn aus der Tiefe der Fluthen
Gehoben schwimmt der Fels, sei Rückkehr uns vergönnt;
Noch gereue es dann nach der Heimath zu lenken die Segel,
Wenn Padus erst Matinums steile Gipfel netzt,
Oder näher dem Meere sich drängt Apenninus, der hohe,
Wenn Ungeheuer eint mit unerhörter Lust,
Seltene Liebe, so daß sich begattet der Hirsch mit dem Tiger,
Und daß die Taube mit dem Geier sich begeht,
Traulich die Rinder nicht mehr sich fürchten vor falbigen Löwen,
Und ungeschoren liebt der Bock das salz'ge Meer.
Dieses beschwörend und was sonst vermag die liebliche Heimkehr
Zu hindern, laßt' uns gehen All', die ganze Stadt,
Oder der bessere Theil des thörichten Haufens; der Weichling,
Wie auch der Zage brüt' auf schuldbeladnem Pfühl.
Doch ihr, muthige Männer, vergesset die weibische Klage
Und flieget schnell vor dem Etrusker Strand vorbei!
Uns erwartet das strömende Meer, zu Gefilden, zu sel'gen
Gefilden, zu den reichen Inseln laßt uns zieh'n,
Wo auch ohne den Pflug die Erde erzeuget die Früchte,
Wo unbeschnitten ewig blüht der Rebenstock,
Wo entkeimet der Zweig des niemals täuschenden Oelbaums,
Wo ihrem Baum' die braune Feige Zierde ist,
Honig der hohlen Eiche entrinnt, und von hohen Gebirgen
Der leichte Quell mit lautem Schritt hernieder hüpft.
Dort kommt ohne Geheiß zu dem Napfe des Melkers die Ziege,

Und freundlich trägt die Heerd' ihr schweres Euter heim;
Und kein nächtlicher Bär umbrummet die Heerde des Schäfers,
Und von den gift'gen Nattern schwillt die Erd' nicht auf.
Keine der Seuchen schadet dem Vieh, noch verdorret die Heerde
Von irgend eines Sternes großer Glut geplagt.
Mehr noch staunen wir an, wir Seligen, daß nicht der Ostwind
Die Fluren durch beständ'gen Regen überschwemmt,
Noch in trockener Scholl' der ergiebige Samen verdorret.
Da beides weise lenkt der Götter König Zeus.
Hierher steuerte nicht des Argoischen Ruderers Fichte,
Noch trug den Fuß hierhin die Colch'sche Buhlerin:
Nicht auch drehten hierher Sidonische Schiffer die Segel,
Noch des Ulysses vielgeplagte Ruderschaar.
Juppiter sonderte dieses Gefild für fromme Geschlechter,
Als er durch Erz entwürdigte die goldne Zeit,
Und die eherne härtet' er dann durch die eiserne, welcher
Der Fromme, der mich hört, mit Glück entrinnen kann.*)

Dem Apollo spricht der Dichter den Wunsch aus, in Geisteskraft ein hohes Alter zu erreichen.

An Apoll.

Was fleht der Dichter von dem verherrlichten
Apoll? die neue Schale mit Opferwein
In seiner Hand, was soll er wünschen? —
Weder Sardiniens fette Fluren,
Noch schöne Heerden von der kalabrischen
Trift; weder Gold, noch Indiens Elfenbein;
Die Felder nicht, an denen Liris,
Jener geräuschlose, sanfte Fluß, nagt.
Kalesens Hügel baue der Glückliche,
Der sie besitzt; aus goldnem Pokal berausch'
Ein reicher Kaufmann sich in Weinen,
Die er um syrische Waaren tauschte.
Er sei der Götter Liebling; in ihrem Schutz
Besuch' er jährlich oft das atlasische
Meer, wohlbewahrt. — Mich nähren leichte
Malven, Cichorien und Oliven.
Laß, was ich habe, Sohn der Latone, mich
Gesund genießen; schenke mir Geisteskraft
Daneben; schmachlos und bei süßem
Saitenspiel ende sich meine Laufbahn.**)

An seine Sclaven.

Knabe, nichts von persischer Pracht! die haß' ich,
Keine Blumenkränze mit Bast gewunden!

---

*) Epodos XVI. Altera jam territur bellis civilibus detas etc. Uebersetzt von Th. Obbarius.

**) Ode I, 32. Quid dedicatum poscit Apollinem vates? übersetzt von Jakob Friedrich Schmidt.

Forsche nicht, wo irgend noch eine späte
Rose verweile.
Daß du nichts anfügest dem Myrtenzweige,
Merk' es wohl! Einfach, doch für dich, den Diener,
Und für mich g'nügt Myrte zum Kranz beim Trinken
Unter den Reben.*)

An Pompejus Grosphus.

Ruh' erfleht vom Himmel, wer auf der off'nen
Meeresfluth umtreibt, wann schwarze Wolken
Luna's Licht verbergen, kein Stern den Schiffern
Sicher erglänzet:
Ruh' erfleht, wildtobend im Kampf, der Thraker,
Ruh' der Meder, prangend im Schmuck des Köchers,
Grosphus, die für Purpur und Gold und edle
Steine nicht feil ist.
Nicht der Goldschatz oder des Consuls Lictor
Fernen je die bittern Gewissensbisse,
Und die Sorgen, welche die tafelreichen
Decken umschwärmen.
Glücklich, auch mit Wenigem, lebt, wem reinlich
Auf dem Tischlein blinket des Vaters Salzfaß,
Dem nicht Furcht, noch schmutziger Geiz den leichten
Schlummer entziehen.
Wie doch, bei so flüchtigem Leben, jagen
Wir so Vielem nach, und ertauschen andern
Sonnenschein? wer floh, von der Heimath scheidend,
Auch vor sich selber?
Steigt ja selbst auf's eherne Schiff die schnöde
Sorg', und bleibt nicht hinter den Reiterzügen;
Schnell wie Hirsch' im Lauf, und der Regensammler,
Schnell wie der Ostwind.
Wer vergnügt der Gegenwart lebt, besorget
Nicht was weiter ist und versüßt das Bitt're
Sich durch mildes Lächeln; von allen Seiten
Glücklich ist Niemand.
Rühmlich starb frühzeitigen Tod Achilles,
Langes Alter ließ den Tithonus schrumpfen:
Und vielleicht daß mir, was sie dir versagt hat,
Reichet die Hora.
Hundert Heerden weiden um dich, und ringsum
Brüllen dir Siculische Küh', dir wiehern
Roß im Viergespann, es umhüllt dich Wolle
Zweimal in Purpur
Eingetaucht: mir nur ein beschränktes Gütchen,
Und vom Wohlklang griechischen Lied's ein wenig

---

*) Ode I, 38. Persicos odi, puer, apparatus etc., übersetzt von K. G. Neumann.

Gab des Schicksals Huld, um des Pöbels Mißgunst
Keck zu verachten.*)

In der 6. Satyre des 1. Buchs spricht Horaz von seinem Mittagsmahl, das nur genügt, um das Abendessen ohne Beschwerde erwarten zu können:

— — — — Diesem folgt
Ein leichtes Mittagsmahl, so viel ich brauche,
Den Rest des Tages, der geschäftlos nur
Zu Haus entschlüpft, bis Abends auszudauern.**)

Wie mäßig er des Abends lebt, erzählt er an derselben Stelle:

Ich brauche kein Gefolge, geh' allein
Wohin mich's lüstet; frage was der Kohl
Und was das Mehl gilt; schlendre Abends um
Den großen Schauplatz aller Beutelschneider,
Den Circus, oder auf dem Markt, und stehe
Bei einem Schreier still, der Amulete
Verkauft und wahrsagt; kehre dann nach Hause
Zu einer Schüssel Erbsen, Lauch und Plinsen.***)

Jesus Christus und die Apostel.

Rom wurde, nachdem es seine Stärke selber durch Mißbrauch abgenützt hatte, allmälig ein humaner Staat. Die Griechen hatten sich bereits eine Idee von einem solchen Staate gemacht. Die jonischen Griechen, vor Allem der Staat der Minerva, hatten bereits die kühnsten Theorien aufgestellt; durch Sokrates, Plato und Aristoteles waren die Ideale von Staat und Bürgerthum entworfen und einzelne Staaten hatten diese Ideale wenigstens im Kleinen zu verwirklichen gestrebt; zu Alexander's Zeiten fing man bereits an, die humanitäre Bedeutung der menschlichen Gesellschaft zu begreifen; im Orient,

*) Ode II, 16. Otium divos rogat in patente etc., übersetzt von Ch. W. Binder.

**) Pransus non avide, quantum interpellet inani ventre diem durare, domesticus otior (Satyren, übers. von C. M. Wieland).

***) Inde domum me ad porri et ciceris refero laganique catinum.

wo bis dahin die Nationen nur ein Heerdenleben geführt hatten, zeigte sich nach den Siegen Alexander's ein bedeutender Fortschritt; unter den Seleuciden und Ptolemäern circulirten die eroberten Reichthümer und auch die Völker mischten sich in den Hauptstädten unter einander, die Wissenschaften gelangten zur Blüte: — aber dennoch verblieben die Gesetze lokal, Griechenland zerrissen unter ohnmächtigen Herrschern oder kleinen Tyrannen, überall eine Entfremdung der Menschen, ohne eine wesentliche Idee von ihrer Würde und Bestimmung. Rom wurde zuerst human. Die Fremden erhielten freien Zutritt, auch die befreiten Sklaven wurden naturalisirt. Es bildete sich ein Humus für die Saat der Humanität; eine Grundlage, welche bald darauf Plutarch mit den treffenden Worten veranschaulicht: „Ebenso wie, nach der Aussage der Philosophen, die Welt anfänglich nicht Welt sein wollte; wie die Körper sich sträubten, sich zu vereinigen und der Natur eine einheitliche Form zu geben; wie die Elemente mit einander kämpften, bis die Erde anfing, sich zu befestigen und den anderen Körpern eine sichere Unterlage zu geben: ebenso überließen sich die großen Reiche und Dynastien dem Zufall und stießen gegen einander an, weil keines stark genug war, den anderen zu gebieten, obgleich jedes den Ehrgeiz dazu besaß. So herrschte also eine unordentliche und zwecklose Bewegung, eine beständige Veränderung unter den menschlichen Angelegenheiten, bis Rom, indem es wuchs und Kräfte gewann, sich die anderen Völker aneignete und in seinem großen Reiche die feste Grundlage zu einer friedlichen Ordnung legte."

In diesem Reiche, welches die zerstreueten Grundsätze der Gerechtigkeit und Humanität in sich enthielt, fehlte es aber an einer Religion, welche fähig gewesen wäre, dieselben zu sammeln und mit einem gemeinsamen Bande zu umfassen. Diese Religion erschien endlich in der Gottesvorstellung Jesu, welche ihren Ursprung in dem kleinen Lande Palästina hatte.

Durch fortwährende Kriege und zunehmenden Handelsverkehr war in den letzten Jahrhunderten vor Chr. Geb. die Mischung der Völker immer stärker geworden; in jedem Volke hatten sich zahlreiche Vertreter anderer Völker angesiedelt, die ihrem Heimathglauben anhingen. Bei den verschiedenen Völkern, welche

am Rande des Mittelmeeres wohnten, waren die Glaubensmeinungen so vielfältig durch einander gemischt, daß jedes ursprüngliche Lehrgebäude zerrüttet wurde und eine allgemeine Zersetzung eintrat, welche die Unhaltbarkeit des Alten offenbar werden ließ.

In Palästina waren ägyptische und babylonische, persische und indische Vorstellungen eingedrungen und durch die Phönicier mitgetheilt worden; Araber und Griechen hatten ihre Vorstellungen hierher gebracht; Israeliten, die gefangen gewesen oder von der Auswanderung zurückgekehrt waren, hatten eine Menge fremder Vorstellungen eingeführt. Der alte Jave-Molochglaube der alten mosaischen Zeit war gründlich umgestaltet worden; Volk und Priester spalteten sich in zahlreiche Sekten, darunter die hervorragendsten die Pharisäer, Sadducäer und Essener (Essäer) waren. Zu den Letzteren, welche mit ihrer einfachen aber eingreifenden Lehre als die größten Neuerer erschienen, scheint Jesus gehört zu haben.

Jeschua (griechisch: Jesus), der Maschiah (Messias, Gesalbte, griechisch: Christus) wurde zur Zeit des römischen Kaisers Augustus zu Nazareth in Galiläa von armen Eltern geboren, als Sohn eines Zimmermannes Jossuf (Joseph) und dessen Frau Mirjam (Maria). Letztere wird vom Geschlechte Davids hergeleitet. Ueber Jesu Leben bis zum dreißigsten Jahre fehlen die Nachrichten; was wir über seinen Lebenslauf wissen, ist in den Evangelien Matthäus, Markus, Lukas und Johannis aufbewahrt, welche aus einer größeren Zahl von Berichten ausgewählt wurden.

Im dreißigsten Jahre verließ er Jerusalem und durchzog Galiläa, Samaria und Judäa als öffentlicher Lehrer, Wanderarzt und Wohlthäter. Er brachte sein Volk nicht zur Unabhängigkeit von den römischen Cäsaren, noch weniger zur Weltherrschaft. Indem er die Herrschaft der Römer und die Gebräuche des Tempels unangetastet ließ, forderte er vor Allem Glauben an seine Lehre. Zu den Grundsätzen des menschlichen Gewissens fügte er die große Lehre hinzu, daß alle Priestergebräuche ohne Humanität und menschliche Würde werthlos seien. Die älteren Wahrheiten wurden von ihm erneuert und zur höchsten Vollkommenheit gereinigt.

In der Ausübung seiner erhabenen Pflicht täuschte er die eitle Erwartung des Volkes; auch steigerte er, gleich den Essäern, die Anforderungen weit über die Vorstellungen, welche im Volke herrschten. In Judäa anfänglich als der erwartete Messias begrüßt und nach Jerusalem begleitet, wurde er doch von der jüdischen Priesterschaft bei den Römern als Gotteslästerer und Aufrührer verleumdet und von Pilatus geopfert.

Seine Lehre, die er durch den Tod am Kreuze befestigte, war die Lehre der Vergebung und Liebe, mit deren Erfüllung Abgötterei, blutiger Opferdienst und Blutthaten in den Hintergrund traten. Wäre der wahre Sinn seines Wortes zur Erscheinung gekommen, wäre die vielfache Entstellung seines Wesens geschwunden, so würde die Geschichte des Menschengeschlechts nur die Entwickelung des Guten, Wahren und Schönen gezeigt haben.

Nach dem christlichen Dogma war Jesus Christus der Verkünder der frohen Botschaft (Evangelium); seine Aufgabe war die Begründung des göttlichen Reiches; er that Wunder und sprach Weissagungen; er ist Gottes eingeborener Sohn, zugleich Menschensohn, der da wirkte als Erlöser, als Prophet, als Hoherpriester und als König.

Daß Jesus die blutigen Opfer abschaffen wollte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er die Religion des Moses emporzuheben beabsichtigte; da Moses aber schon die Opfer beschränkt und auch Gesetze für die Schonung der Thiere gegeben hatte, so mußte die nächste Stufe der Reform zum Ziele führen: zur gänzlichen Abschaffung des Thiermordes.*) Er selber hatte auch das Gebot erhalten: „Du bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedeks" (Ebräer 5, 6). Letzterer aber war der Hohepriester Kanaans, der dem Abraham Brot und Wein als Opfergabe reichte.

Jesus mußte die Menschen zu ihrer natürlichen Reinheit zurückführen und das Gesetz erneuern, welches Adam verletzt hatte. Die Religion der Liebe, welche er lehrte, hätte auch ohne diese Reform der nothwendigsten Grundlage entbehrt: des Mit-

*) Vergl. Le Christianisme expliqué par J. A. Gleïzès. Paris 1837. p. 19.

leids des Menschen mit seinen Mitgeschöpfen. Zu Jesus Zeiten waren die Grundsätze der Essener, welche nur von Früchten lebten und ihre häuslichen Weihopfer in Brot und Wein bestehen ließen, und die Ideen Plato's, welche auf jenes Erlösungsmittel der Menschheit hindeuteten, in Judäa hinlänglich bekannt und verbreitet; — wie konnte Jesus bei seinem Erlösungswerke hinter jenen Ideen zurückstehen?

Daß Jesus selber die einfachste, naturgemäße Lebensweise von Jugend auf befolgte, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Delitzsch, der größte Bibelgelehrte unserer Zeit, schreibt darüber: „Brot war seine gewöhnliche Nahrung, zuweilen etwas „Zuspeise". Selbst in der Zeit zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt blieb er dieser Sitte treu. Sein Frühstück am See von Tiberias bestand in Brot und Fisch (soll heißen „Zubrot"); dasselbe und einige Honigschnitte war Alles, was seine Schüler ihm darboten."

Christus — so schreibt ein namhafter Bibelforscher*) — saß als Hausvater mit seinen Jüngern an dem sabbatlichen Tisch; ob Sabbat oder Passah kommt gar nicht in Betracht, denn an beiden stand vor dem Hausvater ein mit weißem Tuche verhülltes Brot und ein Kelch mit Wein. Der Hausvater nahm das Brot, dankte, brach es und sprach: „Gesegnet sei der Herr der Welt, welcher das Brot herauszieht aus der Erde." Dann nimmt er den Kelch und spricht: „Gesegnet sei der Herr der Welt, der den Weinstock geschaffen hat" und reicht ihn Allen. Allerdings war dies ein Bundesmahl. Die Anwesenden aßen von einem Brot — sie tranken aus einem Kelche. Wer von derselben Speise mit dem Andern aß, hörte auf, sein Feind zu sein, war sein Gastfreund und Verbündeter. Das galt ja im Alterthum allgemein und ist noch im Orient vielfacher Brauch. — Dieselbe leibliche Speise verband die Menschen. Was von der Erde kam, schloß die Irdischen wie zu einem Körper zusammen. Auch Brot und Wein waren Gaben der Erde. Die gemeinschaftlich davon aßen, sättigten sich von dem einen Weltleibe. Im Brauche der Juden erhöhte sich die Idee aus der gemeinschaftlichen Materie zum gemeinschaftlichen Gott. Es war

*) Dr. Paulus Cassel, die Symbolik des Blutes. S. 39–40.

doch schon ein Bundesmahl, in welchem Melchisedek dem Abraham Brot und Wein entgegenbringt — aber er spricht: „Gesegnet seiest du Abraham, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt.“ *)

„Solche galiläische Einfachheit herrschte in diesem Kreise. Die Jünger stillten ihren Hunger mit den Körnern, die sie zwischen den Händen aus den Aehren rieben und in der letzten Zeit beschränkten sie sich auf reine Pflanzenspeisen, wie Petrus, Matthäus und Johannes glaubwürdig berichten.“**) — Ob Jesus, so lange er dem Osterfest nach alter Sitte beiwohnte, vom Lamm „gekostet“ oder, wie griechische Schriftsteller anführen, nur „Opson“ zum Brote gegessen habe, ist gleichgültig.

Die Jünger wußten auch wohl, daß er, um die Weissagungen Daniel's zu erfüllen, die blutigen Opfer abschaffen mußte.***) Wie streng er unter gewissen Umständen verfuhr, zeigte er, als er die Händler, welche, dem bestehenden Gebrauche gemäß, die Opferthiere verkauften, mit der Geißel aus der Vorhalle des Tempels vertrieb.

Bei der Speisung der 5000†) ist wohl zu merken, daß die griechischen Wörter *ὀψον* und *ὀψάριον* nicht „Fisch“ sondern alle „Zuspeise“ bedeuten, die zum Brote gegessen wird. (Vergl. Bunsen in seinem Bibelwerk und oben die Anmerkung bei Sokrates S. 147).

Die christlichen Fleischesser berufen sich auf den Ausspruch Jesu: „Was zum Munde eingehet, ist es nicht, was den Menschen verunreinigt, sondern was zum Munde ausgeht; ist es nicht das Herz, aus welchem alle bösen Gedanken kommen?“ Christus sprach dies, als Schriftgelehrte und Pharisäer ihm begegneten und bemerkten, daß die Jünger ihr Brot aßen, ohne sich zuvor die Hände gewaschen zu haben, was gegen die jüdische Reinlichkeit und Brotverehrung verstieß. Auf die Vorwürfe der Schriftgelehrten bedeutete also Jesu Antwort nicht, daß es gleichgültig wäre, was der Mensch isset, sondern daß die Reinheit des Herzens größeren Werth hätte als die äußerlichen Rein-

*) Vergl. damit oben S. 200. **) Delitzsch.
***) Le Christianisme expliqué. p. 28.
†) Johannes 6, 1—15; Matth. 14; Mark. 6.

lichkeitsformen. Im Ev. Matthäi lautet die Stelle auch: Mit ungewaschenen Händen essen, verunreinigt den Menschen nicht. Wenn Jesus den Fleischgenuß hätte gestatten wollen, so würde er das mosaische Gebot aufgehoben haben: nichts vom Blut zu genießen. Jenes Gebot, obgleich es nur einschränkend gedeutet wurde, enthielt eigentlich schon an sich ein völliges Verbot der Schlächterei, denn man kann kein Fleisch ohne Blut genießen und kann auch nicht schlachten ohne das Gebot zu verletzen: du sollst nicht tödten. Die Apostel vervollständigten das Verbot in dem Ausspruche: „Wir schreiben an euch, daß ihr euch enthaltet, von dem was erstickt ist, und vom Blute“, ein Ausspruch, der auf dem ersten Concil zu Jerusalem bestätigt wurde. Außer Blutvergießen oder Ersticken ist aber kein anderes Verfahren möglich, um Thiere zu schlachten.

Jesus bediente sich aber keines wörtlichen Verbotes, da er die blutigen Opfer und damit die blutige Speise thatsächlich durch die Einsetzung des Abendmahls beseitigte und das Werk der Weisheit, das Zoroaster, Buddha und Sokrates gestiftet hatten, durch die That vollbrachte. An dem Tage, da man das Ostermahl (πασχα, nicht Osterlamm) feierte, gab er seinen Gläubigen Brot und Wein und ermahnte sie, zu gedenken, daß er gleichsam als Opferlamm für sie stürbe; bei Brot und Wein, als Speise und Trank des Opferfestes, möchten sie seiner gedenken; „so oft ihr es esset und trinket“ — also bei allen Mahlzeiten. Oder carnem meam und sanguinem meum*) ist zu deuten: das Fleisch, das ich esse; das Blut, das ich trinke. Brot, Salz, Wasser und Wein kommen bei den heiligen Gebräuchen verschiedener Völker als Symbole vor; der Wein wird nicht selten als das Blut des Weinstocks oder gar als das Blut der Erde bezeichnet. Auch beim Opfer des Mithra wird Brot und Wasser dargebracht. Bei den Hom-Opfern der Perser wurden runde Brote und der Saft einer Gebirgspflanze (Hom) gespendet; die Brahmanen mischten zum Opfertranke Waizenmehl mit dem berauschenden Saft der Soma-Staude.

Jesu Worte drücken denselben Gedanken aus, der im Talmud als eine Läuterung der alten Opfervorstellung ausgesprochen

---

*) Joh. 6, 54; Marc. 14, 22.

wird: der Bund des Altars soll durch den Bund des häuslichen Mahles (des Tisches) vollendet werden; den gleichen Gedanken, den er selber mehrfach ausgesprochen hatte: er wolle das Gesetz Mosis vollenden. Durch den gemeinsamen Genuß des Brotes und Kelches, der ursprünglichen Natur-Opferspenden, sollten sich die Gläubigen vereinigt zu einem neuen Bunde fühlen. Beim Wein, nicht beim Brote spricht Christus vom „neuen Bunde", denn Jener sollte fortan das Blut vertreten, welches Moses im alten Bunde gegen den Altar sprengte.*) Jesus wollte als Opfer sterben; sein Leib sollte gebrochen werden wie das Brot, das er brach, sein Blut vergossen wie der Wein. Christus verlangte stets, daß seine Worte nicht buchstäblich genommen, sondern geistig gedeutet werden sollten; und auch hier meint er: das Brot und der Wein gemahne euch an mich, an mein Fleisch und Blut, wie ich unter euch gelebt habe und für euch gestorben bin. Dies ist mein Leib; dies ist mein Blut — diese Worte sind in demselben bildlichen Sinne aufzufassen, wie wenn er im Gespräche mit der Samariterin seine Lehre „das Wasser des Lebens" nennt (Joh. 4, 14) oder (Joh. 6, 35) spricht: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern."**)

---

*) 2. Mos. 24, 8.

) Vergleiche: Die Symbolik des Blutes, von D. Paulus Cassel. Seite 64—67 und was der Verfasser von Christi Lehre im Abendmahl sagt: „Der anklagende Heide bei Minucius sagte: ‚Durch diese Hostie werden die Christen verbunden („hac hostia foederantur"). Es war dies die Entstellung der Worte Jesu Christi, wenn er, „nachdem er den Kelch genommen, dankte und sprach: Trinket alle daraus, denn das ist mein Blut, das des neuen Bundes, das für Viele vergossen ward zur Vergebung der Sünden." Christus sprach dies als Messias aus, wie ihn das alte Testament bekundet — als Erfüller des Gesetzes — der über lokale und nationale Bestrebungen erhebt, der keines Opfers von Thieren mehr bedarf, und doch sich überall an die Bräuche und die Symbolik des alten Bundes anschließt, um sie zu vergeistigen. Er steht dem Tempel gegenüber, er bildet die Kinder Abrahams zu Kindern des Glaubens, das heißt: die Bürger Israels zu Jüngern seiner Wahrheit. Der Messias aus dem Stamme Judas ist zugleich der Menschensohn. Bei jedem seiner Worte und Lehren erklärt er ein alttestamentlich Wort. Er ist kein Religionsmenger, der heidnische Ideen in Israels Lehre hineinzieht — sondern er erweitert im Geiste den alten Bund zur Weissagung für alle Völker. Man versteht daher auch ihn und seine Apostel, wenn man sein Wort stets im Anschluß an das alte Testament und nur an dieses begreift, für welches er sich als Erfüller offenbart. Wenn Christus sein Abendmahl einsetzt, denkt er nicht an Inder und Perser, an Römer und Griechen — sondern er erfüllt die israelitischen Gebräuche für Alle, nicht bloß für die Arier, sondern für alle Welt."*)

***) S. 58—59.

„Meine Worte sind Geist und Leben", sagt er an einer anderen Stelle, und in diesem Sinne erklärt auch Clemens von Alexandrien den Vorgang des Abendmahls mit den Worten: „Das heißt trinken das Blut Jesu, nämlich Theil zu nehmen an des Herrn Unsterblichkeit. — Das Wort wird oft geistlich gebraucht als Speise und Fleisch und Nahrung und Brot, und Blut und Milch."

Wie dem auch sei, so bedeutet die Einsetzung des christlichen Abendmahls die Abschaffung der blutigen Speise und die Wiedereinsetzung der einfachsten Pflanzenkost.*) Dies war die nächste und natürlichste Deutung, welche, wenn sie in Geltung geblieben wäre, das Menschenthum wieder zu seiner Würde gefördert hätte; aber die bald entartete Kirche ging dieser Deutung aus dem Wege und legte sich statt dessen auf theils spitzfindige, theils absurde Düfteleien, um jene erhabene Thatsache zu erklären; spaltete sich darob in Sekten und Parteien, welche je ihre Meinung durch Metzeleien und Blutvergießen, Menschenschlächterei statt der Opferschlächterei, bekräftigten.

Die Erfüllung der großen Aufgabe des Christenthums: Abschaffung der blutigen Opferung und Diät — spricht sich in vielen Stellen des neuen Testamentes deutlich aus:

Jesus sprach: Gehet aber hin und lernet, was das heißt: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. (Matth. 9, v. 13.)

Wo aber ein Aas ist, da sammeln sich die Adler (Matth. 24, v. 28).

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes (Matth. 23, 25).

---

*) Diejenigen unter unseren heutigen sogenannten „Vegetariern" oder „Vegetarianern", welche nicht nur die Absagung von Fleischgenuß sondern auch die Abstinenz von allen Reizmitteln zur Bedingung ihrer „harmonischen Lebensweise" machen, erklären den Weingenuß im Sakrament freilich als „vegetarianische Sünde."**) Auch sie mögen ihr strenges Urtheil mildern, erwägend, daß der Wein, wo man ihn im Orient genoß, im Alterthum wie noch heute, nur mit Wasser verdünnt, getrunken wurde. Daß dies aber beim Abendmahl der Christen ganz entschieden stattfand, bezeugt Justin der Märtyrer, Apolog I, 65—66. (In der Todesstunde erhob sich Schleiermacher auf seinem Sterbelager und sprach mit lauter begeisterter Stimme: „Ich habe immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.") [Siehe: Schleiermacher's Leben in Briefen, Berlin 1860.]

**) Siehe: Eduard Baltzer, die natürliche Lebensweise, 4. Theil, S. 80.

Alle, die vor mir gekommen sind, die sind Diebe und Mörder gewesen; aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet (Joh. 10 v. 8).

Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht (Matth. 21 v. 13).

Unser täglich Brot gieb uns heute (Matth. 6 v. 11).

Wahrlich, ich sage euch, ihr suchet mich nicht darum, daß ihr Zeichen gesehen habt, sondern daß ihr von dem Brot gegessen habt, und seid satt geworden (Joh. 6 v. 26).

Saget ihr nicht selbst: Es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte (Joh. 4 v. 35).

Schaffet euch Speise, nicht, welche stirbt, sondern die sich ewig verjüngt (Joh. 6 v. 27).

Da sprachen sie zu ihm: Unsere Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen. Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Moses hat euch nicht Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brot vom Himmel, denn dies ist das Brot Gottes, das vom Himmel kommt und giebt der Welt das Leben. Da sprachen sie zu ihm: Herr, gieb uns allewege solches Brot! (Joh. 6 v. 31—34.)

Die Ernte ist groß aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende (Matth. 9, 37 u. 38).

Alle Creatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar (Röm. 8, 22).

Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt (Joh. 6 v. 51).

Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken (v. 54).

So die Speise meinen Bruder ärgert, wollte ich nimmermehr Fleisch essen, auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte (1. Corinther 8, v. 13).

Es ist besser, du essest kein Fleisch und trinkest keinen Wein, oder das, daran sich dein Bruder stößt oder ärgert oder schwach wird (Römer 14 v. 21).

Der lebendige Gott hat sich selbst nicht unbezeuget gelassen, hat uns viel Gutes gethan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude (Apostelgesch. 14 v. 17).

Wie sich der Jesu-Glaube nach dem Tode des Stifters verbreitete, findet sich zerstreuet mitgetheilt in der Geschichte der Apostel und in den Briefen des Paulus.*)

In den Clementinischen Homilien (XII. 6) beschreibt St. Peter seine Lebensweise mit eigenen Worten: „Ich lebe von Brot und Oliven, denen ich nur selten ein Gemüse zufüge.“ — Clemens von Alexandrien (Paedagogus II, 1) versichert, daß

*) E. Renan, Les Apôtres.

der Apostel Matthäus von Pflanzenspeisen lebte und kein Fleisch berührte. Von St. Johannis schreibt der Kirchen-Historiker Hegesippus (Eusebius, Kirchengeschichte II, 2, 3), er hätte niemals Fleischkost genossen. St. Augustin (Ad Faust, XXII, 3) erzählt: „Jakobus, der Bruder des Herrn, lebte von Sämereien und Pflanzen, und berührte weder Fleisch noch Wein."

Die ersten Anhänger der christlichen Lehre lebten als eine jüdische Sekte, wie die Essener in Gütergemeinschaft*) und zu gegenseitiger Unterstützung und Armenpflege.**) Die Lehre und Lebensweise, die Gemeinsamkeit, Gütergemeinschaft und Unterstützung zogen Tausende an, namentlich aus der Klasse der Armen und Bedrängten.

Als ihre Zahl in der Art zunahm und ihre Lehre gefährlich erschien, wurden sie von den Priestern verfolgt. Die Gemeinde zu Jerusalem wurde zersprengt;***) nur der Stamm verblieb in der Hauptstadt; die Uebrigen verbreiteten die Lehre durch Judäa und Samarien und bildeten neue Gemeinden. Philippus predigt den Samaritern, dem Kämmerer der Königin Kandace vom Mohrenlande. Der Hauptmann Cornelius in Cäsarea läßt den Petrus rufen, wird durch seine Predigt gläubig und zum Christenthum bekehrt.†)

Paulus, früher Saulus, ein Teppichmacher aus Tarsus,††) war in der Schrift bewandert und verfolgte als glaubenseifriger Jude die Christen. Der Hohepriester sendete den gewaltigen Eiferer nach Damascns; vor der Stadt wurde er durch eine Verzückung bekehrt und widmete nun seinen Feuereifer der neuen Lehre, die er den Juden wie den Heiden predigte. Er blieb mehrere Jahre in Arabien, später in Tarsus. Von dort wurde er durch Barnabas zum Dienste der christlichen Gemeinde nach Antiochia berufen.†††) Er unternahm drei Missionsreisen von 45—54 nach Chr., nach Seleucia, Cypern, Perge, Pamphylien, Antiochia, Ikonium, Lystra, Derbe, Syrien, Cilicien, Phrygien, Galatien, Troas, Macedonien, Philippi, Thessalonich, Ephesus. Die letzten Jahre verlebte der Apostel als Gefangener und soll unter Nero hingerichtet worden sein.§)

*) Apost.-Gesch. 4, 32; 5, 2. **) Apost.-Gesch. 6. ***) Apost.-Gesch. 8. †) Apost.-Gesch. 10, 34, 35. ††) Apost.-Gesch. 18, 3. †††) Gal. 1, 13 bis 2, 2. — 1. Cor. 15, 9. §) Apost.-Gesch. 22.

Ohne die Thätigkeit des Paulus wäre der Glaube auf eine kleine jüdische Sekte beschränkt geblieben. Durch Paulus wurde der neue Glaube aus dem engen Kreise des Judenthums hinaus geführt. Die Apostel vor ihm hatten gelehrt, daß der Mensch sich durch seine Werke des neuen Glaubens würdig machen solle; Paulus dagegen lehrte, daß der Glaube an Jesus schon die Rechtfertigung enthalte. Die Apostel hatten persönliche Armuth und Gütergemeinschaft verlangt; Paulus ließ diese Forderung fallen.*) Die Stamm-Apostel hielten am Judenthum fest und verlangten, daß jeder bekehrte Heide zuvor Jude werde und sich den mosaischen Vorschriften fügen müsse. Paulus dagegen wollte den neuen Glauben von dem Judenthum befreien und ihn in das weite Bildungsgebiet der Griechen und Römer einführen. Zu diesem Zwecke bewirkte er es, daß den Heiden alle jüdischen Anforderungen erlassen würden;**) doch mußten sie sich der Götzenopfer, der Unzucht, des Blut-Essens und der Speisen vom Erstickten enthalten.***) Bei dieser Umänderung des bisherigen Glaubensgebäudes wich Paulus aber theilweise von den essenischen und echt christlichen Grundsätzen ab.

Von Jacobus, dem Bruder Jesu, aus früherer Ehe des Joseph entsprossen,†) welcher als eine der stärksten Stützen des neuen Glaubens galt und auch wahrscheinlich der Verfasser des Briefes im Neuen Testament ist,††) weiß man aus den Mittheilungen des Hegesippus, daß er nichts vom Thiere aß und sich auch aller starken Getränke enthielt.

Petrus, als er im Hause eines Gerbers herbergte und ihm keine Nahrung gereicht worden war, hatte eine Vision,†††) eine Hunger-Vision, welche den geschwächten Geist stets in Delirium versetzt und ihm Trugbilder vorgaukelt. In dieser Vision sah er den Himmel aufgethan und ein großes leinenes Tuch wurde zu ihm niedergelassen; darin waren allerlei Thiere der Erde

*) Römer 13.
**) Apost.-Gesch. 15.
***) Uebereinstimmend mit dem vermittelnden Vergleich des Jacobus (Apost.-Gesch. 15, 19).
†) Erneste Renan, Les Apôtres.
††) Baltzer, Vegetarianismus in der Bibel, S. 84.
†††) Apost.-Gesch. 10.

und wilde Thiere und Gewürm und Vögel des Himmels. Und er hörte eine Stimme ihm zurufen: „Stehe auf, Petrus, schlachte und iß!“ — Diese Stimme ist seitdem Parole und Feldgeschrei geworden. Die Hunger-Vision des Petrus hat den omnivoren Christen als Orakel gegolten. — Im Uebrigen soll der heilige Petrus, trotz jener Vision, nur von Früchten gelebt haben; Clemens von Alexandrien berichtet,*) er habe das Abendmahl nur mit Brot und Salz gefeiert; überdies lebte er in engem Freundschaftsverhältniß mit dem heiligen Marcus, dem Haupte der therapeutischen Kirche in Aegypten.**)

Die ersten Christen erfreuten sich keines besonders guten Rufes. Tacitus nennt sie einen Haufen von allem Gesindel; ebenso Lucian; ja St. Paulus selber gesteht ein, daß sie den Juden und Heiden ein Greuel seien (1. Cor. 1, 23). Dennoch wuchs ihr Gebiet außerordentlich.

Die Ergänzung durch pharisäische und heidnische Elemente, welche einzelne Apostel begünstigten, trug wohl dazu bei, dem Christenthum ein ausgedehnteres Glaubensgebiet zu eröffnen. An sich aber schon hatte der Jesu-Glaube alle Eigenschaften, sich Geltung zu verschaffen. Derselbe bot eine leicht faßliche Einheit an Stelle der herrschenden Verwirrung, welche die mannigfaltigen Vorstellungen von Göttern und Dämonen erweckt hatten. Er verlangte keine Philosophie aber starken Glauben und wurde dadurch jeder Menschenklasse zugänglich; es genügte ein reines Herz, ein lauterer Wandel; keine Opfer, keine Abgaben an die Priester, keine besonderen Tempel waren erforderlich zu jener Gemeinde, welche sich allgemeine Menschenliebe, gegenseitige Unterstützung und eine Verbrüderung von „Juden und Christen, Ungriechen und Scythen, Knechten und Freien“ zur Aufgabe gestellt hatte.***)

Das ethische Element des neuen Glaubens blieb aber jene gereinigte Diät, welche er aus den Lehren der würdigsten Reformatoren des Alterthums in sich aufgenommen hatte.

Die ersten Christen enthielten sich jeder Fleischnahrung, wie

---

*) Clement. Hom. 16, 1.

**) Le Christianisme expliqué, p. 43.

***) Koloss. 3, 11.

Plinius noch in seinem Briefe an Trajan bestätigt.*) Als sie von den Heiden beschuldigt wurden, bei ihren Opfermahlen Menschenblut zu vergießen, vertheidigten sie sich zu wiederholten Malen mit den Worten: „Ihr, die ihr wisset, daß wir das Thierblut verabscheuen, wie könnet ihr glauben, wir seien nach Menschenblut begierig?" In ihren Versammlungen bestanden die Opfer nur in der Speise, welche die Reicheren für die Armen und die Gemeinde-Vorsteher mitbrachten. Ihre einfachen gemeinsamen Mahlzeiten waren „Liebesmahle" (Agapen). So lebten auch die Ebioniten, „die freiwillig Armen", in der Gemeinde zu Jerusalem,**) so die christlichen Essener, so die christlichen Gemeinden, welche Hilarion in Arabien und Sicilien gegründet hatte.

Den Verlauf des Abendmahls beschreibt Justin der Märtyrer mit folgenden Worten: „Nachdem wir denjenigen getauft haben, der sich durch Glaube und Zustimmung zu unserer Lehre bekannte, führen wir ihn zu den Brüdern, die versammelt sind, für uns selbst und für den Getauften und für Alle überall gemeinschaftlich und von Herzen zu beten. Nach dem Gebet begrüßen wir einander durch Kuß. Darauf wird dem Vorsteher ein Brot und ein Becher gemischten Weines gebracht. Dieser spricht, beides in die Hand nehmend, Lob und Preis dem Vater Aller im Namen des Sohnes und des heiligen Geistes und die Eucharistie für die empfangenen Gaben. Nachdem er geendigt, ruft die ganze Versammlung: Amen. Nachher geben die Diakonen jedem Anwesenden von dem gesegneten Brote und gemischten Wein und bringen davon auch den Abwesenden. Diese Speise nennen wir Eucharistie."***)

Der Luxus, welcher später durch die Machtstellung und das Priesterthum Eingang fand, und die Zugeständnisse an die Heiden schädigten allmälig mehr und mehr diese Lebensweise, welche der Stifter des neuen Glaubens eingesetzt hatte; sie wurde später eingeschränkt auf die Fastenzeiten während einiger Wochentage und bei den großen Festen, welche den heidnischen Naturfesten der Tag- und Nachtgleichen angeschlossen waren; in der

*) Ep. lib. X. 96. ed. Goeschen.
**) Epiphan. Kap. 30, 6. — Clement. Homil. 3, 45, 52; 8, 15, 19.
***) Apolog. I. cap. 65, 66.

Folge wurde auch die Fischspeise am Freitag und Sonnabend gestattet und die strenge Fastenzeit auf nur vierzehn Tage beschränkt. Die katholische Kirche suchte indessen durch einzelne Verbote den Fleischgenuß in enge Schranken zu setzen, wie dies Papst Gregor III. und sein Nachfolger Zacharias thaten.

Das Sektenwesen beförderte vollends jenen Abfall, und aus Haß gegen die Sektirer, die allmälig unter dem gemeinsamen Namen der Gnostiker zusammengefaßt wurden, verfehmte man sogar die Lebensweise, zu welcher sich Jene bekannten. Der Anfang jenes Sektenwesens mochte schon den Apostel Paulus zu seiner lauen Bestimmung über die christliche Diät bewogen haben. Im 4. Jahrhundert war man schon so weit gelangt, daß die Kirchenversammlung zu Ancyra beschloß, diejenigen Priester, welche von Pflanzenkost lebten, sollten verbunden sein, zuweilen vom Fleisch zu kosten. In dem Briefe des Athenagoras an die Kaiser Marc Aurel und Commodus werden die Christen schon ganz anders geschildert als in dem oben erwähnten Briefe des Plinius an Trajan. Zwei Jahrhunderte später verglich sie Ammian Marzellin sogar mit wilden Thieren, während Tertullian ihnen noch das Zugeständniß macht, sie in zwei Klassen zu theilen: in die wahren Christen, die sich des Fleisches enthalten, und in die „Leiber ohne Seelen", welche Fleisch essen. Der mit dem Vermögen und der Macht der Geistlichkeit zunehmende Materialismus in den Grundsätzen und Sitten verminderte mehr und mehr die menschenwürdige Lebensweise, die im Essenismus, Platonismus und Christenthum begründet war; sie erhielt sich aber bis auf die Albigenser, die sie mit ihrem Blute besiegelten, und als Ascetismus in einigen christlichen Ordensgesellschaften.

Die durch die Priester irregeleitete Opfervorstellung, welche — wie wir wiederholentlich dargelegt haben — schon im Alterthum zum Blutopfer führte und die Fleischnahrung der Menschen begünstigte, benutzte auch die Lehre der Alten: daß im Blute die Seele und das Leben enthalten sei, zu der mystischen Vorstellung, das Blut habe als Opfergabe eine versöhnende Kraft. Daher denn die Deutung, daß der Abendmahlwein sich wirklich in Christi Blut verwandle; daher ein mystischer Blut-Cultus, der sich in der Poesie des Mittelalters offenbarte: in der Sage

vom heiligen Gral, in dem Gedichte vom „armen Heinrich“, in den Geschichten vom König Wilhelm, vom Ritter Ysambrace u. a. Die dunklen Sagen von der Gräfin von Holland, vom Rattenfänger von Hameln, von der Gesellschaft der heiligen Ursula — deuten die pessimistischen Geschichtsforscher sogar auf Menschenopfer. Hierzu kam der durch die Aerzte verbreitete Aberglaube, der namentlich von Montpellier und Salerno ausging: daß das Blut geopferter Kinder oder Jungfrauen gegen den Aussatz und andere Gebresten heilend wirke. Alle diese Reminiscenzen an den zu Kolchis geopferten Widder, an den alten Dienst des Mahadeva, des Siva, des Moloch und an die blutigen Orgien, welche den Cultus des Brahma verdrängten, waren nicht geeignet, im Christenthum die Thiere vom Schlachtmesser zu befreien.

Die Alten hatten den Thieren eine Seele zugesprochen, auch Verstand*) und sogar Tugenden — wenngleich Letztere, wie Musonius sagte, von „eigenthümlicher Art“ seien. Die Christen sprachen ihnen die Tugenden ab, weil sie sich keines Zweckes bewußt wären; erniedrigt sollten sie sein, weil ihnen die Hoffnung auf ein „künftiges Leben“ abging; Thomas Aquinas, der orthodoxe Kirchenlehrer, war der Stimmführer der Thierverächter;**) die Sophismen der Cartesianer machten gar bloße Maschinen aus diesen hülflosen unschuldigen Geschöpfen. Sie wurden unter den Philosophen durch Montaigne, Gassendi und Andre wieder als fühlende Wesen gerechtfertigt, ohne aber bis heute damit die Sympathie der christlichen Menschen zu erlangen. Diese wissen sich — auch an ihren kirchlichen Festtagen — nicht besser zu letzen als am blutigen Mahle und verschonen dabei sogar nicht der Hauptsinnbilder ihrer Religion: der Taube und des Lammes.***)

---

*) Lucret. de Rerum Nat. lib. 5. v. 1058.

**) Summa Totius Theologiae.

***) Anmerk. Nur der griechische Ritus hat die Schonung der Taube bewahrt; die Russen essen kein Taubenfleisch, denn sie halten den Genuß desselben, wegen der Legende vom heiligen Geiste, für eine große Sünde; sie kaufen diese Vögel daher, um sie zu füttern, mit ihnen zu spielen und sich an ihrem Fluge zu erfreuen. — (J. G. Kohl, Marktleben in Rußland, Magazin für die Litteratur des Auslandes, 1840. p. 407.)

Lucius Annaeus Seneca.

(2—65 n. Chr.)

Den langen Bürgerkriegen im römischen Staate war die Regierung des Augustus gefolgt, der die Wissenschaften und Künste zur höchsten Blüte gelangen ließ, wodurch aber nicht ausgeschlossen wurde, daß er fortgesetzt Kriegszüge unternahm, sowohl um das Reich zu erweitern, wie auch um das Volk zu beschäftigen. Als der „Unverletzliche" dem Tode erliegen mußte, forderte er seine Freunde auf, ihm Beifall zu klatschen, weil er seine Rolle gut gespielt habe. Durch die Schandthaten der Livia kam das böse Geschlecht der Claudier statt der Nachkommen Cäsar's auf den römischen Thron. Die hervorragendsten Geister selbst wußten sich über das Elend, in welches der Staat versank, nur durch eine zügellose Lebensweise und durch eine selbstsüchtige Theilnahmlosigkeit gegen die umgebende Welt zu trösten. Der despotische Druck, welcher im Staatsleben herrschte, trieb die geistig Widerstrebenden in den Stoicismus, wo allein die starken Seelen ihren Freiheitsstolz bewahren konnten. In dieser Zeit lebte Seneca, der erste der römischen Moralisten.

Lucius Annäus Seneca, der Sohn des berühmten Rhetors unter des Augustus glänzender Regierung, war zu Cordova geboren und begleitete als Knabe seinen Vater nach der römischen Hauptstadt. Frühzeitig zeichnete er sich durch Geist, Kenntnisse und Beredtsamkeit aus. Er wurde an den kaiserlichen Hof gezogen und erhielt die ehrenvolle Stellung, die Erziehung des jungen Nero (Domitius) zu leiten. Als Letzterer im 17. Lebensjahre den Thron bestieg, gehörte Seneca zu seinen einflußreichsten Rathgebern. So lange dieser Einfluß vorwaltete, wurde die bösartige Natur des Fürsten im Zügel gehalten. Daß er den frevelhaften Mord öffentlich entschuldigte, den Nero an seiner Mutter Agrippina verübte, ist der einzige Flecken, der an seinem Charakter haften blieb. Seneca's ansehnliches Vermögen reizte aber die Habsucht des Tyrannen, seine Tugend und einfache Lebensweise machten ihn demselben verdächtig, seine geistige Ueberlegenheit und künstlerische Begabung erweckten den

Neid des Fürsten. Nero ließ ihn beschuldigen, an der Verschwörung des Piso theilgenommen zu haben und er wurde nebst anderen edlen Römern zum Tode verurtheilt, wobei ihm aber verstattet blieb, sich selbst die Todesart zu wählen. Seneca ließ sich die Adern öffnen; da dieses Mittel zu langsam wirkte, nahm er Gift ein und ließ sich endlich in einem heißen Bade ersticken. Er starb mit der würdevollen Ruhe eines wahren Philosophen, und seine Gattin, die freiwillig den Tod mit ihm erleiden wollte, tröstete er mit dem Ausspruch seines Gewissens, daß er seinen ganzen Lebenslauf nach dem Gebote der höchsten Sittlichkeit vollbracht habe.

Seneca wird für einen Stoiker angesehen, doch gilt dies nur in so weit, wie er sich zu einem System bekannte; nur das Beste des Stoicismus war ihm genehm und er schwor nicht auf die Worte des Meisters. Seneca nennt sich sogar einen Herold des **Epikur** und fügt fast jedem seiner Briefe an den Lucilius einen Ausspruch desselben hinzu. „Du fragst mich vielleicht, — schreibt er — weshalb ich so viele schöne Aussprüche vom Epikur und nicht vielmehr von Stoikern anführe. Warum willst du aber jene Aussprüche bloß dem Epikur zuschreiben und nicht vielmehr für ein Gemeingut halten?“ *) „Ich glaube nicht, — sagt **Diderot**, — daß es einen Menschen giebt, der seinem Charakter nach weniger zur stoischen Philosophie geeignet gewesen wäre als Seneca, sanft, human, wohlthätig, zartfühlend und theilnehmend wie er war. Er war nur mit dem Kopfe ein Stoiker und sein Herz führte ihn auch beständig aus der Schule des Zeno hinaus.“ — **Plutarch** nennt ihn den ausgezeichnetsten Moralschriftsteller. **Tacitus** preist seinen „liebenswürdigen Genius“ und den Glanz seiner philosophischen Darstellung. **) **Plinius** stellt ihn an die Spitze aller gelehrten Zeitgenossen. ***)

Die Schriften des Seneca enthalten eine umfassende, kräftig an das Herz dringende Moral, die Weisheit eines Philosophen, Welt- und Staatsmannes.

Die Hauptwerke des Seneca sind die Abhandlungen über:

---

*) Epist. 8.
**) Annal. XII, XIII.
***) XIV. 4.

den Aerger; die Tröstung; die Vorsehung; die Gemüthsruhe; die Sanftmuth; die Güte; die Kürze des Lebens; die 124 Briefe an Lucilius, welche die umfassendsten und inhaltreichsten seiner Werke sind.

In seinen Abhandlungen nimmt er die verschiedensten Zweige der Humanitätslehre zu Gegenständen. Er eifert gegen die schlechte Behandlung, welche den Sklaven unter Heiden und Christen widerfährt und will dieselben als Mitglieder der Familie behandelt wissen. — In der Schrift über die Sanftmuth, welche seinem Zögling Nero gewidmet ist, spricht er zu Gunsten der Verhinderung der Vergehen, im Gegensatz zur Strafe und erweitert den Gegenstand zu einer Erörterung über die Strafbefugnisse der Staatsobrigkeit. — Er empfiehlt, den Dürftigen Beistand zu leisten. — Mit Eifer tritt er gegen den „Autoritätsglauben" auf, warnt vor den falschen Propheten sowohl wie vor der Stimme des großen Haufens und fordert zum „Selbstdenken" auf. Sein Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit spricht er in den Worten aus:

Keine Tugend kann wirklich verloren gehen; dies ist nicht der Fall, selbst wenn sie eine Zeit lang verborgen bleiben müßte. Es wird ein Tag kommen, wo die Wahrheit offenbar wird, die heut vernachlässigt und unterdrückt wird durch die Bosheit des Zeitalters. Niemand muß glauben, daß die Welt nur für seine Zeit bestehe. Viele Tausende von Jahren, viele Millionen Menschen werden noch folgen. Auf diese Zeit blicket hin! Wennschon ihr durch den Neid der gegenwärtigen Zeit verdunkelt werdet, so werden doch die Nachkommen ohne Furcht noch Gunst über euch urtheilen. Freilich wird uns die Nachrede der Nachkommen nicht mehr berühren, aber der Ruhm kann uns ehren und uns oft Rath ertheilen, selbst wenn wir unempfindlich für Lob sind. Das Trugwerk der Jetztzeit hat keinen Bestand; es ist dünn verkleidete Falschheit und diese schimmert hindurch, wenn ihr es nahe genug ansehet.

In folgenden Worten stellt er Glück und Tugend neben einander:

Wer irgend Etwas höher achtet als die Tugend oder überhaupt dasjenige, was außer ihr besteht, für ein Gut ansiehet, der erwartet sorgenvoll, daß ihm die Spenden (missilia) des Schicksals in den Schoß fallen sollen.*) Das Schicksal veranstaltet Schauspiele und schüttet bei dieser Gelegenheit über jene Menschenhaufen Ehrenstellen,

---

*) Anmerk. Missilia hießen allerlei kleine Geschenke, welche die römischen Kaiser während der Schauspiele unter das Volk werfen ließen.

Reichthümer, Gunstbezeugungen aus. Davon wird Manches zerrissen unter den Händen Derjenigen, die sich darum raufen; Manches gereicht Denen, die es erhaschen, zum größten Nachtheil. Aber selbst Der, welcher glücklich Etwas erbeutet, wird sich nicht auf lange Zeit desselben erfreuen. Wer daher gescheut ist, der eilet aus dem Theater, sobald die kleinen Geschenke zum Vorschein kommen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Spenden, welche das Schicksal von oben herabwirft.

Als Anhänger der Pythagorischen Diät ist Seneca auch ein Lobredner der Mäßigkeit.

Meine Reise hat mich belehrt, wie viel Ueberflüssiges wir besitzen, und daß wir Vieles nicht einmal vermissen, sobald die Nothwendigkeit es uns entzieht. Mit den wenigen Sklaven, die unser einziges Fuhrwerk fassen konnte; ohne alles Gepäck, außer den Kleidern, die wir auf dem Leibe tragen, führe ich mit Maximus bereits seit zwei Tagen das glücklichste Leben. Mein Bett liegt auf der Erde und ich auf dem Bette. Es besteht aus zwei Reisemänteln, von denen der eine als Unterbett, der andre als Decke dient. Unser Mittagstisch ist von der dürftigsten Art und binnen einer Stunde bereitet. Trockne Feigen dienen mir als Zuspeise zum Brote, zuweilen selbst in Stelle des Brotes. Diese Früchte, die wir als Neujahrsgeschenke kennen, machen mir jeden Tag zum Anfangstage eines neuen Jahres und ich beginne dasselbe mit guten Vorsätzen und indem ich mein Gemüth erhebe. Nie erhebt sich dieses höher, als wenn ich mich alles Fremdartigen entledige; indem es nichts fürchtet, schafft es sich Frieden; indem es nichts begehrt, erwirbt es sich Reichthum.*)

Die ersten Menschen und ihre Nachkommen folgten noch unverdorben der Natur, die zugleich ihre Führerin und ihr Gesetz war. Nachdem sich aber das Laster eingeschlichen und die königliche Herrschaft sich in Tyrannei verwandelt hatte, wurden Gesetze nothwendig, welche anfänglich auch von Weisen gegeben wurden. Solon, welcher Athen eine recht- und gesetzmäßige Verfassung gab, ist berühmt als einer der sieben Weisen seines Zeitalters. Wenn Lykurgus zu jener Zeit gelebt hätte, so würde er jener ehrwürdigen Zahl als der achte beigetreten sein. Auch die Gesetze des Zaleukus und Charondas werden gerühmt. Jene Männer lernten die Gesetze, welche sie dem damals blühenden Sicilien und dem italienischen Griechenland vorschrieben, nicht im Forum noch im Vorsaal der Rechtsgelehrten, sondern in der ehrwürdigen stillen Zurückgezogenheit des Pythagoras.

Jenes glückliche Zeitalter, von welchem ich sprach, bestand, ehe es Baumeister gab. Erst als die Ueppigkeit aufkam, kam man darauf, das Bauholz quadratförmig zu hauen und den Balken mit der Säge zu durchschneiden. Damals richtete man keine Speisesäle ein, worin man ein ganzes Volk bewirthen kann; man führte nicht in langen Wagenzügen, unter welchen die Straßen erzitterten, Fichten und Tannen herbei, um schwere, mit Gold verzierte Zimmerdecken zu verfertigen. Die Hütte wurde nur auf jeder Seite von gabelförmigen Stützen gehalten; die stärksten Regengüsse flossen am abschüssig gelegtem Busch-

*) Ep. 87.

werk und an blätterreichen Zweigen herab. Unter diesen Strauchdächern wohnten freie Menschen in Sicherheit; unter Marmor und Gold wohnt die Sklaverei. Ich stimme dem Posidonius nicht bei, wenn er meint, die eisernen Geräthe seien von Weisen erfunden worden; denn auf diese Weise könnte man auch Diejenigen für Weise halten, welche es erfanden, das Wild in Schlingen und an Leimruthen zu fangen und die Forsten mit Hunden zu umziehen. Alle diese Dinge wurden durch List, nicht durch Weisheit erfunden. Der Weise fand seinen Unterhalt leicht; und noch in unserm Zeitalter wünscht er ja so wenig Gepäck wie möglich zu haben. Wen hältst du für den Weisen? Den, der die Säge erfand, oder Den, der, als er einen Knaben aus der hohlen Hand Wasser trinken sah, sofort seinen Becher zerbrach und zürnend zu sich selber sprach: „Wie lange habe ich, thörichter Mensch, überflüssiges Geräth geführt!“

Wir können wohnen ohne Marmorarbeiter und Zimmermann, können uns kleiden, ohne kostbare Kleider zu erhandeln; wir können erlangen, was wir nothwendig brauchen, wenn wir uns mit dem begnügen, was uns die Erde offen darbietet. Wenn das menschliche Geschlecht dies hören wollte, so würde es einsehen, daß der Koch ihm ebenso entbehrlich ist wie der Soldat. Jene waren Weise oder wenigstens den Weisen ähnlich, welche ohne Umständlichkeit ihren Körper verwahrten. Das Nothwendige kostet wenig Sorge; das Wohlleben macht Mühe.

Die Natur war nicht so feindselig gegen uns, daß der Mensch allein nicht ohne viele Kunst leben könnte, während sie den Thieren das Leben so leicht gemacht hat. Man braucht nichts mühsam aufzusuchen, um das Leben zu fristen. Wir sind dazu geboren, zu nehmen, was für uns bereitet ist. Aber durch Ueberdruß am Leichten haben wir uns Alles schwer gemacht. Obdach, das Erforderliche zur Bedeckung und Erwärmung des Körpers, die Speisen und Alles, was uns jetzt so ungeheure Mühe macht, bot sich von selber, umsonst und ohne viel Mühe dar; denn Alles war in dem Maße vorhanden, wie es die Nothwendigkeit erforderte; wir aber machten daraus kostbare, bewundernswerthe Dinge, die sich nur mit vielen Künsten herstellen lassen. Die Natur genügt zu dem, was sie fordert. Die Ueppigkeit jedoch ist von der Natur abgefallen, reizt sich täglich an, wächst mit jedem Jahrhundert und bietet allen Geist auf, um dem Laster Vorschub zu leisten. Anfänglich begehrte sie Ueberflüssiges, dann Schädliches, zuletzt machte sie den Geist zum Sklaven des Körpers. Entwichen ist das natürliche Maß, welches die Begierden auf das Nothdürftigste beschränkt; bereits gilt es für beschränkt und bäuerisch, nicht mehr zu verlangen als genügend ist.*)

Um Hunger und Durst zu stillen, brauchst du nicht die Schwellen der Großen zu belagern, nicht ihre stolzen Blicke oder ihre ebenso demüthigende Höflichkeit zu ertragen; brauchst dich nicht auf das Meer zu wagen oder zu Felde zu ziehen. Was die Natur verlangt, das ist leicht zu erwerben; es liegt dir nahe; das Ueberflüssige kostet große Anstrengung. Das ist es, was die Toga abnützt, was uns zwingt,

*) Ep. 90.

unter dem Zelte zu ergrauen, was uns an fremde Gestade schleudert. Das Genügende ist uns zur Hand.*)

Behalte daher die dienliche und heilsame Lebensregel: dem Körper nur so viel zu gewähren, wie zur Erhaltung der Gesundheit hinreicht. Man muß ihn hart halten, damit er der Seele den Gehorsam nicht versage. Die Speise stille den Hunger; der Trank lösche den Durst; das Kleid schütze gegen Kälte; das Haus sei eine Schutzwehr gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung. Ob Letzteres aus Rasen oder aus fremdländischen Steinen errichtet worden, ist gleichgültig. Denn wisse: den Menschen deckt Stroh ebenso gut wie Gold. Achte alle überflüssigen und mühsamen Zierrathen gering! Bedenke, daß nur die Seele Bewunderung verdient; sobald sie groß ist, so giebt es für sie nichts Großes mehr.**)

An Nothdürftigem wird es nicht mangeln, weil die Natur sehr wenig verlangt und der Weise sich nach der Natur bequemt. Hat er nur Geringes und Weniges, um sein Leben zu fristen, so wird er damit vorlieb nehmen und, ohne sich um unnöthige Dinge zu kümmern, dem Magen und dem Körper das Ihrige geben und die Geschäftigkeit der Reichen und die Sucht nach Reichthümern furchtlos und froh verlachen, indem er sich sagt: Womit willst du dich so lange aufhalten? Willst du auf einen Zinsertrag warten oder auf einen Handelsvortheil oder auf das Testament eines begüterten Greises, da du doch sogleich reich werden kannst? Die Weisheit vertritt die Stelle der Schätze; sie schenkt sie Demjenigen, dem sie dieselben entbehrlich macht.***)

Du wirst entzückt sein, wenn du, für 2 Aß (8 Pfennige) gesättigt, einsehen wirst, daß man der Gunst des Schicksals nicht bedarf, um sich satt zu essen, denn was die Nothwendigkeit erfordert, muß es auch zürnend gewähren.

Epikur, jener Meister in der Kunst des frohen Lebensgenusses, hatte gewisse Tage, wo er seinen Hunger sehr kärglich stillte, um zu erfahren, ob ihm dabei etwas an einem vollkommenen Vergnügen fehle, oder wieviel daran fehle, und ob dies werth sei, mit großer Mühe ersetzt zu werden. Ja, er rühmt sich, mit weniger als einem Aß sich zu beköstigen. Meinest du, daß man bei dieser Lebensweise Sättigung finden könne? Ja, sogar Vergnügen, aber nicht jenes gehaltlose und flüchtige Vergnügen, welches oft der Erneuerung bedarf, sondern ein beständiges und zuverlässiges. Wasser und Graupen oder ein Stück Gerstenbrot sind eben nichts Leckeres, aber es ist grade das größte Vergnügen, sich fröhlich mit dem begnügen zu können, was keine Ungunst des Schicksals uns entreißen kann. Selbst im Kerker giebt es reichlichere Nahrung; auch die zum Tode Verurtheilten speiset der Scharfrichter nicht so kärglich. Welche Seelengröße, sich freiwillig auf das zu beschränken, was sogar Diejenigen, die zum Tode verur-

---

*) Ep. 4. — Vergleiche damit den Ausspruch des Plinius (Historia naturalis, Lib. XI, 117) „Einfache Nahrungsmittel sind dem Menschen am zuträglichsten; große Mannigfaltigkeit in dem, was gut schmeckt, ist nachtheilig; noch schädlicher wird sie durch Gewürz."

**) Ep. 8.

***) Ep. 7.

theilt sind, nicht zu befürchten haben! Das heißt die Pfeile des Schicksals auffangen.*)

In dem Brief, worin Seneca über die Bildung des Weisen spricht, schildert er gelegentlich auch die Folgen der Unmäßigkeit.

Die Arzneikunde bestand einst in der Kenntniß weniger Kräuter, um das Blut zu stillen und die Wunden allmälig zu schließen; in der Folge gelangte sie zu vielseitiger Mannigfaltigkeit. Es ist auch nicht zu verwundern, daß sie damals weniger zu thun hatte, als die Körper noch fest und dauerhaft und die Speisen leicht und nicht durch Kunst und Ueppigkeit verdorben waren. Als man später anfing, die Wollust darin zu suchen, daß man den Hunger nicht stillte sondern reizte, als man tausend Arten der Bereitung erfand, um die Eßlust zu erregen, da wurde aus der Nahrung für den Hungrigen eine Beschwerde für den Gesättigten. Die wurden bleich und zitternd; aus der Ueberladung entsprang eine Magerkeit, bedauernswürdiger als sie der Hunger erzeugt; daher das Wanken und Schwanken mit unsicheren Schritten wie in der Trunkenheit; daher das Wasser, das sich unter der ganzen Haut sammelte; die Spannung des Leibes, den man gewöhnen wollte, mehr zu fassen als er konnte; daher Gallenergießungen, schlechte Gesichtsfarbe und das Hinschwinden der innerlich Verwesenden; Verdrehung der Finger mit steif gewordenen Gelenken; Erstarrung der abgestorbenen Muskeln oder jenes Zappeln und unaufhörliche Schwingen des Körpers. Soll ich noch jenen Schwindel erwähnen, jene Martern der Augen und Ohren, jene Schmerzen des erhitzten Gehirns, die Vereiterung der Absonderungs-Organe; ferner die unzähligen Arten von Fiebern, von denen einige in heftigem Anfall wüthen, andere allmälig und schleichend zerstören, andere von Schauern und starken Erschütterungen begleitet sind? Soll ich noch andre Krankheiten als Strafen der Ueppigkeit anführen? Von solchen Uebeln blieben verschont Diejenigen, welche sich noch nicht durch Schwelgerei aufgelöst hatten und sich selber beherrschten. Ihre Körper härteten sie durch Anstrengung und tüchtige Arbeit. Wenn sie von der Jagd, vom Laufe oder von der Feldarbeit ermüdet waren, so wartete ihrer ein Mahl, das nur Hungrigen behagen konnte. Es bedurfte daher nicht solcher medicinischen Vorrichtungen, nicht so vieler Instrumente und Büchsen. Ihr Uebelbefinden war einfach, weil es aus einfacher Ursache entstand. Viele Gerichte dagegen erzeugten viele Krankheiten. Siehe nur, wie viele Dinge die Schwelgerei vermischt, um sie durch die Kehle gehen zu lassen! welche Verwüstung der Erde und des Meeres! Nothwendiger Weise müssen so verschiedene Dinge sich schlecht vertragen und, verschluckt, sich schwer verdauen lassen, da sie ganz verschiedenartig wirken. Es ist daher auch kein Wunder, wenn solche widerstreitende Speisen wechselnde und mannigfaltige Krankheiten erzeugen und, da sie aus widerstreitenden Stoffen zusammengesetzt sind, in eine schädliche Gährung gerathen.

---

*) Ep. 19.

Die alten Aerzte verstanden sich nicht darauf, oft Nahrung zu verordnen, verdorbenes Blut abzuzapfen und langwierige Krankheiten durch Bäder und Schwitzen abzuleiten; sie verstanden sich nicht darauf, durch Umschläge um die Beine und Arme den im Inneren verborgenen Krankheitsstoff in die äußeren Theile zu leiten. Es war nicht erforderlich, so viele Hülfsmittel in Anspruch zu nehmen, da nur wenige Gefahren vorhanden waren.

Wie weit sind aber jetzt die Uebel vorgerückt! So büßen wir für unsere unmäßigen und unerlaubten Genüsse! Wundere dich also nicht über die zahllosen Krankheiten: zähle die Köche!

Ihr guten Götter! Wie viele Menschen setzt Ein Magen in Bewegung! Meinst du nicht, daß jene Pilze, ein wollüstiges Gift, ihre Wuth ingeheim auslassen, wenn sie es nicht auf der Stelle thun? Glaubst du, jener Sommer-Schnee werde dir keine Leberverhärtung zuziehen? Denkst du, daß jene Austern, das unverdauliche, mit Koth gemästete Fleisch deinen Magen nicht verschleimen werde? Glaubst du nicht, daß jene kostbare Brühe von ungesunden Fischen durch ihr schädliches Salz deinen Magen angreife? Glaubst du, die Speisen, welche unmittelbar vom Feuer zum Munde gebracht werden, könnten ohne Nachtheil innerhalb der Eingeweide abgekühlt werden? Welch' ein garstiges, übelriechendes Aufstoßen haben diese Leute! Wie müssen sie sich selber anekeln, wenn sie den alten Rausch aushauchen! Es ist wahrzunehmen, daß das Genossene verweset, aber nicht verdauet wird.*)

Seneca kommt zu wiederholten Malen auf das ursprüngliche Naturleben der Menschen zurück, das er dann stets mit begeisterten Worten schildert. In einem Briefe giebt er aber auch eine — für Viele unserer Zeitgenossen, die eine Diätreform anstreben — beherzenswerthe Darlegung, daß jene Lebensweise nur einen untergeordneten Werth habe, wenn sie nicht aus einer ethischen Ueberzeugung — aus der Philosophie, wie er es nennt — entspringe.

Ueber Jenen schwebten keine künstlich verzierte getäfelte Decken, sondern sie lagen unbedeckt und über ihnen hin rollten die Gestirne und das herrliche Schauspiel der Nächte; die Welt, das große Werk, eilte schweigend an ihnen vorüber. Bei Tage wie bei Nacht genossen sie des Anblicks von diesem wunderschönen Gebäude. Sie ergötzten sich, die Sternbilder anzuschauen, welche sich vom mittleren Theile des Himmels hinabsenkten, während andere aus dem Verborgenen emporstiegen. Und wie sollte es nicht Vergnügen gewähren, unter so ausgedehnten Wundern umherzustreifen? Ihr aber erschrecket bei jedem Krachen eurer Häuser und entfliehet bestürzt, sobald ihr Etwas zwischen euren Gemälden knarren höret. Damals hatte man noch keine Häuser, wie sie in Städten vorkommen. In frischer Luft, im Schatten von Felsen oder Bäumen, neben klaren Quellen und schönen Wiesen — in solcher Umgebung lag ihre ländliche Wohnung, von bäuerischer Hand

*) Ep. 95.

errichtet. — Aber obgleich Jene ein herrliches, argloses Leben führten, so waren sie doch keine Weisen, denn dieser Name ist jetzt nur mit der erhabensten Beschäftigung verbunden. Die Tugend ist kein Geschenk der Natur; gut werden ist eine Kunst. Jene suchten zwar in den untersten Schichten der Erde weder Gold, noch Silber, noch schimmernde Steine; sie schonten auch noch der vernunftlosen Thiere, geschweige, daß der Mensch einen Menschen, ohne ihn zu hassen oder zu fürchten, bloß des Schauspiels halber, umgebracht hätte. Aber wie? — Aus Mangel an Kenntniß der Dinge waren sie unschuldig. Es ist aber ein großer Unterschied, ob Einer nicht sündigen will, oder nicht zu sündigen versteht. Es mangelte ihnen Gerechtigkeit und Klugheit und Mäßigung und Tapferkeit. Nur einige Aehnlichkeit mit allen diesen Tugenden hatte das ungebildete Leben: die Tugend wird derjenigen Seele nicht zutheil, welche nicht unterrichtet und belehrt und durch anhaltende Uebung zur höchsten Stufe geführt wird. Wir werden zu ihr geboren, aber ohne sie, und bevor sie ausgebildet wird, besitzt selbst der Beste nur den Stoff zur Tugend, nicht aber die Tugend selber. *)

Bei dem Abscheu gegen Blutvergießen, den Seneca in dem vorigen Briefe ausspricht, setzt er ebenfalls den Thiermord in die nächste Verbindung mit dem Menschenmord. Die scheußlichen Fechterspiele, im besonderen die sogenannten mittägigen, wobei haufenweise, ohne Regeln und ohne Schutzwaffen gemetzelt wurde, schildert er mit folgenden Worten:

Zufällig gerieth ich um Mittag in das Schauspiel. Ich erwartete muntere und witzige Einfälle und irgend eine Aufheiterung, damit das Auge der Menschen ausruhe von dem Blicke auf Menschenblut. — Gerade das Gegentheil! Alle vorhergehende Kämpfe waren Barmherzigkeit dagegen. Es ist reiner Menschenmord. Ohne allen Schutz, sind sie mit ihren ganzen Körpern den Hieben bloßgestellt; ebenso ihre Gegner. Kein Helm, kein Schild wehrt den Stahl ab. Wozu auch Schutzwehre? wozu Fechterkünste? Das Alles hält den Tod nur auf. Am Morgen werden die Menschen den Löwen und Bären vorgeworfen; des Mittags ihren Zuschauern. Wer so eben seinen Gegner umbrachte, der wird auf Befehl des blutgierigen Volkes anderen Gegnern vorgeworfen, die ihn umbringen werden; man spart den Sieger auf, um ihn von anderen niedermachen zu lassen. Das Ende aller Kämpfer ist der Tod; mit Feuer werden die Zögernden angetrieben, und mit dem Schwerte wird Alles abgethan. So geht es also, wenn die regelmäßigen Spiele eine Pause machen, noch grausamer her, als es vorher geschah. „Aber Einer hat Straßenraub begangen", sagt ein Zuschauer zum Vorwand. — Nun, dann verdient er, gehenkt zu werden. — „Dieser hat einen Menschen ermordet." — Wer mordete, der verdient den Tod; aber was hast du verdient, Elender, der du hier zusiehst? — „Tödte, brenne, schlage ihn! Warum

*) Ep. 90.

rennt er so feige in's Schwert? Warum stirbt er so unwillig?" ruft ein Zuschauer, der vor Blutgier rasend geworden ist. — Durch Schläge werden sie den Wunden entgegengetrieben und mit entblößter, unbeschützter Brust fangen sie die wechselseitigen Streiche auf. Das regelrechte Schauspiel, worin ordentliche Paare auftreten, ist unterbrochen, und, um nicht unthätig zu sein, werden Menschen niedergemetzelt. Aber sehet ihr denn nicht ein, daß durch das Beispiel der Grausamkeit, welches ihr gebet, auch die Grausamkeit gegen euch selber geweckt werden kann?*)

Diese Menschenschlächterei, welche Seneca hier schildert, ging natürlicher Weise Hand in Hand nicht bloß mit der schwelgerischen Fleischfresserei sondern auch mit der Augenlust an Schlachthausgreueln und scheußlichen Thierkämpfen. Dazu bediente man sich nicht nur der reißenden Thiere sondern allmälig auch der edelsten pflanzenfressenden: der Stiere und der Elephanten. — Der Elephant wurde im Orient heilig gehalten und das Volk in Syrien gerieth in Aufruhr, als Antiochus Eupator Elephanten tödten ließ. Ptolomäus Philopator, der Elternmörder, fühlte sogar noch Reue, als er nach einem Siege dem Jupiter vier Elephanten geopfert hatte. Bei den Römern herrschte die Meinung, wie Cicero schreibt,**) daß zwischen den Elephanten und dem Menschengeschlecht eine Aehnlichkeit und Verwandtschaft bestände. Später setzte man sich über solche „Vorurtheile" hinweg, wie aus der Schilderung des Cajus Plinius Secundus hervorgeht:

Zu Rom kämpften die Elephanten nach Fenestella im Circus zuerst, als Claudius Pulcher curulischer Aedil war, im Jahre der Stadt 655 unter den Consuln Marcus Antonius und Aulus Postumius. Ebenso kämpften sie gegen Stiere, zwanzig Jahre später. Auch während des Consulats des Pompejus, bei der Einweihung des Tempels der Venus Victrix kämpften 20 Elephanten im Circus mit Gätulern, welche Wurfspieße gegen sie schleuderten. Dabei wurde namentlich der Kampf des einen bewundert, der, nachdem ihm die Füße durchbohrt waren, auf den Knieen zu den Schaaren kroch, die Schilder erfaßte und in die Höhe warf. Da diese sich im Kreise herum dreheten, so freuten sich die Zuschauer, indem sie nicht die Wuth sondern eine Geschicklichkeit des Thieres zu sehen vermeinten. Man bewunderte es auch, daß der eine Elephant durch einen einzigen Speer getödtet wurde, der unter den Augen eingedrungen und zum Sitze des Lebens im Kopfe gelangt war. Sie versuchten auch ein Mal, in Masse durchzubrechen und setzten dabei das Volk in Gefahr, obgleich dasselbe durch eiserne Gitter geschützt war. Der Dictator Cäsar ließ deshalb bei einem ähnlichen Schauspiele den Kampfplatz mit Gräben umschließen, die aber später Nero wieder beseitigen ließ. Die Elephanten des Pompejus aber, als sie alle Hoffnung zur Flucht abgeschnitten sahen, baten mit unbeschreiblichen

*) Ep. 7.
**) Mario epist. I.

Geberden, mit Wehklagen und Jammern das Volk um Mitleid. Letzteres empfand dabei solche Theilnahme, daß es der Freigebigkeit, womit der Feldherr es ehrte, vergaß, sich insgesammt weinend erhob und über den Pompejus Flüche ausstieß, die sich auch bald an ihm erfüllten. — Im dritten Consulate des Dictator Cäsar fochten 20 Elephanten gegen 500 Mann zu Fuß und ebenso viele ein zweites Mal, mit Thürmen zu je 60 Kämpfern, gegen 500 Mann Fußvolk und eine gleiche Schaar Reiter.

Später, unter den Kaisern Claudius und Nero, kämpften sie mit Einzelnen, wenn die Fechter aus dem Dienste entlassen wurden.*)

Bei Gelegenheit, wo Seneca von der Weise spricht, wie man die Philosophie lehren und lernen sollte, kommt er in besonderem auf das Lebensprincip des Pythagoras zu sprechen.

Da ich einmal aus einander setze, daß ich das Studium der Philosophie in meiner Jugend mit viel größerem Eifer anfing, als ich es in meinem Alter fortsetze, so will ich mich auch nicht schämen, zu gestehen, welche Liebe für Pythagoras mir mein Lehrer Sotius einflößte. Er lehrte, warum Jener und warum auch in der Folge Sextius sich der Fleischspeisen enthalten habe. Jeder von ihnen hatte einen anderen, aber Beide einen vortrefflichen Grund. Dieser glaubte, es gäbe genug blutlose Nahrungsmittel für den Menschen und man gewöhne sich zur Grausamkeit, indem man Thiere zu seinem Genusse zerfleische. Er fügte hinzu, man dürfe die Ueppigkeit nicht nähren; auch wären vielfache Nahrungsmittel und solche, die unserm Körper fremdartig sind, der Gesundheit nachtheilig. Pythagoras aber lehrte, unter allem Lebendigen bestehe eine Verwandtschaft, eine Gemeinschaft; immer finde ein Uebergang aus einer Form in die andre statt. Nach seiner Meinung kann keine Seele vergehen; ihre Wirksamkeit wird nur eine kurze Zeit unterbrochen, bis sie in einen anderen Körper übergeht. Ich übergehe es, aus einander zu setzen, durch welche Abwechselungen im Verlauf der Zeit sie in einen Menschen zurückkehrt und in welcher Zeit dies geschieht, nachdem sie mehrere Wohnungen durchirrt hat. Inzwischen flößte er den Menschen die Furcht ein, Verbrechen und Verwandtenmord zu begehen, da sie ohne ihr Wissen auf die Seele eines Vaters stoßen und durch Messer oder Biß einen Körper verletzten könnten, worin irgend ein verwandter Geist hausen möchte. Nachdem Sotius dies erklärt und mit einigen Gründen unterstützt hatte, fügte er hinzu: Glaubst du nicht, daß die Seelen unaufhörlich in andre Körper versetzt werden und daß dasjenige, was wir Tod nennen, nur eine bloße Wandlung ist? Glaubst du nicht, daß in diesen zahmen oder wilden Thieren oder in diesen Bewohnern der Gewässer eine Seele weilt, die vormals menschlich war? Glaubst du nicht, daß Nichts in dieser Welt untergeht sondern Alles nur seinen Aufenthalt verändert? daß nicht bloß die Himmelskörper einen gewissen Kreislauf vollenden, sondern daß auch die Thiere gewisse Verwandlungen durchlaufen und auch die Seelen einen Kreislauf haben? Große Männer haben dies geglaubt; erwäge also wohl dein Urtheil und siehe darauf, daß du keinen Verstoß machest! Ist jenes Alles

*) Plinius, Historia naturalis, lib. 8, 7.

wahr, so ist es eine Gewissenhaftigkeit, wenn man sich des Fleisches enthält; wenn es aber falsch ist, so enthalte man sich des Fleisches aus Mäßigkeit. Was verlierst du dabei? Es ist eine Atzung von Löwen und Geiern, die ich dir entreiße! — Durch diese Lehren angeregt, fing ich an, mich des Fleisches zu enthalten, und nach Ablauf eines Jahres war mir die Gewohnheit nicht nur leicht sondern auch angenehm Mein Geist kam mir behender vor und daß er es gewesen sei, möchte ich heute noch behaupten.*)

Der letztere Satz bestätigt nur, was auch Theophrastos, der Schüler des Plato, nachgewiesen hat: nämlich, daß die Pflanzenkost die Frische des Geistes begünstigt.

In jenem Briefe macht auch Seneca eine Anspielung darauf, daß der Verdacht gegen Diejenigen, welcher sich des Fleischgenusses enthielten, und die Verfolgungen der kaiserlichen Regierung ihn bewogen hätten, die Pythagorische Diät wieder aufzugeben. Er schreibt:

Du fragst, wie ich von der eben erwähnten Lebensweise wieder abgekommen bin. Meine Jugend fiel in die Zeit der Regierung des Tiberius Caesar. Damals wurden die fremden Gottesdienste, namentlich der ägyptische und der jüdische, abgeschafft, und man rechnete die Enthaltung von einigen Arten von Fleisch zu den Merkmalen des Aberglaubens. Auf Bitten meines Vaters, der weniger die Angeber fürchtete als die Philosophie haßte, kehrte ich zu meiner alten Lebensweise zurück. Ich habe dies erzählt, um dir zu beweisen, wie stark die Triebe zu allem Guten bei jungen Anfängern sein würden, wenn Jemand sie ermunterte und anfeuerte. Es wird aber Etwas durch die Schuld der Lehrer versehen, die uns disputiren aber nicht leben lehren; ebenso aber auch durch die Schuld der Lernenden, welche zu ihren Lehrern kommen, nicht in der Absicht, das Herz sondern den Kopf zu bilden. Und auf diese Weise ist aus der Philosophie eine Wortklauberei geworden.**)

Seneca soll in späterem Alter aber wieder auf die Lebensweise des Pythagoras zurückgekommen sein und man vermuthet, daß auch Nero in dieser Diät die Grundlage zum freien Aufschwung der Seele und eine Gefahr für die Tyrannenmacht erkannte.

Welche einfache Lebensweise Seneca in hohem Alter führte, schildert er in folgenden Worten:

Mein Alter geht nicht, es fällt schon hinunter. — Du fragst, wie unser heutiger Wettlauf ausfiel? Wir kamen gleichzeitig am Ziele

---

*) Ep 108.
**) Ep. 108. Vergl. Montaigne über Seneca.

an, was bei Wettläufen selten geschieht. Nach dieser Uebung oder vielmehr Ermüdung nahm ich ein kaltes Bad, so heißt bei mir ein lauwarmes. Früher warf ich mich am ersten Januar in einen Kanal, um das neue Jahr durch ein eiskaltes Bad einzuweihen; dann versetzte ich anfänglich mein Lager an den Tiber, dann an diese Badewanne, die, wenn ich mich stark fühle und mir etwas zutraue, nur durch die Sonne erwärmt wird. So fehlt dann wenig an einem warmen Bade. Ohne mich zu Tische zu setzen, genieße ich alsdann gegen Mittag etwas trockenes Brot, wonach ich die Hände nicht zu waschen brauche. Ich schlafe äußerst wenig. Du kennst meine Gewohnheit; nur einen kurzen Schlummer erlaube ich mir, ich spanne gleichsam nur aus. Es genügt mir, wenn ich zu wachen aufhöre. Zuweilen weiß ich, daß ich geschlafen habe, zuweilen kommt es mir nur so vor.*)

In gleicher Weise spricht er sich noch in folgenden Worten über seine Lebensweise im Alter aus:

Attalus pries ein hartes Bett an, welches dem Körper nicht nachgiebt; noch als Greis gebrauche ich ein solches, worin keine Spur sichtbar werden kann.**)

Halte dich tapfer und vermindere dein Gepäck! Nichts von dem, was wir besitzen, ist nothwendig. Laß uns zum Gesetz der Natur zurückkehren, dann ist uns der Reichthum gewiß. Was wir bedürfen, kostet entweder nichts oder wenig. Brot und Wasser verlangt die Natur; dazu ist Niemand zu arm. „Wer darauf seine Begierden einschränkt," sagt Epikur, „der wetteifert mit Jupiter selber an Glückseligkeit."***)

Den Abscheu gegen die Bluttaten, welchen Seneca in der oben angeführten Schilderung der Fechterspiele aussprach, offenbart er noch in vielen Stellen seiner Abhandlung „über den Zorn."

Vergegenwärtige deinem Blicke so viele Heerführer, die in der Geschichte als Beispiele unglücklicher Schicksale aufgestellt sind! Diesen erstach die Wuth im Schlafgemach; Jenen ermordete sie beim unverletzlichen Gastmahl; Diesen zerfleischte sie zum Schauspiele des Forums, als er die Gesetze handhabte; Jenem ließ sie das Blut seines Sohnes vorsetzen; einem Anderen befahl sie, Könige durch Sklaven zu erwürgen und ihre Glieder am Kreuz auszuspannen. Das sind nur gewaltsame Todesarten Einzelner; aber wie, wenn du deinen Blick von den einzelnen Opfern des Zornes wegwendest und richten wolltest auf ganze Volksversammlungen, die durch das Schwert fielen, auf jenen Pöbel, der durch abgeschickte Soldaten niedergemetzelt wurde, auf allgemeine, an ganzen Völkern vollzogene Todesurtheile? Aber warum ist denn das Volk so aufgebracht und grausam gegen die Gladiatoren, daß es sich beleidigt glaubt, weil sie nicht gern sterben

*) Ep. 83.
**) Ep. 108.
***) Ep. 25.

wollen? Es hält sich für verachtet und verwandelt sich in Mienen, Geberden und Wuth aus dem Zuschauer in einen Feind.*)

Der Zorn vereinigte Männer und Weiber, Greise und Jünglinge, Beherrscher und Volk, und die Schaar, durch wenige Worte aufgehetzt, übertraf noch ihre Anstifter. Plötzlich rannte man zu Feuer und Waffen, kündigte den Nachbarn Krieg an und führte ihn mit Bürgern. Ganze Häuser wurden bis auf den Grund ein Raub der Flammen und jener Redner, der vorher durch Beredtsamkeit beliebt und glänzend war, wurde das Ziel der Wuth seiner Volksversammlung. Die Legionen schleuderten ihre Wurfspieße gegen ihre Imperatoren. Das ganze Volk trennte sich vom Senat; und der Senat, der Geist der Nation, wählte ohne Werbung oder Feldherrnwahl plötzlich die Anführer seiner Wuth, verfolgte edle Männer in ihren Häusern und machte mit eigener Hand den Henker. Durch Verletzung des Völkerrechtes entweihte er die Gesandtschaften; alle Bürger wurden von einer unglücklichen Wuth ergriffen; dem allgemeinen Schwindel ließ man nicht Zeit, zu verrauchen; sogleich mußten Flotten mit gepreßten Matrosen auslaufen. Ohne Opfer rückte das Volk aus, von seiner Wuth geleitet und mit Waffen, wie sie ihm Raub oder Zufall darboten; bald aber büßte es durch schwere Niederlagen seine unbesonnene, kühne Wuth.**)

Um aber den Irrthum zu verhüten, als sei der Zorn doch zu gewissen Zeiten und Gelegenheiten nützlich, muß man seine zügellose und unbesonnene Wuth darstellen; man muß ihn schildern mit seinen Werkzeugen, mit Tortur, Folterseil und Sklavenkerker, mit Kreuzigung, mit Feuer um eingegrabenen Körper, mit Haken, womit die Leichname geschleift werden, mit allen Arten von Fesseln und Qualen, mit zerfleischten Gliedern, mit Brandmarken und Löwengruben. So erhält der Zorn seinen Platz unter seinen Werkzeugen, die er alle durch Schauder und Entsetzen an Gräßlichkeit noch übertrifft.***)

Musonius.

(20—79 n. Chr.)

Musonius, in der reichen Stadt Volsinii in Etrurien geboren und von angesehener Familie, gehörte zu den Bekennern der Stoischen Philosophie, welche mehrere Jahrhunderte lang das Gebiet der hervorragenden Geister in sich schloß, zur Zeit des Nero aber, wegen ihres sittlichen Gehaltes und ihres Ein-

*) De Ira I, Lib. 2.
**) De Ira II, Lib. 2.
***) De Ira II, Lib. 3.

flusses auf das öffentliche Leben, der Verfolgung preisgegeben war. Auch der Stoiker Musonius entging nicht dem Märtyrerthum. Als er die Thaten und die Regierung des Nero mißfällig beurtheilte, traf ihn die Strafe der Verbannung. Er wurde nach der Cycladen-Insel Gyara verbannt. Eine Quelle, die er auf dem sonst wasserleeren Eilande entdeckte, wurde von den Griechen wie die Roßquelle des Helikon verehrt. Wie in der Darstellung des Philostratus angegeben wird, soll Apollonius von Tyana mit dem Gefangenen in schriftlichem Verkehr gestanden haben. Als Dieser sich erbot, ihn zu befreien, wie Herkules einst den Theseus aus dem Hades befreiete, und ihn vor dem Schicksale des Sokrates warnte, antwortete ihm Musonius:

„Ich danke dir für deine Absicht, aber ich werde der Mann sein, mich zu rechtfertigen und zu zeigen, daß ich kein Unrecht gethan habe. Sokrates starb, weil er nicht zur Vertheidigung gerüstet war; ich werde mich vertheidigen."

Nach Nero's Tode wurde Musonius aus der Verbannung befreiet; Titus und Vespasian hielten ihn in Ehren.

Von den Werken des Musonius sind uns nur Fragmente übrig geblieben, von Peerlkamp gesammelt.*) Einzelne Aussprüche von ihm finden sich im Anthologion von Stobaeus.**) Eine neuere Monographie ist von Eduard Baltzer verfaßt.***)

In der Lehre des Musonius nimmt die Ethik eine wichtige Stelle ein. Die Grundlage derselben ist bei ihm die Natur, die im Menschen zum Bewußtsein kommen soll und die er auch als Bedingung eines glücklichen Lebens ansieht. Als einst ein Greis ihn fragte, auf welche Weise man noch im Alter glücklich leben könne, antwortete er:

Man muß im Alter, ebenso wie in der Jugend, naturgemäß leben, um sich glücklich zu fühlen.

Alles Gute betrachtete er als nützlich, alles Böse als ver-

*) J. Venhuizen Peerlkamp, C. Musonii Rufi philosophi stoici Reliquiae et Apophthegmata. Harlemi 1882.

**) Uebersetzt: Johannis Stobei scharpffsinnige Sprüche der allervernünfftigsten, ältesten hochgelehrten Briefe, durch Georgen Frölich, genannt Letus von der Lömnitz, erstmals aus lateinischer in deutsche Sprache gebracht. 1551.

***) Eduard Baltzer. Musonius, Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit. Nordhausen 1871.

derblich. Die Tugend ist die Mutter aller Güter und umfaßt vier Cardinaltugenden: Vernünftigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit.

Die **Mäßigkeit** oder Mäßigung dringt, wie alle Tugenden, in das ganze Leben ein und besteht darin, daß der bewußt gewordene menschliche Geist das ganze persönliche Leben vermöge Einsicht und Willenskraft beherrsche.*) Darum sagt Musonius:

Die Schätze eines Krösus und Cyrus halten wir für große Armuth. Nur Einen erachten wir für reich und weise: Denjenigen, der überall das Unentbehrliche zu erwerben vermag.

An anderer Stelle:

Die Wollust ist zu loben, wenn sie unter dem Richtscheit der Vernunft gehalten wird, welcher unter allem Schönen und Lustbarlichen nichts lieber ist als die Mäßigkeit.**)

Die **Abhärtung** wirkt günstig auf die Fassungskraft und das geistige Vermögen. Zum Beweise vergleicht Musonius einen durch Ueppigkeit entkräfteten Jüngling mit einem anderen, der auf spartanische Weise erzogen ist. Jener, dessen Geist durch seine Lebensweise erschlafft ist, vermag die Lehren der Philosophie schwer zu fassen, daß Anstrengung, Armuth und Tod keine Uebel seien; während der Andre, durch Beschwerden abgehärtet und für Lehren empfänglich, jenen Ausspruch schnell und bereitwillig aufnehmen und für selbstverständlich erachten werde.

Als Bekenner der Sokratischen Lebensweise tritt Musonius zu wiederholten Malen als Lobredner des **Ackerbaues** auf, da derselbe dem Menschen die Früchte der Erde verschafft, die ihm von der Natur zur ausschließlichen Nahrung angewiesen sind.

Diejenigen, welche das Feld bauen, gehören dem allgemeinen Nutzen an. Privatpersonen können nicht allein sich sondern auch Weib und Kind dadurch ernähren; ja, sie werden durch solchen Fleiß selbst reich, wenn sie selber arbeiten und fleißig sind. Denn die Erde vergilt am besten und am gerechtesten Denen, die sie bauen, indem sie, was sie empfangen hat, mit vielem Wucher wieder herausgiebt und Alles, was des Lebens Nothdurft erfordert, überflüssig ersprießet. Denn der Ackerbau stehet Jedem an, der nicht weibisch und weich ist. Wie könnte auch Ackern und Weinreben bauen, nicht eine ehrliche Sache sein? Desgleichen Säen, Mähen, Dreschen sind Alles ehrliche Werke und den Biedermännern geziemend. Wahrlich, wie Hesiod nicht ver-

*) Vergl. Baltzer, S. 14.
**) Johannis Stobei scharpffsinnige Sprüche, S. 65.

schmähete, ein Hirt zu sein und dies ihn nicht hinderte, Gott angenehm und ein Saitenspieler zu sein: so wird es auch sonst Niemanden im Wege liegen. Mir gefällt das am Feldbau am meisten, daß er dem Verstande auch Zeit verleihet und was zur Erlangung guter Kunst gehört. Denn die Uebungen, welche den Leib kräftigen, die sind auch des Gemüthes und Verstandes mächtig. Was ist natürlicher, als sich von der Erde, der Mutter aller Dinge, ernähren? Sollte es nicht mannlicher sein, auf dem Lande zu leben, als, wie die Maul-drescher und Sophisten, in den Städten müßig umherzugehen? Ist es nicht heilsamer, außerhalb zu wohnen, als im Schatten auferzogen zu werden? Ist es nicht edler, seine Erfordernisse selber zu erzeugen, als durch Andre zu erlangen? Eine so edle und Gott angenehme Nahrung ist der Ackerbau, daß Apollo den Mysone Themeum einen weisen und den Aglaum Psophidium einen seligen Mann nennt, weil sie Beide auf dem Felde wohnten und Handarbeit trieben und sich vom Stadtleben enthielten.

Dagegen könnte man sagen, es sei nicht rathsam, daß ein gelehrter Mann und der die Jugend zur Weisheit fördern möchte, das Feld baue und mit der Hand gleich einem Bauer arbeite; ja, es wäre unrecht, wenn Jene dadurch an Uebung der Weisheit und Künste verhindert würden. Mich dünkt aber, die Jugend werde mehr gefördert, wenn sie die Lehrer nicht nur in der Schule hören, sondern auch sehen, daß Jene auf dem Felde arbeiten und das im Werke treiben, was die Vernunft lehrt: nämlich daß es besser sei, Arbeit und Beschwerden zu ertragen als Mangel an Nahrung zu leiden. Was hindert es, daß der Jünger neben dem Meister arbeitet und ihn dabei von Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Geduld reden höre? Darum soll Niemand sagen, daß der Ackerbau hinderlich sei zu dem, was man lehren oder lernen soll.*)

Die Thiere, die Musonius vom Opfermesser befreien will, erkennt schon er als Geschöpfe von gleicher körperlichen und seelischen Organisation, wie der Mensch sie besitzt. Er bestreitet, daß sie bloß sinnliche Triebe fühlen; er rühmt ihre Mäßigung trotz ihrer Gier, ihren Muth, ihre Elternliebe; er schreibt ihnen eigenthümliche Tugenden zu, die denen der Menschen ähnlich sind.

Von der Diät sprach Musonius oft, wie berichtet wird; er hielt dieselbe, wie die Pythagoräer, für die Grundlage nicht nur der Mäßigung, sondern aller Cardinal-Tugenden. Wir finden von ihm unter Anderem folgende Auslassung überliefert:

So wie wir die billigere Kost der theuren vorziehen sollten und die leicht zu verschaffenden der schwer zu verschaffenden, ebenso auch ist diejenige, welche dem Menschen naturgemäß ist, der nicht naturgemäßen vorzuziehen. Naturgemäß ist uns die Nahrung, bestehend aus Pflanzen,

*) Johannis Stobei scharpffinnige Sprüche. S. 324.

Körnern und anderen nahrhaften vegetabilischen Stoffen; ebenso was von Thieren kommt, die nicht geschlachtet werden, uns aber in anderer Weise dienen. Von solchen Speisen sind diejenigen die geeignetsten, die wir sogleich ungekocht genießen können und welche uns fertig zur Hand sind. Dazu gehören die Früchte der Jahreszeiten, einige Krautarten, Milch, Käse und Honigscheiben. Außerdem sind solche, welche des Feuers bedürfen und zu den Körnern oder Kräutern gehören, ebenfalls nicht untauglich, sondern alle ohne Ausnahme der menschlichen Natur gemäß.

Fleisch essen aber erklärte er für brutal und den wilden Thieren gemäß. Es ist schwerer zu verdauen, sagte er, und hindert die Gedanken und die Intelligenz; der Dunst, der sich davon verbreitet, ist lästig und verdüstert die Seele; Diejenigen, welche reichlich davon genießen, scheinen auch daher eine langsamere geistige Fassungskraft zu besitzen. Da der Mensch in ursprünglichem Zustande unter allen irdischen Wesen am nächsten den Göttern verwandt ist, so sollte auch seine Nahrung am meisten der göttlichen ähnlich sei. Jene sollen sich begnügen, sagte man, mit den Dünsten, die von der Erde und den Gewässern aufsteigen, und wir werden uns einer ähnlichen Nahrung bedienen, wenn wir die leichteste und reinste wählen.

Dann wird auch unsere Seele rein und klar sein und damit zugleich am besten und weisesten, wie dies auch Heraklit bezeugt. Wie es jetzt geschieht, sagte Musonius, so nähren wir uns bei weitem schlechter als die unvernünftigen Geschöpfe, denn diese, obschon sie von dem Hunger wie von einer Geißel angetrieben werden und sich auf ihren Fraß stürzen, verwenden doch auf ihre Nahrung weder Kunst noch Zwang, sondern sind mit dem zufrieden, was sich darbietet und suchen sich nur zu sättigen. Wir aber erfinden mannigfache Künste und Mittel, um den Genuß der Nahrung zu versüßen und der Kehle zu schmeicheln.

Zu einer solchen Leckerei und Schlemmerei sind wir gelangt, daß man, wie über die Tonkunst und Heilkunde, Abhandlungen über die Kocherei geschrieben hat, welche die Genüsse des Schlundes vermehren. aber der Gesundheit schaden. Jedenfalls kann man wahrnehmen, daß Diejenigen, welche wählerisch in der Nahrung sind, sich bei weitem kränklicher befinden. — Einige sogar verschmähen, wie schwangere Frauen, die gebräuchlichen Speisen und leiden an krankem Magen. Daher verlangen ihre Magen einen beständigen Anreiz durch ungemischten Wein oder Essig oder durch scharf schmeckende Speisen, ebenso wie ein schlechter Stahl beständig der Schärfung bedarf.

Zeno von Citium, als er krank war, hielt es nicht für recht, eine üppigere Speise zu essen als sonst und als sein Arzt ihm eine junge Taube verordnete, rief er unwillig aus: „Behandle mich, wie du Manes behandeln würdest!“ Er verlangte damit vermuthlich, daß er bei der Kur nicht zarter behandelt werde als ein kranker Sklave; denn wenn solcher ohne eine kostbarere Nahrung geheilt werden kann, so können wir es auch. Ein tugendhafter Mann darf in keiner Weise verzärtelter sein als ein Sklave. Daher warnte uns auch Zeno vor der Ausschweifung im Essen, denn wer sich ihr erst ein

Mal ergiebt, kann sehr weit getrieben werden, insofern das Vergnügen an Speisen und Getränken verlockend ist.*)

Leckerhaftigkeit und Gierigkeit, sagte Musonius, sind schimpflich; das wird Niemand leugnen. Ich habe aber Wenige gefunden, die in Betracht gezogen hätten, wie man diese Laster vermeiden möchte. Die Meisten verlangen nach Leckerbissen, die sie nicht haben, können sich ihrer nicht entschlagen, wenn sie dieselben besitzen, und genießen sie in Uebermaß, so daß sie ihrem Körper Schaden zufügen. Und doch kann die Leckerhaftigkeit nichts Anderes sein als eine Unenthaltsamkeit in der Diät, wobei die Leute die leckere Speise der dienlichen vorziehen. Die Gefräßigkeit wiederum ist die Unmäßigkeit im Gebrauche des Geschmacks. Aber nirgend entfaltet sich die Unmäßigkeit in solchem Grade wie in diesem Punkte, denn sie macht die Menschen bezüglich ihrer Gier den Schweinen oder Hunden ähnlich, so daß sie unfähig sind, sich ihrer Hände, Augen oder Kehle mit Anstand zu bedienen; in solchem Grade sind sie auf die Freuden der Tafel erpicht. Es ist klar, daß eine solche Begier nach Speise garstig ist, da wir dadurch mehr unvernünftigen Thieren als verständigen Menschen ähnlich sind. Und so garstig dies ist, so edel ist es andererseits, mit Anstand und Schicklichkeit zu essen und Mäßigkeit zu zeigen — keine leichte Aufgabe, welche viel Sorgfalt und Uebung verlangt. Und weshalb? Weil unter den vielen Genüssen, die den Menschen zur Sünde verleiten und ihn zwingen, sich ihnen zu seinem Nachtheil zu ergeben, der Gaumenkitzel am schwersten zu besiegen zu sein scheint. Denn andere Genüsse kommen uns seltener vor und einiger können wir Monate, ja ganze Jahre lang entsagen; aber bei diesem werden wir jeden Tag und sogar meistens zwei Mal täglich in Versuchung geführt. Denn anders können Viele gar nicht leben. Je öfter wir aber den Tafelfreuden zusprechen, desto zahlreicher sind die Gefahren, denen wir uns aussetzen.

Demnach ist es unsere Pflicht, um des Lebens willen, nicht des Vergnügens halber zu essen, wenn wir dem vortrefflichen Ausspruch des Sokrates folgen wollen: er äße um zu leben, während die meisten Menschen lebten, um zu essen. Sicherlich wird Niemand, der Anspruch auf den Charakter eines tugendhaften Mannes macht, sich herabwürdigen, der Menge zu gleichen und, wie diese, um des Essens wegen zu leben und nach den Genüssen des Gaumens zu jagen.

Daß Gott, der die Menschen erschuf, sie mit Speise und Trank zu ihrer Erhaltung und nicht zu ihrem Vergnügen versah, kann man übrigens auch aus Folgendem ersehen. Während der Zeit, daß die Speise ihrer besonderen Bestimmung gemäß verwandt wird, nämlich daß sie verdauet und in Körperstoffe verwandelt wird, gewährt sie dem Menschen durchaus kein Vergnügen sondern sättigt und stärkt ihn bloß, und doch währet diese Zeit länger als die, welche wir zum Essen nöthig haben. Hätte Gott aber die Nahrung zu unserm Vergnügen bestimmt, so müßten wir dasselbe während jener längeren Zeit empfinden und nicht bloß in den wenigen Augenblicken, während wir sie genießen.

---

*) Stob. Florilegium (Serm.) 17—43. — ed. Peerlkamp. cap. V. p. 193. De Helluatione.

Nichts desto weniger verschaffen wir uns für diese kurzen Augenblicke zehntausend Leckereien; wir durchschiffen den Ocean bis an seine äußersten Grenzen und die Köche sind gesuchter als die Ackerbauer. Manche verschwenden den Werth von Landgütern für ihre Mittagstafeln, obgleich die kostspieligen Speisen ihrer körperlichen Gesundheit nicht zu gute kommen.

Im Gegentheil sind die gesundesten Diejenigen, welche die billigste Kost genießen. So sieht man zum Beispiel, daß die Sklaven meistens stärker sind als ihre Herren; die Landleute, meistens arm, kräftiger zur Arbeit als die Städter, schwerer ermüdend, seltener krank, abgehärteter gegen Kälte, Hitze, Nachtwachen und dergleichen. Selbst aber wenn die billige Nahrung und die theure den Körper in gleichem Maße stärkten, so müßten wir doch die billigere wählen, denn sie ist einfacher und schickt sich besser für einen tugendhaften Mann; denn gute Menschen wählen die Nahrung, welche leicht zu verschaffen ist, wenig Umstand verursacht und wenig oder gar keine Zubereitung erfordert. Um die ganze Lehre von der Diät in Einem Worte zusammenzufassen, sage ich, man müsse damit Gesundheit und Stärke bezwecken; zu diesem Zwecke essen wir und dazu bedarf es keines Aufwandes.*)

Decimus Junius Juvenalis

geb. 47 n. Chr. — † 119 oder 127.

Er war, wenn die obige Angabe des Geburtsjahres zuverlässig ist, unter Claudius zu Aquinum geboren und durchlebte die Zeiten des Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian. Bis zur Mitte seines Lebens trieb er rhetorische Uebungen, aber nicht in der Absicht, um ein Amt zu bekleiden. In seinen Satiren schildert er, wie mehrere seiner dichterischen Zeitgenossen, die Verderbtheit und Schlechtigkeit des Zeitalters; man gesteht aber diesen Dichtungen mehr einen moralischen als einen poetischen Werth zu. Daß er eine Satire auf einen bei Hofe angesehenen Pantomimen verfaßt und wahrscheinlich öffentlich vorgetragen hatte, zog ihm die Verbannung aus dem römischen Reiche zu, indessen unter der ehrenvollen Uebertragung eines Militär-Commando's. Nach Do-

*) Stob. Florilegium 18—38.

mitian's Tode wurde ihm die Rückkehr gestattet. Unter Nerva's Regierung ging ein glücklicheres Gestirn für Rom und auch für die Künste auf, das unter Trajan noch ein Mal glorreich leuchten sollte. Es erschienen die ersten Satiren Juvenal's, worin die Schäden der Zeit, namentlich aber die Fehler des Domitian mit ungezügeltem Zorn gegeißelt werden.

In der 15. Satire erzählt Juvenal einen Zug von grausamer Rohheit, welche durch einen ägyptischen Volksstamm gegen einen andern aus fanatischem Hasse verübt worden war. Die empörendste Scheußlichkeit war die Thatsache, daß ein Mensch lebendig zerrissen und aufgezehrt wurde. Keine Strafe — meint Juvenal — sei hart genug für ein solches Verbrechen, wobei alle sanfteren Gefühle erstickt würden, durch welche der Mensch über das Thier hervorragen solle; er schließt diese Strafrede mit einem Hinweis auf Pythagoras.

Dem Menschengeschlechte
Schuf die Natur weichmüthig das Herz, wie sie selber bekennet,
Weil sie ihm Thränen verlieh als Bestes von unseren Sinnen.
Drum läßt über den Freund sie dich weinen, sobald er beschuldigt
Steht vor Gericht im Trauergewand', und über den Mündel,
Der den Betrüger belangt, deß thränenbefeuchtetes Antlitz
Kaum du zu kennen vermagst vor den mägdleinartigen Locken.
Seufzer verlanget von uns die Natur, wird einer erwachs'nen
Jungfrau Leiche getragen, ein Kind zur Erde bestattet,
Welches dem Feuer zu klein; denn wer, rechtschaffen und würdig
Mystischer Fackel, wie ihn ein Priester der Ceres sich wünschet,
Glaubt wohl, nimmer befall' ihn hienieden ein Uebel? Es trennt uns
Dies vom stummen Geschöpf, und drum auch haben allein wir
Hehre Vernunft im Besitz, und geschaffen für göttliche Dinge
Und für die Künste geschickt, sie zu üben und leicht zu begreifen,
Sind wir vom Geiste beseelt, aus himmlischen Burgen gesendet,
Den das Gebückte zur Erd' hinblickend entbehret. Es schenkte
Diesem der Schöpfer des Alls mit der Welten Beginnen allein nur
Leben, doch uns noch dazu ein Gemüth, das wechselnd die Liebe
Uns um Hülfe zu flehn und solche zu leisten geböte,
Alle Zerstreuten zum Volk zu vereinen, zu fliehen die alten
Haine, die Wälder, bewohnt von der Ahnen Geschlecht, zu verlassen,
Häuser zu bau'n und eng zu verbinden mit unseren Laren
Anderer Dach, daß Schlaf, durch Nachbarsschwelle gesichert,
Mache das Wechselvertrau'n, mit den Waffen zu schützen den Bürger,
Ist er gestürzt, ist wankend der Gang von gewaltiger Wunde,
Alle zu rufen mit einer Drommet, in den nämlichen Thürmen
Sicher zu sein und bewahrt sich zu sehn von dem nämlichen Thorschloß.
Doch bei Schlangen ist jetzt Eintracht viel größer; es schont ein
Aehnlich geflecktes das andere Wild: wann brachte den Löwen

Je ein stärkerer Löwe zum Tod? in welchem der Haine
Fiel ein Eber noch je von den Zähnen des größeren Ebers?
Indiens Tigerin lebt mit der wüthenden Tigerin friedlich
Stets und immer, es herrscht bei grimmigen Bären die Ruhe:
Aber zu schmieden den tödtlichen Stahl auf frevelndem Amboß,
Achten für nichts jetzt Menschen, indeß bloß Hacken und Karst im
Feuer zu glühen gewohnt und müde von Spaten und Pflugschar
Schmiede der Vorzeit nichts vom Verfert'gen der Schwerter verstanden.
Völker erblicken wir jetzt, die nicht mit dem Hasse zufrieden,
Wenn sie getödtet den Mann: nein, Brust und Arme, Gesichter
Sahen für Art von Genuß sie noch an; wie würde sich äußern
Oder wohin wohl fliehn Pythagoras, wenn er in jetz'ger
Zeit die Gräuel erlebt, der jeglichen Thiers sich enthielt, als
Wär' es ein Mensch, und dem Mund nicht jedes Gemüse vergönnte?*)

Plutarch.

Er wurde 49 nach Chr. Geb. zu Chäronea in Böotien geboren. Unter Trajan's Regierung lehrte er in Rom Philosophie und bekleidete mehrere bürgerliche Ehrenämter.

Die klassische Zeit der römischen Literatur, die eigentlich unter dem Consulate des Cicero begonnen hatte, neigte sich ihrem Ende zu und es begann die Zeit, wo griechische Sprache und Literatur ihre Ueberlegenheit behaupteten und eine immer weitere Herrschaft in der geistigen Welt gewannen; eine neue Nachblüte der griechischen Geistesbildung, die ihre Wurzel vorzugsweise in Philosophie und Redekunst befestigte. Unter der großen Menge von Schriftstellern aus dieser Periode ragte Plutarch hervor, ein genialer Schriftsteller, der sich den moralischen Reichthum des klassischen Alterthums zu eigen gemacht hatte und namentlich in seinen Biographien einen Schatz von Wissen, einen großen, streng sittlichen Gehalt entfaltete und den redlichsten Charakter offenbarte.

*) Juvenalis Satira XV, lib. V. v. 131—174. „Mollissima corda humano generi dare se natura fatetur etc." Uebers. v. Ed. Casp. Jac. von Siebold. Leipzig, 1858.

Er soll gegen 300 theils philosophische, theils historische Schriften verfaßt haben, wovon 125 erhalten geblieben sind. In seinen philosophischen und moralischen Schriften finden sich viele Stellen, welche Anklänge an die Ethik des Pythagoras enthalten und namentlich auf die menschenwürdige Diät hinweisen.

In den diätetischen Vorschriften, einem Gespräch zwischen Moschion und Zeuxippus:*)

Es wurde davon gesprochen, daß die schlechteste Kost immer die gesundeste sei; man müsse sich vorzüglich vor Ueberfüllung, Berauschung und Ergötzlichkeiten hüten, wenn ein Fest, eine Bewirthung der Freunde, ein Gastmahl bei einem Könige oder Vornehmen oder sonst ein unvermeidlicher Schmaus bevorstehe; man müsse alsdann seinen Körper gleichsam bei gutem Wetter auf den bevorstehenden Sturm zuschicken und erleichtern. Denn es sei schwer, sich bei solchen Gastmahlen und Schmausereien in den gewöhnlichen Schranken zu halten, ohne durch Unhöflichkeit Allen lästig und beschwerlich zu werden. Damit sich also nicht Feuer auf Feuer, Ueberfüllung auf Ueberfüllung und Wein auf Wein häufe, müsse man jenen feinen Scherz des macedonischen Königs Philipp nachahmen, welcher bei einem schwelgerischen Gastmahle, welches ihm bereitet wurde, seinen Freunden ingeheim sagen ließ, ein Jeder möchte ein Plätzchen für den Kuchen übrig lassen. Sie thaten dies und schonten der aufgetragenen Speisen, in Erwartung des Kuchens; und so war das Mahl für Alle hinreichend.

Sokrates gab zuerst die Ermahnung, sich vor Speisen und Getränken zu hüten, die uns reizen, ohne Hunger zu essen und ohne Durst zu trinken. Er untersagte den Gebrauch derselben aber nicht geradezu sondern lehrte, man müsse sich nur im Nothfalle dazu verstehen, gleich den Staatsmännern, welche die zu Schauspielen bestimmten Gelder zu Kriegszwecken verwenden. Denn eine Speise von angenehmer Beschaffenheit darf nur in so weit genossen werden, als sie einen Theil der wirklichen Nahrung ausmacht. Man muß das Angenehme essen, wenn man nach dem Nothwendigen hungert, aber nicht die Eßlust nach einzelnen Dingen besonders erwecken, wenn das gemeine Bedürfniß schon gestillt ist. So wie das Tanzen für Sokrates eine angenehme Leibesübung war, so gereicht auch der Nachtisch Demjenigen nicht zu Schaden, der ihn zur ordentlichen Mahlzeit macht.

Wenn seltene und köstliche Speisen aufgetragen werden, muß man eher eine Ehre in der Enthaltung als im Genusse suchen und denken wie Simonides, welcher sagte, das Schweigen habe ihn niemals gereuet, wohl aber oft das Reden. So wird es auch uns nicht gereuen, ein Gericht auszuschlagen oder statt des falernischen Weins Wasser zu trinken; wohl aber das Gegentheil. Indessen darf man nicht bloß der Natur keine Gewalt anthun, sondern muß auch, wenn

*) Ethica (Moralia) ed. Wyttenbach, Oxford 1795—1801. lib. XI.

man einmal dergleichen aus Noth genießt, die Eßlust immer wieder auf einfache Speisen richten, um der Gewohnheit und Uebung willen.

Ueberzeugt, daß Schwelgerei und Ueppigkeit vorzugsweise Empörungen und Unterdrückungen in den Staaten veranlassen, gab Krates, der Schüler des Diogenes, die scherzhafte Ermahnung: „Ziehe den Linsen nicht die leckeren Gerichte vor, damit du uns nicht in Aufruhr verwickelst." Ebenso muß Jeder sich selbst ermahnen, den Linsen nicht leckere Speisen vorzuziehen, noch der Fische wegen Kresse und Oliven zu verschmähen, damit man dem Körper nicht Empörung und Unruhe verursache. Denn einfache Speisen erhalten die Eßlust immer in den Schranken der Natur die Künsteleien der Köche und Zuckerbäcker dagegen, diese arglistigen Gerichte und Gebäcke vermehren das Vergnügen ohne wirklichen Nutzen. Ich begreife nicht, wie man diejenigen Weiber haßt, welche gegen ihre Männer Liebestränke und Zaubermittel gebrauchen, und doch zugiebt, daß Miethlinge und Sklaven unsere Speisen verzaubern und vergiften.

Den Athenern warf Demades vor, daß sie immer zur Unzeit kriegerisch wären und nach einer erlittenen Niederlage nur in schwarzen Kleidern Frieden schlössen. Ebenso denken auch wir nicht eher an eine mäßige und eingeschränkte Lebensweise, als bis wir uns von den Aerzten müssen brennen und bepflastern lassen. Auch alsdann suchen wir noch unsere Vergehen so viel wie möglich zu bemänteln und schieben, wie der Pöbel, die Schuld nicht auf die Unmäßigkeit und Leckerhaftigkeit sondern auf die Luft, oder auf die ungesunde Gegend oder auf Landseuchen.

Für einen gesunden Körper schicken sich keine heftige, widenspenstige und tobende Begierden. Daher muß man einer ausschweifenden lüsternen Eßbegierde widerstehen und ihr Klagen und Drängen für lächerlich und kindisch halten. Man bedenke, daß die Eßlust gestillt sein werde, sobald das Essen abgetragen worden ist, und daß die Begierde dann gelassen und ruhig den folgenden Tag erwarten wird.

Timotheus sagte, nachdem er beim Plato in der Akademie einem philosophischen und mäßigen Gastmahle beigewohnt hatte: „Wer beim Plato speist, der hat auch noch am andern Tage Lust, zu essen." Und von Alexander erzählt man, als die Königin Ada von Carien ihm Köche zugesandt, hätte er dieselben mit den Worten zurückgeschickt: er führe weit bessere Köche mit sich, für das Mittagsmahl den nächtlichen Marsch, für das Abendessen die dürftige Mittagsmahlzeit.

Allerdings können die Menschen auch durch Uebermüdung, Erhitzung und Erkältung in Fieber verfallen. Allein wie der schwache Geruch der Blumen stärker wird, wenn man ihn mit Oel versetzt, ebenso giebt auch der Ueberfluß an Säften den äußerlichen Ursachen den Stoff; ohne diesen wäre nichts Schlimmes zu befürchten, sondern die äußerlichen Ursachen lassen sich gar leicht heben und zertheilen, begünstigt durch ein verdünntes Blut und einen freien Athem, welcher der Bewegung zu Statten kommt. Die überflüssige Menge von Säften aber pflegt, wie ein aufgerührter Schlamm, Alles zu verunreinigen, zu verschlimmern und die Kur zu erschweren. Deshalb darf man den Leib nicht erst überladen und beschweren und alsdann wieder reinigen und ausspülen — so wie eifrige Schiffer aus Geiz zu viele Ladung

in das Schiff nehmen, und nachher unaufhörlich das Seewasser auspumpen müssen — sondern man muß seinen Leib beständig in einem solchen Zustande erhalten, daß er sich, wie Kork, vermöge seiner Leichtigkeit wieder emporheben kann, falls er ja einmal niedergedrückt wird.

Hauptsächlich hüte man sich vor der Unverdaulichkeit, welche vom Fleische herrührt, weil sie nicht bloß anfangs Beschwerden verursacht sondern auch sehr üble Folgen zurückläßt. Am besten wäre es freilich, seinen Körper so zu gewöhnen, daß er des Fleisches gar nicht bedarf. Die Erde bringt ja tausenderlei nicht bloß nahrhafte sondern auch angenehme Dinge hervor, die man theils auf der Stelle ohne weitere Mühe genießen, theils auch durch Vermischung und mannigfaltige Zubereitung noch angenehmer machen kann.

Die Arzeneien richten im Unterleibe nichts als Zerrüttung an, verderben und lösen alles Vorhandene auf und erzeugen dadurch mehr schlechte Säfte als sie austreiben. Wer aus Verdruß über das griechische Gesindel, unter dem er lebt, die Stadt mit lauter Arabern und Scythen bevölkern wollte, der würde sehr lächerlich handeln; aber ebenso lächerlich handelt Derjenige, welcher sich, um den Körper zu reinigen, purgirende Körner und Kräuter und andre naturwidrige Arzneien, die eher selber einer Reinigung bedürfen, mit Gewalt einzwingt.

Vom Kaiser Tiberius wird erzählt, er habe einst gesagt: „Ein Mann, der über sechszig Jahre alt ist und sich noch vom Arzte den Puls fühlen läßt, macht sich lächerlich." Dies mag zu weit gegangen sein, aber das bleibt ausgemacht, daß ein Jeder Kenntniß haben müsse von der Beschaffenheit seines Pulses, von der Mischung der Wärme und Trockenheit in seinem Körper und von den Dingen, die ihm nützlich oder schädlich sind. Denn Demjenigen würde alle Selbstkenntniß abgehen und er wohnte taub und blind in seinem Körper, der dieses erst von Anderen erfahren und den Arzt befragen wollte, ob er im Winter oder im Sommer gesunder sei; ob Feuchtes oder Trockenes besser zusage; ob er einen schnellen oder langsamen Puls habe. Solche Kenntniß ist nicht bloß nützlich sondern auch leicht, denn man kann beständig Erfahrung machen oder darauf achten. Man muß wissen, unter den Speisen die nützlichen vor den schmackhafteren zu wählen, was dem Magen nützlich und was ihm schädlich ist, was die Verdauung nicht stört und was bloß zum Gaumenkitzel dient. Wenn man den Arzt fragt, was leicht oder schwer zu verdauen ist, was den Magen stärkt oder verderbt, so ist dies ebenso schimpflich, als ihn zu fragen, was süß, bitter oder sauer sei.

In der Schilderung des Gastmahls der sieben Weisen*) setzt Plutarch diese diätetischen Lehren noch weiter fort.

Sie scherzten bei Tafel mit einander. Indessen bemerkte ich, daß die Mahlzeit viel einfacher als gewöhnlich war und ersah daraus, daß die Bewirthung weiser und biederer Männer keineswegs einen

*) Ethica, lib. XIII.

größeren sondern vielmehr einen geringeren Aufwand erfordere und alle Verschwendung an künstlichen Gerichten, ausländischen Leckerbissen und künstlichen Weinen überflüssig mache. Vormals pflegte Periander sich solcher Verschwendung wegen seiner Reichthümer und Würden täglich zu bedienen, jetzt aber sucht er vor diesen Männern eine Ehre in einem mäßigen und geringen Aufwande. Ebenso machte er es auch mit seiner Gemalin, die ihren gewöhnlichen Schmuck hatte ablegen müssen und in einer ganz einfachen, sittsamen Kleidung erschienen war.

Ich lobe den Epimenides, sagte Thales im Scherz, daß er sich nicht erst die Mühe machen will, sein Essen zu mahlen und zu kochen, wie Pittakus thuet. Hesiod ist es, der dem Epimenides zuerst die Anweisung zu solcher Speise gab, versetzte Solon, indem er ihn aufforderte, zu untersuchen, welchen Nutzen die Malven und Asphodillen gewähren,*) womit er wahrscheinlich sagen wollte, daß man der gefährlichen Schifffahrt und der mühsamen Feldarbeit überhoben sei, wenn man sich mit solcher einfachen Kost begnügte.

Meinst du, sagte Periander, Hesiod hätte dies sagen und nicht vielmehr uns die einfachsten und gesundesten Speisen empfehlen wollen, wie er ja bei jeder Gelegenheit die Sparsamkeit erhebt? Die Malve ist angenehm zu essen und der Stengel der Asphodillen ist süß; jene Speise, oder vielmehr Arznei, wird dagegen, wie ich höre, aus Honig, ausländischem Käse und vielerlei seltenen Samen bereitet. Würde, mit Hesiod zu reden, wohl die Arbeit der Ochsen und lasttragenden Männer rasten dürfen, wenn man alle diese Sachen zu unserer Nahrung anschaffen müßte? Es wundert mich sehr, mein Solon, daß dein Gastfreund, als er seine große Weihe in Delos empfing, nicht bemerkte, daß daselbst die Proben der ältesten Nahrung zum Denkmal in den Tempel gebracht wurden und unter Anderem auch Malven und Asphodillstengel. Diese rühmt Hesiodus auch ohne Zweifel deswegen, weil sie einfach und gewöhnlich sind. — Nicht allein deswegen, sagte Anacharsis, sondern auch weil Beide als die gesundesten unter allen Kräutern gerühmt werden.

In den Maximen von Königen und Feldherren und in den lakonischen Maximen**) **führt Plutarch berühmte Muster von einfacher und naturgemäßer Lebensweise auf.**

Der ältere Cato sagte einst, als er öffentlich über Verschwendung und Ueppigkeit redete: „Wie schwer ist es, zum Bauche zu reden, der keine Ohren hat!“

Agesilaus sagte zu Einem, der sich über seine und der Lacedämonier Mäßigkeit in Kost und Kleidung wunderte: „Für diese Lebensart, o Fremdling, ernten wir die Freiheit.“

Jemand wollte ihn überreden, von dieser Strenge abzulassen, da er ja nicht wissen könne, ob das Schicksal ihm immer Gelegenheit dazu geben würde. Er versetzte: „Ich gewöhne mich so, damit ich in keiner Veränderung eine Veränderung suche.“

---

*) Hesiod, Werke und Tage, V. 41.
**) Ethica, lib. XVI u. XVII.

Auch im Alter setzte er diese Lebensweise fort. Als man ihn einst fragte, weshalb er als Greis bei strengem Winter ohne Unterkleid ausginge, sprach er: „Damit die Jüngeren nachahmen, wozu ihnen die Aeltesten und Könige ein Beispiel geben."

Die Bewohner der Insel Thasus bei Thracien schickten ihm, als er durch ihr Land kam, Mehl, Gänse, Früchte, Honigkuchen und viele andere Speisen und köstliche Getränke. Er nahm aber von Allem nur das Mehl und befahl den Ueberbringern, das Uebrige zurückzunehmen, da es ihm unnütz wäre. Als die Abgeordneten ihn inständig baten, es anzunehmen, so ließ er es unter die Heloten vertheilen und gab als Grund an: „Männer, welche sich großer Thaten befleißigen, dürfen solches Naschwerk nicht annehmen. Was für Sklaven eine Lockspeise ist, das schickt sich nicht für Freie."

Die Mahlzeiten der lacedämonischen Jünglinge waren sehr kärglich eingerichtet, denn sie sollten selber ihren Hunger zu befriedigen suchen und dadurch kühn und verschlagen werden; überdies wollte man sie auch gewöhnen, sich niemals zu überladen und im Nothfalle hungern zu können. Denn man glaubte, im Kriege würden sie nicht nur brauchbarer sein, wenn sie Beschwerden ertragen könnten, sondern sie würden auch mäßiger und enthaltsamer sein, wenn sie lernten, mit Wenigem lange auszukommen. Auch sollten sie mit der ersten besten Speise vorlieb nehmen, wenn sie keine Zukost hätten. Durch eine solche Lebensart, glaubte man, würde nicht bloß der Körper sich gesund erhalten sondern auch einen schlanken Wuchs bekommen, indem der Athem, da er nicht durch übermäßige Speise in die Breite und Tiefe gedrückt werde, den Körper in die Höhe treibe und ihm ein schönes Ansehen gäbe. Denn eine schlanke, schmächtige Leibesbeschaffenheit befördert viel eher die Ausbildung der Glieder als eine dicke, fleischige, welche derselben durch ihre Schwere widersteht.

In dem Abschnitt, welcher die Tischreden enthält, befindet sich ein Gespräch zwischen Ulysses, Kirke und Gryllus, worin nachgewiesen wird, daß die Thiere Vernunft haben. *)

Gryllus bewegt den Ulysses, einzugestehen, daß die Seelen der Thiere zu Tugenden geeignet sind, insofern sie dieselben ohne Unterricht vollbringen, gleichwie die Natur die Saat aus einem unbebauten Felde aufwachsen läßt; daß sie die Tugenden sogar in höherem Maße besitzen als die weisesten unter den Menschen. Gryllus zeigt ferner, daß die Natur den Thieren, nicht aber den Menschen, Muth und Herzhaftigkeit verliehen habe; daß sie ferner durch ihre Begierden der Natur keine Gewalt anthuen, wie es bei den Menschen häufig vorkomme, daß überhaupt der Abstand von einem Thiere zum andern nicht so groß sei, wie sich die Menschen

---

*) *Περὶ τοῦ Τά Ἄλογα Λογῷ Χρῆςθαι.*

unter einander an Geist, Vernunft und Gedächtniß unterscheiden. Zum Schluß macht Gryllus auch die Folgerung: „Gleichwie ein Baum nicht mehr und nicht weniger leblos ist als der andre, sondern alle an Unempfindlichkeit gleich sind, weil keiner eine Seele hat; ebenso müßte auch unter den Thieren keines dümmer und ungelehriger sein als das andre, wenn nicht alle mit Verstand und Vernunft begabt wären, nur das eine mehr, das andere weniger.“

Im 8. Buche der Tischreden wird über die Pythagorischen Symbole gesprochen und weshalb die Pythagoräer sich vorzüglich der Fische enthielten.

Es lasse sich schwer nachweisen, meinte Lucius, daß Pythagoras ein Etrurier gewesen sei; so viel aber sei ausgemacht, daß er lange Zeit mit den ägyptischen Weisen Verkehr gehabt und Vieles von ihnen angenommen habe, namentlich die Ceremonien bei den priesterlichen Reinigungen. Dazu gehöre auch der Abscheu gegen die Bohnen. Denn Herodot erzähle,*) daß die Aegypter dieselben weder säen noch essen, ja, nicht einmal ihren Anblick ertragen. So wissen wir auch — fuhr er fort — daß die Priester sich noch heute der Fische enthalten und, der Reinigung halber, auch den Gebrauch des Salzes vermeiden und keine Speise anrühren, die mit Meersalz vermischt ist.

Plutarch fügt hinzu:

Man ersieht aus den Schriften der Alten und aus ihren Opfern, daß sie nicht nur das Essen sondern auch das Schlachten eines Thieres, das keinen Schaden anrichtet, als eine sündliche und gottlose Handlung betrachteten. Da sie aber durch die zunehmende Menge der Thiere bedrängt wurden, ihnen auch ein Orakel aus Delphi die Feldfrüchte zu schützen befahl, so fingen sie an, den Göttern zu opfern, aber noch immer mit Furcht und Bangigkeit. Daher brauchten sie auch von der Opferhandlung die Wörter „handeln“ und „verrichten“ (ερδειν und ῥεξειν), weil sie das Schlachten eines lebendigen Geschöpfes als ein großes und schweres Geschäft ansahen. Auch noch jetzt hält man streng darauf, daß ein Thier nicht eher geschlachtet werden darf, bis es, mit dem Trankopfer begossen, durch ein Nicken mit dem Kopfe seine Einwilligung gegeben hat. So vorsichtig hütete man sich vor jeder Art von Ungerechtigkeit. Ungeachtet man aber das Schlachten anfangs nur aus Nothwendigkeit einführte, so würde man es doch jetzt schwer abschaffen, da man Vergnügen am Fleischessen gefunden hat.

Es wird dann weiter auseinander gesetzt, daß es sich anders mit den Seethieren verhalte, da diese in einem anderen Elemente als wir leben und unseren Früchten keinen Schaden zufügen; der Fischfang sei daher nur ein Werk der Gefräßigkeit und Lecker-

*) 2. Buch. Kap. 37.

haftigkeit. Die Pythagoräer aber hätten sich vorzugsweise der Fische enthalten, weil sie jede Ungerechtigkeit nicht nur gegen Menschen sondern auch gegen alle unschädlichen Thiere vermieden.

Im 4. Buch der Tischreden handelt es sich um die Frage, ob eine vielfache Nahrung besser zu verdauen sei als eine einfache. Zu Gunsten der Letzteren spricht Philinus:

Philon sagt uns ja bei jeder Gelegenheit, erstlich daß die wilden Thiere eine ganz einfache und einförmige Nahrung genießen und daher viel gesunder sind als die Menschen; diejenigen dagegen, welche in Ställen eingeschlossen gefüttert werden, sind häufigen Krankheiten ausgesetzt und leiden an Verdauungsbeschwerden, weil sie eine gemischte und künstlich bereitete Nahrung erhalten. Zweitens sagt er, noch niemals sei ein Arzt so verwegen und neuerungssüchtig gewesen, daß er einem Fieberkranken eine vielfache Nahrung verordnet habe; in solchen Fällen werden nur einfache, leicht verdauliche Speisen ohne Fett gestattet. Jede Speise muß doch durch die Kraft der Eingeweide verarbeitet und in Nahrungssaft verwandelt werden. Einfache Farben färben die eingekochten Stoffe am leichtesten und kräftigsten; geruchloses Oel schickt sich am besten zur wohlriechenden Salbe. Ebenso läßt sich auch eine einfache und ungemischte Speise am leichtesten verdauen. Wenn aber vielerlei und mannigfaltige Stoffe, oft von entgegengesetzter Beschaffenheit zusammenkommen, so gerathen sie in Kampf und verderben und es geht damit wie mit dem gemischten und zusammengelaufenen Gesindel in einem Staate: sie gelangen zu keinem ruhigen, gleichförmigen Zustande, weil Jedes sich mit dem Gleichartigen zu vereinigen strebt und die Verbindung mit dem Fremdartigen meidet.

Dieser Auseinandersetzung widerspricht Markion, indem er bestreitet, daß die Thiere eine einfachere Nahrung genießen als die Menschen; von der Diät der Kranken lasse sich ferner kein Schluß ziehen, denn beim Gesunden werde die Verdaulichkeit der Speisen durch Leibesübung und andre Umstände gefördert. Unser Körper bestehe aus verschiedenartigen Bestandtheilen und bedürfe daher auch verschiedenartiger Stoffe, deren Eigenschaften eben durch die Verdauungskraft umgewandelt werden. Das Mannigfaltige sei angenehm und das Angenehme lasse sich auch leicht verdauen, wenn nur das Uebermaß vermieden werde. Markion schließt mit den Worten:

Solche Dinge hingegen, welche die Eßlust nicht reizen, lassen sich schwer verdauen und treiben sich im Körper umher. Die Natur verwirft sie entweder ganz oder nimmt höchstens damit vorlieb, wenn ihr nichts Besseres geboten wird. Uebrigens sind unter Mannigfaltigem

keineswegs jene aus vielerlei Stoffen zusammengesetzte Pasteten und Brühen zu verstehen, welche allerdings ganz überflüssig und entbehrlich sind. Aber auch Plato verstattet seinen braven und edlen Bürgern mannigfaltige Speisen, indem er ihnen Zwiebeln, Oliven, Kohl, Käse und allerhand andere Gerichte vorsetzt, ihnen nicht einmal den Genuß des Zuckergebäcks untersagt.

Höchst wichtig sind Plutarch's 2 Abhandlungen über das Fleischessen, eine beredte Anklageschrift gegen das karnivore Menschengeschlecht, worin er in ergreifender Rede die barbarischen Greuel des Schlachthauses und die aus dem Fleischgenusse entspringenden Uebel schildert.*)

Erste Abhandlung.

Du fragst mich, aus welchem Grunde wohl Pythagoras sich des Fleischessens enthalten habe: ich dagegen möchte wohl wissen, welche Leidenschaft, welche Stimmung der Seele oder welcher Grund zuerst den Menschen verleitet haben möge, Blut mit dem Munde zu berühren und das Fleisch eines todten Thieres an seine Lippen zu bringen; wie er darauf verfiel, Leichname als Zukost oder Speise auf seine Tafel zu setzen und Glieder zu verzehren, welche kurz vorher noch brüllten, schrien, sich bewegten und sahen; wie er den Anblick ertrug, das arme Thier schlachten, abhäuten und zerstücken zu sehen; wie die Nase den üblen Geruch davon ertragen konnte und wie es dem Gaumen nicht vor der Verunreinigung ekelte, fremde Geschwüre zu berühren und den Eiter aus tödtlichen Wunden zu saugen. Wenn es heißt:

Ringsum krochen die Häute, es brüllte das Fleisch an den Spießen,
Rohes zugleich und gebratnes und laut wie Rindergebrüll scholl's**)—

so ist das allerdings nur eine Fabel und Erdichtung. Aber ein schauerliches Gastmahl muß es doch gewesen sein, da man nach Thieren hungerte, die noch brüllten; da man ein Beispiel gab, wie noch lebende und schreiende Thiere sich verzehren ließen, und anordnete, wie sie bereitet, gebraten und aufgetragen werden sollten. Man müßte also nach Demjenigen fragen, der das zuerst anfing, nicht nach Demjenigen, der es später wieder unterließ.

---

*) *Περὶ τῆς σαρκοφαγίας λόγος α΄.* Opp. Lips. 1866. V. pag 507, latein. De Esu Carnium part 1 u. 2. — Welche Stellung unsere Philologen, Physiologen und philosophische Culturhistoriker von jeher gegen den Lehrsatz gefaßt haben, den wir in dem vorliegenden Werke als Basis der ethischen Fortbildung des Menschengeschlechts darlegen: das beweist der Umstand, daß diese beiden Abhandlungen des Plutarch ganz unbeachtet blieben, im Jahre 1797 zum ersten Male in's Deutsche übersetzt erschienen und daß bei dieser Gelegenheit der Uebersetzer, Professor Kaltwasser am Gymnasium zu Gotha, sie für eine vermuthliche Jugendarbeit und „Uebungs-Deklamation" des Plutarch erklärte, indem darin bewiesen werde, daß der Mensch sich des Fleisch-Essens gänzlich enthalten müsse.

**) Odyssee, XII. 395.

Allerdings läßt sich annehmen, daß die Menschen, welche zuerst Fleisch zu essen wagten, durch Mangel und Noth dazu bewogen wurden. Denn diese Menschen waren noch nicht so sehr von unerlaubten Begierden beherrscht, lebten auch nicht in solchem Ueberflusse des Nothwendigen, daß sie aus bloßem Uebermuthe auf jene seltsame und unnatürliche Lüsternheit verfallen wären; sie könnten im Gegentheil, wenn sie in jetziger Zeit Bewußtsein und Sprache bekämen, uns zurufen: „O, ihr seligen, beglückten Menschen, ihr Günstlinge der Götter! in welchem glücklichen Zeitalter seid ihr geboren! Welches Ueberflusses an allen Arten von Gütern könnt ihr genießen! Wie vielerlei wächst euch zu! Welchen Reichthum könnet ihr von den Fluren, welche Wonne von den Pflanzen ernten! Es ist euch vergönnt, euch gütlich zu thun, ohne euch zu besudeln; aber unser Leben fiel gerade in die traurigste und schrecklichste Zeit, wo die Schöpfung noch neu war und wir mit dem äußersten Elend und Mangel zu kämpfen hatten. Noch war der Himmel durch düstere Luft verborgen, die Sterne noch mit trüber, undurchdringlicher Feuchtigkeit, mit Feuer und tobenden Stürmen umhüllt. Die Sonne hatte noch nicht ihren bestimmten, unveränderlichen Lauf; sie schied weder die Morgenröthe von der Abenddämmerung, noch brachte sie die Wiederkehr der wechselnden Jahreszeiten, geschmückt mit fruchtreichen Aehrenkränzen. Durch das Austreten schrankenloser Ströme war die Erde verwüstet, viele Gegenden waren durch brausende Gewässer entstellt oder durch Sümpfe, unfruchtbare Gebüsche und Waldungen verwildert. Man konnte nicht daran denken, genießbare Früchte zu erzeugen; es gab keine künstliche Werkzeuge und sinnreich erfundene Maschinen. Der Hunger verstattete dazu keine Zeit und wenn selbst das Säen bekannt gewesen wäre, so ließ sich doch nicht auf die gewisse Rückkehr der Jahreszeiten rechnen, welche die Reife zu fördern hatten. So ist es mithin kein Wunder, wenn wir uns, der Natur zuwider, des Thierfleisches bedienten, da man sogar Schlamm aß, Baumrinden benagte und es für ein großes Glück schätzte, grünes Gras oder eine saftige Wurzel zu finden. Die Menschen, welche Eicheln oder Buchenecker zu kosten oder zu essen fanden, tanzten vor Freude um den Eichenbaum oder die Buche und nannten den Baum einen Vater des Lebens und einen Ernährer. Das war das einzige Fest, welches die Menschen jener Zeiten kannten; alles Uebrige war traurig, unlustig und schmerzensvoll. Aber welche Wuth treibt denn euch zur Mordsucht an, bei dem jetzigen Ueberfluß an allen Bedürfnissen? Warum lüget ihr, die Erde sei nicht im Stande, euch zu ernähren? Was beweget euch, die Gesetzgeberin Ceres so zu beleidigen und den holden, liebreichen Bacchus so zu beschimpfen, als bekämet ihr von Beiden keine hinlängliche Nahrung? Schämet ihr euch nicht, die milden, genießbaren Früchte mit Blut und Mord zu verunreinigen? Ihr nennet Schlangen, Pantherthier und Löwen grausam, und mordet doch selber ohne Scheu und stehet ihnen an Grausamkeit nicht im mindesten nach. Denn Jene morden, um sich zu ernähren, ihr aber bloß der Schwelgerei wegen.

Wir essen freilich keine Löwen und keine Wölfe, um uns an ihnen zu rächen. Derartige Thiere lassen wir in Ruhe; aber die unschädlichen und zahmen, die weder Stacheln noch Zähne haben, uns

zu verletzen, fangen und tödten wir; Thiere, welche die Natur wirklich nur der Zierde und Schönheit wegen hervorgebracht zu haben scheint.

Nichts vermag uns zu rühren, weder die Schönheit der Farben, noch die Anmuth der melodischen Stimme, noch die geistige Fähigkeit, weder die reinliche Lebensart noch die vorzügliche Klugheit der armen Thiere. Um eines Bissen Fleisch willen rauben wir ihnen Seele, Sonne, Licht und Leben, zu deren Genuß sie doch geschaffen und bestimmt sind. Ist ihr Geschrei, ihr Girren, das wir für eine unverständliche Stimme halten, nicht eine flehentliche Bitte und eine Ermahnung, welche uns sagt: „ich habe nichts gegen deine Bedürfnisse einzuwenden, aber gegen deine Schwelgerei. Tödte mich immerhin, wenn du dich nähren mußt, morde mich aber nicht, um deinen Genuß zu erhöhen!“ Welche Grausamkeit! Es ist schon gräßlich, die Tafel der reichen Leute zu sehen, die von Fleischern und Köchen mit Leichnamen besetzt wird; aber noch größeren Abscheu erregt es, die Tafel wieder abtragen zu sehen. Denn es bleibt immer mehr übrig, als verzehrt worden ist. Manche schonen sogar des aufgetragenen Fleisches, indem sie es nicht anschneiden oder zerstücken lassen; der lebenden Thiere aber wollen sie nicht schonen.

Wir wollen nun die Ausflucht jener Leute betrachten, welche behaupten, der Mensch sei von der Natur zum Fleischessen bestimmt. Daß der Genuß des Fleisches dem Menschen nicht natürlich ist, zeigt sich schon zuerst in der Einrichtung und dem Bau seines Körpers. Denn der Leib des Menschen hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Thieren, die zum Fleischessen bestimmt sind. Er ist nicht versehen mit gebogenem Schnabel, nicht mit scharfen Krallen und spitzigen Zähnen, nicht mit der Stärke des Magens und der inneren Wärme, welche die schweren Fleischspeisen verwandeln und verdauen kann. Die Glätte der Zähne, die Kleinheit des Mundes, die Weichheit der Zunge und die schwache Verdauungskraft beweisen hinlänglich, daß die Natur uns von vorn herein nicht zu Fleischessern bestimmte. Behauptest du dennoch, du seiest zu solchen Speisen geschaffen, so tödte selber aber eigenhändig, was du verzehren willst, aber ohne ein Schlachtmesser, eine Keule oder ein Beil zu gebrauchen, so wie Wölfe, Bären und Löwen die Thiere tödten, die sie fressen. Erwürge einmal einen Stier durch einen Biß, oder zerreiße ein Schwein, ein Lamm, einen Hasen mit dem Rachen und verzehre, wie Jene, deine Beute noch halb lebend! Wartest du aber, bis das Thier, das du essen willst, eine Leiche geworden ist, schreckt dich die noch im Fleische wohnende Seele zurück, weshalb issest du dann, der Natur zuwider, was eine Seele hat?

Aber auch das entseelte und todte Thier isset Niemand so, wie es ist, sondern es muß erst gesotten, gebraten, durch Feuer und Gewürze verwandelt und der Mord durch tausenderlei Brühen versteckt und vermischt werden, damit der getäuschte Geschmack das Widernatürliche ohne Widerwillen annehme.

Treffend war die Antwort jenes Lacedämoniers. Als er sich in einem Wirthshause einen Fisch kaufte und der Wirth zur Zubereitung Käse, Essig und Oel verlangte, rief er aus: „Ei, wenn ich das hätte,

so brauchte ich keinen Fisch zu kaufen.“ Wir hingegen schweifen in der Mordlust dermaßen aus, daß wir das Fleisch nur eine Zukost nennen und alsdann zum Fleische wieder andere Zukost gebrauchen, indem wir Oel, Wein, Honig, Laake, Essig, syrische und arabische Gewürze dazu mischen und es gleichsam wie einen wirklichen Leichnam einbalsamiren. Das Fleisch, welches auf diese Weise aufgelöst, erweicht und gewissermaßen in Fäulniß gerathen ist, läßt sich äußerst schwer verdauen; und selbst wenn der Magen stark genug ist, es zu bewältigen, so verursacht es dennoch oft Unverdaulichkeit und andere unangenehme Beschwerden.

Diogenes wagte es, einen Tintenfisch roh zu verzehren, um die Bereitung durch Kochen entbehrlich zu machen. Da viele Priester und andere Leute herum standen, hüllte er sich in seinen Mantel, hielt ein Stück Fleisch vor den Mund und rief: „Sehet, um euretwillen setze ich mich der Gefahr aus!“ — Wahrlich, eine rühmliche Gefahr! denn der Philosoph wagte sein Leben nicht, wie Pelopidas für die Freiheit der Thebaner, nicht um der Athener willen, wie Harmodius und Aristogeiton, sondern er kämpfte mit einem rohen Tintenfisch, um das menschliche Leben zu der vorigen Wildheit zurückzuführen.

Das Fleischessen widerstrebt aber nicht bloß der Natur unsers Körpers, sondern es macht auch die Seele dumm durch Ueberladung. Durch Wein und reichlichen Fleischgenuß wird zwar der Körper stark und kräftig, aber die Seele wird entkräftet; und um mich nicht mit den Athleten zu verfeinden, will ich unsere Landsleute als Beispiel anführen. Früher nannten die Athener uns Böotier dumme und gefühllose Dickköpfe, vorzugsweise wegen der Gefräßigkeit. Andere nannten uns böotische Schweine und Menander hieß uns: die mit den tapferen Kinnbacken. Pindarus sagt in der 6. Sieges-Hymne: „Auf, treibe deine Genossen, Aeneas, damit wir der alten Schmähung entgehen, die uns böotische Eber schimpft.“

Eine dürre Seele ist die weiseste, meint Heraklit. Leere Fässer klingen, wenn man daran schlägt; die vollen aber antworten nicht auf die Schläge. Dünne kupferne Gefäße verbreiten einen Schall weithin, bis man die Schwingung durch Auflegen der Hand dämpft. Ein Auge, das mit zu viel Feuchtigkeit angefüllt ist, wird dunkel und untauglich zum Sehen. Sehen wir die Sonne durch eine feuchte, mit dicken Dünsten angefüllte Luft, so erscheint sie uns, anstatt in reinem Glanze, nur in düsterem, neblichtem und gebrochenem Lichte. Durch einen dicken, übersättigten und mit fremdartiger Nahrung angefüllten Körper muß auf gleiche Weise die Heiterkeit, das Licht der Seele, in dem Maße geschwächt und verdunkelt werden, daß sie alle Kraft verliert, über feine und schwierige Dinge richtig zu denken.

Wenn wir aber auch dieses Alles nicht in Anschlag bringen wollen, ist nicht die Gewöhnung zur Menschenliebe etwas Herrliches und Bewunderswerthes? Denn wer würde einen Menschen kränken wollen, der mild und liebreich gesinnt ist gegen fremde Geschöpfe, die mit ihm in keiner Verbindung stehen? Ich bemerkte schon in meinem Vortrage über Xenokrates, daß die Athener einst Jemanden in Strafe nahmen, weil er ein Schaf lebendig geschunden hatte. Ein lebendiges Thier martern ist aber in meinen Augen nicht strafbarer, als es tödten

und des Lebens berauben. Wie es aber scheint, so haben wir mehr Empfindung für das Gewohnheitswidrige als für das Naturwidrige.

Die bisher angeführten Gründe sind freilich etwas gewöhnlich und bekannt, aber ich trage Bedenken, in meiner Rede den geheimnißvollen und erhabenen Ursprung jenes Lehrsatzes über das Enthalten vom Fleischessen zu berühren, in der Weise, wie der Steuermann das Schiff im Sturme bewegt oder wie der Dichter auf dem Theater plötzlich vermittelst einer Maschine einen Gott erscheinen läßt; denn dieser Ursprung würde stumpfsinnigen und — wie Plato sagt — nur auf das Vergängliche gerichteten Menschen unglaublich erscheinen. Indessen ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, wenn ich mich vorläufig auf jene Stelle des Empedokles berufe, wo er in Sinnbildern erzählt, daß die Seelen an sterbliche Körper gefesselt werden, zur Strafe dafür, daß sie gemordet, Fleisch gegessen und einander verzehrt haben. Diese Erklärung scheint aber weit älter zu sein als Empedokles, denn die Fabeln von der Zerstückelung des Bacchus, von den Vergehen, welche die Titanen an ihm begingen, von ihrer Bestrafung und Zerschmetterung durch den Blitz, weil sie von seinem Leichnam gegessen hatten, — dies Alles sind nur eine dunkle Anspielung auf die Wiedergeburt; denn das Unvernünftige, Ungeordnete und Gewaltsame in uns, das nicht göttlichen Ursprungs ist, nannten die Alten „Titanen" und dies ist es, was gestraft und gezüchtigt wird.

Zweite Abhandlung.

Die Wichtigkeit der Sache erfordert es, zu der angefangenen Untersuchung über das Fleischessen mit neuem, frischen Eifer und Nachdenken zurückzukehren; denn, wie Cato sagte: es ist schwer, zu Bäuchen zu reden, die keine Ohren haben. Wir Alle haben aus dem Becher der Gewohnheit getrunken, der, wie der Weinmost der Kirke

Mit Betrug, mit Jammer und Weh und Schmerzen gemischt ist,*)

und die Angel des Fleischgenusses ist durch die Lüsternheit so tief eingedrungen und steckt so fest, daß sie sich nicht leicht herausziehen läßt.

Freilich wäre es gut, wenn wir, so wie die Aegypter dem Verstorbenen bei Sonnenschein den Leib aufschneiden und die Eingeweide als Ursache aller Sünden wegwerfen, uns selber die Gefräßigkeit und Mordsucht wegschnitten und künftighin ein reines unschuldiges Leben führten. Denn der Bauch ist keineswegs der Sitz der Mordbegierde, sondern wird nur durch unsere Unmäßigkeit damit verunreinigt. Wenn es jedoch ganz unmöglich wäre, jene Sünde gänzlich zu vermeiden, so wollen wir dieselbe wenigstens aus Scham auf eine vernünftige Art begehen. Wenn wir Fleisch essen, so geschehe es aus Hunger, nicht aus Völlerei; wenn wir Thiere tödten, so geschehe es mit Bedauern und einem Gefühle des Mitleids, nicht aus Muthwillen und unter grausamen Worten, wie es heutigen Tages vielfach stattfindet. Denn Einige stoßen den Schweinen glühende Bratspieße in die Gurgel, damit das im Körper verbreitete Blut durch das heiße Eisen gelöscht und das Fleisch zarter und weicher werde; Andre treten den trächtigen

*) Odyssee X, 235.

Säuen, die bald gebären würden, mit Gewalt auf das Euter, um Blut, Milch und den Eiter von den getödteten Jungen unter einander zu mischen und alsdann — welch ein Greuel! — diese entzündeten Theile des Thieres zu verzehren. Noch Andere nähen den Kranichen und Schwänen die Augen zu, sperren die Thiere ein, mästen sie in der Finsterniß und suchen durch Fasten und allerlei gemischte Kost das Fleisch zu Leckerbissen zu machen. Daraus ergiebt sich deutlich, daß man das Unrecht zu einem Vergnügen macht, nicht der Nahrung wegen sondern aus Uebermuth, Leckerei und Schwelgerei.

So wie sich die Wollust, wenn sie sich an dem natürlichen Genuß nicht begnügt, Alles versucht und zuletzt auf die schändlichsten Ausschweifungen verfällt, so hat auch die Unmäßigkeit im Essen den natürlichen und nothwendigen Zweck überschritten und die Eßlust vermehrt durch Grausamkeit und Verbrechen. Die Sinneswerkzeuge theilen einander ihre Krankheit mit und sobald eines aus den natürlichen Schranken gewichen ist, so werden auch die anderen leicht zu Ausschweifungen und Vergehen hingerissen. Auf diese Weise hat ein krankes Gehör die Musik verdorben und das verzärtelte und verweichlichte Gefühl schändliche Betastungen und Kitzel eingeführt. Ebenso erfreut sich das Gesicht nicht mehr an kriegerischen Tänzen oder an künstlichen Geberden und Pantomimen, nicht an Bildsäulen und Gemälden, sondern macht Blut und Tod von Menschen, Wunden und mörderische Kämpfe zu einem ergötzlichen Schauspiel. So folgen auf schwelgerische Tafeln schamlose Buhlereien, auf schändliche Ausbrüche der Wollust ungesittete Belustigungen des Gehörs, auf unzüchtige Gesänge und Unterhaltungen unnatürliche Schauspiele, und auf die grausame Augenlust endlich Härte und Gefühllosigkeit gegen andere Menschen.

Aus diesem Grunde verordnete der göttliche Lykurg in den Gesetzen, daß die Thüren und Decken der Häuser bloß mit Säge und Beil gearbeitet und keine andern Werkzeuge dazu gebraucht werden sollen; damit wollte er nicht die Bohrer, Hobel und andere nützliche Arbeitsgeräthe verbannen, sondern er beabsichtigte, daß durch solche Thüren kein mit Gold ausgelegtes Ruhebett getragen würde, daß man in ein einfaches Haus nicht silberne Tische, purpurne Teppiche und kostbare Steine brächte und daß ein Haus, Bett, Tisch, Becher von schlichter Art auch zu einem einfachen Abendessen und einem gewöhnlichen Mittagstisch führen werde. Dem Anfange zur ausschweifenden Lebensart folgt gar bald die ganze Ueppigkeit und Schwelgerei nach, wie ein säugendes Füllen der Mutter folgt.

Wo gäbe es jetzt noch ein kostbares Gastmahl, wobei nicht irgend ein beseeltes Geschöpf ums Leben gebracht würde? Halten wir denn eine Seele für einen so geringen und unbedeutenden Aufwand? — ich will nicht sagen, vielleicht die Seele des Vaters, der Mutter, eines Freundes oder eines Kindes, wie Empedokles behauptete, aber doch immer eine Seele, welche Empfindung, Gesicht, Gehör, Vorstellungskraft und Verstand besitzt, womit die Natur jedes Thier versehen hat, damit es suche, was ihm dienlich, und fliehe, was ihm schädlich ist. Ueberlege einmal, welche Philosophen uns menschlicher und sanftmüthiger machen! Diejenigen, welche uns lehren, unsere verstorbenen

Kinder, Freunde, Eltern und Gattinnen zu essen; oder vielmehr Pythagoras und Empedokles, die uns gewöhnen, auch gerecht zu sein gegen andere Gattungen von Geschöpfen? Du lachst über Denjenigen, der nicht von einem Schafe essen will; Jene aber werden sagen: Wir können nicht lachen, wenn wir sehen, daß Einer von seinen verstorbenen Eltern Stücke abschneidet, sie den abwesenden Freunden zuschickt und die gegenwärtigen einladet, von dem aufgetragenen Fleische reichlich zu essen.

Wir versündigen uns vielleicht schon, wenn wir die Schriften jener Philosophen berühren, ohne unsere Augen, Ohren, Hände und Füße zu reinigen, es müßte denn für eine Reinigung gelten, daß man nur davon spricht und, wie Plato sagt, sich das salzige Gehör mit süßem Wasser ausspült. Vergleicht man aber die Schriften und Bücher mit einander, so ist Jenes die Philosophie der Skythen, der Sogdianer und Melanchläner, von welchen Herodot erzählt und an die Niemand glaubt; die Lehren des Pythagoras und des Empedokles hingegen sind Gesetze, Verordnungen und Sitten der alten Hellenen, welche den Grundsatz hatten, daß man auch den unvernünftigen Thieren Pflichten schuldig sei.

Wer sind nun aber Diejenigen, welche späterhin jene andere Lebensart einführten,

> Welche zuerst zum Schlachten das mordende Messer geschmiedet,
> Und es wagten zuerst, den pflügenden Stier zu verzehren?

Gewöhnlich machen die Tyrannen den Anfang mit ihren Hinrichtungen, wie jene in Athen, die zuerst den nichtswürdigen Fuchsschwänzer tödten ließen, von dem die Leute sagten: Es geschieht ihm recht. Dann folgte der zweite und dritte und endlich wurden die Athener der Sache so gewohnt, daß sie auch müßig zuschauten, als man Nikeratus, den Sohn des Nikias, den Feldherrn Theremenes und den Philosophen Polemarchus hinrichtete. In gleicher Weise wurde auch zuerst ein wildes, schädliches Thier verzehrt, dann ein Vogel oder Fisch zur Speise gebraucht. Die Mordsucht, an diesem Geschöpf erregt und ausgeübt, ging dann über auf den arbeitenden Stier, auf das Schaf, das uns kleidet, und auf den wachsamen Haushahn; in dieser Art verstärkten die Menschen mehr und mehr ihre Unersättlichkeit, bis sie endlich gar zum Kriege schritten, zum Schlachten und Würgen ihrer Mitmenschen.

Angenommen selbst, es ließe sich nicht beweisen, daß sich bei der Wiedergeburt die Seelen der Körper ohne Unterschied bedienen, daß Dasjenige, was jetzt zahm ist, ein andres Mal unvernünftig und wild werde und daß die Natur Alles verändere und versetze und die Seelen mit einem wilden Fleischgewande bekleide, so müßte es doch uns von dem unmäßigen Genusse getödteter Thiere abzubringen schon als hinreichender Grund gelten, daß derselbe nicht nur dem Körper Krankheiten und Beschwerden veranlaßt sondern die Seele, welche zu ungerechtem Kriege verleitet worden, gänzlich verdirbt, indem wir uns gewöhnen, ohne Blut und Mord keinen Gastfreund zu bewirthen, keine Hochzeit zu feiern, mit keinem Freunde in Gesellschaft zu verkehren. Gäbe es indessen auch keinen sicheren und überzeugenden Beweis für die Meinung, daß die Seelen einmal wieder in andere Körper versetzt werden,

so erfordert doch die Ungewißheit größere Vorsicht und Behutsamkeit.

Zöge z. B. Jemand bei einem nächtlichen Gefecht das Schwert gegen einen auf der Erde liegenden, unter der Rüstung verhüllten Mann und er hörte Jemanden sagen, er wisse es zwar nicht gewiß, vermuthe aber, der liegende Mann sei sein Sohn, Bruder, Vater oder Zeltgenoß, — was ist in diesem Falle wohl rathsam? Soll er der ungewissen Vermuthung glauben und dem Feinde das Leben schenken, als ob es sein Freund wäre, oder soll er die zweifelhafte Nachricht unbeachtet lassen und seinen Verwandten wie einen Feind niederstechen? Wahrlich, höre ich euch rufen, das Letztere würde äußerst hart und grausam sein! Bedenke, wenn Merope in der Tragödie gegen ihren eigenen Sohn, den sie für den Mörder ihres Sohnes hält, das Beil erhebt und ausruft:

Von heil'ger Rach' empfange hier den Todesstreich!

welche Erschütterung erregt sie unter den Zuschauern und wie werden Alle in Furcht und Spannung versetzt, daß sie dem Greise, der sie hindern will, zuvorkommen und dem Jünglinge den tödtlichen Streich versetzen könnte! Wenn ein Greis neben ihr stände und riefe: Schlage zu! es ist dein Feind; ein Andrer aber riefe: Schlage nicht! es ist dein Sohn: — welches Verbrechen wäre alsdann größer: die Bestrafung eines Feindes um des Sohnes willen zu unterlassen oder aus Erbitterung gegen einen Feind sich des Kindermordes schuldig zu machen? Da es weder Haß noch Grimm ist, der uns zum Morde anreizt, ebenso wenig Sorge um unser eigenes Leben, sondern da das Schlachtopfer bloß zu unserm Vergnügen bereit stehet, mit aufgerichtetem Halse den tödtlichen Stoß zu empfangen, wenn dann der eine Philosoph uns zuruft: Stoße zu! es ist ja nur ein unvernünftiges Thier! — der andre aber: Halte ein! in dem Thiere könnte die Seele eines Freundes oder Verwandten leben; — ist es da für mich wohl gleichgültig, ob ich kein Fleisch essen kann, falls ich dem ersteren nicht folge, oder ob ich einen Sohn oder anderen Verwandten des Lebens beraube, falls ich dem zweiten keinen Glauben schenke?

Es giebt über diesen Gegenstand noch einen ungleichen Streit mit den Stoikern, welche das Fleischessen vertheidigen, obgleich sie so heftig gegen den Bauch und die Küche eifern. Wie erklärt es sich, daß sie sonst die Wollust verdammen und sie weder als etwas Gutes noch Naturgemäßes ansehen, und dennoch so eifrig vertheidigen, was die Wollust befördert. Da sie Salben und Zuckergebäck von den Gastmählern verbannen, so müßten sie doch folgerichtig Blut und Fleisch noch mehr verabscheuen; als ob ihre Philosophie aber nur eine Verminderung der Haushaltskosten beträfe, so verbannen sie nur von der Tafel den Aufwand in unnützen und überflüssigen Dingen, gegen die Grausamkeit und Mordsucht der Verschwendung haben sie hingegen nichts einzuwenden. „Ganz recht, — sagen sie — denn wir haben keine Gemeinschaft mit unvernünftigen Thieren." Wir könnten ihnen aber antworten: „Wir haben auch keine Gemeinschaft mit Salben und ausländischen Gewürzen und doch verabscheuet ihr dieselben und wollet Alles verbannen, was weder nützlich noch nothwendig ist sondern bloß zum Vergnügen dient."

Griechisch-römische Welt.

Jüdischer Proselytismus und hellenischer Synkretismus. Philo Judaeus, der hellenische Jude.

Mit Alexander dem Großen war die antike Welt in ihrem echten Sinne abgelaufen, dahin geschwunden das Nationale in Wissenschaft, Kunst, Religion und Poesie, die geistige Schöpfung aus unbewußtem, natürlichem Antriebe. Nach Alexander's Tod erwachte die sogenannte alexandrinische Zeit. Die Griechen waren mit den Orientalen in Berührung gekommen und ihre heimische moralische Welt hatte nach dieser Berührung eine neue Richtung erhalten. In Kleinasien, Syrien, Aegypten und Cyreneika sprach man griechisch und belehrte sich aus der griechischen Literatur, aber man wich zugleich von den Lehren der alten Denker ab. Einer starken Kraft begegnete das Griechenthum im Judenthum, welches seinen Sitz in Aegypten und im griechisch-römischen Asien hatte und welches, wie es in den Makkabäer-Kämpfen einen physischen Widerstand geleistet hatte, auch auf dem geistigen Gebiete fortkämpfte, und den alten Glauben wie einen Schatz zu bewahren suchte. Aber trotz dieser Uebermacht hatte auch das Judenthum Veränderungen erlitten. Der Mosaismus, nur noch auf zwei Stämme beschränkt, hatte die Kraft gefunden, sich zu organisiren, während er nach der Wiederherstellung durch Esra sich festsetzen konnte und die heidnischen Einflüsse nicht zu fürchten brauchte. An die Stelle der Prophetenstimmen war die Predigt getreten, die sich weit über Judäa hinaus, nach allen Wohnsitzen der Judengemeinden verbreitete. In Jerusalem selber lebten viele Sekten, der Tempel trat zurück gegen die Synagogen, aber zu den großen religiösen Festen strömten aus aller Welt, aus den fernsten Städten und aus allen Himmelsgegenden die Schaaren unzähliger Gläubigen, die sich zur Lehre der Synagoge bekehren ließen, ohne auf ihr Vaterland zu verzichten.*) An den strengen Sinn des Pentateuch und an das nationale Princip des Mosaismus hielten sich

*) Denis, Théories et idées morales dans l'antiquité.

nur noch die Sadducäer; die Rabbiner erhielten das Uebergewicht über die Priester; man wurde dem nationalen Geiste untreu und strebte nach Befreiung und Gleichheit; es kamen neue Grundsätze auf, im Widerspruch mit dem engen, ausschließenden Geiste des Mosaismus, der andersgläubige Nationen für unrein hielt und sich selber gehässig gemacht hatte.

Mehr noch als in Judäa selber fand dieser Umschwung statt überall, wohin sich jüdische Gelehrte verbreiteten und — wie es schon in Ev. Matthäi 23, 15 heißt — „Land und Wasser umzogen, um Judengenossen zu machen": in Antiochien, auf den Inseln des Mittelmeeres, in Alexandrien.

Letztere, die von Alexander angelegte Stadt, blühte empor unter den gebildeten Königen, den ersten Ptolemäern, und gewährte den griechischen Gelehrten ein sorgenfreies Dasein und die Mittel zum Studium der älteren Literatur. Durch das berühmte Museum wurde Alexandria die Weltstadt aller Wissenschaft und Bildung, die das alte Athen weit überragte.*) Die Schätze der älteren Literatur wurden hier gehoben und kritisch beurtheilt.

An diesem literarischen Leben betheiligten sich auch die Juden, welche dort bis zur Römerherrschaft eines politisch und bürgerlich freien Wohnsitzes genossen. Der heimischen Sprache fast entfremdet, suchten sie ihr Studium in griechischer Literatur und Philosophie, in einer künstlichen Auslegung ihrer eigenen heiligen Schriften und in Aneignung von Allem, was der griechische Geist ersonnen hatte; sie eigneten sich aus den ihnen zugänglichen Büchern die Ideen des Plato, des Aristoteles und der Stoiker an und dieser hellenische Synkretismus faßte Alles zusammen, was die morgenländische und abendländische Weisheit zu Tage gefördert hatte.**) Die Juden wollten nun ihre heilige Schrift in Uebereinstimmung setzen mit der griechischen Philosophie, welche damals alle Gemüther beherrschte; sie schufen sich sogar die Vorstellung, die Griechen hätten ihre Weisheit aus dem alten Testament geschöpft, als seien die Erzählungen jener Schriften nur allegorisch aufzufassen und müßten

*) Vergl. Dr. M. Joël, Ueber den wissenschaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nichtjüdische Welt.

**) Vergl. Ed. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie.

ihre Erklärung in den Sätzen der griechischen Weisheit finden; dabei hielten sie sich vorzugsweise an die Lehren der Stoiker, deren sittliche Haltung und Vorsehungslehre ihre Antheilnahme in höherem Grade erweckte als die Lehren der Epicuräer und Skeptiker.

Unter diesen Juden ragte vor Allen Philo hervor, der mit der griechischen Bildung zugleich den umfassenden Geist besaß, ein eigenes System der Religionsphilosophie auszubilden.

Philo Judaeus, Zeitgenosse von Jesus, war einige Jahre vor diesem einer vornehmen jüdischen Familie zu Alexandrien entsprossen. Seine Bildung, seine Kenntnisse der encyclopädischen Wissenschaften, seine Belesenheit in den griechischen Dichtern und Philosophen und seine Bibelkunde zeugen von einer sorgfältigen Erziehung und von der eifrigsten Selbstbildung. Er lehnte auch alle Aemter ab, die ihm in der alexandrinischen Judenschaft offen standen und suchte die Einsamkeit für Studium und literarisches Schaffen. Nur in schon vorgerücktem Lebensalter trieb ihn die sittliche Pflicht, sich in die große Welt zu wagen, als er sich an die Spitze einer Gesandtschaft stellte, welche nach Rom ging, um die verleumdeten Juden vor dem wahnsinnigen Kaiser Caligula zu vertreten.

Philo stand an der Grenze zwischen dem Juden- und dem Christenthum; einerseits gläubig, andrerseits philosophisch, vermischte er den Geist des Mosaismus mit dem Griechenthum, mit den morgenländischen Traditionen und den Lehren der alten orientalischen Heresiarchen, die jüdische Exegese mit halb klaren, halb phantastischen Ideen. Er besaß ein tiefes Gemüth, die reine Begeisterung der alten Propheten, glühende Empfindung, scharfen Verstand, Liebe zu seinem Volke und zu seinem Glauben. So hoch er auch die Philosophie schätzte, so durfte sie, seiner Ansicht nach, den jüdischen Glauben nicht beeinträchtigen. Dies spricht er unter Anderem in folgenden Worten aus:

„Es giebt Leute, welche den wörtlichen Laut der Gesetze für ein Symbol der geistigen Dinge halten und daher meinen, sie brauchten sich nur der Deutung zu befleißigen, jene Sinnbilder aber nur gering zu achten. Diese Menschen möchte ich leichtsinnig nennen, denn man muß Beides üben: sowohl das Verborgene untersuchen wie auch das Offene treu beobachten. Jene aber betragen sich, als ob sie in einer Wüste lebten, als wären sie körperliche Seelen, die von keinem Umgange mit

Menschen wissen; um die reine Wahrheit zu erstreben, achten sie Alles gering, was der Mehrheit schätzbar erscheint. Die heilige Schrift lehrt aber, den guten Ruf nicht zu verachten und die Gebräuche nicht aufzuheben, welche heiligere und größere Männer eingesetzt haben, als die, welche jetzt leben."

Philo wollte zeigen, daß die mosaische Lehre selbst eine höhere Philosophie darstelle als die heidnische. Er führte den Bibeltext auf die Lehre vom Logos und auf den Gegensatz zwischen Geist und Fleisch zurück. Der Geist ist der Sohn des Logos; das Fleisch ist die Tochter der Materie oder des Nichts.*) Die biblische Tradition muß daher nicht buchstäblich sondern symbolisch und figürlich genommen werden; so wie St. Paulus kurze Zeit nach Philo in Judäa lehrte: der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.

Wie Petrus unter den Christen, so verkündete Philo unter den Juden die Gleichheit, Freiheit und Adel durch den Besitz der Weisheit. Durch ihn gewinnt die Auferstehung und der Logos eine Stelle im Dogma; in die nationale Religion der Juden dringt das Streben nach Universalität ein.

Ein Hauptpunkt der Philonischen Lehre liegt in der Auffassung des Göttlichen. Alle Eigenschaften, die wir Gott beilegen, sind nur der Erfahrung entnommen, passen nur auf seine Wirksamkeit, sind nur der Logos, aber bezeichnen nicht Gott selber, der, ohne Raum und Zeit, sich unserer Forschung und Erkenntniß entzieht, wenn wir ihn nicht, wie Abraham und Moses, mit Begeisterung und Erhebung auffassen, anstatt daß wir ihn durch die Philosophie erkennen wollen.**)

Die Schriften des Philo sind meistens Abhandlungen über philosophische Themata, Commentarien und Erläuterungen zur heiligen Schrift. Als Stoiker zeigt er sich, indem er die Philosophie in Logik, Ethik und Physik eintheilt,***) indem er die Seele in sieben Theile theilt und auch alle Naturdinge nach dem System der Stoiker sondert. Hervortretender und wichtiger

---

*) Der Apostel Johannes hat den Ausdruck Logos ohne Zweifel aus der Philonischen Lehre entnommen. (Vergl. Johannes Huber, die Philosophie der Kirchenväter. München, 1859. S. 7). Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit ist eine Fortsetzung der Philonischen Logos-Lehre. (M. Joël, Ueber den wissenschaftlichen Einfluß des Judenthums auf die nicht jüdische Welt. p. 31.)

**) M. Joël, Beiträge zur Geschichte der Philosophie. I. Bd. Breslau 1876.

***) Legis allegor. I.

in der Philonischen Lehre sind aber die Platonischen Ideen, der platonische Schwung und die platonische Mystik.

Die Philonische Lehre ist auch verwoben mit der späteren jüdischen Lehre des Maimonides und mit dem Lehrgebäude der Neu-Platoniker, welches, wie wir später zeigen werden, von unserer Enkarpa umrankt ist.

Wie Philo über den universalen Staat der Menschheit, über Gleichheit, Liebe und Frieden dachte, ergiebt sich aus folgenden Stellen:

Ich bewundere Diejenigen, welche sagen: Wir Alle sind Söhne eines einzigen Menschen und hegen friedliche Gesinnung gegen unsere Nächsten. Wie geschieht es dann, daß sie nicht den Krieg hassen und nicht den Frieden lieben, da sie doch nur einen einzigen Vater, nicht einen sterblichen sondern unsterblichen Vater erkennen?

Die Welt ist eine große Republik, durch ein einheitliches Recht regiert. Das ist die gesunde natürliche Vernunft, das göttliche Gesetz, welches Jedem bewilligt, was ihm gebühret. Wenn es verschiedenartige und widersprechende Gesetze giebt, so ist es die Habsucht, der Stolz und die unheilbare Unwissenheit, die aus dem Stolze entspringt, welche die Scheidung hervorriefen unter den Völkern und ihnen Gesetze gaben, dem ewigen und natürlichen Rechte widersprechend. Die Gleichheit ist der Charakter des wahrhaften Rechtes, die Mutter der Gerechtigkeit. Aber man vernachlässigt die Gleichheit und Jeder will sich anmaßen, was des Andern ist, hassend die Menschen und gehaßt von ihnen, saumselig, zu helfen, und bereit, zu schaden. Der Weise ist von Natur ein Freund des Friedens; er ist für die Liebe geboren und zum Dienste der Menschengesellschaft. *)

Die Neu-Pythagoräer. Apollonius von Tyana.

Der feurigste der Apostel des absterbenden Heidenthums, welche die tiefsinnige Weisheit der Pythagorischen Schule durch das Morgen- und Abendland verbreiteten und die Hoffnung auf den Trost des gesunkenen Menschengeschlechts erweckten, war Apollonius von Tyana. Er steht da als der verjüngte Pythagoras, ein Weiser, der sich berufen fühlte, unter seinen Zeitgenossen als religiös-sittlicher und nebenbei auch als politischer Reformator aufzutreten, und der Unwissenheit und Gleichgültig-

*) Philo, ed. Mangey.

keit in göttlichen Dingen, den sittlichen Mängeln und Gebrechen der Menschen entgegenzuwirken.

Sein Leben ist uns von Philostratus beschrieben worden.*) Gegen die historische Treue und Wahrheitsliebe dieses Biographen sind von Vielen Zweifel erhoben worden, namentlich zuerst und am nachdrücklichsten durch Eusebius von Cäsarea, der auch die Voraussetzung aussprach, derselbe habe diese Lebensdarstellung aus einer feindlichen Absicht gegen das Christenthum gegeben; Olearius vermuthet, er hätte diese Lebensgeschichte dem Leben Christi als Parallele zur Seite stellen wollen.**) Andere haben das Werk des Philostratus schlechthin einen Roman genannt. Buhle hat nachgewiesen, daß diese Annahme falsch und übereilt sei. Möchte Damis, aus welchem Philostratus geschöpft haben will, auch zweifelhafter Natur sein — wie Bohlen und Hug meinen — so gab es außerdem eine Schrift des Maximus aus Aegäa und vier Bücher, welche Möragenes über Apollonius geschrieben hatte; nebenbei sind Bruchstücke aus den Büchern des Apollonius selber gefunden worden, an deren Aechtheit die meisten Forscher glauben.***) Eduard Baltzer kommt nach umfassenden kritischen Erwägungen zu dem Schluß, Apollonius sei „der geistige Sohn eines Pythagoras und Empedokles, vertraut mit dem ganzen klassischen Alterthum, den man in eine so mythische Wolke gehüllt und in eine so irrthümliche Constellation mit Christus gebracht hatte, daß er als „Gegen-Christus“ bis in unsere Tage gelten konnte.“ †) Was die Darstellungsweise des Philostratus betrifft, so liegt die Absicht darin, den Apollonius nicht nur in einer verjüngten Gestalt des Pythagoras vorzuführen, sondern — wie Ferd. Christ. Bauer treffend bemerkt††) — auch in einer vollkommeneren Gestalt und in einem höheren Grade von Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Philostratus selber erklärt: „Göttlicher als Pythagoras näherte sich der Weisheit und erhob sich über die Tyrannei Apollonius, welcher verwandte Zwecke wie Pythagoras verfolgte.“

*) Flavius Philostratus des Aelteren Werke, übersetzt von Friedrich Jacobs. Stuttgart 1829—1832.

**) Vita Apoll. Praef. p. 39.

***) Ludwig Noack, Psyche I. 2.

†) Eduard, Baltzer. Apollonius von Tyana aus dem Griechischen des Philostratus übersetzt und erläutert. Rudolstadt 1883. p. 393.

††) Apollonius von Tyana und Christus. Tübingen 1832.

Apollonius wurde, gleichzeitig mit Christus, in der cappadocischen Stadt Tyana geboren und in der cilicischen Stadt Tarsus, später in dem benachbarten Aegä erzogen. Er beschäftigte sich mit der griechischen Philosophie, mit Vorliebe mit der Pythagorischen, und lebte streng nach der Weise, welche Letztere vorschrieb. Zu Aegä schon gelangte er zu hohem Ansehen, als Diener des Gottes, dem er sich im Tempel weihete, und durch seine hohen geistigen Vorzüge. Nach Ablauf der ersten Jugend beschloß er, die indischen Weisen und die Magier in Babylon und Susa zu besuchen. Von Antiochien brach er auf, nur von zwei Dienern begleitet. In Ninus schloß sich Damis ihm an, der ihm fortan ein unzertrennlicher Freund und Gefährte blieb, und nach dessen Denkschriften Philostratus die Lebensgeschichte des Apollonius verfaßte. Auf seiner Wanderung durch die barbarischen und raubsüchtigen Völker beobachtete er sorgfältig und scharf alle Sitten und Eigenthümlichkeiten der fremden Länder und erweckte überall Bewunderung durch seine Tugend und Weisheit. In Babylon wurde er von dem Könige Bardanes mit großen Ehren aufgenommen und machte sich auch mit den Magiern vertraut. Geleitet von den Führern, welche ihm der König mitgegeben hatte, überschritt er mit seinen Gefährten das Grenzgebirge zwischen Medien und Indien und betrat das Land jenseits des Indus, welches von Phraotes beherrscht wurde. Dieser empfing ihn ebenfalls ehrenvoll, gab sich seinen Belehrungen mit ganzer Seele hin und versah ihn mit Führern und Empfehlungen nach dem Lande jenseits des Hyphasis. Hier kam er in die Gesellschaft der Brahmanen, die sich vor allen Menschen durch Tugend und Weisheit auszeichneten. Bei ihnen, mehr als bei den Aegyptern, meinte Apollonius die wahre Weisheit zu finden, deren natürliche Väter sie seien, da von ihnen selber die Pythagorische Weisheit ausgegangen sei;*) auch wohneten sie „auf der Erde und nicht auf der Erde, in fester Burg ohne Befestigung, und ohne Besitzthum in dem Besitze von Allem, genossen reineren Sonnenlichtes und mußten feinere und eindringendere Einsichten und wahrhaftere Meinungen von der Natur und den

*) Philost. VIII. 7, 12.

Göttern haben, da sie den Göttern und den Quellen des belebenden und warmen Wesens nahe wohnten." — Hier weilte Apollonius vier Monate und nahm Antheil an allen Unterredungen und Forschungen der Weisen und ihres Oberhauptes Jarchas. Die Rückreise machte er auf dem Meere, schiffte den Euphrat aufwärts nach Babylon zurück und ging dann nach Ninive. In Antiochien hielt er sich nicht auf, sondern begab sich nach Seleucia und über Cypern nach Jonien. Zu Ephesus und Smyrna ermahnte er in öffentlichen Vorträgen zur Sittlichkeit und Eintracht, zu einer guten Verwaltung des Staates und zum Studium der Philosophie; die Stadt Ephesus befreiete er durch eine Wunderthat von der Pest. In Pergamus besuchte er das Heiligthum des Aeskulap und in Ilium das Grabmal des Achilles, mit dessen Geiste er eine Unterredung hatte. Große Verehrung erwies er dem Grabe des Palamedes zu Lesbos und nachdem er das Heiligthum des Orpheus besucht hatte, begab er sich nach Hellas, wo er in vielen Hauptstädten lehrte. Ein Traum mahnte ihn, Kreta, das Geburtseiland des Zeus, zu besuchen. Von dort reiste er nach Rom und bot Trotz dem Tyrannen Nero, der alle Philosophen verfolgte.

Die Tyrannei dieses Kaisers zeigte sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit und übte ihren Einfluß auf den sittlichen und politischen Zustand der ganzen damaligen Welt. Apollonius wollte seine Wirksamkeit nicht auf das religiöse und sittliche Gebiet beschränken, sondern mit dem Muthe des Weisen der Tyrannei entgegentreten und damit seinem Leben auch eine politische Aufgabe stellen.

„Was soll man von den unglückseligen Menschen sagen, die unter einem solchen Greuel leben!" ruft er aus. „Ganze Iliaden von Uebeln brechen über das Land herein, das er zum Schauplatze seiner Launen und Lüste macht."

Von dem Consul Telesinus beschützt, hielt Apollonius zu Rom ungestört Vorträge in den Tempeln, bis er die Aufmerksamkeit des Praetors auf sich zog. Tigellinus ließ ihn mit Spähern umgeben und ihn endlich, einer freien Aeußerung wegen, vor seinen Richterstuhl rufen. Apollonius erschien ihm aber in seinem Auftreten in übermenschlicher Weise, so daß er

ihn mit den Worten entließ: „Gehe, wohin du willst! du bist stärker, als daß ich Gewalt über dich hätte.“

Apollonius wendete sich nach den westlichen Ländern, besuchte Spanien und kehrte dann über Libyen und Sicilien nach Griechenland zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in Athen, wo er sich in die Mysterien einweihen ließ, fuhr er nach Alexandrien hinüber, wohin ihm schon sein Ruf vorausgeeilt war. In Aegypten kam er mit Vespasian zusammen und dieser hielt Rath mit ihm, ob er, schon sechzig Jahre alt, die Herrschaft über Rom antreten sollte. Apollonius rieth ihm dazu.

„Wenn wir diesen Mann betrachten, — sprach er zu den mitberathenden Männern, — die Kriegsmacht, den Glanz der Waffen, die Reiterschaaren, die ihn umgeben, wie edel und mäßig er selber ist und wie geschickt zur Ausführung seiner Pläne, — so lasset uns ihn segnen, daß er diesen Weg einschlagen will, lasset uns ihm Glück wünschen und Herrlichkeit für die Zukunft verheißen. Ich kümmere mich nicht um die Verfassungen der Staaten; ich lebe den Göttern; aber ich will, daß die große Menschenheerde nicht zu Grunde gehe, aus Mangel an einem guten und weisen Hirten.“

Der anwesende Euphrates, der ihn bisher begleitet hatte, war andrer Meinung und wurde ihm seitdem feindlich gesonnen. Euphrates wurde später der „Judas“ des Apollonius.

„Diejenige Philosophie — sagte er zu Vespasian, indem er böswillig auf Apollonius anspielte — diejenige, welche der Natur folgt, lobe und liebe ich; diejenige hingegen, die sich auf Offenbarungen Gottes beruft, halte fern von dir, denn sie treibt dich zu unvernünftigen Handlungen, indem sie dich über das Göttliche täuscht.“

Von Alexandrien begab sich Apollonius nach Ober-Aegypten und Aethiopien zu den Gymnosophisten. Von seinen Jüngern traten zwanzig zurück; nur zehn machten mit ihm die Reise den Nil aufwärts. Bei allen Städten, wo sie vorüberkamen, hielt Apollonius belehrende Gespräche. Endlich erreichten sie die Schulen der Gymnosophisten, auf einer Anhöhe unweit des Nilufers gelegen.

Die äthiopischen Gymnosophisten suchten das Wesen der indischen Philosophie in steter Betrachtung und in den strengsten

Entbehrungsübungen, wodurch sie die Sinnlichkeit bekämpfen wollten. Apollonius fand, daß sie in religiösen und philosophischen Dingen an Weisheit hinter den Brahmanen zurückstanden; auch ihr Cynismus erschien ihm als Uebertreibung und Hochmuth.

„Auch die Barfüßigkeit — sprach er — und die Kutte und der angehängte Ranzen sind Schmuckgegenstände. Ja, sogar nackt zu gehen, wie ihr, sieht zwar einfach und zierlos aus, ist aber auch nur aus Hochmuth angenommen."

Nachdem Apollonius noch die Quellen des Nils besucht hatte, kehrte er nach Aethiopien zurück. Von Titus wurde er nach Argos berufen, denn Dieser stand in Begriff, Mitregent seines Vaters Vespasian zu werden, hegte aber Bedenken gegen seine Fähigkeit und wollte des Apollonius Rath hören.

„Ich freue mich, — sprach Apollonius zu ihm, — daß ich dich bereit sehe, deinem Vater zu folgen, unter dessen Führung auch Diejenigen gern stehen, die nicht seine leiblichen Kinder sind; ferner daß du dein Vaterhaus ehrest und damit dich selber. Wenn die Jugend mit dem Alter sich zum Regieren einet, so könnte keine Lyra oder Flöte eine süßere und seelenvollere Harmonie hervorbringen; denn wenn das Alter mit der Jugend gehet, so gewinnet Jenes an Kraft, Dieses an Zucht."

Apollonius verweilte abwechselnd in Phönicien und Cilicien, Jonien und Achaja, philosophirend und belehrend — „suchend und aufgesucht" — wie Philostratus sich ausdrückt — bis die gefahrvollste Periode seines Lebens eintrat.

Domitian gab den vorhergehenden Tyrannen an Grausamkeit nichts nach, aber er näherte sich durch Hinterlist mehr dem Beispiele des Tiberius als des Nero.

„Ich halte aber Diejenigen für gewaltthätiger, — sagte Apollonius — die sich den Anschein geben, als ob sie Recht sprächen und nach den Gesetzen entschieden. Denn sie handeln nicht demgemäß und wollen ihrem Zorn ein Ansehen von Gesetz geben, indem sie ihn verzögern; im Uebrigen entscheiden sie in gleicher Weise wie Diejenigen, welche ohne Untersuchung verdammen. Dadurch aber, daß die Unglücklichen in Folge eines Urtheilspruches sterben, wird ihnen das Mitleid der Menge

entzogen, das den Opfern der Ungerechtigkeit als eine Todtengabe gebührt. Diese Art der Tyrannei hat also einen Schein von Gerechtigkeit, geht aber auf Gesetzeslosigkeit aus."

Auf diese scheinbar gerichtliche, aber hinterlistige Weise verfuhr Domition gegen Viele und so auch gegen Apollonius selber. Er hatte Nerva, Orfitus und Rufus, in denen er Verschwörer argwöhnte, ungerechter Weise aus Rom verbannt; er wußte auch, daß Apollonius mit ihnen in Verbindung stand, und als ihm durch Euphrates eine Aeußerung überbracht wurde, welche seinen tyrannischen Sinn verletzte, so befahl er dem Statthalter von Asien, den Apollonius gefangen nach Rom zu schaffen. Noch ehe dies vollzogen wurde, beschloß Apollonius, freiwillig nach Rom zu gehen, um den Vorwurf des Verraths von sich abzulenken und jene Männer, die um seinetwillen in Gefahr kommen konnten, zu retten, — ein erhabenes Beispiel von Todesverachtung, da er sich selber mit leichter Mühe hätte vor der Gefangennehmung retten können. In Rom erfuhr er im Gefängnisse die Gründe der Anklage gegen ihn. Man machte ihm seine Lebensweise zum Vorwurf und daß er sich göttlich verehren ließe; er sollte in Ephesus die Pest vorherverkündigt haben; mit Nerva sollte er, zum Verderben des Kaisers, ein nächtliches Opfer vollzogen und dabei einen Knaben zerstückt haben. Domitian ließ ihn vor sich bringen, verhörte ihn selber und gerieth in den äußersten Zorn, als Apollonius sich vorzugsweise angelegen sein ließ, jene Männer, die dem Verderben geweihet waren, zu vertheidigen und als schuldlos hinzustellen. Nach dem Gefängnisse zurückgeführt, wurde Apollonius in Fesseln gelegt, nachdem man ihm Bart und Haupthaar abgeschoren hatte. Nach fünf Tagen wurde er zur Gerichtsverhandlung geführt, welche in festlich geschmücktem Saale und in Gegenwart der ausgezeichnetsten Personen stattfand. Der Ausgang dieses Processes verlief aber gegen die Erwartung seiner Ankläger. Der Kaiser, überrascht durch die Kraft und Kürze, womit Apollonius auf alle Fragen antwortete, gerieth in Verlegenheit, wagte nicht, die Namen seiner bestimmten Opfer zu nennen und verlor damit auch den Vorwand, dieselben durch Richterspruch zum Tode verurtheilen zu lassen. Er sprach Apol-

lonius von der Anklage frei, verlangte aber, er solle noch zu einer geheimen Unterredung bei ihm bleiben.

Apollonius aber erwiderte: „Gieb mir Raum oder, wenn du willst, so lasse meinen Leib gefangen nehmen; über meine Seele bist du nicht Herr, und „tödten wirst du mich nicht, da ich nicht zum Sterben bestimmt bin.“*)

Philostratus theilt im achten Theil seines Buches**) die Vertheidigungsrede mit, welche Apollonius ausgearbeitet hatte, in der Erwartung, daß beim Prozesse ihm Zeit gestattet werden würde, dieselbe zu halten. Es befindet sich darin eine Stelle, wo er sich selbstgenügsam und über die Bedürfnisse anderer Menschen erhaben schildert. Dieselbe lautet:

„Gedenke, o Kaiser, an dich selber und an Diejenigen, welche vor dir regiert haben: an deinen Vater und an Nero. Denn unter diesen Kaisern habe ich öffentlich gelebt, während ich die andere Zeit bei den Indern war. Während dieser acht und dreißig Jahre habe ich niemals die kaiserliche Schwelle betreten, außer in Aegypten bei deinem Vater, der damals noch nicht Kaiser war und meinetwillen nach Aegypten kam. Nie sprach ich ein unfreies Wort zu den Kaisern noch zu den Völkern über die Kaiser; nie brüstete ich mich mit Briefen, welche die Kaiser an mich schrieben, rühmte mich auch nicht, selber an die Kaiser Briefe zu schreiben; auch wurde ich mir nicht untreu, daß ich den Kaisern wegen eines Geschenkes geschmeichelt hätte. Fragst du mich also, ob ich mich zu den Reichen oder zu den Armen zähle, so antworte ich: zu den Allerreichsten. Da ich niemals Geschenke nahm von euch, die ihr in der Herrschaft befestigt waret, wie hätte ich also von Denen Geschenke erwarten können, die noch nicht Kaiser waren: von Nerva und seinen Freunden? Wie hätte ich die Absicht hegen sollen, die Regierung zu verändern, da ich die bestehende nicht benütze, mir ein höheres Ansehen zu geben?“

Apollonius begab sich von Rom über Sicilien nach Olympia. In Griechenland hatte sich das Gerücht verbreitet, er wäre auf grausame Weise hingerichtet worden und als man nun von

*) Iliade 23, 13.
**) VIII. 7, 1—16.

seiner Ankunft überzeugt war, so kam man aus ganz Hellas herbei geströmt wie zu einem olympischen Feste. Von Olympia zog Apollonius nach Böotien und stieg zu Lebadea in die Höhle hinab, welche dem Trophonius, dem Sohne Apollo's, geweiht war. Zwei Jahre verweilte er in Griechenland und Alle drängten sich zu seiner Philosophie, da er, wie Krösus seine Schätze offen hielt, Jedem von seiner Weisheit mittheilte. Er ging dann nach Jonien und lehrte in Smyrna, Ephesus und anderen Städten. Inzwischen war Nerva zur Regierung gelangt. Er schrieb an den Apollonius und bat ihn, zu ihm zu kommen und ihm mit Rath beizustehen. Apollonius antwortete ihm mit den Worten:

„Wir werden, o Kaiser, Beide lange beisammen sein und werden über Niemanden herrschen und Niemand über uns."

Vermuthlich deuten diese Worte auf die kurze Regierungszeit des Nerva und auf den Tod des Apollonius, denn dieser schickte sich an, das Leben zu verlassen.

Apollonius war von prachtvollem Aeußern, das den Menschen fast göttlich erschien. Er trug das Haar lang herabwallend, kleidete sich in Byssus und hielt von seinem Leibe alle Stoffe entfernt, die von Thieren hergenommen werden. Er versagte sich den Genuß des Fleisches und Weines und vermied den Umgang mit dem anderen Geschlecht. Durch sein Wissen erhob er sich über alle Zeitgenossen und stellte das Ideal der Pythagorischen Lebensweise in der höchsten Vollendung dar, indem er sie auch vorschrieb als die einzig heilige, gottgefällige und des Weisen würdige. Gegen Andere erwies er sich als der reinste, liebevollste Menschenfreund.

Seine Lebensbeschreibung erzählt von seinen Wunderthaten und Weissagungen. Er war der Ansicht, daß die Natur dem Frommen hold sei.

„Denen, die Recht thuen, — sprach er — ist die ganze Erde ein sicheres Feld; selbst das Meer ist ihnen hold, wenn sie sich schwimmend oder auf einem Fahrzeuge ihm anvertrauen."

In Bezug auf die Wunder des Apollonius, sagt Eusebius:*)

*) Gegen Hierokles, K. 2.

„Wir halten einen solchen Wunderthäter nicht für einen Gott sondern nur für einen Menschen, der von den Göttern geliebt ist.“ — Vieles, was er verrichtet haben soll, läßt sich, wie bei Pythagoras, aus einem Erkenntnißvermögen erklären, welches die geistige Kraft gewöhnlicher Menschen weit übertrifft, aus einer Kenntniß, die ihm schon von Natur gegeben und durch sein reines Gemüth wie durch sein Streben nach Vervollkommnung zu einem noch höheren Grade entwickelt worden war. Daß bei den Weissagungen Zauberei oder Magie im Spiele gewesen sei, bestreitet Philostratus, indem er anführt, solche Voraussagungen hätte auch Sokrates vermöge seines Dämons gethan und auch Anaxagoras vermittelst seiner Weisheit, ohne daß man sie der magischen Künste beschuldigt hätte.

Von dem Ende des Apollonius wird berichtet, er hätte sich zu Lindus in den Tempel der Athene begeben und wäre dort verschwunden. Andre Meldung klingt noch wunderbarer: er wäre zur Nachtzeit in den Tempel der Dictynna in Kreta getreten; die Vorsteher hätten ihn aber als einen Räuber ergriffen und gebunden. Doch hätte er sich von den Fesseln befreit und wäre zum Tempel geeilt, dessen Pforten sich vor ihm öffneten und nach seinem Eintritt wieder schlossen, während von innen die Stimmen singender Jungfrauen erschollen: „Gehe aus der Erde zum Himmel hinauf!“

Ihm wurde in der Stadt Tyana ein Tempel errichtet und auch der Kaiser Caracalla ließ ihm ein Heiligthum erbauen.*) — Vopiscus erzählt: Aurelian belagerte Tyana, den Geburtsort des Apollonius, mit dem Vorsatze, Alles was Leben habe, niederhauen zu lassen. In einer Nacht aber erschien eine Gestalt, die ihm Gnade gegen die Belagerten empfahl. Aurelian erkannte in diesem Traumgesicht sogleich den göttlichen Apollonius, weil er sein Bildniß oft und in vielen Tempeln gesehen hatte.**)

Apollonius hat eine Schrift über die Weihen oder Opfer geschrieben, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind;***) ferner eine Lebensgeschichte des Pythagoras, auf welche sich Porphyrius und Jamblichus und auch Suidas berufen; als andre

*) Dio Cassius. LXXVII, 28.
**) Vita Aurel. c. 24.
***) Ed. Zeller. Philosophie der Griechen. V. p. 127.

Schriften werden noch seine „Testamente“ und ein „Hymnus auf das Gedächtniß“ genannt. Von Briefen des Apollonius hat Philostratus mehrere in seine Lebensbeschreibung aufgenommen; in der erhaltenen Sammlung von Briefen werden die wenigsten für glaubwürdig erachtet; erdichtete Briefe des Apollonius gab es schon bei seinen Lebzeiten.

Die geistige Wirksamkeit des Apollonius, welche sich über ein ganzes Weltgebiet erstreckte, erhielt ihr Gepräge durch die Pythagoräische Philosophie, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Darüber läßt ihn Philostratus Folgendes sagen:

Der Lehre des Pythagoras bin ich zugeeilt, weil ich darin Großes erkannte. Durch geheimnißvolle Weisheit wußte er nicht bloß, wer er sei, sondern auch, wer er gewesen sei. Er berührte die Altäre mit reiner Hand und hielt sich unbefleckt von beseelter Speise. Sein Leib war auch rein von jeder Bekleidung, die von einem abgestorbenen Wesen herrührte. Unter allen Menschen zügelte er die Zunge, indem er ihr unverbrüchliches Schweigen auferlegte. Die übrige Philosophie stellte er wie einen Orakelspruch fest. Die Philosophie hatte alle ihre Meinungen um mich her aufgestellt, jede mit ihrem eigenthümlichen Schmuck umgeben und mir befohlen, sie zu beschauen und verständig zu wählen. Alle zeigten mir eine reine und göttliche Schönheit. Manche würden bei einigen von ihnen die Augen vor Staunen geschlossen haben; ich aber hatte sie fest auf alle gerichtet und sie selber ermuthigten mich dazu, indem sie mich anzogen und mir verkündeten, was sie mir verleihen würden. Die Eine versprach, eine Fülle von Genüssen über mich auszugießen, ohne daß ich mich zu bemühen brauchte; die Andre verhieß mir Ruhe nach der Arbeit; die dritte wollte der Arbeit Lust beimischen. Ueberall aber schimmerten Wollust und Genuß hindurch; der Bauch war schrankenlos, die Hand nach Reichthum ausgestreckt, die Augen ungezügelt, gestattet waren Liebe, Verlangen und andre derartige Leidenschaften. Nur die Eine, die cynische Philosophie, rühmte sich der Enthaltung von solchen Dingen, war aber frech und schmähsüchtig und verscheuchte Alles von sich. Es war nur eine Art von Weisheit da, eine unbeschreibliche Art, die auch den Pythagoras gewann. Sie stand nicht unter der Menge, sondern gesondert und schweigend. Als sie bemerkte, daß ich den anderen nicht beitrat, aber ihr Wesen noch nicht kannte, so sagte sie: „Ich biete keine Reize, o Jüngling, sondern Beschwerden. Wer in mein Gebiet tritt, dem wird jede Kost von lebenden Wesen entzogen; er vermißt den Wein, um nicht den Krug der Weisheit zu trüben, der in nüchternen Seelen aufgestellt ist. Kein weiches Gewand wird ihn wärmen, keine Wolle von lebenden Geschöpfen entnommen. Zur Fußbekleidung gestatte ich ihm Bast, zum Schlafen was sich darbietet. Wenn er Liebesgelüsten fröhnt, so wird er von der Gerechtigkeit, der Dienerin der Weisheit, in einen Abgrund

gedrängt. Und so streng bin ich gegen Diejenigen, die mich wählen, daß ich auch ihre Zunge fessele. Nun höre auch, was ich dir biete, wenn du bei mir ausharrest! Weise Gesittung und Gerechtigkeit von selber; Neid gegen Keinen; die Kraft, den Tyrannen eher furchtbar zu sein als sie zu fürchten; den Göttern mit kleinen Opfern willkommener zu sein, als Diejenigen, welche das Blut der Stiere für sie vergießen. Wenn du aber rein bist, so werde ich dir die Kenntniß der Zukunft verleihen und deine Augen mit Strahlen des Lichtes erfüllen, daß du den Gott und Heros erkennst und die dunklen Trugbilder enthüllest, wenn sie sich menschliche Gestalt anlügen." — Bei dieser Wahl des Lebens, die ich mit Verstand getroffen habe, nach der Weise des Pythagoras, habe ich weder getäuscht noch Täuschung erfahren. Denn ich bin geworden, was der Philosoph werden muß, und habe Alles empfangen, was ihm gegeben werden kann.

Als Pythagoräer verwarf Apollonius alle blutigen Opfer; in gleichem Sinne sprach er auch zu dem Telesinus und soll auch eine Schrift über die richtigen Weihen verfaßt haben, worin ausgesprochen ist, die Volks-Religion möge noch die Götter durch unblutige Opfer verehren; aber der höchste Gott solle ohne Opfer, ja ohne laute Gebete, nur in heiligem Schweigen und auf reine geistige Weise, durch heiligen Wandel, Reinheit des Leibes und Enthaltsamkeit der Seele verehrt werden; mit den Thieropfern soll auch das Fleischessen verbannt sein.*) In den ägyptischen Tempeln erklärte er, daß das Blut der geopferten Thiere nicht als Göttermahl angesehen werden könnte. Die Schrift des Philostratus ist auch ein Erzeugniß der Pythagorischen Lehre, worin die religiösen und ethischen Elemente dieses Systems vorzugsweise dargelegt sind.

Nach der Lehre des Apollonius sind die verschiedenen Göttergestalten nur verschiedene Sinnbilder des Einen göttlichen Wesens; die Sonne erschien ihm als das reinste und würdigste Bild der Gottheit und wo die Wirkung ihres Lichtes am reinsten und kräftigsten ist, da ist auch der Einfluß der Gottheit am unmittelbarsten. Die Natur dachte er sich so, wie Plato es im Timäus ausspricht; die erste Substanz ist Alles in Allem, die Form ändert sich, aber nicht die Natur (ähnlich wie später Spinoza alles endliche Sein nur für eine Veränderung der Einen absoluten Substanz erklärte); die Welt ist abhängig von Gott, dem Schöpfer und Vater der Götter und Menschen. Wie Plato, so

*) Ludwig Noack, Psyche. Bd. I. 2.

lehrte auch Apollonius, daß die Seele des Menschen unsterblich und göttlicher Natur sei. Die Seele muß die Triebe und Leidenschaften des Menschen durch die Weisheit der Ordnung des Weltalls unterwerfen. Durch die Natur der Seele ist der Mensch verwandt mit der Gottheit; er allein von allen Thieren kennt die Götter und philosophirt über seine Natur; auch seine Gestalt rühmt sich der Aehnlichkeit mit Gott, wie in der Bildnerkunst und Malerei angedeutet wird. Die mythologischen Erzählungen von den Göttern und Heroen, wie sie durch die Poesie verbreitet worden, meinte er, dienen nur, die Zuhörer zu verderben und zu allerlei Untugenden anzuleiten. Das erschlaffte Zeitalter wollte er vor Allem zur Tugend anhalten, zur Weisheit, Tapferkeit und Enthaltsamkeit, zur Gleichheit und Einigkeit, zur Besonnenheit und Enthaltung von der Geldgier, zur Selbsterkenntniß und Gerechtigkeit, zu einem religiös-sittlichen Leben, wodurch das Wohl der Staaten fester gegründet würde. Ueber das Gebet sagte er zum Telesinus: „Ich bete, daß Gerechtigkeit herrsche, die Gesetze nicht verletzt werden, die Weisen arm, die Andern aber reich seien, doch ohne Arges. Ich bete: o, ihr Götter, verleihet mir das was sich gebührt. Bin ich nun ein guter Mann, so werde ich mehr erlangen als ich fordere; rechnen mich aber die Götter zu den Schlechten und Nichtswürdigen, so wird mir nur das Gegentheil zugut kommen und ich werde die Götter nicht tadeln, wenn mir Böses widerfährt, da ich selber nicht gut bin."

Von dem Abscheu gegen Blutthaten legt Apollonius an verschiedenen Stellen Zeugniß ab und auch von der Diät des Pythagoras, indem er die Fleischnahrung verwarf und nur die Früchte der Erde für rein erklärte. Philostratus schreibt:

Von Pythagoras rühmen seine Anhänger, er habe Kleidung aus thierischen Stoffen verschmäht, sich der Speise von beseelten Wesen und des Opferns enthalten, um die Altäre nicht mit Blut zu beflecken; aber Honigscheiben, Weihrauch und Gesang habe er den Göttern dargebracht, da er wußte, daß sie solche Dinge mehr liebten als Hekatomben und blutige Messer. Apollonius war ein Mann verwandten Strebens, aber, was die Weihe der Weisheit und die Erhabenheit über Tyrannei betrifft, noch göttlicher als der göttliche Pythagoras.

Als Apollonius sechszehn Jahre alt war, bekannte er sich zur Lehre des Pythagoras. Daher sagte er sich von seinem bis-

herigen Lehrer Euxenus los, schenkte ihm aber ein Landhaus mit den Worten:

Hier lebe du nach deiner Weise, — ich will leben wie Pythagoras.

Einem babylonischen Satrapen, der ihn bewirthen wollte, sagte er:

Du kannst mich mit leichter Kost bewirthen, wenn du mir Brot und Früchte geben willst; süßer als das künstlich gezogene Gartengewächs wird mir das wild wachsende Kraut vom Felde sein.

Zu Euboea ließ Apollonius die verfallenen Gräber der Seeleute wieder herstellen; auch brachte er die gebührenden Opfer, nur keine Thieropfer. (I, 24.)

Als der König von Babylon dem Sonnengotte ein weißes Roß opferte, sprach Apollonius: Opfere, o König, nach deiner Weise; mir aber gestatte, es nach meiner Weise zu thun! Darauf nahm er vom Weihrauch und streute ihn in das Feuer und trat dann zurück, um am Blutopfer keinen Theil zu haben. (I, 31.)

Nach dem Opfer hatte er ein Gespräch mit dem Könige, worin er sagte:

Meine Weisheit ist die des Pythagoras, der mich lehrte, die sichtbaren und unsichtbaren Götter zu verstehen, mit ihnen zu reden und mich in diese Pflanzenstoffe zu kleiden. Dieses Gewand ist nicht vom Schaf geschoren; dieses Linnen wuchs rein vom Reinen und ist ein Geschenk des Wassers und der Erde. Dazu trage ich das Haar lang, nach der Art des Pythagoras; und seine Weisheit lehrte mich auch, mich der thierischen Speise zu enthalten. (I, 32.)

Als der König ihn fragte: Bedarfst du denn selber nichts, antwortete er: O ja, Früchte und Brot, meine liebste, köstlichste Nahrung. (I, 36.)

Als der König ihn zur Jagd in den Thiergarten einlud, entgegnete er ablehnend: Hast du vergessen, o König, daß ich nicht mit dir opfere? Auch ist es nichts Angenehmes, Thiere zu jagen, die man gefangen gehalten und auf unnatürliche Weise gehegt hat. (I, 38.)

Jenseits des Kaukasus traf Apollonius mit seinen Begleitern Nomaden, die ihnen Palmwein, Honig und Stücke Fleisch anboten. Und sie nahmen von Allem außer vom Fleisch und zogen an ihnen vorüber, dem Osten zu. (II, 6.)

Den indischen König Phraotes fragte Apollonius nach seiner Lebensweise. Dieser erwiderte: Meine Speise sind Gemüse, Pal-

menkohl, Datteln und die Produkte der Flußgärten, auch die Baumfrüchte, die ich eigenhändig pflege. Als Apollonius das hörte, freute er sich. (II, 26.)

Bei den Weisen Indiens, wo Apollonius sich aufhielt, erschien auch der König und sollte bewirthet werden. Der Vorsteher der Brahmanen sagte zu Apollonius: Wir selber leben einfach und halten uns an das Einfache, obschon wir üppig leben könnten. Der König aber bedarf viel. Von beseelten Wesen wird er zwar nichts speisen, denn das ist hier nicht erlaubt; aber Backwerk, Wurzeln und Früchte, wie sie das indische Land jetzt bietet. (III, 26.)

Zu Pergamon besuchte Apollonius die Gräber der Achäer und brachte an dieser Stelle viele reine unblutige Opfer. (IV, 11.)

Dort nächtigte Apollonius, trotz dem Abrathen seiner Freunde, auf dem Hügel des Achilles. Als Apollonius früh am Morgen wieder zu ihnen kam und sie ihn befragten, gab er zur Antwort: Ich habe weder ein Grab gegraben, wie es in der Odyssee beschrieben ist, noch habe ich durch blutige Lamm-Opfer den Geist des Achilles zum Gespräch berufen. (IV, 16.)

Als die Athener ihn zu dem Theater unter der Akropolis einluden, wo damals die Gladiatoren-Gefechte und die Menschenschlächtereien in der scheußlichsten Weise betrieben wurden, schrieb er ihnen ablehnend: Niemals werde ich einen Platz, so voller Sünden und Blut, betreten. Es wundert mich, daß die Göttin, welcher ihr solches Blutvergießen veranstaltet, nicht schon die Burg verlassen hat; ihr scheinet im Begriff zu stehen, bei den Panathenäen der Göttin nicht mehr Rinder sondern Hekatomben von Menschen zu opfern. Und du, o Dionysos, betrittst du dieses Haus noch nach solchen Blutopfern? Und hier sollen die weisen Athener ihre Spenden bringen? Meide auch du, Dionysos, diese Stätte, welche unreiner ist als der Kithaeron, wo Pentheus von den trunkenen Bacchanten und Actaeon von seinen Hunden zerrissen wurde. (IV, 22.)

Im Tempel zu Alexandrien erklärte Apollonius, das Blut der geopferten Thiere sei keine Götterspeise und als ihn der Priester fragte, aus welchem Grunde er solche Opfer nicht bringe, entgegnete er: Sage mir vielmehr, aus welchem Grunde du sie bringst! Der Priester fragte weiter: Wer hat denn die Macht, diese Satzungen umändern zu wollen? Apollonius antwortete: Jeder Weise, der aus Indien kommt. (V, 25.)

Gleichwie zu Athen die Fechterspiele, so empörten ihn auch zu Alexandrien die Pferderennen, wobei gewöhnlich Mord und Todtschlag unter dem andrängenden Volk vorkamen. Apollonius schalt sie darüber mit den Worten: Wie lange noch wollt

ihr sterben, nicht etwa für eure Kinder und Heiligthümer sondern um eure Tempel zu schänden, indem ihr sie, mit Blut befleckt, betretet, um hinter euren eigenen Mauern zu verderben? Ein einziges Pferd, von den Achäern erdacht, veranlaßte die Zerstörung Troja's; gegen euch aber werden Wagen und Pferde gerüstet, um euch in Unruhe zu versetzen. So gehet ihr also nicht durch Helden zu Grunde sondern durch euch selbst, was selbst den Trojanern nicht in ihrer Trunkenheit gelang. Auch in Olympia, wo man um Preise kämpft im Ring-, Faust- und Massenkampf, kommt Niemand um's Leben, wenngleich es verzeihlich wäre, wenn Einer sich in zu großem Eifer vergäße: hier aber zücket ihr die Schwerter um der Pferde willen und schleudert Steingeschosse gegen einander. Feuer falle über solche Stadt! (V, 26.)

In der Anklage des Domitian sagte Aelian: Es scheint mir unglaublich, daß du, Apollonius, bei dem Opfer des Nerva einen arkadischen Knaben geschlachtet habest, da ich ja weiß, daß du nicht einmal das Blut der Opferthiere vergießest (VII, 20).

In seiner Vertheidigungsschrift gegen jene Anklage, da wo er sich sogar über seine Tracht und Nahrung rechtfertigen sollte, schrieb Apollonius wie folgt:

Du rechtfertigst mich, göttlicher Pythagoras, denn was du richtig und ich löblich befunden, darüber soll ich gerichtet werden. Die Erde, o, Kaiser, bringt Alles hervor, was die Menschen an Nahrung und Kleidung bedürfen, wenn sie willens sind, mit der Thierwelt friedfertig zu leben. Baum, Busch und Weinstock bieten ihnen süße Frucht, die weiten Fluren goldene Saat. Die Erde nährt ihre Kinder zu jeder Jahreszeit. Diese aber hörten nicht auf sie, sondern wetzten das Messer gegen die Thiere, um sich Kleidung und Nahrung zu verschaffen. Die indischen Braminen allein mißbilligten dies und übertrugen ihre Lehre auch auf die ägyptischen Gymnosophisten. Von ihrer Stätte ging Pythagoras aus, der erste Grieche, der mit ihnen verkehrte. Er lehrte, die beseelten Wesen der Erde zu schonen, nährte sich nur von den Früchten der Erde und offenbarte, diese Nahrung sei die einzige reine und die geeignetste, um Leib und Geist zu erhalten. Aber auch die Kleidung aus Stoffen von getödteten Thieren, wie das Volk sie trägt, hielt er für unrein; deshalb trug er Linnen, flocht sich auch Sandalen aus Bast. Durch diese Reinheit erlangte er großen Vortheil, namentlich den, daß er fähig war, seine eigene Seele zu empfinden. Und doch stehe ich hier vor Gericht, weil ich von Wurzeln, Nüssen und reiner Zukost mich nähre und mir das Linnen, aus gleichem Grunde wie dem Pythagoras, als gewöhnliches Gewand wie auch bei Gebet und Opfer dient. Auch wegen meines Haares habe ich mich zu verantworten. Von den Spartanern und aus ihrer streitbarsten Zeit stammt die Sitte, das Haar nicht zu kürzen, denn eines weisen Mannes Haupt bleibt verschont vom Eisen. Es ist nicht recht, daß das Eisen da waltet, wo die Sinnesthätigkeiten und alle Götterstimmen ihren Ursprung haben, von wo alle Gebete sich erheben und das

Wort, welches die Weisheit vermittelt. Der Ankläger unterbricht mich und sagt, ich sei angeklagt, nicht weil ich den Ephesern Rettung gebracht, sondern weil ich ihnen das Erscheinen der Seuche vorhergesagt habe. Du hast aber vom Ankläger gehört und ich selber sagte es, daß meine Speise leichter und wohlschmeckender sei als die schwelgerischen Mahle der Welt. Dies, o Kaiser, bewahrt meine Seele rein und ungetrübt und gestattet mir, wie in einem klaren Spiegel zu sehen, was geschieht und geschehen wird. Der Weise wartet nicht, bis die Erde dürstet und die Lüfte erfüllet sind, bis das Ungewitter herniederströmt; sondern er nimmt das Nahen desselben wahr, wenngleich später als die Götter, so doch früher als die Menschen; die Götter verspüren das Zukünftige, die Menschen das Geschehende, die Weisen das Nahende. Einst betete ich zum Herkules. Er stand mir bei, ohne größere Opfer zu fordern als Honigkuchen, Weihrauch und Thatkraft für das Heil der Menschheit. Ich thue Alles für das Heil der Menschen; niemals aber habe ich für sie geopfert und werde es niemals thun; nie berührte ich ein blutiges Opfer, noch werde ich jemals beten, den Blick auf das Messer oder gar auf ein Opfer gerichtet. Ich habe kein Blut geopfert; ich opfere überhaupt nicht Blut, noch berührte ich es jemals, auch nicht das Opferblut vom Altar. So dachte Pythagoras, so seine Jünger, so die Gymnosophisten Aegyptens, so die indischen Weisen, von denen der Weisheit Anfang zu den Pythagoräern kam. Und dieser Weisen Opfer scheinen den Göttern angenehm zu sein, denn sie gewähren ihnen hohes, glückliches Alter, unverkürzt durch Krankheit; sie gewähren ihnen zunehmende Weisheit, Freiheit vom Drucke der Tyrannen und die andere glückliche Freiheit, Nichts nöthig zu haben. Man kann annehmen, daß die Götter der guten Menschen bedürfen, um reine Opfer zu empfangen. Aber nicht sollen wir mit Schlachtmessern in ihre Tempel treten und die Altäre mit Blut bespritzen. (VIII, 7.)

In den Briefen des Apollonius findet sich noch folgende Stelle über die Opfer:

Götter bedürfen der Opfer nicht. Wodurch kann man also ihre Gunst erlangen? Ich glaube dadurch, daß wir uns Weisheit erwerben und Gutes thuen denjenigen Menschen, die es verdienen. Dies ist den Göttern angenehm; Opfer aber können auch die Gottesläugner darbringen. Die Priester beflecken die Altäre mit Blut; da ist es nicht zu verwundern, daß Unheil entsteht und Unglück über die Staaten kommt. O, welche Unwissenheit! Heraklit war auch ein Weiser und warnte die Epheser, den Koth durch Koth zu reinigen. (XXVI und XXVII.)

Den Apollonius hat man mit Christus verglichen und Hierokles stellt ihn sogar über diesen. Eusebius bekämpfte den Gegner mit arianischen Waffen. Die Erörterungen über die Wunder und Weissagungen bilden den Ausgangspunkt bei der Vergleichung zwischen Christus und Apollonius. In den Lebensgeschichten Beider herrscht allerdings eine merkwürdige Ueberein-

stimmung, selbst in den Einzelnheiten, welche sie als Reformatoren, Lehrer, Propheten, Wunderthäter, ihre Leiden und ihre Verherrlichung darstellen.*) Dennoch steht die Lebensgeschichte des Apollonius durchweg auf heidnischem Boden. Apollonius, ein vollendeter Pythagoräer, wendet sich gegen die hervortretenden Verirrungen der Menschen, auf das Aeußere und Politische, während Christus, als Welt-Erlöser, den Gegensatz zwischen Sünde und Erlösung, das religiöse Verhältniß des Menschen zu Gott vor Augen stellt.**)

Die Vergeistigung des Heidenthums, wie sie sich in den Lehren des Pythagoras und des Apollonius kundgab, übertrug sich auf die jüdischen und ägyptischen Sekten der Essener und Therapeuten, welche wieder ihrerseits in das Christenthum hinüberleiteten. Der religiöse Inhalt der Weisheit des Apollonius selber fand Eingang in das Christenthum, nachdem es durch die Arianer mit Platonischen Ideen verschmolzen worden war.

Die Essener und Therapeuten.

Die Essener (Jessener oder Essäer, „die nüchternen Denker"), bei den alten Juden diejenige Sekte, welche in ihren Meinungen am meisten von den übrigen abwich, achteten das Gesetz in einer aufrichtigen Weise und befleißigten sich eines strengen und weisen Lebens ohne Heuchelei.***) Sie folgten jener erhabenen Tugend, welche die Schüler des Porticus zu Athen und Rom lehrten, welche Letztere selber auf der alt-orientalischen Doctrin fußten. Ihre Lebensweise unterschied sich nicht wesentlich von den reinen Sitten der Inder. Sie widmeten sich dem Lehren und Heilen,

---

*) Vergl. Ferd. Christ. Bauer, Apollonius von Tyana und Christus. p. 142 u. ff.

**) Vergl. Ludwig Noack, Apollonius von Tyana, ein Christusbild des Heidenthums (in Psyche Bd. I) — und Ferd. Christ. Bauer, Apollonius von Tyana und Christus. S. 155 u. ff.

***) Prideaux, Histoire des juifs et des peuples voisins. tom. 4. pag. 79.

lebten in Gütergemeinschaft und vermieden das Ansammeln von Gütern und waren deshalb bei den wohlhabenden Tempeldienern und Opferpriestern verhaßt, bei dem verarmten Volke aber beliebt. Der Ehe enthielten sich nicht alle, obgleich sie sehr keusch lebten, denn — meinten sie — wenn Jeder ehelos lebte, was sollte dann aus dem menschlichen Geschlechte werden? Die Entsagung sei ein Geschenk Gottes; da diese Gabe aber selten sei, so wären Diejenigen, die sie nicht besitzen, berechtigt, sich zu verehelichen.*)

Porphyr sagt von dieser vorwiegend jüdisch-syrischen Sekte: „Sie schänden niemals ihr Haus durch Lärm und Geschrei."

Flavius Josephus, der Priestersohn aus Jerusalem und Statthalter in der Provinz Galiläa, schreibt über sie: „Die Essener leben auf dieselbe Weise wie die Pythagoräer unter den Griechen. Herodot hielt sie hoch in Ehren und schätzte sie höher als sterbliche Menschen. Sie bringen keine Opfer, denn ihr reines Leben bedarf solcher Sühnung nicht; ihr Lebenswandel ist besser als der andrer Menschen und sie widmen sich gänzlich dem Ackerbau. Bewundernswerth ist es auch, daß sie selbst diejenigen anderen Menschen, welche sich der Tugend weihen, an Gerechtigkeit übertreffen, und zwar in so hohem Grade, wie es bei Griechen und anderen Völkern nicht vorgekommen ist. Vermöge ihrer einfachen, regelmäßigen Lebensweise überschreiten viele von ihnen ein Alter von hundert Jahren.

„Sie sind zwar Juden von Geburt, lieben sich aber inniger als die anderen Mitglieder dieses Volkes. Die Wollust verabscheuen sie als eine Sünde. Die Tugend besteht, nach ihrer Meinung, in der Fähigkeit, die Leidenschaften zu beherrschen. Sie verwerfen die Ehe, nehmen aber die Kinder anderer Leute auf, sofern diese noch zart und empfänglich sind, behandeln sie wie ihre Verwandten und flößen ihnen die tugendhaften Grundsätze ein, welche sie sich zur Richtschnur genommen haben. Die Ehe und die Folgen ehelicher Verbindungen wollen sie indessen nicht aufheben sondern sich nur gegen die Ausschweifungen der Frauen schützen, da sie der Meinung sind, daß die Weiber den Männern nicht treu bleiben.

*) Joseph. De Bell. Jud. Lib. II. cap. VIII. §. 13.

„Den Reichthum verachten sie; unter ihnen herrscht eine bewunderswerthe Gütergemeinschaft und Einer besitzt so viel wie der Andere, denn Jeder, der in ihre Gemeinschaft eintritt, muß sein Vermögen derselben übergeben. Daher finden sich bei ihnen weder Arme, die in kümmerlicher Lage leben, noch Reiche, die im Vortheile wären; vielmehr besitzt die Gemeinschaft das zusammengelegte Vermögen aller Einzelnen.

„Die Einölung des Körpers verabscheuen sie wie eine Verunreinigung. Sie halten nichts auf Reinlichkeit, doch tragen sie stets weiße Kleider. Ein Jeder ohne Unterschied muß den Anderen dienstbar sein; für ihr gemeinschaftliches Vermögen wählen sie sich einen Verwalter.

„Die Anhänger dieser Sekte bewohnen keine Stadt ausschließlich sondern man findet ihrer Viele in jeder Stadt. Wenn fremde Brüder von außerhalb kommen, so können sie über das Hauswesen wie über ihr eigenes verfügen. Bei Leuten, die sie gar nicht kennen, treten sie so zwangslos ein wie bei ihren Freunden. Daher führen sie auf Reisen nichts mit sich, außer Waffen, um sich gegen Räuber zu schützen. In jeder Stadt ist ein Beamter, der die Fremdenpflege besorgt und den Reisenden Kleider und Lebensmittel darreicht. Sie wechseln weder Kleider noch Schuhe, sondern tragen dieselben so lange, bis sie untauglich oder zerrissen sind. Sie kaufen und verkaufen nichts unter einander sondern Jeder giebt dem Andern, was dieser braucht und empfängt dafür, was er selber nöthig hat. Doch ist es nicht durchaus nothwendig, daß man das Erhaltene durch eine gleichwerthige Gabe ersetzt.

„Die Gottheit verehren sie mit Eifer und Andacht. Kein unheiliges Wort kommt vor Sonnenaufgang über ihre Lippen. An die Sonne richten sie Gebete, die ihnen von ihren Vätern überliefert sind, gleichsam als wollten sie ihren Aufgang erflehen. Dann schicken die Vorsteher einen Jeden an das Geschäft, dem er obzuliegen hat, und sie arbeiten ununterbrochen bis um die fünfte Stunde. Darauf versammeln sie sich wieder an einem bestimmten Ort. In Leinentücher gehüllt, nehmen sie ein kaltes Bad und kommen dann wieder in einem Saale zusammen, wo nur die Glaubensgenossen Zutritt haben. Das Speisezimmer betreten sie wie einen Tempel, rein gekleidet und in feierlicher

Stimmung. Jeder setzt sich still nieder und empfängt vom Bäcker sein Brot; dann bringt ihm der Koch ein Gefäß voll einer einfachen Speise. Erst nachdem der Priester das Tischgebet gesprochen hat, ist es erlaubt, von der Speise zu kosten. Nach dem Mahle findet wieder ein Gebet statt. Zu Anfang und zu Ende der Mahlzeit danken sie Gott als dem Geber der Speise. Hierauf legen sie die Kleidung ab, die sie bei Tische getragen haben, als wäre dieselbe besonders heilig, und begeben sich wieder an die Arbeit, die bis zum Anbruch des Abends währt. Zurückgekehrt, speisen sie noch ein Mal auf dieselbe Art; fremde Glaubensbrüder, welche eingetroffen sind, nehmen dann Theil am Mahle. Niemals wird die Stätte durch Lärmen oder Geschrei entweihet; Jeder läßt den Anderen zu Worte kommen. Den außenstehenden Fremden erscheint die Stille, die im Saale herrscht, geheimnißvoll und unheimlich; sie ist aber eine Folge davon, daß sie stets nüchtern bleiben und, ihrer Gewohnheit gemäß, nicht mehr Speise genießen als zur Sättigung erforderlich ist.

„Nichts thuen sie ohne den Befehl der Vorsteher; doch steht es ihnen frei, dem Bruder Hülfe und Barmherzigkeit angedeihen zu lassen. Aber wenngleich sie befugt sind, den wahrhaft Bedürftigen beizustehen und die Hungernden zu speisen, so dürfen sie doch, ohne Erlaubniß der Oberen, ihren Verwandten nichts schenken.

„Sie gerathen nicht leicht in Zorn und suchen die Leidenschaft zu beherrschen. Dabei halten sie streng auf Treue und Glauben und befleißigen sich der Friedfertigkeit. Ein Wort gilt ihnen für einen Eid; das häufige Schwören halten sie für schlimmer als Meineid. Der sei schon gerichtet, — meinen sie — der Gottes Namen anrufen muß, damit man ihm glaube. Mit großem Fleiße durchlesen sie die Schriften der Alten, um zu lernen, was dem Leibe und der Seele frommt. Nach solcher Anleitung suchen sie die Heilkraft der Wurzeln und die Eigenschaften der Steine zu erforschen.

„Wenn Jemand in die Gemeinschaft eintreten will, so wird ihm dies nicht sogleich gestattet, sondern er muß noch ein Jahr lang außerhalb bleiben, aber der Sitte der Gesellschaft gemäß leben. Dazu erhält er eine Hacke, eine Schürze und ein linne-

nes Kleid. Wenn sich während dieser Zeit seine Enthaltsamkeit bewährt hat, so tritt er der Gesellschaft näher, wird mit reinem Wasser geweihet, aber noch nicht zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zugelassen. Auf diese erste Probe folgt noch eine zweijährige. Sobald er alsdann würdig befunden worden ist, so wird er förmlich in die Sekte aufgenommen. Bevor er jedoch an dem gemeinsamen Mahle theilnimmt, muß er mit einem feierlichen Eide schwören, daß er die Gottheit ehren wolle, gegen die Menschen Gerechtigkeit üben, treu gegen Jedermann, besonders gegen die Obrigkeit sein, Niemanden verletzen, weder eigenwillig noch auf fremden Befehl, stets den Ungerechten hassen und dem Gerechten beistehen. Jeder muß außerdem geloben, seine Macht niemals zu mißbrauchen, falls er zur Herrschaft gelangen sollte; seine Untergebenen nicht in Kleidung und Schmuck zu übertreffen; stets die Wahrheit zu lieben; die Lügner schonungslos zu entlarven; die Hände von Diebstahl und das Gewissen von unredlichem Erwerb freizuhalten; vor den Brüdern nichts geheim zu halten, dagegen aber Anderen nichts zu verrathen, selbst wenn es das Leben kosten sollte; die Lehren der Gesellschaft echt und unverfälscht mitzutheilen, sich aller Räubereien zu enthalten; die Bücher der Gemeinde und die Namen der Engel heilig zu halten. Diese Gelübde hatten die Eintretenden zu leisten.

„Wer grober Sünden überführt ist, der wird aus der Gemeinde ausgeschlossen. Der Ausgestoßene ist nicht selten einem elenden Tode ausgesetzt, denn, durch das Gelübde gebunden, darf er von Solchen, die nicht zu den Glaubensgenossen gehören, keine Speise annehmen; so stirbt er, von Hunger verzehrt. Deshalben haben sie zuweilen Verstoßene, die schon dem Tode nahe waren, wieder aufgenommen, in der Ueberzeugung, daß der Sünder schon hinlängliche Buße erlitten habe.

„Ihre Richtersprüche sind streng und gerecht. Hundert Mitglieder sind zu einer Sitzung erforderlich. Das Urtheil ist unumstößlich. Nächst Gott ist ihnen der Name des Gesetzgebers das Heiligste. Wer diesen lästert, wird mit dem Tode bestraft. Löblich erscheint es ihnen, sich dem Alter und der Mehrzahl zu fügen. Wenn ihrer zehn beisammen sind, so spricht Keiner, bevor es die übrigen neun gestatten. Sie vermeiden es, vor

18*

Anderen oder nach der rechten Seite auszuspucken. Die Arbeit am Sabbath verbieten sie strenger als die übrigen Juden; nicht bloß bereiten sie die Speisen am Tage vorher, um am Sabbath kein Feuer anzuzünden, sondern sie wagen nicht einmal, ein Geräth aus seiner Stelle zu rücken.

„Nach ihrem Eintritt in den Orden werden sie in vier Klassen getheilt. Die neu Aufgenommenen stehen so tief unter den älteren Mitgliedern der Gemeinde, daß diese, wenn sie zufällig von Einem jener berührt werden, sich abwaschen, als ob sie von einem Fremden verunreinigt worden wären. Sie leben lange, Viele über hundert Jahre, in Folge ihrer einfachen Lebensweise und wahrscheinlich auch in Folge ihrer Sittlichkeit. Den Schmerz verachten sie und bekämpfen ihn durch Geisteskraft; einen rühmlichen Tod ziehen sie dem Leben vor. Im Kriege mit den Römern haben sie ihre Charakterstärke bewährt. Man spannte sie auf die Folter, dehnte sie, verrenkte und sengte ihre Glieder und trotz allen grausamen Martern gelang es nicht, ihnen eine Lästerung gegen den Gesetzgeber abzupressen, oder auch nur sie zu dem Genuß einer verbotenen Speise zu verleiten oder ihnen eine Bitte an ihre Peiniger abzunöthigen oder ihnen Thränen zu entlocken. Sie lächelten unter Schmerzen, spotteten der Folterer und gaben das Leben auf wie ein Gut, das sie wiedererlangen würden."*)

Aehnliches erzählt Philo von den Essenern in folgenden Worten:

„Die Essener, an Zahl etwa vier tausend, werden wegen ihrer außerordentlichen Frömmigkeit so genannt, indem sie Gott dienen, ohne ihm andre Opfer darzubringen als die Reinheit ihrer Herzen. Sie wohnen in Flecken und Dörfern und fliehen die Städte, um die dort herrschenden ansteckenden Laster zu meiden. Sie leben zum Theil von Ackerbau, zum Theil von nützlichen friedlichen Handwerken, sind wohlthätig gegen die Ihrigen und den Nächsten, ohne Geld oder große Ländereien zu besitzen, und begnügen sich mit den nöthigsten täglichen Lebensbedürfnissen. Ihr großer Reichthum besteht in Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Man findet unter ihnen Keinen, der Speere,

*) Josephus, De bello jud. II. 8.

Wurfspieße, Schwerter, Helme, Harnische, noch irgend Etwas verfertigte, das zum Kriege dient. Man kennt unter ihnen nicht einmal Kaufleute, Krämer, Seefahrer, noch irgend eine jener Berufsarten, die im Frieden so leicht zu Mißbrauch führen und die Habgier reizen. Sie halten keine Sklaven; Alle sind frei und dienen einander. Denn die Gewalt des Herrn verdammen sie als ungerecht, gottlos und naturwidrig, da wir Alle als Gleiche und Brüder geschaffen sind; indem aber diese natürliche Bruderliebe gebrochen wurde, hat die Habsucht den Haß an die Stelle der Liebe gesetzt. Die Essener verabsäumen die Logik und die Physik und halten sich nur an die Moral. Die drei Regeln, wonach sie sich richten, sind: die Liebe zu Gott, zur Tugend und zu den Menschen. Ihre Frömmigkeit erklärt sich durch ihre Keuschheit, durch ihren Abscheu vor dem Eidschwur und vor der Lüge und durch ihr Vertrauen auf Gott, dem sie alles Gute zuschreiben, ohne ihm irgend ein Uebel beizumessen. Ihre Liebe zur Tugend besteht darin, daß sie Reichthum, Ehrenstellen und Vergnügungen verachten und ein einfaches, einförmiges, bescheidenes, mäßiges und arbeitsames Leben führen. Ihre Liebesthätigkeit zeigt sich in ihrem Wohlwollen, in ihrer bewundernswerthen Gleichheit und in dem Gesetz, daß sie Alles gemeinschaftlich besitzen. Der Fremde von guter Gesinnung ist nicht aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Wenn Einer von ihnen durch Krankheit behindert wird, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, so findet er in den Gütern der Gemeinde stets eine bereite Hülfe. Was die Greise betrifft, so behandeln die jungen Leute sie mit kindlicher Verehrung und Frömmigkeit. Die Versucher haben weder durch List noch Gewalt einen einzigen Essener von seinem Wege abwendig machen können; sie sind durch ihren Muth und ihre Heiligkeit in Erstaunen gesetzt worden."

Die Reinen und Vollkommenen dieser Asceten waren die Therapeuten, die Essener der Wüste, die sich in kleinen Gesellschaften in der Einöde hielten, vorzugsweise am See Moeris in Aegypten, wo Jeder seine Einsiedelei hatte. Ihr Name bedeutet nach Philo: Gottverehrende, auch Heilende. In der Histoire des ordres monastiques (Geschichte der Mönchsorden) wird der Name übersetzt durch: „Aerzte oder Diener, weil sie

um ihre Seelen Sorge trugen und Gott dieneten." Man sah unter ihnen Jungfrauen und ältere Frauen, die aber nicht, wie einige griechische Priesterinnen, eine erzwungene Keuschheit beobachteten, sondern sich aus Liebe zur Weisheit der Jungfräulichkeit ergaben.*) Philo schildert ebenfalls das Leben der Therapeuten. Es bestand in fortgesetzten Fasten, Gebeten und einsamen Andachtsübungen. Obgleich neben einander, lebten sie doch einzeln und versammelten sich nur wöchentlich ein Mal in gemeinsamer Zelle, nahmen mitsammen ein einfaches Mahl ein, sangen geistliche Lieder und wohnten der Erklärung geistlicher Schriften bei. Den Sinn ihrer Lehre erklärt Philo aus der Meinung, daß alles Gesetz nur figürlich und allegorisch zu verstehen sei. Sie lehrten die Vorstellung vom Fortleben der Seele nach dem Tode. Zu ihren Einrichtungen gehörte auch die Ehelosigkeit, jedoch nicht zu den ursprünglichen; dieselbe stand der jüdischen Sitte entgegen, hatte sich aber nach und nach bei ihnen einheimisch gemacht. Plinius nennt es ein Zeugniß für den herrschenden Widerwillen am Leben, daß diese Sekte nicht ausstarb sondern sich immer wieder durch neue Mitglieder ergänzte.

Die Kost der Therapeuten bestand aus Gemüse, Brot und Wasser; Fleisch und Wein waren ausgeschlossen. Ihre Fasten hielten sie streng. Die Enthaltsamkeit trieben sie so weit, daß sie nur nach je drei Tagen, einzelne sogar nur nach je sechs Tagen Nahrung zu sich nahmen. Bei ihren Festmahlen am Sabbath genossen sie Sauerbrot, Salz, Ysop und Wasser. Essen und Trinken, als Befriedigung körperlicher Bedürfnisse, gestatteten sie sich, wie Philo schreibt, nur nach Sonnenuntergang;**) Gleiches beobachteten sie auch bei ihren körperlichen Entleerungen, die sie vor dem Tageslicht verbargen. Dieses Verbergen des als unrein Erachteten vor der Sonne gemahnt an Anschauungen des ägyptischen Priesterthums, welche sowohl durch den Mosaismus mit dem Judenthum wie durch den Pythagorismus mit der griechischen Philosophie in Verbindung stehen.***)

---

*) Denis, Théories et idées morales dans l'antiquité.

**) Vergl. Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires. Douay. 1714. (Dissertation préliminaire p. 2—3.)

***) Vergl. Eduard Baltzer, der Vegetarianismus in der Bibel. S. 104.

Die Diät der Therapeuten beweist, daß sie das Prinzip der Wiedergeburt als das unumgängliche Mittel zur menschlichen Vervollkommnung erkannt hatten, gleichwie jene jüdische Propheten dessen bewußt geworden, lange bevor der Kriegszug Alexanders griechische Ideen im Orient verbreitet; wie Jene gingen sie über die Vorschriften der Gesetzgebung hinaus, folgend der Stimme der Natur und der Wahrheit.

Man hat die Therapeuten für gleichbedeutend mit den ersten Christen gehalten; dies ist auch noch von Montfaucon geschehen. Denis, in neuester Zeit, will sie unterschieden wissen von den christlichen Mönchen, wie diese Unterscheidung auch von den Meisten (Zeller u. A.) festgehalten wird. In dem nach den vorzüglichsten Quellen ausgearbeiteten Werke aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts „Histoire des ordres monastiques“ werden die Therapeuten als Solche betrachtet, welche, nachdem der heilige Markus die Kirche zu Alexandrien gegründet hatte, die christliche Lehre in ihrem erhabensten Sinne auffaßten und sich zuerst am See Moeris ansiedelten; aus ihren ganzen Einrichtungen ließe sich ersehen, daß sie, wie viele Kirchen-Historiker behaupten, das Vorbild zum christlichen Klosterleben gegeben haben. Die Essener lebten zuweilen in Städten oder Dörfern, vorzugsweise aber an abgelegenen Oertern des Jordanthales. Daß Johannes der Täufer ein Essener gewesen sei, hat der Dechant Stanley nachzuweisen gesucht.*)

In der That ist das Leben der Essener und Therapeuten wenig verschieden von dem der ersten Christen und die Lehren des Essenerthums so verwandt mit den christlichen Lehren, daß man den Schluß gemacht hat, Jesus sei als Essener erzogen worden. Fast alle Grundlehren Jesu waren Wiederholungen älterer israelitischer Gebote, wobei nur die Liebe bis zur Selbstverleugnung gesteigert wurde; jedoch die Uneigennützigkeit bis zur Gütergemeinschaft, die Entsagung des Erwerbes und die Wohlthätigkeit bis zur Entäußerung des Besitzes — diese Grundlehre beruhte nicht auf den Stammschriften des Judenthums sondern stimmte überein mit den Ansichten der Essener.

---

*) Lectures on the Jewisch Church, vol. III.

Mittelalterliche Philosophie.

1. Die Gnostiker.

Es betritt ein neues Geschlecht den Schauplatz der Geschichte. Das morsche römische Reich wird von bisher ungekannten Völkern überschwemmt, die von den Wäldern Nord-Europa's und den Wüsten Asiens hereinbrechen. Verwüstende Züge barbarischer Völker, die das Racheschwert gegen das entartete Rom schwingen, stürzen den Bau von Jahrtausenden in Trümmer. Das römische Geschlecht hatte diese Sündflut selber herbeigezogen, da es von dem Gipfel der Bildung zu dem Standpunkt einer verächtlichen Heerde hinabgesunken war. Durch despotische Regierungsformen, mit denen das römische Reich die überwundenen Nationen in Unterwürfigkeit zu erhalten suchte, gewann es an Größe und verlor zugleich an Stärke. Der kriegerische Volksgeist erlosch so gänzlich, daß die Nachkommen des Cäsar und Germanicus jeder einbrechenden Rotte weichen mußten. In gleichem Grade wie die Kraft war die Erhabenheit der Sitte, der Gehorsam gegen die Gesetze, ja selbst die Majestät der Tyrannei in Verfall gerathen. Die Verfeinerung, welche seit der Plünderung Griechenlands und der Unterjochung Asiens überhand genommen hatte, die Sicherheit nach dem Fall Karthago's, das Bedürfniß nach einem Oberhaupt, die Laster der Herrscher, die Selbstsucht der Höflinge: dies Alles hatte die Quelle zum Untergange eröffnet. Die Armeen spielten mit den Gesetzen, mit dem Leben der Fürsten und mit dem Besitze des Thrones; aus den Vertheidigern des Vaterlandes wurden beutedurstige Räuber. Durch die Theilung der Macht unter Kaiser, Mitregenten und Cäsaren wurde der Thron zwar gesicherter, der Staat aber ärmer an Mitteln, an Gesetzlichkeit und Sicherheit. Nach der Verlegung des kaiserlichen Hofes nach Constantinopel sank Italien in Schlaf und verarmte. Mit der Herrschaft des Christenthums wurde nur die Richtung der Glaubensverfolgung umgeändert und traf nunmehr die heidnischen Götter und Priester, wie vorher die Christen selber. Der religiöse Zank nahm alle Parteien mehr in Anspruch als die Wohlfahrt des Reiches.

Dagegen erschienen die neuen Völker in jugendlicher Kraft und ursprünglicher Natur, zum Theil angeführt von großen Männern, die mit der Staatsverfassung und der Literatur der Römer bekannt waren, wenngleich sie einen verderblichen Einfluß davon befürchteten. Ihre Hütten errichteten sie auf den Trümmern von Palästen und Kunstwerken; die zierlichen Gärten der Weichlichkeit verwandelten sie in Jagdgebiete; Feinde aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit, setzten sie an die Stelle des römischen Rechtes die Privatrache und die Zweikämpfe. — Erst später, nachdem sie die alten Wege zur Cultur verschüttet hatten, strebten sie, Licht in ihre Finsterniß, Ordnung in ihre Verwirrung und Geschmack in ihre Barbarei zu bringen; sie suchten die Grundmauern des alten verschütteten Baues auf und wühlten in dem Staube der Vorzeit nach edlen Mustern zur Nachahmung. Dies geschieht aber erst nach Jahrhunderten, in der Mitte dieses neuen Zeitabschnittes, nachdem die arabische Cultur mehrere Geschlechtsalter beherrscht hat und dann erstorben ist. Zu dieser Zeit regt sich die Jahrhunderte lang bewährte Kraft der Barbaren und verbindet sich mit der Anmuth des versunkenen Alterthums. Die Nacht, welche in dem ersten Zeitraum des Mittelalters die Völker einhüllt, die in regelloser Verwilderung durch einander ziehen und gegen einander kämpfen, wird nur durch die Strahlen des Christenthums erhellt; nur diese entlocken dem rauhen Boden einige Blüten der Humanität. Bald aber artet das Christenthum zu einem ungestalteten Kirchenwesen aus, welches, in Verbindung mit dem Lehnswesen, das ganze Abendland in einen dreihundertjährigen Zustand der Halbcultur versetzt, in welchem nur Ein Reich, das fränkische, eine politische Bedeutung erhält.

Politik und Physik treten zurück, Religionslehren und Theologie werden Hauptsache; daneben eine Moral mit ascetischer Färbung. Stubengelehrte und Geistliche entwickeln ihre Philosopheme.*)

Durch die Mängel des zu Nicäa ausgesprochenen Glaubensbekenntnisses wurde das Christenthum reich an Spaltungen, die

---

*) Vergl. Joh. Ed. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin, 1878.

in Verfolgungen und verheerende Kriege ausliefen. Die Priesterversammlungen widersprachen einander in ihren Beschlüssen. Nachdem die Bischöfe zu Rom die Gewalt erlangt hatten, setzte sich dieser Widerspruch fort, je nach den verschiedenen Meinungen der einzelnen Päpste. Durch die letzte Kirchenversammlung zu Trient wurde zwar die Gelegenheit zu ferneren Spaltungen abgeschnitten, dennoch aber kein allgemeines christliches Bekenntniß geschaffen.

Der Glaube an die Seelenwanderung war durch die persische Sekte der Manichäer auch in das Christenthum eingeführt worden, verlor sich aber allmälig wieder, nachdem Mohammed's Lehre das Christenthum im Orient erstickt hatte, und erhielt bei den europäischen Christen nicht die Geltung eines Glaubenssatzes. Die im Phädon entwickelte Ansicht, daß die Seele vor und nach dem Tode existire, stand bei den ersten Christen keineswegs fest.*) Zur Zeit Jesu wurde die Vorstellung vom Fortleben der Seele von den Essenern gelehrt; die Aussprüche Jesu darüber, wie sie in den Evangelien mitgetheilt werden, bestehen in Bildern, die eine verschiedenartige Auffassung zuließen. Aus einzelnen Stellen ergab sich der Glaube an einen Himmel und eine Hölle, womit sich dann auch die ältere römische Vorstellung von einer Läuterung vereinigte, welche die für das Elysium bestimmten Seelen vorher zu erleiden hätten. Die Vorstellung von einem Fortleben ohne Körper dauerte lange Zeit, bis sich der christliche Glaubenssatz von der Auferstehung mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im Sinne der griechischen Philosophie verband.

Im römischen Reiche blieb das Christenthum während der ersten Jahrhunderte ohne bedeutenden Einfluß auf den Volksgeist; die achtzig Sekten, welche sich in die Kirche Christi theilten, zählten keine Römer zu ihren Anhängern. Allmälig ging der apostolische Geist des Priesterthums verloren; die Lehre wurde zum Werkzeuge des Ehrgeizes und der Herrschaft, ein Mittel zur despotischen Macht der Kirche. Die Religion, welche ihr Meister auf Armuth, Demuth und Versöhnlichkeit gegründet hatte, wurde unternehmend, unversöhnlich und unduldsam. Das

*) Vergl. E. Renan, Les Apôtres.

christliche Princip, die Menschen durch Sanftmuth und Vernunft zu erleuchten, stand in auffälligem Widerspruch mit der Härte und Heftigkeit der zur Herrschaft gelangten Kirche. Nachdem Constantin den christlichen Cultus zur Staatsreligion erhoben hatte, wurde Byzanz die kaiserliche Residenz; Italien und der Westen wurden der Tyrannei der Päpste und dem Einbruch der Barbaren überlassen; in einem anderen Welttheile wich das morsche Heidenthum bald darauf dem mohammedanischen Cultus, der nicht geeignet war, den Fortschritt des Menschengeistes zu fördern. Den Strom des Verfalls, der gegen den evangelischen Geist des Christenthums vordrang, suchte Julian vergebens zu hemmen. Allmälig überströmten die Griechen, ihres Ruhmes und ihrer Blüte ledig, ganz Europa mit dogmatischen und scholastischen Streitigkeiten.

Diese scholastischen Streitigkeiten entstanden aus der unverstandenen Methaphysik des Aristoteles, aus welcher man eine Menge überflüssiger Classificationen entwickelte, um die christliche Sittenlehre damit zu bereichern. „O armseliger Aristoteles, — schreibt Tertullian — der die Dialektik, die Kunst des Bauens und Zerstörens erfand, welche in Sentenzen verschmitzt, in Vermuthungen gebunden, strenge in Beweisen, sich selbst lästig, Alles erwägt und nichts zu Ende führt. Von daher stammen diese fruchtlosen Untersuchungen, vor denen der Apostel warnt, der selber in Athen diese Verfälscherin der Wahrheit kennen gelernt hatte."*) Die christlichen Philosophen suchten theilweise dieser Richtung entgegenzuwirken, weil aus der aristotelischen Philosophie sich mancherlei irrige Meinungen entwickelten, welche den christlichen Begriff von der Gottheit und den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit der Seele gefährdeten; dem geistigen Drange der Zeit nachgebend, verstanden sich aber die meisten dazu, jene Philosophie mit der Wahrheit des christlichen Glaubens in Uebereinstimmung zu setzen; dabei ließ man aber gerade außer Acht, daß Aristoteles, indem er die politische Tugend der Alten analysirte, auch dem Geiste der Humanität sein Recht widerfahren ließ; man hielt sich im Gegentheil nur an die Trennung der speculativen Vernunft von der praktischen. Daraus

*) ad nation. I. 4, 34.

entstand ein Herumtreiben in leeren Begriffen und Worten, ein leerer logischer Wortkram, der bei dem großen Haufen der Gelehrten und später auch an allen öffentlichen Lehranstalten herrschend wurde, — „ein Raisonniren über confuse Ideen, die man durch die Sinne empfängt und über andere unbestimmte, die dem Geiste nichts Besonderes darbieten.“*) Die sogenannte „peripatetische Philosophie“, von welcher Tertullian nur andeutend sprechen konnte, erhielt freilich erst im 11. Jahrhundert ihre Bedeutung und erreichte ihren Höhepunkt erst im 13. und zu gleicher Zeit einen wissenschaftlichen Werth durch die großartigen Arbeiten von Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Duns Scotus. Aber der Anfang dazu war schon in früheren Jahrhunderten vorhanden, vielleicht gefördert durch die Schriften des Apulejus und des Boethius.

Aus dem Chaos der geistigen Zerfahrenheit und des religiösen und sittlichen Verfalls, welches in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit herrschte, dringen dennoch die Lichtstrahlen jener geistigen Verbindung, welche wir in ihrem Fortwirken durch die Cultur-Entwickelung der Menschheit darzustellen haben.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. Geb. entstand in Aegypten und Syrien eine christliche Sekte, welche sich der Gnosis (einer höheren Erkenntniß) rühmte und vermittelst derselben das Christenthum mit den früheren philosophischen Ideen verbinden und zu einer höheren Weltanschauung erheben wollte. Diese Gnosis verband christliche mit orientalisch religiösen und griechisch philosophischen Ideen und hatte einen bestimmenden Einfluß auf das Christenthum, namentlich auf die Trinitäts-Lehre. Aber auch die Gnostiker waren nicht einig und es bestanden, je nach ihrer Auffassung der anderen Religionssysteme, judaisirende, paganisirende und christianisirende Gnostiker. Die judaisirenden räumten, wie die Ebioniten, dem Judenthum eine hohe Stelle ein; die christianisirenden gaben demselben nur eine untergeordnete Bedeutung und nur in der Absicht, den paganisirenden Gnostikern entgegen zu wirken, welche, zum Nachtheil der Würde des Christenthums, viele heidnische Ideen bevorzugten. Ein

*) Mallebranche, Recherche de la vérité.

großer Theil der Gnostiker, angeleitet durch die alexandrinischen Juden, behaupteten, daß Plato den Gehalt seiner Philosophie den mosaischen Schriften entlehnt habe und suchten das Griechische überhaupt herabzusetzen. Namentlich diese waren es, gegen welche die christliche Kirche die Waffen der Neu-Platoniker zur Hülfe nahm.

Während der ersten vier Jahrhunderte war die Sekte der Gnostiker außerordentlich zahlreich und von großem Einfluß, namentlich die Anhänger des Marcion und der Manichäer. Sie bildeten einen wirksamen Gegensatz zu den Scholastikern, indem sie sich die glänzendsten Ideen der Platonischen Philosophie aneigneten.*)

Es waren fast die strengen Sitten der Pythagoräer, welche die Anhänger des Valentinus von Hadrians Zeiten bis in das vierte Jahrhundert befolgten. Cerdon, ein Syrer, und Marcion von Sinope, der Sohn eines Bischofs in Pontus, bildeten ein gnostisches Lehrgebäude aus, welches bis in das 5. Jahrhundert in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten in hohem Ansehen stand. Die Marcioniten hatten zahlreiche Gemeinden unter eigenen Bischöfen. Sie vermieden das Fleischessen und das Weintrinken. Tatianus, der sich durch seine Harmonie der vier Evangelien und durch seine Rede gegen die Griechen oder Heiden berühmt gemacht hatte, trat zum Gnosticismus über. Seine Anhänger, die Severianer, Enkratiken, Hydroparastaten und Apotaktiten, enthielten sich der Fleischnahrung und der geistigen Getränke und entsagten dem Güterbesitz.

Die katholische Kirche verwarf im Allgemeinen die Lehren der Gnostiker, als ketzerisch, achtete aber ihre strengeren Sittengesetze. Aber in Alexandrien, in der Katecheten-Schule, entstand unter Pantäus und seinem Schüler Clemens eine christliche Gnosis, die eine idealistische Richtung einschlug. Clemens von Alexandrien erklärt den Gnostiker für einen vollkommenen Christen, der die genaueste Wahrheit von der Welt Anfang bis zum Ende erfährt, aber nur durch Mithülfe der weltlichen Wissenschaft und der Philosophie.

*) Neander, Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme. Berlin, 1818. — Michaelis, Syntagm. comment.

„Wer ohne Philosophie, Dialektik und Naturbetrachtung die Gnosis erlangen will, — sagt er — der gleicht Demjenigen, welcher Trauben ernten möchte, ohne den Weinstock zu pflegen.“

„Wir können behaupten, — sagt er an einer anderen Stelle — daß unser Gnostiker oder vollkommener Christ frei sei von jeder Leidenschaft der Seele. Denn die Erkenntniß führt zur Ausübung, die Ausübung zur Gewohnheit; durch solche Lage entsteht die Apathie oder das Befreitsein von jeder Leidenschaft und nicht die bloße Fähigkeit, die Leidenschaften zu mäßigen.“*)

Die häretischen gnostischen Sekten verloren sich im 5. Jahrhundert, als die Kirche mehr und mehr ein Kompromiß mit den Gelüsten der Welt geschlossen und der Materialismus die Oberhand gewonnen hatte. Einzelne ihrer Lehren, die sie dem Platonismus entlehnt hatten, wiederholen sich wenigstens anklingend in späteren Jahrhunderten, wie in Leibniz' Philosophie, in den Systemen der Mystiker und der Naturphilosophen.

2. Die Kirchenväter.

Diese heiligen Gelehrten müssen nach ihren zwei ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden: als Philosophen und als streitsüchtige Theologen. Als Philosophen haben sie den Ruhm der größten Denker erreicht und noch unsere modernen Metaphysiker haben aus ihrem Quell geschöpft.**) Als Theologen zeigen sie mehr Bitterkeit als Mäßigung, eine weniger reine Moral als die heidnischen Schriftsteller, Aberglauben und Vorurtheile, Neid und Haß gegen ihre Gegner, deren Ruf sie zur Ehre Gottes zerreißen.

Sie stellten oft Meinungen auf, welche den Menschenrechten und dem Lichte der Natur widersprachen und doch Einfluß genug hatten, Jahrhunderte lang das Menschengeschlecht zu knechten und die gesunde Vernunft auf die Folter zu spannen.

Chrysostomus ließ die Ketzer verbannen; Tertullian lehrte staatsgefährliche Grundsätze; Gregor von Nazianz predigte Haß und Verfolgung gegen die Arianer; Cyrillus,

*) Stromat. Lib. VI. cap. IX. 779.

**) Vergl. Marquis d'Argens, Lettres juives. Lausanne 1751.

auf den Bischofstuhl erhoben, griff die Juden in ihren Synagogen an, beraubte sie ihrer Güter und vertrieb sie aus Alexandrien; im Gegensatz zu den Moralgesetzen der heiligen Schrift, rechtfertigte Ambrosius David's Sünde gegen Urias; Hieronimus feindete seinen Freund Ruffin an, als er die Lehren des Origines billigte; ja, noch im 12. Jahrhundert nahm sich der heilige Bernhard, der Feind aller Gelehrsamkeit, den unglücklichen Abelard zum Opfer seiner Verfolgung.

Der Grund, daß der Haß in diesen humanen Männern das Uebergewicht über die Mäßigung erhielt, war eben nur ihr theologischer Zweck und der Lehrbegriff ihrer Kirche: nämlich die Bekämpfung und Unterwerfung der Welt.

Als Philosophen waren sie human und christlich, und um den erhabenen Lehrbegriff von der Wiedergeburt, den Lehrsatz der Anti-Kreophagie, im Christenthum zu erhalten, stützten sie sich auf die erhabene Philosophie des Alterthums: auf einen gemilderten Stoicismus und den Neu-Platonismus, welcher von Alexandrien ausgegangen war. Die Ueberzeugungen, die sie aus dieser Philosophie gewonnen hatten, das Beispiel der mitlebenden Essener und die unmittelbare Einwirkung der Gründer der Christengemeinden — alle diese Einflüsse befestigten sie, in ihrer Lebensweise der Pythagorischen Diät anzuhangen und dem Fleischgenuß zu entsagen.

1. Clemens (Titus Flavius) von Alexandrien.

Er war von heidnischer Abkunft, lebte bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts (150—220) und gilt gewöhnlich als Stifter der Theologen-Schule zu Alexandrien. Vor ihm aber war dort schon Pantänus berühmt, dessen Schüler er wurde. In jener sogenannten Katecheten-Schule, welcher Clemens nach dem Tode seines Lehrers, seit 190, selber vorstand, bildete sich, wie oben erwähnt worden, die christliche Gnosis aus, welche den tieferen Inhalt der christlichen Lehre erkennen und sich aus dem einfachen Glauben (πίστις) entwickeln sollte.

Clemens lehrte Juden und Heiden, machte aber, ebenso wie Pythagoras, einen Unterschied zwischen exoterischer und esoterischer Lehre, welche letztere nur den gereifteren Schülern mitgetheilt wurde. Sein Lehramt wurde durch die Verfolgungen

des Severus unterbrochen; er begab sich nach Palästina und kehrte nicht wieder nach Alexandrien zurück.

Seine Werke sind: die Mahnrede an die Griechen, worin er die Unsittlichkeit des Heidenthums angreift; der Erzieher (Paidagogos), ein Heilslehrbuch für die christlichen Schüler; die vermischten Schriften ohne systematische Ordnung, daher Stromateis oder Stromata (Teppiche) betitelt.

Alle diese Werke sind ernst, beredt und voller Gelehrsamkeit; die Stromateis gelten für eine wichtige Quelle für die Geschichte der alten Literatur, für Philosophie und Poesie.

In allen seinen Schriften eifert er gegen die Unmäßigen und die Fleischesser:*)

Manche Menschen leben, um zu essen, gleich den unvernünftigen Thieren, deren Leben ihr Bauch und nichts weiter ist. Aber der Lehrer ermahnt uns, zu essen, um zu leben. Denn weder ist das Essen unser Geschäft, noch ist das Vergnügen unser Zweck. Daher muß eine Auswahl in der Nahrung getroffen werden; sie muß einfach und reizlos sein, wie sie sich für einfache und unverkünstelte Kinder schickt; sie muß zur Lebenserhaltung, nicht zum Luxus dienen. Das Leben, welches die Nahrung unterhält, soll sich der Gesundheit und der Kraft erfreuen; dazu schickt sich am besten eine Speise, die nicht schwer wiegt und leicht verdaulich ist; daraus gedeihet Wachsthum und die rechte Stärke; nicht jene heftige, gefährliche und bösartige Stärke, wie sie die Athleten besitzen, die durch gekünstelte Nahrung erzeugt wird.**)

Die Reichen haben noch nicht erkannt, daß Gott seine Creatur (den Menschen) mit Speise und Trank nicht zum Vergnügen sondern zum Unterhalte versorgte, und daß dem Körper daher aus einem Uebermaß von Speisen kein Vortheil erwächst. Im Gegentheil sind Diejenigen die stärksten, gesundesten und edelsten, welche die mäßigste Kost genießen; sowie die Dienstboten gesunder und stärker als ihre Herrschaft sind, und die Ackersleute nicht nur kräftiger sondern auch weiser als die Gutsherren und die Reichen. Denn sie haben den Geist nicht unter die Nahrung begraben. Ganz unnatürlich und unmenschlich ist es, sich wie das Vieh zu mästen und sich für den Tod aufzufüttern. Sie richten den Blick niederwärts, bücken sich immer über den Tisch, führen ein Leben voll Gefräßigkeit und vergraben die Güter des irdischen Daseins in einem Leben, das nach und nach auf immer zu Ende geht. So kommt es, daß die Köche höher geschätzt werden als die Ackerbauer. Was ihr aber esset und trinket, so thuet es zur Ehre Gottes und trachtet nach wahrer Mäßigkeit. Dies scheint auch Christus angedeutet zu haben, wenn er gesegnete die Brote und die gekochte Zuspeise, womit er seine Jünger beköstigte, indem er ein schönes Beispiel von einfacher Diät gab.

---

*) Clementis Alexandrini Opera, Graece et Latine, Coloniae 1688.
**) Paidagogos. II.

Wir müssen uns vor solchen Nahrungsmitteln hüten, welche die Eßlust täuschen und uns reizen, ohne Hunger zu essen. Denn giebt es nicht innerhalb einer mäßigen Einfachheit eine Mannigfaltigkeit von gesunden Speisen: Gemüse, Wurzeln, Oliven, Kräuter, Milch, Käse, Obst und allerhand trockener Nahrungsmittel? und dabei darf nicht vergessen werden, daß Diejenigen, welche sich nach dem Gesetz der Natur ernähren, auch nicht der Leckerbissen entbehren; dazu gehören die Honigscheiben. Unter den Nahrungsmitteln sind diejenigen vorzuziehen, welche ohne Anwendung des Feuers unmittelbar genossen werden können, denn sie sind uns stets bereit und *sind die einfachsten*. Diejenigen, welche sich an üppige Tafeln setzen und ihre eigenen Krankheiten füttern, werden von einem zügellosen Uebel beherrscht, welches ich den Dämon des Bauches nennen möchte, den schlimmsten und niederträchtigsten Dämon. Es ist besser, glücklich zu sein, als einen Teufel in uns wohnen zu lassen; aber das Glück besteht nur in der Ausübung der Tugend. Demgemäß lebte der Apostel Matthäus von Samenkörnern, hartschaligen Früchten und Gemüse ohne Fleisch. Und Johannes, der die Mäßigkeit im äußersten Grade übte, aß Blattknospen und wilden Honig.

Das Vergnügen verursacht oft im Menschen Harm und Pein und überreiche Nahrung erzeugt in der Seele Mißbehagen, Vergeßlichkeit und Narrheit. Man behauptet auch, daß die Körper der Kinder durch eine enthaltsame Diät zu rechtem Wachsthum gedeihen; aldann wird auch der Geist, der den Körper zu seinem Wachsthum durchdringt, nicht von übermäßiger Speise verstopft und an seiner freien Entwickelung gehindert. Daher sagte der wahrheitsuchende Plato, indem er das luxuriöse Leben verdammte: „Als ich hierher nach Syrakus kam, gefiel mir das Leben, das man hier glücklich nennt, durchaus nicht. Denn kein Mensch auf der Welt, der von Jugend auf in dieser Lebensart erzogen wird, kann jemals ein *weiser* Mann werden, und wäre er auch mit dem bewundernswerthesten Geiste begabt.“ Denn Plato war nicht unbekannt mit David, welcher die heilige Lade in die Mitte des Tabernakels stellte, allen seinen Unterthanen gebot, dem Herrn Dank zu bringen, und Jedem vom ganzen Stamme Israel, Mann und Weib, einen Laib Brot spendete und einen Kuchen aus der Backpfanne. Dies war eine ausreichende Nahrung für die Israeliten. Aber der Heiden Mahl war schwelgerisch und Keiner, der demselben zugethan ist, wird sich jemals der Mäßigkeit befleißigen, denn er begräbt seine Seele in seinen Leib, ganz ähnlich jenem Fische *Onos*, von welchem Aristoteles sagt, er wäre das einzige von allen Geschöpfen, welches sein Herz im Magen hätte. Epicharmus, der komische Dichter, nennt diesen Fisch „Bauch-Ungeheuer.“ Solcher Art sind auch die Menschen, die nur an ihren Bauch glauben, deren Gott ihr Bauch ist, deren Ruhm in ihrer Schande liegt, weil sie nur auf irdische Dinge bedacht sind. Ihnen verkündet der Apostel kein Heil, wenn er von Denen spricht, „deren Ende die Zerstörung ist.“*)

Wenn ein rechtschaffener Mann seine Seele nicht mit Fleisch-

*) Paidagogos II, 1.

speise belastet, so hat er einen vernünftigen Grund dazu, nicht etwa die Seelenwanderung, wie Pythagoras und seine Anhänger träumten. Aber Xenokrates, in seiner Abhandlung über die thierische Nahrung, und Polemon, in seinem Werke über „das naturgemäße Leben,"*) weisen deutlich nach, daß animalische Nahrung ungesund ist. Man sagt, die niederen Thiere wären für den Menschen bestimmt — das mag wahr sein, aber sie sind nicht gerade zur Nahrung bestimmt. Einige aber essen zum Beispiel die Schweine, weil sie unnütz seien; Andere, weil sie die Früchte zerstören, und noch Andere essen sie, weil sie den Begattungstrieb fördern sollen. Es wird behauptet, daß das Schweinfleisch am meisten geeignet sei, Fett zu erzeugen: demnach mag es wohl schicklich sein für Solche, deren Ehrgeiz in ihrem Bauche besteht; aber nicht für Diejenigen, welche ihre Seele ausbilden; aus dem Grunde nicht, weil das Fleischessen die geistigen Fähigkeiten lähmt. Die Gnostiker werden sich vielleicht auch des Fleisches aus dem Grunde enthalten, damit der Körper nicht zur Wollust geneigt werde, denn Andokides sagt: „Wein und üppige Fleischspeise machen den Körper stark aber den Geist träge." Demnach ist solche Nahrung verwerflich.

Mögen die wilden Bestien zu Grunde gehen, die sich von Blut ernähren. Denn es ist dem Menschen nicht erlaubt, Blut zu essen; ihr Herz ist nichts weiter als Fleisch, welches vom Blut erhalten wird.**)

Zu den verwerflichen und luxuriösen Genüssen rechnet Clemens auch das Weißbrot, weil es eine Abart von dem nothwendigen Lebensmittel sei, nur zur Ueppigkeit und Verweichlichung geeignet. Den Wein gestattet er nur sehr eingeschränkt. Das natürliche Getränk, sagt er, sei Wasser und für die Israeliten in der Wüste habe Gott nicht Wein sondern Wasser aus dem Felsen hervorsprudeln lassen. Den jungen Leuten untersagt er den Wein, indem er die nachtheiligen Wirkungen desselben auf die Jugend in lebhaften Ausdrücken und Bildern schildert; den Greisen gestattet er den mäßigen Genuß des Weines, um die durch das Alter geschwächte Kraft wieder zu beleben.

Ueber die Opfer äußert sich Clemens fast ironisch; er führt den Dichter Menander an, welcher es ebenfalls ausspricht, daß den Göttern nur die ungenießbaren Theile des Fleisches gespendet, das Uebrige aber von den Opfernden selber verspeist werde. Der einzig richtige und reine Altar, meint Clemens, sei derjenige, den Pythagoras gestattete.

---

*) Diese Werke sind nicht erhalten geblieben.
**) Strom. VII.

Wenn die Gottheit nichts bedarf, wie sollte sie dann Speise zu ihrer Nahrung nöthig haben? Wenn es göttlicher ist, die nährenden Stoffe durch die Naselöcher einzunehmen als durch den Mund, so muß Gott also Athem holen? Athmet er aber aus, wie die Eichen oder athmet er ein wie die Wasserthiere, indem sie ihre Kiemen öffnen, oder athmet er mit dem ganzen Körper wie die Insekten?

Der alte Altar in Delos war wegen seiner Reinheit berühmt und unbefleckt von Schlächterei und Tod. Denn so, sagte man, würde Pythagoras es nur gestatten. Und wird man uns glauben, wenn wir sagen, daß nur eine rechtschaffene Seele ein wahrhaft heiliger Altar sei? Die blutigen Opfer aber, glaube ich, wurden nur von den Menschen erfunden, welche einen Vorwand suchten, um Fleisch zu essen, was sie auch ohne solche Abgötterei hätten haben können.*)

In den Clementinischen Homilien, welche in der ersten Zeit des Christenthums in großem Ansehen standen, wird ebenfalls in Abrede gestellt, daß Gott Wohlgefallen an blutigen Opfern haben könne. Aus dem alten Testament (IV. Mos. 16) gehe hervor, daß sie ihm mißfällig seien; die Religion sei durch den mosaischen Opfer-Cultus verfälscht worden und der wahre Prophet müsse ihre Herstellung bewirken. Weiter heißt es:

Das thierisch wilde Geschlecht der Riesen, die aus den Ehen der Engel mit menschlichen Weibern entstanden, begnügte sich nicht mit reiner Nahrung aus Pflanzenkost und Manna, sondern wurde lüstern nach Blut und begann, Thiere zu schlachten. Darauf ahmten die Menschen diese widernatürliche Nahrung nach und aßen Thierfleisch. Diejenigen aber, die sich die künftige Welt erkoren haben und die nichts Irdisches als das Ihrige ansehen dürfen, genießen nur Wasser und Brot und die einfachsten Nahrungsmittel wie Kohl und Oliven.**)

Unter den christlichen Theologen von Bedeutung ist Clemens wohl der einzige, der als Advokat der Thiere auftritt. Es geschieht dies bei Gelegenheit seiner Vergleichung der heidnischen und jüdischen Moralgesetze, wobei er auch auf die Behandlung der Thiere zu sprechen kommt, und zu glauben scheint, die Griechen hätten in dieser Beziehung von den Juden gelernt.

Mir scheint es, als hätte Pythagoras seine Milde gegen die unvernünftigen Thiere aus dem Gesetze hergeleitet. Er verbietet zum Beispiel, den Schafen, Ziegen oder Kühen ihr Junges zu nehmen vor Ablauf einer bestimmten Zeit nach der Geburt; er erlaubt es selbst nicht unter dem Vorwande des Opfers, sowohl der Mutter wie der

---

*) Paidagogos II, I.

**) Clement. Homil. III, 45. VIII, 15. XI, 6. XV, 7.

Jungen wegen. Auf diese Weise wollte er die Menschen zur Sanftmuth erziehen, indem er sie anleitete, die Thiere schonend zu behandeln.

2. Quintus Septimus Tertullianus.

Dieser, um 160 zu Karthago von heidnischen Eltern geboren, ging 197 in den Verband der katholischen Kirche über; später wendete er sich dem Montanismus zu und soll zuletzt einer eigenen Sekte vorgestanden haben.

Er war ein sittlicher Eiferer, ein Gegner der Gnostiker, leidenschaftlich und großartig in seinem Zorn, ein Verächter aller sinnlichen Freude und daher aller leiblichen Schönheit und auch der Kunst, die er für die Ausgeburt des Teufels und das Haupt des Götzendienstes erklärte. Auch die weltliche Wissenschaft und Philosophie haben in seinen Augen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung gegen das allgemeine natürliche Bewußtsein und die ursprünglichen Anlagen der menschlichen Seele.

Tertullian mußte mehrmals zur Vertheidigung der Christen auftreten, als sie beschuldigt wurden, Menschenopfer zu vollbringen: dabei bezeugt auch er, daß **die Christen keine Thiere opferten oder schlachteten**, mit den Worten:

Wie soll ich es bezeichnen, daß ihr glaubet, wir seien nach Menschenblut begierig, da ihr doch wisset, daß wir das Thierblut verabscheuen.*)

Er erklärt auch den **Kriegerstand**, ja das Waffentragen für unvereinbar mit den Regeln des Evangeliums.

Wie sollte ein Christ in den Krieg gehen, wie sollte er gar in den Friedenszeiten Waffen tragen, wo er keiner Verfolgung ausgesetzt ist? Hat nicht der Herr uns das Schwert weggenommen? Denn wenngleich Johann der Täufer Kriegsleute aufnahm und sie über ihr Betragen unterwies, so hat doch unser Herr, indem er den Petrus entwaffnete, endlich **alle Soldaten entwaffnet**. Für uns giebt es kein Gesetz, das eine **durchaus unerlaubte Handlung** zulässig machen könnte.**)

3. Origines.

Origines, 185 von christlichen Eltern in Alexandrien geboren, war der Nachfolger Clemens des Alexandriners, als Lehrer in

---

*) Apol. cap. 9.

**) De Idolatr. Cap. XI, XII, pag. 92. Ed. Paris 1664.

der Katechetenschule. Durch seine Gelehrsamkeit erwarb er sich hohen Ruf, aber er war düster, melancholisch und über die Maßen bitter in seinem Glaubenseifer. Um seine geistigen Waffen gegen das Heidenthum zu schärfen, nahm er Unterricht in der Philosophie bei Ammonius Saccas, blieb aber hier nicht frei von den Einflüssen des Platonischen Geistes. Diese Einwirkung veranlaßte es auch, daß er sein System nicht nur aus christlichen sondern auch aus neu-platonischen Ideen aufbauete und sogar die Nothwendigkeit aussprach: die Beweisführungen über manche Dogmen müßten durch die Jünger der Wissenschaft geleistet werden, da die Apostel dieselben nicht mit der gehörigen Deutlichkeit vorgetragen hätten.

Das System des Origines war eine großartige Leistung, nur in der Folge übertroffen von dem großen Werke des Augustin.*)

Ebenso wie Tertullian und die anderen Kirchenväter eifert auch Origines gegen den Krieg. Den Kriegerstand erachtet er als einen den Christen verbotenen und eifert gegen ihn in seiner Abhandlung gegen Celsus.**) Die Christen — sagt er — sollten sich damit begnügen, für den Kaiser zu beten, dürften aber für ihn nicht die Waffen führen, selbst wenn er sie dazu zwingen wollte. Späterhin führt er zwar an, daß die Bienen, deren Staat als Muster aufgestellt werden könnte, es zuweilen für nöthig fänden, gerechte und geordnete Kriege zu führen; doch will er dieses Beispiel nur für Juden und Heiden gelten lassen, nicht für Christen.

4. Lactantius.

Lactantius Firminianus war heidnischer Abkunft und lehrte Rhetorik am Hofe des Diocletian in Nicomedien. Im Jahre 303 trat er zum Christenthum über und verfaßte das tiefsinnige, im Ciceronischen Styl geschriebene Werk „institutiones divinae," worin das Christenthum wissenschaftlich begründet sein sollte.

In diesem Werke findet sich auch eine Weissagung der künftigen Seligkeit, übereinstimmend mit dem goldenen Zeitalter des Saturn.

---

*) Vergl. Huber, Philosophie der Kirchenväter. S. 183.
**) Lib. VIII, pag. 427. Edit. Cantabr.

Der Sohn des höchsten und größten Gottes wird kommen, um die Lebenden und die Todten zu richten, so wie dies die Sibylle mit den Worten bezeuget:

> Zerrüttung wird dann auf der Erde sein,
> Wenn auf den Richtstuhl kommen wird der Allbeherrscher,
> Zu richten dann die ganze Welt,
> Die Seelen der Lebendigen und Todten.

Nachdem dann alle Ungerechtigkeit verbannt und das große Gericht vollendet ist, wird er dann Alle, die von jeher gerecht waren, zum Leben erwecken, tausend Jahre unter den Menschen wohnen, und mit vollkommener Gerechtigkeitsliebe über sie regieren. Die weissagende begeisterte Sibylle ruft dies irgendwo anders aus: Höret mich, ihr Sterblichen, der ewige König regiert! Dann werden die noch Lebenden nicht sterben, sondern ebenfalls tausend Jahre hindurch eine unzählige Nachkommenschaft erzeugen und diese wird heilig sein und Gott angenehm. Die wieder vom Tode Auferstandenen werden aber für die noch Lebenden gleichsam Richter sein. Doch werden nicht alle Völker gänzlich vertilgt; manche werden noch übrig bleiben, als Zeichen des Sieges Gottes und damit die Gerechten über sie triumphiren und sie zu beständiger Sklaverei unterjochen können. Zu derselben Zeit wird auch der Fürst der Dämonen, der Urheber alles Bösen, in Ketten gelegt werden und im Kerker weilen während der tausendjährigen himmlischen Herrschaft. Dann wird Gerechtigkeit herrschen über den Erdkreis, auf daß kein Unheil entstehe wider das Volk Gottes. Nach seiner Ankunft versammeln sich von allen Seiten die Gerechten; nachdem Gericht gehalten worden, wird mitten auf der Erde die heilige Stadt errichtet, darinnen der Erbauer selber, Gott, wohnet mit den regierenden Gerechten. Diese Stadt bezeichnet die Sibylle mit folgenden Worten:

> Die Stadt, die Gott erbauete, die machte
> Er glänzender als Stern', als Sonne und Mond.

Dann wird von der Erde jene Finsterniß hinweggenommen werden, wodurch der Himmel überzogen und verdunkelt wurde; glänzender als die Sonne ist alsdann der Mond und erleidet keine Wechsel; aber die Sonne wird sieben Mal glänzender sein als jetzt. Die Erde wird ihren fruchtbaren Schoß aufthun und freiwillig die vollkommensten Früchte tragen; die Bergfelsen werden Honig schwitzen; in den Bächen wird Wein fließen und die Flüsse werden von Milch überströmen. Das Weltall selber wird sich dann freuen und jedes Wesen wird entzückt sein, befreiet und errettet von der Herrschaft der Bosheit, der Ruchlosigkeit, des Lasters und der Verblendung. Kein Thier wird sich dann vom Blut und kein Vogel vom Raube nähren; sondern Alles wird ruhig und friedfertig sein; der Löwe und das Kalb werden neben einander an der Krippe stehen; der Wolf wird das Schaf nicht rauben, der Hund nicht jagen; der Habicht und der Adler werden unschädlich sein und das Kind wird mit Schlangen spielen. Mit Einem Worte: es wird so geschehen, wie die Dichter das goldene Zeitalter schildern unter der Regierung des Saturn. Ihr Irrthum erklärt sich daraus, daß die Propheten meistens die künftigen

Begebenheiten so darstellen, als ob sie schon geschehen wären; denn es stellten sich ihnen in ihrer göttlichen Begeisterung Erscheinungen vor Augen und die Dinge der Zukunft sahen sie gleichsam mit ihren Blicken von Anfang bis zu Ende. Da nun ihre Weissagungen nach und nach berühmt und bekannt wurden, so wußten die Unkundigen nicht die richtige Deutung und meinten, das Verkündigte sei schon in längstvergangener Zeit geschehen, obgleich es doch nicht unter der Regierung eines Sterblichen hätte in Erfüllung gehen können. — Wenn aber jeder falsche Glaube vertilgt und die Lasterhaftigkeit unterdrückt ist und die Erde unter Gottes Regierung stehen wird:

Dann wird der Schiffer verlassen das Meer, die segelnde lichte
Waare forthin nicht wechseln, denn Alles trägt jeglicher Erdstrich.
Rechen und Hipp' empfinden nicht mehr die Erd' und der Weinstock.
Schon entfesselt der starke Pflüger vom Joche den Zugstier.
Sieh'! von schwankenden Aehren verbleicht nun gelblich das Fruchtland,
Von dem wilden Dornengebüsch hangt röthlich die Traube.
Tröpfelnder Honig entschwitzt der starken Eiche; die Wolle
Lügt nicht trügerisch wechselnde Farben; färben wird selbst der
Weidende Widder sein Kleid mit röthlichem Purpur und Gelbkraut;
Röthlicher Sandix schmückt von selbst das weidende Lämmlein,
Milchgeschwollne Euter bringt die Ziege zur Heimath. —
Sieh! sie fürchten ihn nicht, den mächtigen Löwen, die Heerden.

Dies sang der Dichter nach den Versen der kumänischen Sibylle. Folgendes singt die Erythräische:

Auf den Bergen werden Wölfe bei den Lämmern wohnen,
Luchse mit den Böcken, Bären mit den Kälbern
Und mit jedem zahmen Thiere Kräuter fressen.
Selbst des Fleisches Freund, den Löwen, nährt mit Spreu die Krippe
Und bei mutterlosen Kindern werden Drachen schlafen.

An einer anderen Stelle wird von der Ergiebigkeit der Natur gesprochen:

Große Freude wird den Menschen Gott gewähren;
Erd' und Bäum' und jedes Thier des Landes
Werden dann gewisse Frucht dem Menschen geben;
Wein und süßen Honig, weiße Milch und Korn
Unter allen ihm, dem Sterblichen, die beste Gabe.

In ähnlicher Weise an noch anderer Stelle:

Der Gerechten heilige Gefilde nur
Werden Alles tragen; von den Felsen,
Aus den Quellen fließt der Honig;
Fließt süße Milch für jeden Frommen.

Auf diese Weise werden sich die Menschen des ruhigsten und glücklichsten Lebens erfreuen und, mit Gott vereint, die Oberherrschaft führen. Von den fernsten Gegenden der Erde werden die Könige der Völker kommen mit Gaben und Geschenken, um anzubeten und zu verehren den großen König, dessen Namen groß und verehrenswürdig sein wird allen Völkern unter dem Himmel und allen Königen der Erde.*)

*) Lib. VII. Institutionum divinarum. cap. 24.

Ueber die blutigen Opfer sagt Lactantius:

So wenig sie den wahren Gott erkennen, ebenso wenig verstehen sie von der Verehrung. Sie schlachten feiste und fette Opferthiere ihrem Gotte, als ob ihn hungerte; gießen Wein aus, als dürstete ihn, und zünden Lichter an, als ob er in der Finsterniß säße. Hätten sie nur den geringsten Begriff von jenen himmlischen Gütern, so müßten sie sich bei diesen unnützen Vorrichtungen als die größten Narren erkennen. Oder wollten sie das himmlische Licht betrachten, das wir Sonne nennen, so müßten sie schon einsehen, daß der Gott ihrer angezündeten Lichter nicht bedürfe, der zum Wohle der Menschen selber ein hell leuchtendes Licht geschaffen hat. Kann man also Denjenigen für klug halten, der dem Schöpfer und Spender des Lichtes Wachskerzen und Lichter zum Geschenk vorsetzt? Nein, ein ganz anderes Licht verlangt er von uns: kein dampfendes sondern das reine und hell strahlende Licht der Seele und dies kann nur Der darbringen, der Gott erkennt. Sie legen folglich ihren Göttern keine göttliche sondern menschliche Empfindungen bei und glauben daher, daß auch ihnen das nothwendig und angenehm sei, was uns nützt und behagt, die wir Speise bedürfen, wenn wir hungrig sind, Getränke, wenn uns dürstet, oder Kleidung, wenn uns friert, oder Licht zum Sehen, wenn die Sonne untergegangen ist. Diese ganz irdische Art der Verehrung beweist ganz klar, daß diese Götter längst gestorben sind, wenn sie einmal gelebt haben.

Denn was ist wohl Himmlisches daran, wenn sie die Altäre mit Strömen Blutes von Thieren besudeln? Glauben sie gar, das sei Götterspeise, vor dessen bloßer Berührung den Menschen ekelt? Und wer ihnen solches Mahl vorsetzt, der soll selig und glücklich werden, sei er auch der größte Räuber oder Ehebrecher oder Giftmischer oder Vatermörder. Er ist ihr Liebling, sie nehmen ihn in ihren Schutz und erfüllen ihm jeglichen Wunsch.

Mit Recht spottet daher Persius in seiner Weise über solchen Aberglauben, wenn er sagt:

> Um welchen Preis willst du die Ohren deiner Götter
> Bestechen? meinst du gar, mit Lungen und Gedärmen?

Er sah wohl ein, daß es keines Fleisches bedürfe, um die himmlische Majestät zu versöhnen, sondern eines reinen unsträflichen Herzens, veredelt durch die ihm innewohnende Tugend. Dies ist die wahre himmlische Religion; nicht die, welche vergängliche Güter darbringt sondern die in den Tugenden der vom Himmel stammenden Seele besteht. Das ist die wahre Verehrung, wo das Herz sich selber Gott weihet, als unbeflecktes Opfer.*)

In dem Abschnitt über die Selbstvertheidigung geht Lactantius fast über die natürlichen Antriebe hinaus, indem er sogar die Wehr gegen die Angreifer und auch das übliche Verfahren der Justiz mißbilligt — ein Satz, der selbstverständlich

---

*) Lib. VI. Divinarum Institutionum. cap. 2.

von den Rechtsgelehrten widerlegt worden ist. Er äußert sich folgendermaßen:

Der Gerechte vermeidet immer und überall, Jemanden ein Leid zuzufügen. Diese Lehre beschränkt sich nicht darauf, daß er selber Niemanden beleidige, sondern daß er auch die ihm widerfahrenen Beleidigungen nicht erwidere. Denn es giebt einen Gerichtshof, welchem der unumschränkte und gerechteste Richter vorsteht, der Alles sieht und von Allem Zeuge ist; dieser gestattet den Menschen, ihm das Gericht zu überlassen, da Niemand, durch wessen Schutz oder Gunst es auch sei, dem Urtheil dieses Richters entgehen kann. Daher kommt es, daß der Gerechte von aller Welt verachtet wird, und weil man glaubt, er könne sich nicht selber vertheidigen, so hält man ihn für feige und verzagt, während dagegen Diejenigen, die sich ihres Feindes wehren, für tapfer und muthig gelten; Jeder ehrt und achtet sie. Aber die Bosheit der Menschen darf den Gerechten nicht zum Bösen verleiten und ihn verhindern, Gott gehorsam zu sein, so daß er sich nicht lieber der Verachtung aussetzte, um den Pflichten des Rechtschaffenen nachzukommen und das zu vermeiden, was nur einem Bösen geziemt.*)

Es gebührt einem weisen und rechtschaffenen Manne nicht, sich in einen Kampf einzulassen und sich einer ungewissen Gefahr auszusetzen, denn der Sieg liegt nicht in unserer Hand und jeder Kampf ist zweifelhaft; aber es geziemt dem weisen und vollkommen rechtschaffenen Manne, den Angreifer nicht tödten zu wollen, was nicht ohne Verbrechen und ohne Gefahr geschehen könnte, sondern den Kampf selber zu vermeiden, was in nützlicher und gerechter Weise geschehen kann. Die Geduld ist also eine ausgezeichnete Tugend, weil Gott wollte, daß der Gerechte, um ihn zu üben, als ein Feigling verachtet werde. Denn wenn er nicht Beleidigungen zu erdulden hätte, so würde man nicht sehen, wie viel Kraft er besitzt, um sich zu mäßigen. Wenn er, durch eine Beleidigung gereizt, sich anschickt, den Angreifer zu verfolgen, so ist er besiegt; sobald er aber vermöge seiner Vernunft diesen Antrieb unterdrückt, so kann er sich selber beherrschen und ist Herr seiner selbst. Es ist unmöglich, der Natur zu widerstehen und man schmeichelt sich vergebens, nicht einen Antrieb der Art zu empfinden; daher muß man solche Regungen so viel wie möglich unterdrücken, bevor sie Jemanden zum Schaden gereichen.**)

Aus diesen Ansichten ergiebt sich, daß Lactantius, übereinstimmend mit den meisten Kirchenvätern, keinem Christen gestattet, Waffen zu tragen. Er erklärt auch, man könne nicht, ohne eine Sünde zu begehen, den öffentlichen Schauspielen beiwohnen, selbst wenn die Verbrecher, die verurtheilt wurden, mit

*) Inst. Divin. Lib. VI. Cap. XVIII, num. 12 et seqq. Ed. Cellar. „Innocentiam semper et ubique custodiat. Quod praeceptum non ad hoc tantum valet etc.“

**) Inst. Divin. Lib. VI. Cap. XVIII. num. 29. „Sapientis ergo ac boni viri non est, velle certare ac se periculo committere etc.“

wilden Thieren zu kämpfen, den Tod verdienten. Er sieht die bloßen Zuschauer an als Mitschuldige an diesem öffentlichen Menschenmord, und damit man nicht glaube, es sei nichts Böses, da alle Welt die Bestrafung der Missethäter billige, so fügt er hinzu, es folge daraus keineswegs, daß die Christen selbst nur als Zuschauer sich dabei betheiligen dürften.*) Er sagt:

Wenn Gott verbietet, zu tödten, so verbietet er nicht bloß die Räuberei, die auch die Staatsgesetze nicht erlauben, sondern er verbietet auch Alles, was die Menschen in dieser Beziehung für recht erachten. Es ist keinem Gerechten gestattet, Waffen zu tragen, was nur den Dienern der Justiz geziemt. Es ist ihm auch nicht erlaubt, Jemanden wegen eines Capitalverbrechens anzuklagen, denn es bleibt sich gleich, ob man Jemanden mit dem Eisen oder mit Worten tödtet, weil das Tödten selber verboten ist. Man darf daher durchaus keine Ausnahme machen von diesem Gebote Gottes, und immer bleibt es ein Verbrechen, einen Menschen, dessen Leben Gott geheiligt und unverletzlich gemacht hat, wie ein Thier zu tödten.

5. Der heilige Basilius.

Basilius der Große, Kirchenvater, Erzbischof von Cäsarea und Patriarch der orientalischen Mönche, wurde 329 zu Cäsarea in Cappadocien geboren.**) Er studirte in Constantinopel, in Athen, und in Cäsarea in Palästina, wo er mit Gregor von Nazianz bekannt wurde, widmete sich dem Stande eines Rechtsgelehrten, den auch sein Vater bekleidet hatte, zog sich aber bald in die Einsamkeit zurück, um sich in geistliche Studien zu vertiefen. Eusebius ordinirte ihn zum Priester und nach längeren Streitigkeiten mit den Arianern wurde er zum Bischof von Cäsarea erwählt. Der Kaiser Valens wollte ihn verbannen; auch erlitt er Verfolgungen seitens der Arianer und mehrerer katholischer Bischöfe, bis er, durch körperliche und geistige Leiden erschöpft, im Jahre 379 das irdische Leben verließ.

In seiner Abhandlung über die Klöster***) ermahnte Basilius zur Vermeidung aller Speisen, „welche das Leben zerstören und den Körper dem Verderben zuführen.“

---

*) Jean Barbeyrac, Traité de la morale des Pères de l'Eglise. Amsterdam 1728. Chap. IX. p. 141.

**) Vita del Proto-Patriarcha san Basilio, per il P. D. Apolinare Agresta Abb. Generale della Religione de sudetto santo. Messina 1681.

***) Basil. episcop. Caesar. Cappad. de monach. institut. cap. 9, 10.

Ueber die Diät findet sich in den „Episteln" folgende Stelle.*)

Ihr überfüllet euren Körper und beschweret euch mit Essen. Verbringt man etwa die Nacht besser, nachdem man übermäßig gespeist, als wenn man eine mäßige Mahlzeit gehalten hat? Ein übermäßiges Abendessen versetzt dich in Unruhe; du quälst dich in deinem Bette, wendest dich nach allen Seiten, ohne die rechte Lage zu finden. Der Leib, der mit Fleischspeisen beschwert wird, wird von Krankheiten heimgesucht; eine mäßige Lebensweise macht ihn gesunder und stärker und schneidet dem Uebel die Wurzel ab. Die Menge der Nahrungsmittel erstickt die natürliche Wärme, so daß sie nicht verdauet werden können und daher entstehen alle unsere Krankheiten. Ein voller Bauch ist weder tauglich zum Lauf noch zum Schlummer, seine Schwere verhindert den Schlaf. Die Dünste der Fleischspeisen verdunkeln das Licht des Geistes. Mit welcher Art von Fleischspeisen auch der Magen gefüllt werde, so werden immer unreine Bewegungen erzeugt; die Seele wird gleichsam unter der Last der Speise erstickt, verliert die Herrschaft und die Fähigkeit zum Denken.

Du lässest dich täglich durch den Wein beherrschen. Im irdischen Paradiese gab es keinen Wein, man opferte keine Thiere, man aß kein Fleisch. Der Wein wurde erst seit der Sündfluth erfunden; als die Tugend der Menschen zu erschlaffen begann, wollten sie ein köstliches Leben führen. Die Trunkenheit der wollüstigen Israeliten vereitelte Mosis Bemühungen.

So lange man mäßig lebt, wird das Glück des Hauses sich mehren; die Thiere werden sich in Sicherheit befinden; man wird kein Blut vergießen, keine Thiere tödten. Das Messer der Köche wird unnütz sein; die Tafel wird nur bedeckt mit Früchten, welche die Natur spendet und man wird sich damit genügen lassen. Johannes der Täufer hatte weder Bett, noch Tisch, noch Erbtheil, noch Rind, noch Getreide, noch Bäcker, noch irgend welche nothwendigen Lebensbedürfnisse; daher verdiente er das Lob, welches der Sohn Gottes ihm zollte, daß er der größte aller Menschenkinder sei.

Wenn du Fleischkost liebst und deinen Körper mästest, so machst du deinen Geist schwerfällig; das Fett, welches sich dem Fleische ansetzt, schwächt die Kräfte des Geistes. Verachtest du nicht diese verderblichen Fleischgerichte?

Man kann schwerlich die Tugend lieben, wenn man sich an Fleischgerichten und Festmahlen erfreuet.

Basilius spricht auch über willkürliche und unwillkürliche Mordthaten; zu letzteren rechnet er es, wenn Jemand einen Stein nach einem Hunde oder einem Baume würfe und Jemanden zu Tode träfe, den er nicht gesehen hat.

---

*) Dr. Edouard Raoux bringt dieselbe in seiner kleinen Broschüre „Les pères de l'église et la tempérance végétarienne", giebt aber wohl irrthümlicher Weise das Werk von Barbeyrac als Quelle an; dort habe ich sie nicht gefunden. D. Verf.

Beim **Kriege** macht er keinen Unterschied zwischen gerechtem und ungerechtem noch zwischen Angriffs- und Vertheidigungskrieg. Jeder Krieg — lehrt er — ist verbrecherisch, weil Diejenigen, die ihn unternehmen, die Absicht haben, zu tödten, nicht aber bloß zu schrecken oder zu strafen. Er schließt mit den Worten:

Das ist auch ein ganz willkürlicher Menschenmord, den die Räuber begehen und Diejenigen, welche Kriegszüge unternehmen: denn die Räuber tödten, um Geld zu nehmen und aus Furcht, entdeckt zu werden; und Diejenigen, welche Krieg anfangen, thuen es, in der entschiedenen Absicht, den Feind zu tödten, und nicht bloß, um ihn in Schrecken zu setzen oder zu bessern.

6. Gregor von Nazianz.

Er war der Freund des Basilius und hatte fast dieselbe Erziehung und Bildung genossen, wie Jener. Als Kirchenvater von Kappadocien zeigte er sich nicht nur tüchtig als praktischer Geistlicher sondern auch bedeutend in Gedanken und Beredtsamkeit, weswegen ihm auch der Ehrenname „der Theologe" zutheil wurde. Sein Charakter wird getrübt durch sein Benehmen gegen die Arianer, die er nur beschützte, so lange der Kaiser sie begünstigte; nachher aber verfolgte er sie mit Haß.

Der heilige Gregor lebte vorzugsweise von Bohnen; die Nahrung empfahl er, auf das nothwendigste Maß einzuschränken:

Der Herr befiehlt uns, nur das Nothwendigste zum Lebensunterhalt zu suchen, wenn er uns sprechen läßt: **Unser täglich Brot gieb uns heute!** Damit ist nicht Luxuriöses und Leckerhaftes gemeint.

Bittet Gott um das Brot, das zum Lebensunterhalt nothwendig ist; denn das Uebrige ist nur erfunden von Denen, welche die Schwelgereien und Ergötzlichkeiten des Zeitalters liebten, und gehört zu jener Spreu, die längs des Weges verstreuet ist. Die Saat des guten Hausvaters aber ist der gute Waizen, daraus er das Brot bäckt; dagegen ist der Luxus der Fleischkost jenes Unkraut, das unter dem Waizen wächst. Ebenso sind die Menschen wie erstickt durch die Sorgen um eitle Dinge und sie bleiben unfruchtbar, sobald ihre Seele immer damit beschäftigt ist.

Die überflüssigen Dinge ersticken die Tugend; daher vermeide man es, seine Seele in das Fett eines Leibes zu begraben, dem man alle Ueppigkeiten des Lebens gestattet.

In gleicher Weise muß man sich hüten, daß das Fleisch nicht so verzärtelt und so wohl genährt werde, daß es sich nicht mehr beherrschen läßt.

Niemand trachte, die Anderen durch seine Unmäßigkeit zu überbieten; denn Alles, was überflüssig ist, und den nothwendigen und rechtmäßigen Gebrauch überschreitet, das ist, meiner Ansicht nach Unmäßigkeit, besonders dann, wenn die anderen Menschen, die mit uns aus gleichem Stoffe sind, Hunger und Dürftigkeit erleiden.

Die Schwelgerei in Fleischgerichten ist ein schändliches Unrecht, und ich wünsche, daß ihr vor allen Dingen bestrebt sein möget, eurer Seele eine Nahrung zu reichen, welche ewige Dauer hat.*)

7. St. Johannes Chrysostomus.

Er wurde 344 zu Antiochien geboren und stammte aus einem edlen Geschlecht. Sein Vater, Namens Secundus, war Befehlshaber der Reichstruppen in Syrien. Johannes widmete sich anfänglich dem Rechtsstudium und erhielt den Unterricht des berühmten Rhetor Libanius; später jedoch gab er dieses Studium auf, ließ sich taufen und zog sich in ein Kloster und dann zu den Einsiedlern auf den benachbarten Gebirgen zurück, wo er sich vier Jahre lang ungestört in ein tiefes Studium der Theologie versenkte. Nach Antiochien zurückgekehrt, gewann er sich, nachdem er in den Kirchendienst eingetreten war, in kurzer Zeit einen hohen Ruf durch seinen Eifer und seine Beredtsamkeit. Im Jahre 397 wurde er zum Primas von Constantinopel erwählt. Daß er in dieser Stellung streng gegen die Sekte der Montanisten verfuhr, gereicht auch ihm zu dem Vorwurf der theologischen Strenge, der den Kirchenvätern im Allgemeinen gemacht werden kann; um so mehr, als er lehrte, daß die Tugend der Barmherzigkeit gleichkomme der Gottheit.**)

Im Uebrigen erschien er seinen Mitbürgern als Tröster und Ermahner. Er rief die in Sittenverderbniß versunkene Geistlichkeit zur Pflicht zurück, schützte die Ordensgeistlichen zu Constantinopel, ermahnte zur Gastfreundschaft gegen die Fremden, zur Barmherzigkeit gegen Sklaven und Unterdrückte. Trotz der Schwächlichkeit seines Körpers gestattete er sich nur die nothdürftigste Pflege und ermüdete nicht in rastloser Anstrengung des Leibes und der Seele. Einen großen Theil seines reichen Einkommens verwendete er auf Almosen und zur Anlegung von wohlthätigen Anstalten und Hospitälern. Er lehrte den Juden,

*) G. Hermant. Vie de St. Gregoire. 1674. Tome II.

**) Chrysostom. Homil. XX in Matthaeum: „Nihil est quod sic Dei similes faciat ut malignis atque laedentibus esse placabilem.“

Heiden und Häretikern mit gleichem Erfolge, schickte Bischöfe als Missionäre nach Persien und Palästina, zu den Gothen und den Skythen. Als er sich jedoch gegen die Kaiserin Eudoxia wegen ihrer Anmaßung in kirchlichen Angelegenheiten widersetzte, verband diese sich mit seinen Gegnern, zu welchen der syrische Bischof Severin und der Patriarch Theophilus von Alexandria gehörten; außerdem aber auch viele der leichtfertigen Weltpriester und unwürdigen Pfleger des Altars, welchen Johannes ihren Mangel an Gottesfurcht vorgeworfen hatte. Er mußte der Verfolgung weichen, wurde abgesetzt und verließ die Stadt. Als jedoch das Volk von Constantinopel nach seinem Oberhirten verlangte und mit einem Aufruhr drohte, ließ der Kaiser den Erzbischof zurückrufen. Bei seiner Ankunft fand er den Bosporus mit Schiffen bedeckt und wurde wie in einem Triumphzuge nach der Kirche geleitet, wo er dem Volke den Segen ertheilte. Sein Sieg war aber von kurzer Dauer; die Ränke gegen ihn dauerten fort; er wurde abermals abgesetzt und nach Bithynien, von dort nach Lukusum, an Ciliciens Grenze, geführt. Nach einer langen Reise, die der Patriarch unter Krankheit und Beschwerden und zuweilen von wüthenden Mönchen verfolgt zurücklegte, erreichte er seinen Bestimmungsort. Hier genoß er unter der Pflege des Bischofs nur kurze Zeit einer ungestörten Ruhe. Während die ganze Christenheit mit Ehrfurcht, Liebe und Mitleiden auf den frommen Dulder blickte, reizten seine Feinde den Kaiser so lange gegen ihn auf, bis dieser ihn nach einer Stadt am Pontus Euxinus verbannte. Die Reise geschah unter großen Beschwerden und die wachthabenden Führer behandelten den Greis mit so grausamer Rücksichtslosigkeit, daß er bald nach seiner Ankunft zu Comana im Oratorium des heiligen Märtyrers Basiliskus verschied (407, im 63. Jahre seines Alters).

Wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit wurde der Afrikaner Sankt Johannes „der Augustinus der Griechen" genannt, wegen seiner Wohlthätigkeit erhielt er den Beinamen „der Almosenspender", wegen seiner Beredtsamkeit hieß er nach seinem Tode „Chrysostomus" (der Goldmundige). Seine schwungvolle Beredtsamkeit entströmte einem hellen Geiste und einem glühenden Herzen, schreckte die Sünder mit Donnerstimme und erquickte die schüchternen Elenden mit Tröstung. Seine Sprache war

kraftvoll und edel, ohne überflüssigen Schmuck, aber reich an Gedanken und Empfindungen. Die Wirkung seiner Rede auf die Mitlebenden war erstaunlich und die Zeugnisse darüber sicherten ihm die Bewunderung der Nachwelt.

Als Autor bewährt sich der Patriarch als der berühmteste christliche Schriftsteller Griechenlands, als ein gründlicher Ausleger der heiligen Schrift und als ein tiefer Erforscher ihres Sinnes. Mit hellem Geiste aber doch salbungsvoll und mit glühender Liebe legt er die Schrift nach ihren Glaubens- und Sittenlehren aus. Außerdem behandeln seine Schriften die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des vierten und fünften Jahrhunderts und richten sich verweisend und verwerfend auf den Luxus, der sich in allen Lebensverhältnissen jener Periode eingenistet hatte. Seine Werke sind sehr umfangreich und umfassen 242 Episteln und 700 Abhandlungen, Reden und öffentlich gehaltene Homilien.

Chrysostomus hatte sich, wie erwähnt, lange Zeit dem strengsten Einsiedlerleben gewidmet und führte auch während seiner ganzen übrigen Lebenszeit die einfachste und strengste Lebensweise. Diese einfache, fleischlose Diät empfiehlt er auch wiederholentlich in seinen Schriften, in seinem „goldenen Buch" auch namentlich der Jugend. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß bei dieser Verpönung der blutigen Speise schon der mönchische Ascetismus, die fromme Mißhandlung des eigenen Leibes, sich mehr geltend macht als der edlere humanitäre Standpunkt.

Die Lebensweise jener Einsiedler, zu welchen er sich in seinem 26. Jahre freiwillig gesellt hatte, beschreibt er mit folgenden Worten:

Sie stehen um Mitternacht oder beim ersten Hahnenschrei auf und lesen gemeinschaftlich Psalmen und Hymnen. Dann beschäftigt sich jeder in seiner Zelle, die heilige Schrift zu lesen oder Bücher abzuschreiben. Sodann gehen sie in die Kirche. Nach Beendigung der Messe kehren sie in ihre Wohnungen zurück. Niemals sprechen sie mit einander. Nach dem Mahle ruhen sie einige Augenblicke und gehen dann wieder an die gewohnten Verrichtungen. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waschen den Reisenden die Füße. Ihr Bette ist eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung bilden Thierfelle oder Zeuge, die aus Ziegen- und Kameelhaaren gefertigt sind. Sie gehen baarfuß und besitzen Nichts

zum Eigenthum; die Wörter mein und dein sprechen sie niemals aus. In ihren Zellen herrscht ein ununterbrochener Friede, eine stille und ruhige Heiterkeit, die sonst in der Welt kaum gefunden wird.

Keine Ströme von Blut fließen bei ihnen; kein Fleisch wird geschlachtet und zerhackt; leckere Kost und schwerer Kopf ist ihnen unbekannt. Bei ihnen riecht man nicht den schrecklichen Dunst des Fleischmahles oder die unangenehmen Gerüche aus der Küche; auch hört man kein Getöse und wüsten Lärm. Sie genießen nur Brot, das sie durch ihre Arbeit gewinnen, und Wasser, das ihnen eine reine Quelle darbietet. Wünschen sie jedoch ausnahmsweise ein üppigeres Mahl, so besteht ihre Schwelgerei in Früchten, und dabei empfinden sie größeren Genuß als an königlichen Tafeln. Von solcher Mahlzeit, meinen sie, seien selbst die Engel vom Himmel erfreut und entzückt. Denn wenn diese sich freuen über Einen Sünder, der Buße thuet, wie sollten sie sich nicht freuen, wenn so viele Menschen ihnen nachahmen? Unter ihnen giebt es weder Herren noch Knechte. Alle sind Diener und Alle sind freie Menschen, denn sie sind sich gegenseitig Herren und Diener. Wodurch unterscheiden wir uns von den Ameisen oder worin sind wir ihnen überlegen, wenn wir uns mit ihnen vergleichen?

Jene sorgen bloß für leibliche Dinge, wir ebenfalls. Aber nicht dafür allein! sondern um weit schlimmere Dinge. Denn wir sorgen nicht bloß für Nothwendiges sondern auch für Ueberflüssiges. Jene Thiere führen ein unschuldiges Leben, während wir uns von der Begierde leiten lassen. Nein, wir ahmen nicht etwa den Ameisen nach. Wir folgen dem Wege der Wölfe und den Gewohnheiten der Tiger; oder vielmehr sind wir noch schlimmerer Art. Jene hat die Natur auf die Fleischnahrung angewiesen, uns aber begnadete Gott mit vernünftiger Rede und mit dem Sinn für Gerechtigkeit. Und dennoch sind wir schlimmer als die wilden Thiere geworden.*)

Man betrachte, wer eigentlich besser genährt ist: Der, welcher von Pflanzenkost lebt und sich gesund und wohl fühlt oder Derjenige, welcher sybaritische Mahlzeiten hält und mit tausend Leiden behaftet ist? Jedenfalls der Erstere. Wer daher mit Brot befriedigt und gesund dabei ist, der begehre nichts weiter. Wer aber schwächer ist und noch der Gemüse und Früchte bedarf, den lasse man gewähren. Wir sprechen nur gegen das Ueberflüssige und überflüssig ist Alles, was wir nicht nöthig haben. Sobald wir gesund und anständig ohne eine Sache leben können, so ist diese Sache überflüssig. **)

Wäre es möglich, die Seele mit unsern leiblichen Augen wahrzunehmen, so würde uns die des Schwelgers niedergedrückt, traurig, elend und abgezehrt erscheinen, denn je üppiger und runder der Körper wird, desto magerer und schwächer wird die Seele; je mehr jener gemästet, desto mehr diese begraben. So wie das Auge in der Sehkraft geschwächt wird, wenn die äußere Hautdecke der Pupille zu dick

---

*) Homil. 69 über Matt. 22, 1—14.
**) Dies stimmt überein mit den Aussprüchen in Seneca, Ep. 8.

ist, so daß das Licht nicht eindringen kann, ebenso wird die Seele mit einer groben Hülle umgeben, wenn der Leib stets gefüllt ist.

Merket auf, ihr Weiber, die ihr eure Zeit in Gepränge und Unmäßigkeit verlebt und der Armen vergesset, welche hungernd darben, während ihr euch durch beständigen Luxus zu Grunde richtet! Auf diese Weise verschuldet ihr einen zwiefachen Tod: — den Tod Jener, die aus Mangel sterben und euren eigenen, Beide durch Unmaß. Wenn ihr den Mangel der Armen aus eurem Ueberflusse mildern wolltet, so würdet ihr zwiefache Lebensretter sein. Und warum füllet ihr euren Schlund übermäßig, während ihr zugleich den Mangel der Armen verschuldet? Bedenket doch, was aus der Speise wird und worin sie sich verwandelt! Warum solche Massen Unrathes anhäufen? Denn die Natur hat ihre Grenzen und was darüber hinausgeht, ist keine Nahrung sondern schädlicher Koth.

Ernähret den Körper aber zerstöret ihn nicht! Unsere Kost nennen wir Nahrung, um auszudrücken, daß sie uns nicht schaden sondern uns erhalten soll. Deswegen eben ist das Uebermaß nachtheilig und wenn dies nicht der Fall wäre, so würden sich vielleicht die Menschen unter einander verzehren. Wenn der Bauch nach seinem Belieben gefüllt würde und Alles verdaute und dem Körper zugut kommen ließe, so würden die Kriege kein Ende nehmen.*)

Höret was der Prophet sagt (Amos, 6, 3): Und denen, welche zu einem bösen Tage kommen, denen, welche sich falschen Sabbathen nähern. Und er zeigt durch das Folgende, auf welche Weise die Sabbathe ihnen falsch wurden. Dadurch, daß sie sündlich lebten, daß sie schwelgten und tausend unerlaubte und schändliche Dinge vornahmen. Er bekräftigt diese Worte durch die hinzugefügte Beschreibung: Die auf elfenbeinernen Lagern schlafen und sich auf ihren Betten wollüstig pflegen; die die Böcke aus den Schafhürden und die jungen mit Milch gemästeten Kälber aus den Ställen der Rinder essen; die von Hefen gereinigten Wein trinken und die vornehmsten Salben brauchen.**)

Ueber das Fasten sagt Chrysostomus:

Wir wollen uns nicht darüber freuen, daß das lange Fasten überstanden ist, denn das ist nichts Großes; sondern wir wollen uns freuen, daß wir es mit guten Werken zurückgelegt haben, so daß alle Menschen die Früchte des vollendeten Fastens sehen. Der Nutzen des Winters ist alsdann sichtbar, wenn er vorbei ist. Denn die grünenden Saaten und die Bäume voll Blätter und Früchte reden durch den Anblick von dem Nutzen, den ihnen der Winter gebracht hat. So muß es auch bei uns sein. Denn wir haben in dem Winter in der Fastenzeit Regen genug gehabt; wir sind beständig unterrichtet worden; wir haben den geistlichen Samen aufgenommen und die Dornen eines wollüstigen Lebens ausgerottet. Lasset uns also dasjenige sorgfältig behalten, was wir empfangen haben, damit das vergangene Fasten reiche Früchte

*) Hom. XIII. et XIX.

**) Predigt vom armen Lazarus. (Uebers. von D. Romanus Teller, Leipzig, 1748. I. S. 513.)

trage und wir durch die Vortheile, die wir durch dasselbe erhalten, selbst des Fastens uns erinnern mögen. Wenn wir so beschaffen zu sein suchen, so werden wir mit Freuden wieder fasten, wenn wieder die Fastenzeit herbei kommt. Das leibliche Fasten hat aufgehört; allein das geistliche Fasten hat nicht aufgehört; dieses ist besser als jenes, und des geistlichen Fastens wegen ist eben das leibliche Fasten angeordnet worden.*)

Gegen die Trunkenbolde eifert der heilige Kirchenlehrer mit folgenden humanen Worten:

Lasset uns unsre Zunge wider die Trunkenheit rüsten und diese schändliche, unreine Lebensart zu Boden schlagen. Lasset uns Diejenigen bestrafen, welche dieselbe führen, nicht daß wir sie schamroth machen, sondern daß sie künftig nicht mehr Ursache haben mögen, sich zu schämen; nicht daß wir sie beschimpfen sondern daß wir sie bessern; nicht daß wir sie dem allgemeinen Hohne und Gelächter aussetzen sondern daß wir sie davon befreien und aus den Händen des Satans reißen mögen. Denn Derjenige ist unter die Tyrannei des Satans gerathen, der in der Schwelgerei und Ueppigkeit lebet.**)

Ueber die Trunkenheit spricht er noch weiter, wobei er sie, höchst sinnig, nicht allein der Wirkung der Spirituosen zuschreibt:

Es kann Einer trunken sein, wenn er keinen Wein trinkt, und nüchtern, wenn er Wein trinkt. Daß Einer trunken sein kann, ohne Wein getrunken zu haben, das lerne aus den Worten des Propheten: Höre du Elende und Trunkne ohne Wein! (Jes. 51, 21). Wie ist es denn möglich, daß du ohne Wein trunken sein kannst? Wenn du deine Leidenschaften nicht durch eine gottselige Vernunft mäßigst. Es kann Einer Wein trinken und nicht trunken sein. Wenn das nicht anginge, so hätte Paulus dem Timotheus nicht befohlen, seines schwachen Magens willen ein wenig Wein zu trinken. Die Trunkenheit ist nichts Anderes als eine widernatürliche Beraubung der Sinne, eine völlige Unordnung der Gedanken, eine Verwirrung der Vernunft und eine Beraubung des Verstandes. Alles dieses thut aber nicht allein die Trunkenheit, die vom Weine herrührt, sondern auch die Trunkenheit vom Zorne und von ausschweifenden Begierden. Gleichwie das Fieber von der Schlaflosigkeit, aber auch von der Arbeit, von der Traurigkeit und von verderbten Säften entsteht: die Krankheit ist einerlei, aber die Ursache ist verschieden. So geht es auch hier. Der Wein macht trunken, die böse Lust macht auch trunken, verderbte Säfte machen auch trunken; die Ursachen sind verschieden; die Krankheit und das Laster sind einerlei. Lasset uns also uns vor der Trunkenheit hüten; ich sage nicht: lasset uns den Wein uns versagen. Der Wein ist nicht die Ursache der Trunkenheit, sondern unser verderbter Wille.***)

---

*) Uebers. v. Teller. 18. Predigt von den Bildsäulen.
**) Uebers. v. Teller. Erste Predigt vom armen Lazarus.
***) Predigt wider die Trunkenheit.

8. Der heilige Hieronymus.

Er wurde 331 in Dalmatien geboren, studirte zu Rom die Klassiker, machte dann Reisen in Gallien. Durch eigene Neigung und den Umgang mit christlichen Lehrern bewogen, nahm er im 40. Jahre die christliche Taufe und lebte dann viele Jahre in der Wüste von Chalcis als Einsiedler. In Constantinopel wurde er Schüler Gregors von Nazianz und trat dann selber in Rom als Lehrer der heiligen Schrift auf. Er erwarb sich das Verdienst, durch seine lateinische Uebersetzung des Alten Testaments der späteren Vulgata vorgearbeitet zu haben. Aeußerst fromm und streng im Glauben, wirkte er für das Mönchswesen, welches damals im Entstehen war. Bei den herrschenden dogmatischen Streitigkeiten hielt er am rechtgläubigen System der Kirche fest. In seinen zahlreichen Schriften zeichnete er sich durch glühenden Geist und lebhafte Darstellung aus; seine mündliche Lehre fand Eingang in die Herzen der Menschen und bekehrte sogar Viele zum ascetischen Leben. Zu den Bekehrten gehörten die später durch Frömmigkeit und Heiligkeit berühmten Frauen Marcella und Paula. Letztere begleitete den heiligen Kirchenvater nach Palästina und gewährte ihm aus ihren Reichthümern die Mittel, ein Kloster bei Bethlehem zu gründen. In diesem starb Hieronymus, im Jahre 420.

Der ketzerische Jovinian behauptete, es sei gleichgültig, ob man Fleisch äße oder nicht, wofern es mit „Danksagung" geschähe (1. Timoth. IV, 4), wie St. Paulus lehre. Gott hätte vor der Sündflut Fleisch zu essen verboten, es aber nachher gestattet, woraus folge, daß es gleichgültig sei. Hierauf antwortet Hieronymus Folgendes, worin er mit Tertullian übereinstimmt:

Ebenso wie, nach den Worten unseres Herrn, die Ehescheidung anfänglich nicht erlaubt war, später aber, da die Menschen hartherzig geworden waren, von Moses gestattet wurde; ebenso war der Genuß des Thierfleisches bis zur Sündflut verboten; seit der Sündflut aber giebt man uns die Nerven und den stinkenden Saft des Fleisches unter die Zähne, gleichwie man dem murrenden Volke in der Wüste Wachteln vorwarf. *Jesus Christus*, der am Ende der Tage gekommen ist, hat das Ende auf den Anfang zurückgeführt, so daß es uns heut nicht mehr gestattet ist, eine Frau zu verstoßen, noch uns beschneiden zu lassen, noch Fleisch zu essen; wie der Apostel sagt: (Römer 14, 21) *Es ist besser, du essest kein Fleisch und trin-*

fest keinen Wein. Denn der Gebrauch des Weines hat mit dem des Fleisches angefangen, nach der Sündflut.*)

9. Der heilige Augustin.

Aurelius Augustinus wurde 354 zu Thagaste in Numidien von heidnischen Eltern geboren. Er trat zuerst in seiner Vaterstadt als Lehrer der Grammatik auf, alsdann in Karthago. Schon in früher Jugend hatte er Neigung zum Christenthum empfangen, sich aber den Manichäern angeschlossen. In Rom, wo er ebenfalls lehrte, näherte er sich den Philosophen; von dort nach Mailand übersiedelt, lernte er Ambrosius kennen und gewann immer mehr christliche Ueberzeugung. Die neuplatonische Philosophie erhob ihn zu neuem geistigen Aufschwung; noch nach seiner Taufe, welche im Jahre 387 in Mailand durch Ambrosius stattfand, verblieben die Neu-Platoniker in dankbarer Erinnerung bei ihm. Sokrates, Plato und Aristoteles — meint er — schlössen sich dicht an Christus an; ihre Lehrsätze glichen fast den christlichen, aber es fehle die christliche Liebe und Demuth. Nach seiner Taufe beschäftigte sich Augustin mit der Abfassung vieler tiefsinnigen religiösen Schriften, die ihm großen Ruf verschafften. Der Bischof von Hippo in Afrika erhob ihn zum Coadjutor und im Jahre 395 trat er das Amt eines Bischofs von Hippo an. Als Kirchenfürst waltete er in vielseitiger Wirksamkeit, hatte aber beständig theologische Kämpfe mit den verschiedenen Sekten zu bestehen, wobei auch er es nicht an der kirchenväterlichen Härte fehlen ließ. Gleichzeitig mit dem Einbruch der Vandalen, welche Hippo verwüstete, endete Augustinus sein reiches Leben.**)

Er, ein ebenbürtiger Nachfolger des Tertullian, steht in der christlichen Geschichte einzig da und hat durch seine leuchtende Lehr- und Schriftstellerthätigkeit der christlichen Wissenschaft zu einer weitreichenden Entfaltung verholfen. Unter seinen Schriften ist das Hauptwerk „De civitate Dei" seine ganze Weltanschauung, worin auch das Lob des Porphyrius enthalten ist.***)

*) Adversus Jovinian. Lib. I p. 30. Quod autem nobis objicit Jovinianus in secunda Dei benedictione commendarum etc.

**) C. Bindemann, der heilige Augustinus. Berlin u. Leipzig 1844—1855.

***) De civ. Dei. X. 29.

Augustinus lebte, wie fast alle hervorragende Kirchenväter, nur von Pflanzenspeise. Dem Fleischgenuß schrieb er die verderbenbringenden Leidenschaften (vires illicitas) der Menschen zu.

Nachdem er die Mäßigkeit der Anachoreten und Coenobiten geschildert hat, fügt er hinzu:

Die christliche Liebe ist uns vor allen Dingen empfohlen. Sankt Paul lehrt uns, daß uns die Speise nicht vor Gott fördert, daß es gleichgültig sei, ob wir essen oder nicht essen (1. Corinth 8, 8). An anderer Stelle sagt er: Es ist besser, du essest kein Fleisch und trinkest keinen Wein, oder das, daran sich dein Bruder stößt, oder ärgert, oder schwach wird (Römer 14, 21).*)

Die Nothwendigkeit, täglich die Verluste unseres Leibes durch Speise und Trank wiederherzustellen, gewährt ein Vergnügen, gegen welches man ankämpfen muß, um sich demselben nicht völlig zu ergeben. Deshalb sehe ich mich genöthigt, meine Zuflucht oft zum Fasten zu nehmen; dadurch suche ich meinen Körper in der nothwendigen Unterwerfung zu erhalten. Du lehrtest mich, o Herr, die Speisen als Heilmittel anzusehen, aber die Sinnlichkeit legt mir Schlingen, denen man entgehen muß. Es tritt sogar oft der Fall ein, daß man nicht erkennt, ob wir noch aus Bedürfniß essen oder ob es nicht das Vergnügen ist, welches uns täuscht und verleitet, und die Seele ist erbärmlich genug, sich in dieser Ungewißheit zu gefallen. Denn da sie auf eine Entschuldigung sinnt, so ist es ihr lieb, nicht zu erkennen, welches Maß für die Gesundheit ausreichend wäre, damit sie unter vorgeblichem Bedürfnisse die Wollust befriedige.

Alle Tage bin ich solchen Versuchungen ausgesetzt und in diesem Falle rufe ich deine allmächtige Hand zu meiner Hülfe und lege dir dar meine Unruhe und meine Pein. Befiehl mir, was du von mir begehrst; aber gieb mir, was du mir befiehlst. Denn Niemand kann leben gemäß den Gesetzen der Mäßigkeit ohne das Geschenk deiner Gnade.**)

Die Kirchenväter vermitteln den christlichen Gedanken mit dem neuen Zeitalter, indem sie zugleich die alte Welt zu besiegen, allmälig auch eine Eintracht zwischen dem Idealismus des Neu-Platonismus und den empirischen Glaubenslehren der Kirche herzustellen trachten. Ueberschätzt man aber einerseits ihre Wirksamkeit und ihre Verdienste als Theologen, — während sich gerade hier oft der Widerspruch zwischen Lehre und That geltend macht — so schlägt man hingegen zu gering an, daß sie als Philosophen bis in die neueste Zeit hineinleuchten. Die Sätze des Augustinus haben Aehnlichkeit mit den Hauptsätzen

*) De vera relig. II. 161. 168.
**) Conf. p. 388, 393.

der Metaphysiker Mallebranche, Des Cartes und Locke; viele der Letzteren sind von ihnen sogar entnommen, wie Des Cartes': „Ich denke, folglich bin ich";*) ferner Locke's Beweise für das Dasein Gottes und die Schöpfung des Weltalls**), analog Augustins Soliloquia.***)

Das christliche Mönchthum.

Daß die Kirchenväter in ihrer Diät die strenge Enthaltung von Fleischspeisen beobachteten, ist bereits nachgewiesen worden, zugleich aber auch angedeutet, daß die Grundsätze derselben, überliefert durch die orientalischen und griechischen Philosophen, durch die Essener und Apostel, schon bei ihnen nicht mehr vorherrschend den ethischen Stempel an sich trugen, daß vielmehr theils ein diätetisches, theils ein ascetisches Princip vorwiegend war, wie wir dies aus einzelnen Aussprüchen der Väter ersehen, worin die Enthaltung als nothwendig dargestellt wird, damit das körperliche Leben nicht ein grobes Uebergewicht über das Seelenleben erhalte und nicht damit zugleich die verderbliche Neigung zu sinnlichen Lüsten genährt werde. In den Clementinischen Homilien, wie wir angeführt haben, wird dargelegt, daß das Fleischessen Gott mißfällig sei, der mosaische Opfer-Cultus eine Verfälschung des ursprünglichen alttestamentlichen Gebotes (IV. Mos. 4, 16); zugleich wird aber auch die thierisch wilde Kost der Erfindung eines verteufelten Geschlechts zugeschrieben, welches aus der ehelichen Verbindung von Engeln und Riesen entsprungen sei.†) Nach dem Compromiß, welchen die Kirche, wie schon erwähnt, mit der weltlichen Gesellschaft einging, Rücksicht nehmend auf eingewurzelte Gebräuche und Neigungen, tritt das Gebot der Fasten an die Stelle des Gebotes strengster Enthaltung; so wie im Alterthum das Opfer als religiöse Vermittelung gedient hatte, um das Gelüste nach Fleischspeisen gewähren zu lassen.††) Das ursprünglich mensch-

*) L'art de penser. I. Partie. Chap. I.

**) Libr. IV, cap. II, Human Understanding.

***) Soliloqu. cap. XXXI, 1. „Ego erravi sicut ovis quae perierat etc." Soliloqu. cap. XXII, 5. „Et dixi omnibus his quae circumstant fores carnis meae etc."

†) Clement. Homil. VIII, 15.

††) Ferd. Christ. Baur, Manich. Rel.-Syst. S. 446.

lich sittliche Gebot wird auf einen kirchlich religiösen Wendepunkt geschoben und der Grundsatz des Buddhaismus, des Pythagoräismus und der indischen Gymnosophisten dient dem eingeschränkteren Zwecke: die weltlichen Gelüste des Menschengeschlechts zu zügeln. Es treten Perioden in der Geschichte der christlichen Zeit ein, wo eine völlige Enthaltung von Fleischspeisen, über die gebotenen Fasten hinausgehend, sogar als ketzerisch verdammt wird.

Nur im Mönchswesen finden wir eine strengere Beobachtung der ursprünglichen christlichen Lebensweise, bei vielen Ordensgesellschaften sogar eine beständige Beschränkung auf Pflanzenspeise. Doch liegt auch hier der ascetische Zweck zu Grunde: sich durch Hülfe dieser Enthaltung einer strengeren Uebung in der Frömmigkeit zu befleißigen und sich dadurch und durch andere Büßungen und Entbehrungen sinnlicher Genüsse vor dem großen Haufen auszuzeichnen. Dabei werden aber in einzelnen Fällen, zu einer Art von Vergünstigung, Ausnahmen gestattet; ja es mischen sich seltsamer Weise sogar schon in jener Zeit ärztliche Irrlehren moderner Art ein, wonach die Fleischkost, als besonders stärkend, den kranken und schwachen Klosterbrüdern gestattet wird, im Widerspruch mit den Kirchenvätern, die den verderblichen Einfluß derselben auf die Gesundheit nachwiesen, und auch widerstreitend jener diätetischen Ansicht, wonach man den Athleten ausschließlich Pflanzenkost vorschrieb und ihnen erst in der Zeit des Verfalls der alten Gymnastik Fleischspeisen gestattete, um sie roher und wilder zu machen.

Als Stifter der ältesten Klosterregeln werden genannt: Basilius, den wir schon unter den Kirchenvätern aufgeführt haben, der heilige Antonius, Pachomius und Columban.

Der heilige Antonius, Vater der Coenobiten-Mönche, wurde 251 zu Coma bei Heraclea in Ober-Aegypten geboren. Im 16. Jahre seines Lebens vertheilte er seine Güter unter die Nachbarn und zog sich in die Wüste zurück, wo er viele Schüler um sich sammelte; zwei Mal verließ er die Einsamkeit und begab sich nach Alexandrien, ein Mal, um die Christen zum Widerstande gegen die Verfolgungen Maximinians zu ermuthigen, das andre Mal, um der Kirche gegen die Arianer

beizustehen. Nachdem er in die Einöde zurückgekehrt war, von seinen Mönchen Abschied genommen und den Bischöfen Athanasius und Serapion seinen Mantel, sein Lager und seinen Stock vermacht hatte, entschlief er heiteren Angesichts, 105 Jahre alt. — Seine Schüler hatte er in Klöstern zu Piper, Nakalon und anderen Orten vereinigt und man nennt ihn gewöhnlich den Patriarchen der Coenobiten oder orientalischen Mönche, während Andre diesen Namen dem heiligen Pachom geben, der aber erst zwanzig Jahre später Klöster gründete.*)

Der heilige Pachomius, von Vielen als der erste Stifter der religiösen Congregationen angesehen, wurde um 292 im oberen Thebaïs von heidnischen Eltern geboren. Er diente eine Zeit lang unter den Truppen des Kaisers Maximin und führte dann ein Einsiedlerleben. Ein Engel erschien ihm, gebot ihm, ein Kloster zu gründen und gab ihm auch die Regel dazu. Er legte solches auf einer Insel des Nil an, in welchem sich bald 500 Menschen zusammenfanden. Kurz vor seinem Tode, im Jahre 348, versammelte er seine Brüder, gab ihnen Lehren für ihr Verhalten und ernannte seinen Nachfolger. Nach seinem Tode zählte man in Aegypten schon 50 000 Mönche und Nonnen; oft lebten in einem Kloster 3000 beisammen.

Die Mönch-Orden, welche unter der Regel des heiligen Basilius und des heiligen Antonius lebten, waren vorzugsweise: die Coenobiten, die Armenier, die Aethiopier, die Maroniten, die Nestorianer, die Hospitalritter vom heiligen Lazarus und die Barfüßer.

Coenobiten wurden anfänglich alle diejenigen Mönche genannt, welche sich in Gemeinden sammelten und unter Oberen nach einer bestimmten Regel lebten.**)

Die armenischen Mönche essen niemals Fleisch und trinken niemals Wein und halten täglich nur eine Mahlzeit, bestehend aus Wurzeln, Gemüsen und Oliven; Milchspeisen und Oel sind ihnen nicht gestattet.

Die strengste Enthaltsamkeit üben die äthiopischen Mönche,

---

*) Helyot. Histoire des Ordres monastiques. Douay 1714. tome. I. 36. 37.

**) In der Benediktiner-Regel heißt es: Monachorum primum genus Coenobitarum, hoc est monasteriale militans sub regula, vel Abbate.

die während der Fasten nur Brot und Wasser genießen. Zu dem Brote bereiten sie sich jedoch eine Tunke, welche sie Tebba nennen. Einige gestatten sich nicht einmal Brot sondern genießen ein in Wasser abgekochtes Gemüse, Agrinos genannt.*)

Die Maroniten, welche auf dem Libanon und zerstreut in Syrien, Barut, Tripolis und auf der Insel Cypern leben, genießen niemals Fleisch sondern gewöhnlich Eier, Milchspeisen und Gemüse; während der Fasten dürfen sie keine Milchspeisen essen, wohl aber Fisch, Gemüse, Obst und Salat. Sie beobachten fünf strenge Fasten, wo ihnen Milch und Eier untersagt, aber Käse gestattet ist.

Die Nestorianer essen weder Fleisch, noch Butter, noch Milch; genießen auch während der Fasten weder Fisch noch Wein.

Die Carmeliter rühmen sich sehr alten Ursprungs und führen sogar berühmte Pythagoräer unter ihren Ordensbrüdern auf. Vom heiligen Lande wurden sie durch den nachtheiligen Friedensschluß zwischen Kaiser Friedrich II. und den Ungläubigen nach Europa versetzt, und verbreiteten sich von Italien aus schnell über England und Frankreich; der heilige Ludwig gab ihnen Sitz in Paris.

Die Barfüßer-Carmeliter wurden erst im 16. Jahrhundert durch die heilige Therese gegründet. Diese genießen nur Pflanzenspeisen, auf Reisen aber ausnahmsweise Fleisch.**)

Am Anfange des 13. Jahrhunderts faßten zwei Männer an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit den Plan, neue Mönchsgesellschaften zu errichten, die sich durch ihre Armuth von den übrigen unterscheiden sollten. Die Männer waren: der heilige Franciscus von Assisi und der heilige Dominicus von Calaroga.

Franz von Assisi (geb. 1172) war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes zu Assisi. Schon als Jüngling verwendete er das Geld aus dem väterlichen Geschäft zu wohlthätigen Zwecken und als ihn sein Vater dafür züchtigte, machte

---

*) Renatus Chopin. Monasticon seu de jure Coenobitarum. Paris, 1601.

**) Speculum Ordinis Carmelitani, per Philippum Riborum ejusd. Ord. Venetiis 1507.

er sich freiwillig zum Bettler und wählte sich einen Armen zum Vater. Indem er Demuth, Dürftigkeit, Reue und Geduld predigte, versammelte er eine Gesellschaft von Jüngern und Verehrern um sich. In Lumpen gekleidet und den Leib mit Stricken umgürtet, suchte er beim Papste Bestätigung für seine Anhänger.

Innocenz — erzählt man — habe ihn wegen seines Schmutzes zu den Schweinen gewiesen; darauf soll sich der heilige Mann im Kothe gewälzt und sich dann dem Papste abermals vorgestellt haben. Innocenz erkannte aber in der That die Entsagungen, die geistlichen Beschauungen und Bußübungen, welche die Gesellschaft sich auferlegte, als erstaunlich und wichtig an und sah sich genöthigt, von dem Verbote neuer Orden abzugehen und ihre Regel zu bestätigen, denn Franz von Assisi war bereits von der allgemeinen Volksstimme in Italien für einen Heiligen erklärt worden. *)

Seine Nahrung bestand fast nur aus Brot, rohen Früchten und Wurzeln. Die Legende erzählt, daß überall, wo sein Fuß hintrat, der alte Fluch von der Erde weggenommen wurde; die Thiere umspielten ihn vertraulich und, gebunden von der magischen göttlichen Kraft, die von ihm ausströmte, that Alles willig sein Geheiß.

Er dehnte seine brüderliche Zärtlichkeit selbst auf diejenigen Thiere aus, über die er vermöge seiner Unschuld die Herrschaft wiedergewonnen zu haben schien, welche der Mensch vor dem Sündenfalle über sie ausübte. Er sprach mit ihnen, als ob sie ihn verstehen könnten; er nannte sie seine Brüder und Schwestern. Als er an Baveno vorbei kam, schaarte sich eine Menge von Vögeln um ihn. Er begrüßte sie und sprach: Meine geflügelten Brüder! Liebet und lobet Gott, denn er hat euch mit Federn bekleidet und euch das Vermögen verliehen, zum Himmel emporzufliegen! — Die Vögel vom See Rieti folgten ihm. Er freute sich, wenn er Schafheerden begegnete, und hegte großes Mitgefühl mit ihnen. Zuweilen gab er seine Kleider für ein Lamm, das man zur Schlachtbank führte. Eine Baumgrille wohnte auf dem Zweige eines Feigenbaumes, der

---

*) Abrégi de Annales de Wading, par le P. Silvestre Castet Recollet. Toulouse. 1681.

vor seiner Thür bei Portiuncula stand. Er rief sie herbei, und als sie sich auf seine Hand setzte, sprach er zu ihr: „Baumgrille, singe dem Herrn, deinem Schöpfer!“ Ebenso verfuhr er mit einer Nachtigall, die ihn im Lobe Gottes übertraf. Er war genöthigt, die kleinen wilden Thiere, welche zu ihm kamen und Schutz in seinem Schoße suchten, in die Wälder zurückbringen zu lassen. Wenn er des Morgens beten wollte, so befahl er den Schwalben Stillschweigen an und sie gehorchten. Ein junger Mann wollte Turteltauben in Siena verkaufen. Der Diener des Herrn bat ihn, sie ihm zu überlassen, damit man diese Tauben nicht tödte, welche in der heiligen Schrift als die Sinnbilder der Unschuld und Reinheit gelten. Der heilige Mann trug sie nach seinem Kloster bei Ravacciano. Er pflanzte seinen Stab vor die Thür des Klosters und dieser verwandelte sich in einen großen belaubten Eichbaum. Der Heilige ließ die Tauben in die Krone des Baumes fliegen und gebot ihnen, dort zu nisten, was sie auch mehrere Jahre lang thaten.*)

Trotz den vermehrten Peinigungen, die Franz von Assisi den Ordensbrüdern auferlegte, vermehrte sich die Zahl der Anhänger unglaublich. Der fromme Mann reiste durch alle Länder, Jünger werbend, predigend und — wie die Sage erzählt — Wunder verrichtend. Zwei Jahre nach seinem Tode (1226) sprach ihn Papst Gregor IX. heilig.

Die Ordensregel erlitt später manche Abänderungen, bis sie auf dem Generalkapitel zu Narbonne unter dem Ordensgeneral Bonaventura festgesetzt wurde. Der Franziskaner-Orden verpflichtete sich zum Gehorsam und zur Keuschheit, zur Enthaltung von allen Fleischspeisen, im ungewöhnlichsten Sinne aber zur Armuth. Jeder mußte bei der Aufnahme allem gegenwärtigen und künftigen Besitze entsagen; Niemand durfte Geld oder entbehrliche Dinge behalten und selbst die nöthigsten wurden nicht als Eigenthum des Einzelnen sondern des Ordens angesehen. Obgleich die Arbeit nicht untersagt war, war doch auch das Betteln erlaubt. Ihre Klöster waren nur klein, ihre Kirchen ungeschmückt. Die Mitglieder, die sich aus Bescheidenheit die geringeren Brüder (Minoriten) nannten, kleideten sich wie der

*) Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe.

Meister in eine sackähnliche Kutte, deren Kragen über den Kopf gezogen werden konnte.

Neben diesem Orden bildete sich (1212) der weibliche Orden der Clarissinnen, welcher seine Regel ebenfalls von Franz erhielt.

Gleichzeitig mit Franciscus gründete Dominicus, ein Canonicus zu Osma, in Toulouse eine Mönchsgesellschaft zur Bekehrung der Albigenser. Er stammte aus dem alten Geschlecht Guzman und war (1170) zu Calaroga in Spanien geboren. Nachdem er in Valencia Theologie studirt und sich als Canonicus durch Studien und Enthaltsamkeit zum Predigtamte vorbereitet hatte, trat er im 30. Jahre öffentlich auf und entwarf bald darauf eine Regel für seine Anhänger. Letztere glich Anfangs den Vorschriften der Augustiner Chorherren, näherte sich aber später in vielen Punkten der Verfassung der Franciscaner, namentlich in Betreff der Armuth und des Bettelns. Da die Gesellschaft vorzugsweise die Pflicht hatte, in völliger Armuth umherzureisen und die verirrten Waldenser durch Predigten zu bekehren, so nannte man sie den Prediger-Orden. Nach vielen Reisen starb der Stifter (1221) zu Bologna. Mit einer Kette um den Leib, in härenem Gewande und in Asche liegend, rief er seinen umstehenden Jüngern zu: „Weinet nicht! ich werde euch in jener Welt nützlicher sein als hier.“ Auch ihm wurde wegen seiner Frömmigkeit und Wunderthaten die Krone der Heiligen zugesprochen.*)

Das abenteuerliche Ansehen, welches diese beiden Orden (der Mendikanten) annahmen, steigerte sich noch dadurch, daß sie auch den praktischen Zweck auffaßten, die Ketzer in Italien und Südfrankreich durch die Lehre des Kreuzes zu bekämpfen. Zwar wurden die Ketzer nicht bekehrt, aber dem orthodoxen Eifer der Franciscaner gelang es, die Waldenser durch die Wuth des aufgehetzten Volkes auszurotten; dadurch erschien der Orden dem Papste würdig, an die Spitze der Inquisition zu treten.

Die Bettelorden erhielten um so mehr Gelegenheit, auf

*) Historia general y vida de san-Domingho, y de su Orden de Predicatores per Hernando de Castillo. en Madrid & Valladolid, 1612.

alle Klassen des Volks einzuwirken, als sie, Almosen erbittend, an alle Thüren klopften und sich durch ihren gemeinen Aufzug auch dem niedrigsten Mann zugänglich machten. Den mächtigsten Einfluß sicherten sie sich aber durch ihre beständige Verbindung mit den Laien außerhalb der Klöster. Für alle solche Laien nämlich, die sich ihnen anschließen wollten aber durch die Umstände am Eintritt in den Orden verhindert wurden, stifteten sie ein besonderes Depot unter dem Namen der Tertiarier. Diese Weltleute legten kein Klostergelübde ab, verpflichteten sich aber, das Beste des Ordens nach Vermögen zu befördern und sich als gehorsame Ordensangehörige zu betrachten. In der Mitte des 13. Jahrhunderts gab es Tertiarier der Franciscaner und Dominicaner in allen Provinzen und die Wirksamkeit der Bettelorden überwog den Einfluß aller übrigen.

Die Regel des heiligen Augustin herrschte in folgenden Orden: die Augustiner Barfüßerinnen, die spanischen Eremiten des heiligen Hieronymus, die Dominicarinnen, der englischen Orden von Gilbert von Simpringham, und der Orden von Johann Baptist.*)

Die Augustiner Barfüßerinnen halten strenge Fasten von Allerheiligen bis Weihnachten, von Septuagesima bis Ostern, außerdem alle Mittwoche, Freitage und Sonnabende.

Die Eremiten des heiligen Hieronymus halten häufige strenge Fasten bei Wasser und Brot, nur des Montags sind ihnen Eier, Milch und Käse gestattet. **)

Die Mönche vom Orden Gilbert von Simpringham aßen niemals Fleisch.

Im Abendlande erhielt das Mönchwesen eine veränderte Gestalt. Als Gründer des dortigen Klosterlebens ist der heilige Benedict von Nursia zu betrachten, welcher (529) ein Mönchkloster auf Monte Cassino bei Rom stiftete. Er ist mithin als der Patriarch der abendländischen Mönche anzusehen. Die Regel für dieselben hatte er in einer Höhle in der wüsten Gegend

*) Le Chandelier d'or, ou Chronologie des Prélats et Religieux qui suivent la règle de Saint Augustin. Lyon 1643.

**) Regole è Constitutioni della Congregatione de Fratri Giesuati di san Girolamo del B. Gio Colombino. Ferrara 1641.

Subliaco erdacht, wohin er sich seit seinem 14. Jahre zurückgezogen hatte.

Die Grundlage des neuen Ordens bildete das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams. Bald erhielten die Benedictinerklöster auch eine gelehrte Richtung, nach dem Beispiel des von Cassiodorus gegründeten Klosters Vivarium, wo den Mönchen wissenschaftliche Beschäftigungen zur Pflicht gemacht und nicht nur die heiligen sondern auch wissenschaftliche griechische, namentlich medicinische Schriften studirt wurden. In kurzer Zeit galt der Benedictiner-Orden als Musterbild für das allgemeine abendländische Klosterleben.*)

Im Jahre 910 wurde das Kloster Clugny in Burgund durch den Abt Berno verbessert umgestaltet, die alte Regel des heiligen Benedict wieder in Kraft gesetzt und mit einigen strengeren Zusätzen verschärft. Das Unternehmen fand Nachahmung. Die Cluniacenser Mönche bildeten im folgenden Jahrhundert einen abgesonderten Zweig der Benedictiner, welcher sich durch frommen und strengen Sinn auszeichnete. Das Kloster blieb seitdem als Stammkloster an der Spitze aller neuen oder reformirten Klöster, deren Zahl in den Ländern der abendländischen Christenheit sich am Anfange des zwölften Jahrhunderts schon auf mehr als zweihundert belief. Mit zunehmendem Reichthum wuchs aber sowohl bei den Benedictinern wie Cluniacensern der Hang nach Unabhängigkeit und Lebensgenuß und wurde durch die Päpste selber befördert, indem diese den Klöstern immer neue Vorrechte verliehen. Die Zucht verfiel mehr und mehr und wich der Hoffahrt und Ueppigkeit.**)

Vom 11. bis 13. Jahrhundert mehrte sich nicht nur die Zahl der Mönche sondern auch der Mönchsgattungen mit unglaublicher Schnelligkeit, so daß Innocenz III. sich endlich genöthigt sah, ihre Vervielfältigung förmlich zu verbieten. Man baute neue Klöster, worin man nach strengeren und heiligeren Regeln als bisher leben wollte, da fast in allen damaligen Klöstern die Ordnung verfallen war und auch die Regel der

---

*) Gabrielis Bucelini Annales Benedictini. Augusta-Vindelicorum. 1656.

*) Martini Marier Historia Monasterii S. Martini de Campis. Paris 1637.

Cluniacenser nicht mehr genügte. Daher baute der heilige Stephan von Tierno (1076) ein eigenes Kloster zu Muret bei Limoges; der heilige Bruno (1086) die Karthause bei Grenoble; der heilige Robert (1098) das Kloster zu Citeaux im Kirchspiele von Chalons. Aus dem ersten gingen hervor die neuen Mönche von Grammont, aus dem zweiten die Karthäuser, aus dem dritten die Cisterzienser.

Der Orden von Grammont führte eine strengere Klausur ein. — Der Karthäuser Orden verpflichtete seine Mönche zu einem strengen Leben, Stillschweigen, immerwährenden Andachtsübungen, Fasten und Geißelungen.*) — Der Cisterzienser-Orden, eine neue Congregation der Benedictiner, strebte ebenfalls nach größerer Heiligkeit und Strenge als die Cluniacenser und erlangte das höchste Ansehen durch den heiligen Bernhard.**)

Dieser stammte aus adliger burgundischer Familie und verlebte seine Kindheit im Kloster zu Cisteaux. Als Beobachter des ersten Kreuzzuges hatte er das Andenken an den Ruhm Peter's von Amiens in sein stilles Klosterleben mitgenommen; in seiner ehrerbietigen Seele nährte er den Plan, die Bahn jenes Eremiten zu betreten und dem neuen Reiche der Christen Schutz zu verschaffen. Bald erwarb er sich durch seine Gewalt über die Gemüther einen so großen Ruf, daß er zum Abt von Clairveaux ernannt wurde. Bei ihm suchte man Rath, Belehrung und Wunderthaten; geistliche und weltliche Große setzten sich mit ihm in Verbindung; die Unterdrückten unterstützte er durch seine Fürbitten; die Mißbräuche der Geistlichen rügte er mit strafendem Ernst; Päpste und Monarchen suchten seinen Einfluß; Innocenz II. verschaffte er durch seine Beredtsamkeit den päpstlichen Stuhl; Eugen III. und Abt Süger von Saint Denys, der Seneschall des französischen Reichs, priesen ihn als ihren Lehrer; die ganze Christenheit huldigte ihm als Orakel.

Die immer wachsende Zahl seiner Mönche beschäftigte er auf dem öden Platze inmitten dunkler Wälder mit geräuschloser, nützlicher Arbeit und die Brüder dieses Ordenszweiges empfahlen

*) Histoire sacrée de l'ordre des Chartreux, par J. Corbin. Paris 1653.

**) La vie de saint Bernard, par Lamy. Paris 1663.

sich auch dadurch, daß sie sich auf gemeine Betriebsamkeit, auf Wollweberei, Landwirthschaft und Viehzucht legten; die Fähigeren machten die Wissenschaften und den Unterricht zu ihrem Berufe.

Ein Beispiel strenger Enthaltsamkeit von allen Fleischspeisen geben die Trappisten, die ihrer ursprünglichen Regel noch bis heute treu geblieben sind und deren Klöster sich noch an verschiedenen Orten in Frankreich, Italien, auch in Oesterreich und Bosnien vorfinden.

Die Abtei Val-Sainte unserer lieben Frauen la Trappe liegt an der Grenze der Normandie, in einem ungesunden, sumpfigen Thale und erhielt ihren Namen nach den vielen Stufen, welche hinauf führten. Das Kloster wurde im 12. Jahrhundert von einem Grafen Perche gegründet und bekannte sich zu der Regel des heiligen Bernhard von Clairveaux. Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde diese Regel in aller Strenge und Heiligkeit festgehalten; dann aber trat, wie in den meisten Klöstern, eine allmälige Verwilderung der Mönche ein, in Folge der innerlichen Unruhe in Frankreich und der Kriege mit England. Die Mönche von la Trappe namentlich wurden ein Aergerniß der ganzen Umgegend, bis im Jahre 1662 Jean le Bouthillier de Rancé dorthin kam.

Er stammte aus einer angesehenen altadligen Familie und war 1626 zu Paris geboren. Seine Familie, die ansehnliche Pfründen zu vergeben hatte, bestimmte ihn für die Kirche und er bezog bald die Einkünfte mehrerer Abteien und Canonicate. Nachdem er Philosophie und Theologie studirt hatte, wurde er Priester und galt als beliebter Kanzelredner, verfiel aber, durch seinen Reichthum und die Reize der Sinnlichkeit verführt, bald in zügellose Ausschweifungen. Erschütternde Lebensereignisse blieben jedoch nicht ohne tiefen Eindruck. Er zog sich in die Einsamkeit seines Landhauses zu Veret zurück und verbrachte seine Zeit mit Fasten, Beten und Kasteiungen. Endlich verkaufte er seine Baronie, gab sein Vermögen seinen Geschwistern und behielt von seinen Pfründen nur die verfallene Abtei la Trappe. Nur mit zwei Bedienten begab er sich dorthin, entschlossen, die verfallene Klosterzucht, die alte Buße und Strenge wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke entfernte er die alten Mönche, besetzte ihre Stellen mit Cisterciensern, welche geneigt waren,

sich seinen strengen Anforderungen zu unterwerfen und, nachdem er die Erlaubniß des Papstes nachgesucht hatte, schuf er trotz langwierigem Widerstande die ganze Stiftung um.

Bei der ansteckenden Schwärmerei jener Zeit war es nicht zu verwundern, daß der Ruf von der ungewöhnlichen Strenge, die in der Abtei herrschte, eine große Menge, auch aus den vornehmen Ständen, anzog. Trotz manchem Widerstreben eines Theils der Mönche und den Zwistigkeiten mit dem Abte von Clairval, die ihn auch zu einer Reise nach Rom nöthigten, gelang es Rancé, die strenge Zucht festzuhalten. Er selbst war in den härtesten Bußübungen den Seinigen ein Muster und Vorbild, bis er nach sieben und dreißig Jahren, im Jahre 1700 am Fuße des Kreuzes seinen Geist aufgab.

Nach dem Tode des Abtes von Rancé behielten die Trappisten ihren guten Ruf, mußten aber trotzdem beim Ausbruche der französischen Revolution das Kloster verlassen. Aber sie zerstreuten sich nicht. Unter der Leitung eines entschlossenen Bruders Dom Augustin zogen sie nach der Schweiz, wo ihnen bei Freiburg eine verlassene Karthäuser-Niederlassung eingeräumt wurde. Aber bald überschwemmte der Strom der Revolution auch die Schweiz. Die Trappisten irrten durch Dänemark, Belgien, Rußland und Oesterreich. Ein Theil von ihnen ging nach Deutschland und erhielt im Münsterschen Lande die Erlaubniß, ein Kloster zu erbauen.*) Unter Napoleon I. durfte Dom Augustin nach Val-Sainte zurückkehren. Im Jahre 1806 entstand noch eine neue Trappisten-Niederlassung bei Grosbois, eine andre auf dem Mont Genèvre und eine dritte in Cervara bei Genua. Später wurde der Kaiser gegen Dom Augustin erzürnt und die Trappisten mußten das Land verlassen. Nach der Restauration kehrten sie aber wieder zurück und kauften die noch erhaltenen Ueberreste von la Trappe.

Neben den anstrengendsten Buß- und Betübungen und den schwersten Handarbeiten ist eines der härtesten Klostergesetze: das

*) Kurze Beschreibung der Lebensart der Ordensgeistlichen des Klosters Val-Sainte unserer lieben Frauen von la Trappe in Frankreich, nebst den Eigenschaften, welche man von Denen verlangt, welche in diesen Orden aufgenommen zu werden begehren. Paderborn 1796 (von den Trappisten verfaßt).

Schweigen. Unter Rancé war der Umgang mit weltlichen Personen streng untersagt und das beharrlichste Stillschweigen durfte nur in seltenen Stunden mit höherer Erlaubniß unterbrochen werden, aber auch dann mußte bloß von geistlichen Dingen die Rede sein. Noch heute herrscht Schweigen in der Kirche, im Refektorium, im Schlafsaale, in den Klosterräumen, im Kapitel und in der Küche; nur der Hausmeister, der Prior und der Unter-Prior sind durch ihre Stellung dieser Verpflichtung überhoben, doch werden diese Aemter abwechselnd und immer nur auf kurze Zeit übertragen. Die Verständigung geschieht durch Zeichen und beschränkt sich nur auf dienstliche Angelegenheiten.

Die Tage sind voll beschwerlicher Arbeit, die Nächte kurz. Unbedingter Gehorsam den Befehlen des Leiters findet ohne Ausnahme statt. Neben dem zuletzt geschlossenen Grabe bleibt stets ein andres halb geöffnet, bis der Tod es füllt. „Es ist hart, hier zu leben, und süß, hier zu sterben", ist an den Mauern des Klosters zu lesen. Alles ist finster und traurig; hier werden jetzt nur die Gäste aufgenommen, welchen die Barmherzigkeit das Thor öffnet: Vagabunden, Banditen, wenn sich solche melden sollten, Aussätzige, wenn es deren giebt.*) Ein Anschlag im Sprechzimmer lautet: „Man wird der Begegnung der Mönche so viel wie möglich ausweichen, besonders wenn sie bei der Arbeit sind. — Wenn man einen Mönch bemerken sollte, den man in der Welt gekannt hätte, so darf man sich ihm nicht zu erkennen geben, wäre es auch ein Sohn, ein Bruder, ein Neffe."

Den Genuß von Fleisch, Fischen und Wein hatte Rancé den Mönchen auf das strengste untersagt. Das Brot war schwarz und grob, weil das Mehl nicht gebeutelt wurde, daher die meiste Kleie darin blieb. Brot und Wasser bekam Jeder, so viel er wollte, und außerdem ein wenig Obstwein. Die Speisen waren eine Suppe, bald von Kräutern, bald von Linsen oder Erbsen, aber immer ohne Butter oder Oel, und dann zwei kleine Portionen Gemüse, welches bloß mit Wasser und Salz gekocht und zuweilen mit wenig Grütze oder Milch gewürzt wurde. Der

---

*) Nach einer Schilderung von E. Bergounieux, vom Jahre 1841.

Nachtisch bestand aus zwei Aepfeln oder Birnen. — In der erwähnten „kurzen Beschreibung" heißt es: „Unsere gewöhnlichen Speisen sind etliche Erdäpfel, Kräuter, Wurzeln oder Hülsenfrüchte, ohne Butter und Oel, nur mit Salz und Wasser abgekocht, manchmal auch wohl mit etwas Milch. Essen wir zu Abend, so besteht das Ganze in Salat, etwas Käse und Früchten. Wir essen nur grobes schwarzes Brot und trinken nur Wasser." — Der Kranke darf nie äußern, daß er Fleisch zu essen wünsche, denn der Genuß desselben ist wohl zuweilen gestattet, aber nicht der Wunsch. Bergounieux berichtet von dem Mahle, welches ihm bei seinem Besuche vorgesetzt wurde: „Das einladende Mahl bestand aus Eiern, gut zubereitetem Gemüse, ausgezeichneten Früchten, rothem und weißem Wein; das Fleisch war von meiner Tafel ausgeschlossen." Der Prior sagte zu ihm in Bezug auf die Kost der Mönche: „Die tägliche Entbehrung feiner Gerichte hört bald auf, eine Entbehrung zu sein. Uebrigens sind wir nicht die Ersten, die so leben: wir haben uns die Pythagoräer zum Muster genommen." Nachdem die Mönche kniend das Benedicite hergesagt hatten, ging man zu Tische. Der erste Gang bestand aus einer Mehlspeise, der zweite aus Milchnudeln, rohe Zwiebeln bildeten den dritten. Die Portionen waren ziemlich groß. Getrunken wurde Cider.

Eine große Aufgabe haben sich die Trappisten gestellt, welche gegenwärtig das Kloster Tre Fontane in der römischen Campagna bewohnen: sie bekämpfen die Malaria und das Sumpffieber, indem sie große Entwässerungs-Anstalten anlegen und eine weite Umgegend mit Eucalyptus-Bäumen bepflanzen.

Ein Trappisten-Prior des Klosters Maria-Stern zu Banjaluka in Bosnien erzählte einem Reisegefährten im Jahre 1877: „Dem Trappisten ist nicht zu genießen erlaubt: alles Fleischige, Salzige und Alles, was einem Gährungsprozesse unterlag. Die Kost beschränkt sich daher nur auf giftfreie Pflanzen und Früchte, ohne Zuthat eines anderen Stoffes als Wasser und Olivenöl. Unsere täglichen zwei Mahlzeiten, die erste um 12, die zweite um 7 Uhr Abends, bestehen im Sommer aus den gewöhnlichen Grünspeisen mit Olivenöl, im Winter aus gekochten Hülsenfrüchten, welche, wenn sie ausgekühlt sind, ohne jede andere

Substanz verzehrt werden; dann in Obst, und Sonntags giebt es gekochten Reis mit Rohrzucker; weil diese Speise die geringste Arbeit verursacht. — Zu Maria-Stern sind wir 50 Brüder. Wir bebauen Aecker, Wiesen, Wein-, Obst- und Gemüsegärten, haben eine Meierei, eine Mühle, eine Spinnerei, Weberei und errichten jetzt eine Bierbrauerei. Aus dem Gewinn bauten und versehen wir ein Waisenhaus für Knaben und ein Spital. Der allfällige Ueberschuß unserer Einkünfte wird zur Vergrößerung unserer humanitären Anstalten verwandt."*)

Ueber dasselbe Kloster enthält das Neue Wiener Tageblatt vom Jahre 1880 einen Originalbericht, welcher namentlich über die Einrichtung des dortigen Waisenhauses einen interessanten Passus bringt. Derselbe lautet:

„In anderen Schulen, seien es Stadt- oder Landschulen, wo es theils an frischer Luft, theils an Bewegung und fast überall an Abhärtung fehlt, und andererseits Ueberfütterung, Verweichlichung und aufregende Speisen und Getränke, so wie geistige Ueberladung, unverdaute Vielwisserei (bei uns nur 2½ Stunden täglichen Schulbesuchs), zuweilen selbst kräftige Naturen zu Siechen und Krüppeln machen, findet man nie und nimmer so etwas: nicht zu reden von den vielen Schulkrankheiten, von Masern und Rötheln, von Geschwüren, Blattern, Auswüchsen, die man an unseren Bosniakenbuben vergebens sucht. Um aber von der Methode dieser Erziehung nicht ganz zu schweigen, sei nur Folgendes angedeutet: Diese Buben verkosteten unter unserm Dache kein Fleisch, keinen Kaffee, kein geistiges Getränk, kein Gewürz, nicht einmal Zucker oder Pfeffer, noch weniger Essig. Dafür desto mehr Bohnen und Fisolen und kleienhaltiges Schwarzbrod. Gegen den Durst wissen solche Buben kein anderes Löschmittel als das kalte Wasser aus der Quelle oder aus dem Bache. Täglich springen und hüpfen sie über Berge und Klüfte und stärken ihre Lungen und ihre Haut mit Spielen und Arbeiten und im Sommer mit Schwimmen."

Aehnlich wie in den Trappisten-Klöstern hat sich die Pytha-

*) Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise. Nordhausen. 1877. Nr. 99.

gorische Lebensweise, mit geringen Abweichungen, auch bis heute in den Athos-Klöstern erhalten; doch beruht sie auch hier auf religiöser Askese.*)

Neu-Platonismus
(griechisch-orientalische Philosophie).

(Alexandrinische Philosophen oder Eklektiker.)

In Alexandrien, wo Philo gelebt hatte, erhob sich noch der letzte romantische Schimmer der untergehenden Sonne des Heidenthums. Noch ein Mal sammelt sich die ganze geistige Herrlichkeit der alten Zeit, um den Kampf gegen Christenthum und Gnosis aufzunehmen und die geistige Herrschaft der Welt zu erringen. Es entsteht die neu-platonische Philosophie, die sich eng an die religiöse Richtung des Plato anschloß, die Ideen des Plato und Aristoteles in sich aufnahm und eigentlich nur den Anspruch machte, die attische Philosophie zu erneuern. In die heidnischen Grundsätze des neuen Lehrgebäudes finden wir Philo's Ideen gemischt, wie wir sie auch in der häretischen Gnosis der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche wahrgenommen haben, und hin und wieder eine Palästinensische Schrifterklärung, durchweg ein Anlehnen an die orientalisirenden Hellenen und die Auslegungen des Plato. Es enthält eigentlich — wie Huber richtig bemerkt**) — die ganze Ideen-Summe der Vorzeit: die Philonische Theosophie in Verbindung mit früheren griechischen Systemen, erwachsen unter dem Einflusse orientalischer Religionen. „Die neu-platonische Philosophie — sagt ein neuerer philosophischer Schriftsteller — ist ägyptische Spekulation, durch ägyptische Denker entstanden, dann nach Rom und Griechenland verpflanzt und unter dem Einflusse der persisch-zoroastrischen Lehre durch griechische Denker ausgebildet.“***)

*) Zur Geschichte der Athosklöster, von Dr. W. Gaß; akademische Festschrift, Gießen 1865. — Einen kurzen Bericht über das Athoskloster Chelandar, vom November 1882, findet man im Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise, 1883. Nr. 155.

**) Johannes Huber, die Philosophie der Kirchenväter, p. 50.

***) Röth II. p. 79.

Dieser Philosophie, welche den Dualismus, der bis dahin in der griechischen Philosophie geherrscht hatte, in einen idealistischen Monismus verwandelte, machte man den tadelnden Vorwurf, sie habe die Sittenlehre auf den verführerischen aber verhängnißvollen Weg eines abergläubigen Mysticismus gelenkt, ohne Rücksicht auf das, was das Leben und die Gesellschaft interessirt. Die Neu-Platoniker von Alexandrien und Athen hätten eine tiefe und dunkle Theologie geschaffen mit einer Menge Abtheilungen und Unterabtheilungen von Göttern und Dämonen; unter den vier Arten von Tugenden, welche sie unterscheiden, sei die politische Tugend nur eine überflüssige Zuthat zu ihrer chimärischen Vollkommenheit, ohne daß dieselbe einen wesentlichen Bestandtheil ihres Systems ausmache. Ueber die socialen und reinigenden Tugenden stellen sie die Beschauung und über die Beschauung die Ekstase. Um Gott zu begreifen, müsse man ablegen die Intelligenz, das Leben, den Willen und die Freiheit. Diese Philosophie, über das Reale hinausgehend, müßte zur Theurgie führen, zu jener vermeintlichen Wissenschaft, göttliche Dinge zu verrichten oder sich selbst zum Gott zu machen, um mit ihm in Verbindung zu treten.*) Die alexandrinische Schule sei nur begünstigt worden durch die Umstände: durch den Verfall der Wissenschaften, welcher unaufhaltsam stattfand, obgleich die Kaiser von Hadrian bis auf Marc Aurel bemüht waren, den Wissenschaften, der Beredtsamkeit und Philosophie aufzuhelfen; ferner durch das kurze Aufathmen des Reiches von seinem Verfall, durch die Träume von Frieden und zunehmendem Glück der Menschheit, später aber, als nach Marc Aurel Bürgerkriege und Tyrannenkämpfe eintraten, als Kaiser und Afterkaiser ihre Gewaltthaten ausübten, wäre an die Stelle jener chimärischen Erwartungen eine Verachtung der Welt und des Lebens getreten, eine Verachtung der Dinge, welche Plato „die vergänglichen" nennt.

Dies sind die Vorwürfe, welche man dieser Philosophie macht; andererseits findet sie wieder eine begeisterte Anerkennung wegen der religiösen feierlichen Weihe, welche sie der Philosophie verlieh,**) eine Anerkennung, welche ihr selbst die christlichen

---

*) Vacherot, l'histoire d'Alexandrie. Vol. I. 470—498.

**) Carl Hermann Kirchner. Die Philosophie des Plotin. Halle 1854.

Kirchenväter nicht versagen konnten, deren bedeutendste Häupter den Neu-Platonikern ihre überlegene Dialektik ablernten und sich an der Reinheit ihrer Gedanken klärten.

Allerdings herrscht in dieser Philosophie eine erhabene Begeisterung und eine würdevolle Charakterkraft, und was ihr in der vorliegenden Culturgeschichte eine besondere Bedeutung giebt, ist: ihre Uebereinstimmung mit jener Lehre von der Wiedergeburt des Menschen durch die naturgemäße Diät, wie sie die ältesten philosophischen Schulen lehrten. Dadurch erhält diese Philosophie freilich eine andere Geltung, als sie in den Augen der doktrinären Philosophen und Geschichtschreiber hat, darunter der Göttinger C. Meiners, der sie sogar „ein Unkraut" nennt.*)

Als Derjenige, welcher die Grundlinien des neu-platonischen Systems entwarf, wird Ammonius Saccas genannt, ein begeisterter Philosoph, der gegen das Ende des 2. Jahrhunderts in Alexandrien auftrat und vielleicht bis in die Mitte des 3. daselbst wirkte. Seine Schüler waren Longin, Origenes (zu unterscheiden von dem christlichen Kirchenvater), Herennius und Plotin.

Plotin arbeitete den Inhalt des neu-platonischen Systems vollkommen aus; in der formellen Ausbildung desselben zeichneten sich in den nachfolgenden Epochen Porphyrius, Jamblichus und Proclus aus. Sie unterschieden sich nicht wesentlich von den Platonikern des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb., welche durch Apollonius vertreten wurden und die wir die Neu-Pythagoräer genannt haben, — nicht mit Unrecht, da sie die Philosophie des Pythagoras und des Plato für einerlei hielten.

Ammonius, der Sohn eines Tagelöhners, hatte der christlichen Religion entsagt und sich der heidnischen Philosophie gewidmet. Dem Grundsatze huldigend, daß man die Wahrheit nicht aus Einem Systeme sondern aus allen suchen müsse, begründete er diese Philosophie, die man deswegen vorzugsweise die eklektische nennt; dabei erfaßte er mit genialer Unbefangen-

*) C. Meiners, Beitrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte n. Chr. Geb. Leipzig, 1782.

heit das Gemeinsame, welches zwischen allen, auch zwischen Heidenthum und Christenthum besteht, so daß ihm, dem Kämpfer gegen das Christenthum, sogar die Kirchenväter nicht abgeneigt waren. Der Kirchenvater Origenes hatte in seinen Vorlesungen die wirkungsvolle Dialektik gelernt; auch Augustin mochte den Ammonius nicht ausschließen, wenn er den bildenden Einfluß der neu-platonischen Lehren auf seine eigenen Anschauungen rühmte.

1. Plotin
(der römische Neu-Platoniker).

Porphyrius hat sein Leben beschrieben:

Er stammte aus Aegypten. Sein Geburtsjahr fällt in das 13. Jahr der Regierung des Severus (204 n. Chr.) In seinem 28. Jahre wurde er von heftigem Drange nach der Philosophie erfaßt und begab sich zu Ammonius. Als Letzterer ihn erblickte, sagte er zu seinen Freunden: „Diesen suchte ich.“ Plotin blieb fortan bei ihm. Mit dem Heereszuge des Kaisers Gordian ging er nach Asien, um die Weisheit der Magier und Inder zu erforschen, wurde aber durch die Niederlage des Kaisers daran gehindert. Unter der Regierung des Philippus begab er sich nach Rom, wo er allgemein verehrt und geschätzt wurde. Eine Menge von Senatoren, auch vornehme römische Freunde gehörten zu seinen Zuhörern. Die edelsten Familien übergaben ihm ihre Kinder zur Fürsorge und Erziehung; man wählte ihn zum Schiedsrichter in Streitigkeiten. Selbst der bösartige Kaiser Galien war ihm gewogen und hegte die Absicht, ihm eine Stadt in Campanien zu schenken;*) Einige aus der Umgebung des Kaisers verhinderten dies aber aus Neid oder Bosheit.

Plotin schrieb seine Gedanken so schnell nieder, als ob er sie aus einem Buche abschriebe; dazwischen führte er die Unterhaltung mit den anwesenden Personen, ohne von seinen Gedanken abzukommen. Sein Styl war gedrängt und geistvoll, kurz und

---

*) Vit. Plot. p. 7. — C. Meiners, Beitrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte n. Chr. Geb. Leipzig 1782.

überreich an Gedanken. Seine Sprache war voll Begeisterung, dabei doch ohne sophistischen Pomp. Außer seinen philosophischen Kenntnissen war er auch in Geometrie und Arithmetik, Mechanik, Optik und Musik theoretisch bewandert. Von Charakter war er ausnehmend sanft und mild; „ein wacher thätiger Mensch, — wie Porphyrius schreibt — und reines Herzens, immer emporstrebend zum Göttlichen, das er von ganzer Seele liebte. Alles wendete er an, um frei zu werden vom Irdischen, zu entkommen der bitteren Woge und dem blutgetränkten Leben hier unten.“

Plotin starb im 66. Lebensjahre (270) auf seinem Landsitze in Campanien.

Obwohl unterleibsleidend, verstand er sich doch weder zum Klystier, weil dergleichen Heilmittel für einen alten Mann nicht geeignet seien, noch wollte er Arzeneien aus animalischen Substanzen wilder Thiere nehmen, da er ja auch das Fleisch der zahmen Thiere nicht esse. Bäder gebrauchte er nicht, wohl aber tägliche Abreibungen im Hause.

„In dieser Enthaltung und in der Verachtung aller irdischen Größen und Güter eiferten dem Plotin seine berühmtesten Nachfolger nach — schreibt Meiners, der dies durchaus mißbilligt — fast alle nahmen weder Wein noch animalische Speisen zu sich. Auch Proklus übte die „reinigende Mäßigkeit“, nicht bloß, um sinnliche Lüste zu überwinden, sondern auch um gar nicht von ihnen angefochten zu werden. Er wusch sich alle Monate zwei bis drei Mal im Meere, und dieses nicht nur in seinen jüngeren Jahren sondern auch in seinem schwächeren Alter. Er fastete am letzten Tage eines jeden Monats, so wie er die Zeit des Neumondes allemal auf das prächtigste feierte. Er beobachtete genau die unheiligen Tage der Aegypter, diente den Göttern aller Völker, selbst der Araber, und sang orphische und chaldäische Hymnen zur Linderung körperlicher Schmerzen.“

Von den Schriften des Plotin zählt Porphyrius 54 Bücher auf, die er — wie Jener bemerkt — theils in der Jugend, theils in der Reife männlicher Kraft, theils bei eintretender Leibesschwäche geschrieben hatte. Diese 54 größtentheils ethischen

Abhandlungen hat Porphyrius, in 6 Enneaden vertheilt, herausgegeben.*)

Durch Plotin empfing der Neu-Platonismus eine vollendete Einheit, eine gründliche Begriffsbestimmung und eine Verschmelzung der Ideen des Plato und des Aristoteles. Die Grundzüge seines Systems sind die des ursprünglichen Platonismus, wie er sich in den platonischen Dialogen zeigt. Plotin tritt im 9. Buche der 2. Enneade vorzugsweise gegen die Gnostiker, eigentlich wohl auch gegen die Christen auf und verweist ihnen ihre Geringschätzung der alten griechischen Philosophie, indem er mit großer Klarheit und Ehrfurcht zeigt, daß in allen Systemen der alten und seligen Philosophen eine Einheit und Uebereinstimmung nachzuweisen sei.

Plotin setzt sich vor, den Göttern ähnlich zu sein. Den Sinnen soll kein zu großes Recht eingeräumt werden, damit der Mensch sich nicht zu weit von seinem Ziele entferne.

„Er entflieht Gott, er entflieht sich selbst. Und wie kann Derjenige, der sich selber verloren hat, einen Anderen finden? Der Sohn, der in beklagenswerthem Wahn außer sich selber gerathen ist, wird seinen Vater nicht wiedererkennen.“

Von den Mystikern unterscheidet sich Plotin durch den Stoicismus.

„Worüber seufzest du? Ueber das Leiden? Es ist die Bedingung zum Siege. Ueber die Ungerechtigkeit? Was bedeutet sie für die Unsterblichkeit? Ueber den Tod? Er ist die Befreiung; und wenn ein gutes Leben ein Glück ist, so ist ein guter Tod noch vorzuziehen.“

Ueber die Schönheit, welche er die verständige oder wahre nennt, äußert er sich folgendermaßen:

„Die wahre Schönheit entzückt die Seele. Durch diese glückselige Vision erreicht man die Glückseligkeit; wer derselben ledig ist, der ist unglücklich. Man ist nicht elend, wenn man schöne Blumen und schöne Farben nicht sieht, aber man ist elend, wenn man den einzigen Gegenstand nicht besitzt, neben welchem die Reiche der Erde, des Himmels und des Meeres nur gering zu schätzen sind. Das höchste und vollkommenste Glück besteht aber darin, daß die Seele sich in das Gute versenkt, daß der Betrachtende Eines wird mit dem Betrachteten. Dann erscheint das Eine in der Seele, welche es betrachtet, welche es besitzt und davon besessen wird. Diejenigen, welchen dieser höhere Zustand unbekannt ist, können sich eine Vorstellung davon

*) Die Enneaden des Plotin, übersetzt von Hermann Friedrich Müller. Berlin 1878.

machen durch die irdische Liebe, wenn man innig liebt und erhält, was man liebt. Aber die Liebe dieser Welt richtet sich nur auf sterbliche Dinge und Täuschungen. Diese gehen vorüber und ändern sich, weil wir uns an Etwas hängen, was nicht unser Gut ist. Droben ist allein der wahre Gegenstand der Liebe, womit man sich vereinigen kann, weil er keine fleischliche Hülle hat. Dort ist nichts zwischen dem Liebenden und dem Geliebten; sie sind nicht mehr Zwei sondern Beide sind nur Eines.

„Unser Vaterland ist an den glückseligen unvergänglichen Orten, die wir verlassen haben. Unsere Füße sind unmächtig, uns dahin zu führen; sie können uns nur von einem Orte der Erde zum anderen tragen. Wir brauchen weder Schiffe noch Wagen, von schnellen Pferden gezogen; um unser geliebtes Vaterland wiederzusehen, brauchen wir nur die leiblichen Augen zu schließen und die geistigen Augen zu öffnen."

Plotin legte nur geringes Gewicht auf den Cultus. „Ich habe nicht nöthig, zu den Göttern zu gehen, — sagte er einst zu seinem Schüler Aemilius, der ihm rieth, den Tempel zu besuchen — die Götter kommen zu mir."

2. Porphyrius.

(233—304.)

Porphyrius wurde 233 in Batanea in Syrien, nach anderer Angabe: in der syrischen Hauptstadt Tyrus geboren. Er stammte aus vornehmem Stande und hieß mit seinem Familiennamen Malchus. Letzteres Wort bedeutet im Syrischen König; sein Lehrer Eunapius übersetzte es in den griechischen Namen Porphyrius (der in Purpur gekleidete). Wir wissen wenig von seinem Lebensgange. Im 30. Jahre ging er von Athen nach Rom, wo er sich dem Plotin anschloß; dann auf lange Zeit nach Sicilien, von wo er nach Karthago und Alexandrien reiste. Später siedelte er sich in Rom an und soll dort im 71. Jahre gestorben sein. In seinem reiferen Alter hatte er sich mit einer Römerin Marcella vermählt, aber — wie Eunapius bemerkt — nicht um seines eigenen Vergnügens willen oder um Kinder zu zeugen sondern um den Kindern seines verstorbenen Freundes eine anständige Erziehung zu geben.

Die Frömmigkeit, welche Porphyrius lehrte, beruhte auf der Liebe zur Menschheit. Die Liebe zu Gott öffne das Reich des Lichtes und der Tugend; außer ihr gäbe es nur Finsterniß und Gottlosigkeit. Er brach offen mit der Partei, welche die

Philosophie durch Aberglauben und Wunderthäterei erniedrigte.*) Die griechische Fabel diente ihm zur schmückenden Umhüllung seiner Gedanken und die Philosophie wiederum zur Stütze der griechischen Götterlehre.

Porphyrius suchte die Lehre des Plotin zu ergänzen und zu erklären, brachte sie auch in ein näheres Verhältniß zur Volks-Religion, ohne jedoch die Freiheit des philosophischen Geistes aufzugeben. In einer Schrift, aus fünfzehn Büchern bestehend, führte er eine gefährliche Polemik gegen die Christen.**)

Auf Befehl der christlichen Kaiser wurden alle Exemplare dieser Schrift vernichtet und wir besitzen nur einige dürftige Fragmente davon. Außer diesem Werke sind die bekanntesten unter seinen sehr zahlreichen literarischen Arbeiten: die Biographien des Pythagoras und des Plotin, seines Lehrers. Für die vorliegende culturgeschichtliche Aufgabe bleibt aber die wichtigste Schrift die über die Apoche oder Enthaltung vom Genuß der Thiere (πεϱὶ αποχῆς ἐμψυχῶν — De abstinentia),***) ein Werk, welches aus erklärlichen Gründen bisher wenig beachtet wurde, weil man den Gegenstand, den es behandelt, schon seit dem Sündenfall des Menschengeschlechts kaum noch der Beachtung werth gehalten hat; für die Gelehrten war derselbe vollends vom geringsten Interesse, da es sich hier nicht um transcendentale Doctrinen handelte, sondern um jene diätetische Praxis, die sie auch bei den Neu-Platonikern nur einer irre geleiteten Askese zuschreiben, ohne bei ihren Studien und Forschungen inne geworden zu sein, daß dieselbe seit dem frühesten Alterthume von allen sittlichen Reformatoren zur Grundlage der Wiedergeburt und Veredelung des Menschengeschlechts gemacht wurde.

Die erste Abtheilung des Buchs behandelt die Enthaltung aus dem Gesichtspunkte der Mäßigkeit und Vernunft; die zweite handelt von den Opfern; die dritte erwägt die rechtliche Seite des Gegenstandes; die vierte, welche unvollendet geblieben ist, handelt über die Gebräuche einiger orientalischer Nationen.

Das Werk über die Apoche ist an einen gewissen Firmus

---

*) Denis, Théories et idées morales dans l'antiquité.

**) Κατα χϱιστιανῶν λόγοι.

***) Die einzige deutsche Uebersetzung von Eduard Baltzer: Porphyrius' vier Bücher von der Enthaltsamkeit, Nordhausen 1869.

Castricius gerichtet, einen Pythagoräer, welcher von der reinen Lehre abgefallen war.

Im 33. und 34. Kapitel des ersten Buches schildert Porphyrius, wie aus der Diät Freud' und Leid entspringt, die Schwelgerei aber den Mittelpunkt des Leidens ausmacht.

Wir müssen uns gewisser Speisen ebenso enthalten wie aller Dinge, welche im Stande sind, Leidenschaften in unserer Seele zu erwecken. Die Sklaverei der Seele entspringt nämlich aus zwei Quellen, aus denen sie Selbstvergessen und Tod schlürft: das ist die Lust und das Leid. Diese aber entstehen durch das Sinnenleben, durch die sinnliche Auffassung der Dinge und durch die Vorstellungen, Meinungen und Erinnerungen, die dadurch gebildet werden. Daraus ergeben sich eben die Leidenschaften und die wohlgenährte Unvernunft, durch welche die Seele in Unruhe versetzt und von der angeborenen Liebe zum Ewigen abgezogen wird. Denn, wie ein berühmter Arzt sagt, werden die Gifte nicht bloß von der Medicin geliefert sondern auch durch die täglich genommenen Speisen und Getränke, welche auf die Seele viel tödtlicher wirken als die Arzneien auf den Körper.

Im 46. und 47. Kapitel werden die Nachtheile des Fleischgenusses dargelegt, im Gegensatz zu der Enthaltung, welche von vielen Uebeln befreit.

Es möge Jemand, der sich bemühet, vernünftig und von körperlichen Leiden befreit zu leben, uns beweisen, daß dazu das Fleischessen dienlicher sei als der Genuß von Früchten und Gemüsen, oder daß die Zubereitung billiger sei als die Kost von unbeseelten Wesen, wozu es keines Fleischers bedarf, oder daß diese Diät größeren Genuß gewähre als die blutlose Diät oder daß jene Speisen sich leichter verdauen lassen als die Pflanzenkost oder daß sie die Begierden und Leidenschaften weniger erregen als der Genuß von Früchten! Da dies aber kein Arzt, kein Philosoph, kein Lehrer der Athleten und auch kein Laie zu behaupten wagt, weshalb lassen wir dann nicht ab von dieser schlimmen Belastung unsers Körpers? Denn wer sich ohne dies begnügt, der befreit sich von tausenderlei Beschwerden: von überflüssigem Reichthum, von zahlreicher Dienerschaft, von einer Menge Hausrath, von körperlicher Trägheit, von einem Heer von Krankheiten, von unentbehrlichen Aerzten, von anreizender Geschlechtslust, von übeldünstender Fettleibigkeit, von lästigen Ausleerungen, von beschwerlicher Beleibtheit, von den Anreizungen zu Gewaltthätigkeiten. Von dem Allen befreiet uns eine mäßige, frugale, leicht zugängliche Diät, die dem Geiste Ruhe gewährt und uns zu unserm Heile leitet. Denn — wie Diogenes sagt — die Früchte-Esser werden keine Räuber und Feinde der Menschen, aber die Fleisch-Esser werden Ränkeschmiede und Tyrannen.

Das Fleisch-Essen, wird im 52. Kapitel nachgewiesen, schadet der Gesundheit und befördert die Rohheit des Charakters.

Das Fleisch-Essen dient nicht zur Gesundheit sondern schadet ihr vielmehr. Denn was die Gesundheit erzeugt, das hilft auch, sie zu bewahren, Man erlangt sie aber durch eine leichte, fleischlose Diät, also wird sie auch dadurch bewahrt. Der gewöhnliche Mensch weiß aber nicht, was ihm und dem Gemeinwesen frommt und unterscheidet nicht schlechte und gute Sitten; daher ist die Menge ausschweifend und schwach, weil es unter ihr so Viele giebt, welche Thierfleisch verzehren.

Im 56. Kapitel wird die sittliche Kraft des Menschen in Anspruch genommen.

Der denkende Mensch hält fest an der blutlosen Diät, denn er weiß, wie es um die Sklaven steht, die durch innere Leidenschaften gefesselt werden und auf Tafelfreuden und immer neue Genüsse sinnen, um ihre alten Fesseln immer fester zu machen. Er hegt kein Verlangen nach Schwelgerei; weil er die Einfachheit liebt, und weiß, daß die unbeseelte Natur ihm zur Nahrung genügt, so verlangt er nicht beseelte Wesen zu seiner Speise. Unterzieht man sich nicht allen möglichen Erduldungen, um von körperlichen Schmerzen frei zu werden? läßt man sich nicht schneiden, beizen, brennen, nimmt bittere Gifte ein, erbricht sich, schwitzt und purgirt und bezahlt noch obenein Diejenigen, die uns so behandeln? Sollten wir denn nicht bereit sein, Alles tapfer zu dulden, wo es den Kampf gilt um ewiges Leben und um Gottbewußtsein, von dem wir durch unser sinnliches Leben abgezogen werden? sollten wir nicht selbst Schmerzen erdulden, um nicht den Trieben der sinnlichen Natur zu folgen, welche den Gesetzen des Geistes und den Wegen des Heils widerstreitet? Aber es handelt sich ja hier nicht einmal darum, Schmerzen zu ertragen sondern nur unnöthigen Genüssen zu entsagen. Welche Entschuldigung bliebe also Denen übrig, die ohne Scheu und Scham ihre Zügellosigkeit walten lassen?

Das zweite Buch handelt von den Opfern. Es wird gezeigt, daß die unblutigen einfachen Opfer die ursprünglichen waren, später mannigfaltiger wurden aber doch unschuldiger Art blieben. Dann kamen die Thieropfer und in Folge davon das Fleischessen und die Gottlosigkeit, wie das Beispiel der Thracier und Scythen lehrt. Bei den verschiedenen Thieropfern lagen böse Antriebe zu Grunde.

Der wahre Cultus — lehrt Porphyrius — besteht in der Vereinigung mit Gott durch Reinheit des Herzens und des Gedankens. Die Bösen nähren durch ihre Opfer nur die Flamme und lästern damit die Gottheit. Viele meinen durch reiche Opfer ihre Frömmigkeit kundzugeben aber sie befördern damit nur die abergläubige Vorstellung, als ob man die Gottheit durch Geschenke verbinden und ihre unbeugsame Gerechtigkeit bestechen

könne. Die Opfergaben sollen einfach und billig sein, damit sie oft erneuert werden können und der Cultus für Jedermann zugänglich sei. Die blutigen Opfer entehren die Gottheit und sind Huldigungen, welche die Priester eingeführt haben. Menschen, welche sich für fromm und weise halten, drängen sich um plumpe Götzenbilder, mitten unter Blut und den zuckenden Gliedern der Opfer, um aus diesen scheußlichen Ueberresten die Zukunft und den Willen der Götter zu erforschen. Diese Philosophen würden sich also auch mit Menschenopfern besudeln, wenn dieser schreckliche Brauch noch bestände. Bevor die Natur ihre Reinheit und Unschuld durch Raub und Kriege verloren hatte, opferte man den Göttern nur die Erstlinge der Güter, die sie uns schenkten, und weihete ihnen heilige Gedanken. In dem Maße wie Verdorbenheit und Sinnlichkeit zunahmen, legte man den Göttern die eigenen Laster bei und glaubte, sie liebten den Dampf des Blutes und des Fettes, so wie die Menschen selber sich am Fleisch der Thiere ergötzten. Die blutigen Opfer passen nur für die übelthätigen Dämonen, die den Gedanken dazu anregten. Diese boshaften und lügenhaften Geister beladen das menschliche Leben mit Uebeln und machen uns glauben, solche Trübsale kämen von den erzürnten Göttern, damit sie sich selber an den Opferdämpfen weiden mögen. Daher rühren jene abscheulichen Gebräuche: die Thieropfer, die Zauberei und die Schwindeleien der Magier. Der weise Mensch wird sich hüten, diese übelthätigen Wesen zu verehren, sondern wird dahin streben, seine Seele zu reinigen und den Schlingen und Verlockungen der Geister der Lüge zu entgehen. Denn die reine Seele können diese nicht angreifen. Wenn die Nichtswürdigen ihnen öffentlich huldigen, um sie zu besänftigen und ihnen zu schmeicheln, so geht uns das nichts an, die wir nach Vollkommenheit und Wahrheit streben.

Früher wählte der Mensch zu den Opfern die grünen Sprossen, gleichsam den ersten Flaum der fruchtbaren Natur. Denn die Erde brachte den Baumwuchs früher hervor als die Thiere, und die Kräuter früher als die Bäume; hiervon nahmen sie die Blätter und Wurzeln oder ganze Sprossen und verbrannten sie. Als nach dem anfänglichen bloßen Graswuchs die Erde auch Bäume hervorbrachte und die Menschen die Früchte der ersten Eiche aßen, da brachten sie von dieser seltenen Speise nur Weniges, von den Blättern aber reichliche Gaben

den Göttern zum Opfer. Später, als die Lebensweise sich änderte, brachte man Früchte aller Art. Als nächst den Hülsenfrüchten die Gerste als das erste Getreide erschien, da lernte das menschliche Geschlecht, geschrotene Gerste als Opfer zu streuen. Man sammelte zu gleichem Zweck aber auch viele Blumen und verband damit noch anderes Schöne und Duftige und wand Kränze und warf sie in's Feuer. Dies zeigt das Fest, welches noch heute in Athen dem Helios und den Horen gefeiert wird. Während so die Opfersitten fern von allem Unrecht waren, schlichen sich aber auch abscheuliche, rohe Opfer ein, indem die Menschen Thiere schlachteten und mit dem Blute derselben die Altäre besudelten. Seitdem kam denn auch die blutige Kost der Menschen auf und wurde noch gesteigert durch Hunger und Krieg. Die Gottheit schien ihnen die gerechte Strafe aufzuerlegen, sofern die Menschen theils gottlos wurden, theils schlechter als wofür sie die Götter hielten, denn sie meinten eben, die Götter wären, ihrer Natur nach, schlecht und nicht besser als sie selber. So opferten denn die Einen den Göttern gar nicht mehr und hießen die Opferlosen, die Anderen aber brachten falsche Opfer, welche gegen die Gesetze waren. Die Thoër, die in Thracien wohnten, wurden, weil sie keine Erstlinge und überhaupt keine Opfer brachten, gänzlich aus der Menschheit vertilgt, so daß man weder die Stadt, noch die Einwohner, noch die Spuren ihrer Wohnungen finden konnte. Die Bassarier ahmten einst den Opfer-Cultus der Taurier nach und trugen mit bacchantischer Lust von ihren Menschenopfern als Speise auf, so wie man heute das Thierfleisch zum Mahle verzehrt, das nicht geopfert wird. Wer aber wüßte nicht, daß Jene sich dabei wie rasend unter einander anfielen, sich mit dem Gebiß zerfleischten und nicht eher von ihrem Blutdurst ließen, als bis das Geschlecht Derjenigen ausgetilgt war, welche solchen Opferdienst zuerst bei ihnen eingeführt hatten? Die Thieropfer sind also erst die späteren, ja neueren, und entstanden nicht aus solchem schönen Beweggrund wie die Fruchtopfer, sondern wurden veranlaßt durch Hungersnoth oder ein ähnliches Mißgeschick. Namentlich haben die blutigen Opfer bei den Athenern ihren Ursprung in Unwissenheit, Leidenschaft und Furcht. Wenigstens wird das Schweine-Opfer einem Irrthume der Klymene zugeschrieben, der aber durchaus nicht willkürlich war; sie schoß absichtslos und tödtete ein solches Thier. Die Ziege wurde zuerst zu Ikaros in Attika getödtet, weil sie den Weinstock abgefressen hatte. Das Rind aber wurde zuerst vom Diomus, als er Priester des Stadtgottes Zeus war, bei folgender Veranlassung getödtet. Einst am Feste der Diospolien, als nach alter Sitte Früchte zum Opfer bereitet wurden, kam ein Rind herbei und fraß von dem heiligen Opferkuchen; die dienstthuenden Priester aber riefen alle Anwesenden zur Hülfe und tödteten das Rind. Dergleichen besondere Veranlassungen sind aber von wenig frommen Entschuldigungen begleitet. Da die Menschen einmal belebte Wesen opferten, so kosteten sie auch davon, während sie bis dahin gewohnt waren, sich solcher Speisen gänzlich zu enthalten. Die Sitte des Thieropfers ist also nicht älter als das Verzehren der Thiere, und Jenes muß abgeschafft werden, denn warum sollte den Menschen heilig sein, was sie gottloser Weise den Göttern geweihet haben?

Porphyr zeigt dann, daß das Opfern der Thiere gottlos sei, wie auch Pythagoras gelehrt habe; die Pflanzenopfer aber seien kein Raub.

Theophrastus sagt mit Recht, der wahrhaft fromme Mensch opfere kein Thier; dafür hat er auch noch folgende Gründe: Wenn, wie wir gezeigt, große Nothstände zum Thieropfer zwangen, so bedarf es doch jetzt nicht mehr der blutigen Opfer, da wir Früchte im Ueberfluß haben. Man muß auch für Wohlthaten dankbar sein und am meisten für diejenigen, welche uns am meisten Vortheil gewähren und nicht bloß wohlthätig wirken sondern selber Wohlthaten sind. Das Schönste und Beste aber, was uns die Götter verliehen haben, sind die Früchte, denn durch diese erhalten sie uns in naturgemäßer Lebensweise. Mit Dankopfern von Früchten also soll man die Götter ehren. Was man der Seele beraubt, das soll man nicht opfern. Denn das Opfer ist, wie das Wort andeutet, etwas Heiliges. Es wird aber vielleicht Jemand einwenden, daß wir ja auch an den Pflanzen einen Raub begehen, wenn wir sie opfern. Aber doch ist dies ein ganz andres Rauben, denn es geschieht nicht wider ihren Willen. Wenn wir sie auch ungestört lassen, so lassen sie selbst ihre Früchte fallen. Ueberdies ist das Sammeln der Früchte nicht mit der Vernichtung derselben verbunden und nicht gleicher Art, wie wenn Thiere ihre Seele aushauchen.

Als Beweis, daß die Gottheit das Herz ansieht aber nicht die Größe des Opfers, führt Porphyrius unter anderen Beispielen auch folgendes an:

Als die Tyrannen sich der Herrschaft Karthago's bemächtigt hatten, brachten sie dem Apollo nach dem langen Bürgerkriege glänzende Opfer und als sie ihn befragten, woran er am meisten Freude habe, antwortete er wider Erwarten: am Mehle des Dotimos. Dieser aber war ein delphischer Landmann, der nur ein schlechtes steinichtes Feld besaß. Er war an jenem Tage gerade vom Lande heimgekehrt und hatte aus seinem Quersacke einige Handvoll Mehl geopfert und dadurch die Gottheit mehr erfreut als Diejenigen, welche großen Aufwand zu ihren Opfern machten.

Auf die Zeitfolge der verschiedenen Arten von Opfern zurückkommend, wird Folgendes nach Theophrast angeführt über die Trankopfer und das Unheil, welches der Krieg angestiftet hat.

Theophrastus zeigte, daß die ältesten Opfer in Früchten bestanden und älter als die Kräuteropfer waren. Die ältesten heiligen Gebräuche, erklärt er, waren die Trankopfer, nämlich die Wasserspenden; dann kamen die Spenden von Honig, den wir von den Bienen am frühesten als flüssige Frucht dargebracht erhalten; dann folgten die Oelspenden, zuletzt von allen die Weinspenden; das bezeugen die alten athenischen Gesetztafeln und auch Empedokles. Niemand tödtete sondern betrachtete die übrigen Thiere wie verwandte Wesen, da Alle

beherrscht wurden von Liebe und Mitgefühl mit sämmtlichen Mitgeschöpfen. Als aber der Kriegsgott mit Aufruhr, Kriegs- und Schlachtgewühl auftrat, da schonte Keiner seiner eigenen Hausgenossen mehr.

An anderer Stelle sagt Porphyr über die psychologischen Gründe für die Zeitfolge der verschiedenen Arten von Opfern, sich noch immer auf Theophrast berufend:

Als man allmälig unsere eigene Reinheit vernachlässigte, als die Früchte nicht mehr zureichten und die Menschen aus Mangel an naturgemäßen Nahrungsmitteln sich unter einander angriffen, um sich aufzuzehren, da opferten sie bittend und flehend zuerst sich selber den Göttern und vergriffen sich an ihrem eigenen Geschlecht. Seitdem sind in Arkadien am Feste des lykäischen Zeus und in Karthago am Feste des Chronos öffentliche Menschenopfer gebräuchlich bis auf den heutigen Tag; auch besprengen sie von Zeit zu Zeit die Altäre mit dem Blute ihres eigenen Geschlechts, obgleich sie, ihren heiligen Gesetzen nach, Denjenigen ausstoßen, der sich des Menschenmordes schuldig gemacht hat. Von da an gingen sie weiter und setzten an die Stelle ihrer eigenen Leiber die der Thiere. Ueberdrüssig der naturgemäßen Nahrung und der Frömmigkeit vergessend, verfielen sie in Unersättlichkeit und ließen nichts mehr ungekostet und ungenossen. Denn wenn man das nothwendige Bedürfniß überschreitet und eine übermäßige Sättigung sucht, so findet man zum Genuß allerlei Dinge, deren Verwendung ganz vernunftwidrig ist. Und so gelangte man dahin, Alles zu genießen, unter dem Anscheine, als müßte man den Göttern vorzügliche Speisen darbieten. Hatte man in dieser Weise mit den Fruchtspeisen den Anfang gemacht, so kam dann das Fleischverzehren hinzu. Denn wie man früher die Früchte den Göttern weihete und sie nach der heiligen Handlung mit Lust genoß, so glaubte man es ebenfalls nach der Einführung der Thieropfer halten zu müssen.

Theophrast erklärt, wie Porphyr anführt, daß das Fleischverzehren eine Neuerung sei, welche zur Barbarei führe, während die Pflanzenkost zur Milde und Tugend leite.

Wir müssen diese unerlaubte Speise völlig von uns fern halten, damit wir uns nicht zu Gewaltthätigkeiten unter einander erziehen. Dies würde zur allgemeinen Friedfertigkeit dienen, denn wessen Gefühl sich sträubt, Hand an die Thiere zu legen, dessen Sinn wird sich noch mehr scheuen, sein eigenes Geschlecht anzugreifen. Das Allerbeste würde also sein: sich sofort und für immer zu enthalten. Dies geschähe, wenn wir uns die Abscheulichkeit klar vor Augen stellten und, uns selbst beklagend, mit Empedokles sagten:

„Weh mir, daß mich nicht längst der Tag meines Todes erlöst hat,
„Eh' ich solch Frevelmahl mir zuerst zum Munde geführt!"

Denn wer das wahre Leben will, der muß in seinem innersten Gefühl Schmerz über jene Frevel empfinden und Heilmittel gegen das noch bestehende Uebel wissen, damit jeglicher Mensch der Gottheit

reine Opfer zu bringen lerne und in gleichem Maße selber Reinheit und göttliche Gnade erlange. Die höchste Gabe der Götter aber sind die Früchte, die uns ohne unsre Bemühung vom Himmel und von der Erde gegeben werden. Die Erde ist für Götter und Menschen Herd und Altar zugleich und wir müssen uns an sie schmiegen wie an unsere Ernährerin und Erzeugerin, müssen ihr Lob singen und sie wie unsere Mutter zärtlich lieben. Durch eine solche umgewandelte Lebensweise würden wir wieder werth des Himmels und des Umgangs mit den himmlischen Göttern.

An einer Stelle führt Porphyrius die Pythagoräer als Vorbilder an:

Wir wollen den ehrwürdigen Alten nachahmen und den Göttern reiche Opfer bringen von dem, was sie uns offenbaren und was uns als wahrhaft heilbringend erscheint. So beschäftigten sich die Pythagoräer vorzugsweise mit Bildern und Zahlen und weiheten deshalb die meisten derselben den Göttern, indem sie die eine Zahl Athene nannten, die andere Apollo, die eine die Weisheit, die andre die Gerechtigkeit; ähnlich machten sie es mit den Figuren. Deshalb erlangten ihre Opfer das Wohlgefallen der Götter, ihre Gebete wurden erhört und sie erhielten öfters von ihnen Orakelspüche, wenn sie etwas zu erforschen hatten. Uns aber würden die himmlischen Götter von ihrem Feuer mittheilen, wenn wir das Gebot des Pythagoras befolgten. Dieser sagt, man solle kein beseeltes Wesen opfern; Gerstenbrot, Honig, Obst und Blumen möge man spenden, aber keine Opferfeuerflamme vom blutigen Altare.

Ueber die Weissagungen aus den Eingeweiden von Thieren sagt Porphyrius:

Viele Barbaren offenbaren die Zukunft aus Menschenopfern; aber wie es Frevel und Betrug ist, seines Gleichen um eines Orakels willen umzubringen, so ist es auch ungerecht, ein vernunftloses Thier zu demselben Zwecke zu tödten.

Er berichtet dann von Menschenopfern, die an vielen Orten gebracht wurden und theilweise noch zu seiner Zeit bestanden:

Die Geschichte berichtet nicht nur, was Theophrast erzählt, sondern auch viel mehr darüber, wie man ehemals Menschen geopfert habe; aber deswegen hat man die Menschen nicht auch verzehrt. In Rhodus opferte man am 6. Juli dem Saturn einen Menschen. In Salamis wurde der Aphrodite ein Mensch geopfert. Dieses Gesetz hob der cyprische König Diphilos auf und setzte dafür ein Stieropfer ein. In Heliopolis in Aegypten hob König Amasis die Menschenopfer auf. Auch in Chios opferte man dem Dyonisus Menschen, die man zerriß. Auch die Phönicier pflegten bei großen Widerwärtigkeiten, im Kriege, bei schlechter Ernte oder in Zeiten der Pest dem Saturn einen ihrer besten Bürger zu opfern. Istros erzählt, die Kureten hätten von früheren Zeiten her dem Saturn Knaben geopfert.

Porphyrius schließt das zweite Buch mit der Lehre, daß Apollo und die übrigen Götter unschuldige Opfer, vor Allem ein reines Herz verlangen.

Apollo will, daß man gemäß den ursprünglichen vaterländischen Gesetzen opfere. Das einheimische Opfer aber bestand in Backwerk und Früchten, daher sprach man auch nur von Opfergaben, Opferdüften, Opfermehl, Opferkränzen und dergleichen. Den Göttern ist das liebste Opfer ein reiner Sinn und eine Seele ohne Leidenschaften.

Das dritte Buch über die Apoche handelt umständlich über die Thiere und über das Fleischverzehren, vom sittlichen Standpunkte betrachtet. Es wird darin der Thiersprache gedacht und nachgewiesen, daß die Thiere sich einander verständlich machen und, wie der Mensch, mit Vernunft begabt sind. Im 1. Kapitel lehrt Porphyrius, daß in der Enthaltung vom Fleischgenusse sich die wahre Frömmigkeit und damit zugleich die sittliche Schönheit des Menschen offenbare, und schließt mit folgendem Ausspruch:

Sokrates sagte, er werde nicht glauben, daß die Wollust der Zweck des Lebens sei, und wenngleich alle Säue, Geier und Wölfe es behaupteten und das Fleisch-Essen priesen; er werde ihnen doch niemals Recht geben, denn der Mensch ist von Natur unschuldig und vermeidet solche Genüsse, welche nur durch Versündigung an Anderen erlangt werden können. Gehen wir also zur Frage nach der Gerechtigkeit über, so werden wir die ganze wahre Pythagorische Ansicht vertreten, wonach alle lebendigen Wesen, welche der Empfindung und Erinnerung fähig sind, auch vernünftige Geschöpfe sind.

Diesen Beweis führt dann Porphyrius und zeigt auch, daß die Thiere dem Menschen, dem Körper und der Seele nach, ähnlich sind und sogar Gerechtigkeit unter einander üben.

Niemand wird bestreiten können, daß die Thiere uns Menschen ähnlich sind in Bezug auf die Sinne und die ganze körperliche und sinnliche Organisation. Wirklich gleichen sie uns sowohl hinsichtlich der natürlichen Empfindungen und Bewegungen als auch in den unnatürlichen Krankheitszuständen. Auch ihre Seelen-Affekte sind ganz wie die unsrigen; ihre Unterscheidungen im Geschmack sind so fein, daß sie schädliche, gesunde und tödtliche Dinge sicherer unterscheiden als selbst die Aerzte unter den Menschen. Aristoteles sagt aber, je feiner das Gefühl, desto schärfer sei auch der Verstand.

Es wird ferner dargelegt, daß die Thiere vernünftig sind, unter sich Gerechtigkeit üben und in sittlicher Beziehung zum Menschen stehen.

Sie lernen Manches von sich und von dem Menschen und sind mit Erinnerungskraft begabt, welche eine Hauptbedingung ist zum

Denken und Ueberlegen. Böse Eigenschaften haben sie reichlich, obschon nicht so viele wie der Mensch. Denn ihre Fehler sind alle leichterer Art als die der Menschen. Ein Mensch, der ein Haus bauet, legt den Grundstein mit der größten Bedächtigkeit; der Schiffer legt seinen Kiel nur, wenn er ganz besonnen ist; der Winzer pflanzt seine Reben nur, wenn er seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten kann — aber fast Alle zeugen Kinder im Rausche. Nicht so die Thiere. Wer weiß ferner nicht, daß die gesellig lebenden Thiere auf gegenseitiges Recht halten? So die Ameisen, die Bienen und andre. Wer kennt nicht die Zucht der großen Holztauben, die den fremden Tauber fassen und umbringen, wenn er ihnen Gewalt anthun will? Wer hat nicht gehört von der Pietät der Störche gegen ihre Eltern? Jedes hat seine eigenthümliche Tugend, zu welcher es von Natur begabt ist. Aus ihren schlechten Eigenschaften giebt sich gerade ihr Geist am deutlichsten kund, denn sie neiden und streiten unter einander, die Weibchen der Männchen wegen und, diese um der Weibchen willen. Nur Einen Fehler haben sie nicht: Tücke gegen Wohlthäter. Sie sind gutmüthig gegen Jeden und zwar gehen sie dann so weit, daß sie folgen, wohin man sie führt, sei es auch zur Schlachtbank oder in sichtliche Gefahr und sie sind dem Menschen dankbar, selbst wenn er sie nicht um ihretwillen sondern um seinetwillen pflegt. Die Menschen aber ersinnen gerade das Schlimmste gegen ihre Wohlthäter und Brotherren.

Er zeigt dann, daß es Pflicht sei, gegen die Thiere gerecht zu verfahren, daß das Verzehren des Thierfleisches unmenschlich sei; er spöttelt über Diejenigen, welche der Meinung sind, die Thiere seien bloß für uns und zum Verzehren erschaffen; er macht geltend, daß alle fühlenden Wesen auch Geist besitzen und daß ohne diese Einsicht sich die ganze Thierwelt nicht begreifen ließe.

Die Pflanzen zu genießen, Feuer und Wasser zu gebrauchen, zu unserm Nutzen und zu unserer Erhaltung die Wolle und die Milch der Heerden zu verwenden, die Rinder zu zähmen und anzuschirren — dies hat die Gottheit gestattet; aber Thieren die Kehle abzuschneiden, sich mit ihrem Mord zu besudeln und sie zu kochen, nicht etwa aus Noth und um unser Leben zu erhalten sondern aus Wollust und Genußsucht: das ist über alle Maßen schlecht und abscheulich. Es ist schon genug, daß wir sie für uns arbeiten lassen, da sie keine Mühsal nöthig hätten. Wollte man meinen, die Thiere wären geschaffen, uns zur Speise zu dienen, so müßten wir eher zugeben, daß wir selber um der reißenden Thiere willen geschaffen wären, etwa um der Krokodille, der Haifische oder Schlangen willen, denn diese Thiere nützen uns gar nichts, sondern wer in ihre Gewalt geräth, den verzehren sie. Damit thuen sie nichts Schlimmeres als wir, nur mit dem Unterschiede: sie thuen es aus Noth und Hunger, wir aber thuen es aus Uebermuth und Schwelgerei und die meisten Thiere tödten wir zum Spiele in Theatern und auf der Jagd. *Eben dadurch sind wir so mörderisch, so wild und mitleidslos geworden* und Die-

jenigen, die es zuerst wagten, haben die Humanität am meisten stumpf gemacht. Die Pythagoräer aber erhoben die Sanftmuth gegen die Thiere zu einem Hauptmerkmal der Menschenliebe und der Barmherzigkeit. Die Natur, die Alles aus Gründen und zweckgemäß thuet, hat das fühlende Thier nicht geschaffen, damit es kurze Zeit leide und seine Leiden fühle, sondern damit es, um länger zu leben, Nützliches und Schädliches unterscheide, da so viel Günstiges und Ungünstiges auf dasselbe einwirkt; die Erkenntniß von Beiden gewährt jedem das Gefühl; aber Alles, was fühlt, hat auch Geist. Wie einfältig ist es, von den Thieren zu behaupten, sie empfänden keine Freude, hätten kein Gemüth, kennten keine Furcht, faßten keine Vorsätze und lebten ohne Erinnerung, sondern die Biene habe nur scheinbar oder „gleichsam“ eine Erinnerung, die Schwalbe faßte „gleichsam“ einen Vorsatz, der Löwe hätte „gleichsam“ eine Gemüthsart, der Hirsch hätte „gleichsam“ Furcht. Dann könnte man doch ebenso gut behaupten, die Thiere sähen und hörten eigentlich nicht sondern nur „gleichsam“, sie sprächen nur „gleichsam“, sie lebten überhaupt nur „gleichsam.“

Porphyrius schließt damit, daß die Thiere dem Menschen verwandt seien, daß die Pflichten gegen die Thiere zum Inhalt der Gerechtigkeit gehören und als Ideal bezeichnet er die Zeit, wo die Menschheit die Ungerechtigkeit verbannen würde.

Theophrastus sagt: wir betrachten alle Menschen als Verwandte, weil sie entweder gleiche Abstammung oder gleiche Lebensweise und Sitten haben. Nun haben alle Thiere dieselbe Entstehungsweise wie wir und sind mit uns Allen verwandt und einerlei Ursprungs; sie haben alle einerlei Nährweise, „haben Geist“, wie Euripides sagt, und rothes Blut und zeigen, daß Himmel und Erde unserer Aller Eltern sind. Da uns nun die Thiere so verwandt sind und, nach Pythagoras, gleiches Seelenleben wie wir haben, so muß Derjenige gottlos erscheinen, der ihnen Unrecht zufügt. Manche Menschen sind grausam gegen ihre Mitmenschen und werden von dem stürmischen Drange ihres Charakters zur Gewaltthat gegen ihre Nächsten hingerissen. Deshalb richten wir diese auch hin; damit aber heben wir nicht unser Verhalten gegen die Gesitteten auf. Ebenso müssen wir manche Thiere, weil sie bösartig sind, tödten, wie die ähnlich gearteten Menschen, aber deshalb dürfen wir unser Verhalten gegen sanftere Thiere nicht ändern. In keinem Falle aber darf man weder die Einen noch die Anderen verzehren so wenig wie die Verbrecher unter den Menschen. Das größte Unrecht begehen wir, indem wir die zahmen und sanften Thiere wie die wilden tödten und gerade diese auch verzehren.

Was sollen wir also thun? fragst du, o Mensch. Nachahmen wollen wir das goldene Zeitalter, nachahmen den Freien. Bei ihnen weilten die Göttinnen der Sitte, der Vergeltung und Gerechtigkeit, denn sie begnügten sich mit den Früchten der Erde und — wie Hesiod sagt — Früchte gab ihnen das überreiche Gefilde ohne Neid und freiwillig.

Das vierte Buch, welches ohne Schluß ist, giebt gleichsam

eine Geschichte der Enthaltung vom Thiergenusse. Porphyrius beruft sich auf das Zeugniß des Dikaearch, Schülers des Aristoteles, auf die Gesetzgebung des Lykurg und auf das Priesterthum fast aller Völker; er erwähnt auch der Diät des ägyptischen Priesterthums, des Thierdienstes und des Todten-Cultus der Aegypter.

Unter den Geschichtschreibern Griechenlands ist einer der genauesten und zuverlässigsten der Peripatetiker Dikaearch; dieser sagt bei der Beschreibung des Lebens im alten Griechenland, die Alten seien von Natur gut und gottähnlich gewesen und hätten ein so reines Leben geführt, daß man ihr Zeitalter das goldene nannte, im Vergleich mit der heutigen falschen und faulen Welt; bei dieser Gelegenheit sagt er auch, daß sie kein Thier schlachteten sondern, wie Hesiod singt, die Früchte, welche ihnen das überreiche Gefilde gewährte, in Frieden genossen. Dabei preist er auch diese Zeit, wo man sich des Fleisch-Essens enthielt, als die glücklichste; es gab keinen Krieg, denn es gab keine Ungerechtigkeit. Der Krieg und die Habsucht, die zur Fehde antrieb, kam gleichzeitig mit dem Unrecht gegen die Thiere. Lykurg, der Lacedämonier, erkannte dies und ordnete seinen Staat in der Art, daß die Fleischnahrung so viel wie möglich beschränkt wurde. Denn den Antheil jedes Bürgers bestimmte er nicht nach Heerden sondern nach Landbesitz, der auf den Mann etwa 70 Scheffel Gerste, auf die Frau 12 Scheffel betrug und in gleichem Verhältniß Baumfrüchte. Er glaubte, daß so viel zu ihrem Unterhalt ausreichend wäre und daß sie nicht mehr bedürften, um gesund und bei Kräften zu bleiben. Bei dieser Sitte schwanden viele Verbrechen in Lacedämonien. Um der Ueppigkeit und Habsucht noch gründlicher entgegen zu arbeiten, führte er noch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten ein. Von den ägyptischen Priestern sagt der Stoiker Chaeremon, ein wahrheitliebender und scharf blickender Mann, daß sie ihre Würde in ihrer Haltung zeigten. Ihr Aufzug war gemessen, ihr Blick bescheiden, freundlich und milde. Lachen kam selten vor und blieb in den Grenzen des Lächelns. Ihr Mahl war einfach und gering. Wein tranken sie gar nicht oder äußerst wenig, weil er Nervenleiden verursache, den Kopf schwer und untauglich zu geistiger Arbeit mache und den Geschlechtstrieb reize. In der Zeit der Heiligung aßen sie kein Brot und außer dieser Zeit genossen sie es nur mit Ysop. Der Fische enthielten sie sich ebenfalls und Viele enthielten sich überhaupt alles Fleischgenusses; Alle thaten dies in der Zeit der Reinigung und genossen alsdann auch keine Eier. Durch diese Reinheit und Frömmigkeit erkannten sie, daß die Gottheit sich nicht bloß im Menschen offenbart und daß die Seele auf Erden nicht bloß im Menschen Wohnung nimmt sondern durch alle Thiere hindurchgeht. Sie bedienten sich daher jedes Thieres, um Götter darzustellen, mischten auch Thier- und Menschengestalten. Damit zeigen sie, daß diese Gestalten nach dem Willen der Götter gemeinschaftlich und daß die zahmen und wilden Thiere uns verwandt sind. Zur Verehrung der Thiere aber gelangten sie durch die Meinung, daß jede Thierseele, vom Körper befreiet, ebenso vernünftig sei und eben das

thun könne, was der Mensch vermag, wenn er von den Fesseln des Leibes befreit sei. Deshalb enthalten sie sich so viel wie möglich, Fleisch zu verzehren. Wenn sie die Leichname vornehmer Verstorbener einbalsamiren, so nehmen sie die Eingeweide heraus und setzten sie in einer Kiste bei. Einer der Einbalsamirer hält dann im Namen des Todten ein Gebet, welches, nach der Uebersetzung des Euphantos also lautet: „Helios, o Herr und alle Götter, die ihr den Menschen Leben gebet, nehmet mich auf und lasset mich bei den unsichtbaren Göttern wohnen. Denn ich habe sie immer fromm verehrt und habe die Erzeuger meines Leibes stets in Ehren gehalten; von den anderen Menschen habe ich keine getödtet noch um anvertrautes Gut betrogen, noch sonst Böses gethan. Wenn ich in meinem Leben irgend wie in unerlaubter Speise und Trank gefehlt habe, so bin ich nicht schuldig sondern dieses;" — dabei deutete er auf die Kiste mit den Eingeweiden. Nach diesen Worten schüttete man die Kiste in den Strom aus, der übrige Körper aber, der für rein galt, wurde einbalsamirt. Sie hielten es also für nöthig, sich vor der Gottheit zu rechtfertigen über das, was sie gegessen und getrunken hatten.

Porphyrius spricht dann ziemlich ausführlich über die Juden und namentlich über die Lebensweise der Essener, erwähnt dann auch der Syrer, Indier und Kreter.

Auch die Syrer haben sich von jeher des Thieressens enthalten und sie deshalb auch nicht den Göttern geopfert. Erst später haben sie dergleichen Opfer gebracht, um Unglück abzuwenden, niemals aber erlaubten sie, Fleisch zu essen. Diese Opfer-Ausnahme führte erst später zur Sarkophagie, als Pygmalion König von Kypros war. Bei den Persern heißen die Priester und Weisen Magier. Diese zerfallen in drei Klassen. Die ersten und gelehrtesten von ihnen essen kein Fleisch und tödten kein Thier sondern beharren in der alten Entsagung vom Fleischessen. Bei den Indiern giebt es einen Stand der Gottweisen, welche bei den Griechen Gymnosophisten genannt werden. Sie zerfallen wieder in zwei Klassen: Brahmanen und Samanäer. Alle Brahmanen gehören zu Einem Stamme, die Samanäer aber sind aus allen Stämmen Indiens zusammengesetzt. Die Brahmanen herrschen nicht, dienen aber auch Keinem. Ihre Philosophen wohnen theils im Gebirge, theils am Ganges. Jene leben von Obst und Kuhmilch, die man mit Kräutern gerinnen läßt; diese leben von Baumfrüchten, welche am Flusse vortrefflich gedeihen, denn die Erde erzeugt dort fast ohne Unterbrechung frische Früchte, auch Reis, den sie genießen, wenn es an Obst mangeln sollte. Andere Dinge zu genießen oder thierische Speise auch nur zu berühren, gilt bei ihnen für unrein und gottlos. Das Mahl der Samanäer besteht aus Reis, Brot, Früchten und Gemüse.

Porphyrius führt als einzelne Beispiele noch Triptolemus und das drakonische Gesetz an.

Triptolemus soll den Athenern die ältesten Gesetze gegeben haben und von diesen sollen in Eleusis noch folgende drei bestehen: „die

Eltern ehren, den Göttern Früchte opfern und keine Thiere tödten." Auch das Drakonische Gesetz lautete: „Die Götter und die einheimischen Herren soll man nach Vermögen ehren, mit heiligem Schweigen und Erstlingsfrüchten und jährlichem Opferkuchen."

Kurz vor dem Abbruch des vierten Buches über die Apoche lesen wir die Klage des erhaben gesonnenen Tyriers:

O, wenn wir doch jenes mythische Leben führen könnten, ohne Hunger und Durst; so daß man den schwindenden Körper beherrschte und in kurzer Zeit bei den Besten wäre, in deren Gemeinschaft sich erst die Gottheit selber als Gottheit fühlt! Aber wozu hier das Klagen unter Menschen, die so völlig verdüstert sind, daß sie ihr eigenes Verderben liebevoll hegen und sich selber und ihren wahren Vater hassen und auch Diejenigen, welche sie ermahnen, aus ihrer Trunkenheit zum Bewußtsein zu erwachen!

3. Jamblichus.

Der syrische Neu-Platonismus und die spätere Entwickelung der neu-platonischen Schule.

Zur Zeit Constantin's des Großen beginnt mit dem Syrier Jamblichus, dem Schüler des Porphyrius, insofern eine neue Periode des Neu-Platonismus, als durch ihn die Philosophie in den Hintergrund gedrängt wurde, um religiösen und theologischen Elementen Platz zu machen. Die Theurgie oder die Wissenschaft, mit Gott zu verkehren, geht über die Philosophie. Während Porphyrius die Götter durch die Philosophie stützte, machte Jamblichus sie nur zu einem Nebendinge der Religion. „Die Idee der Gottheit — lehrt er — liegt im Wesen der Seele selbst, ist höher als alle Kritik und geht dem Urtheile der Vernunft vorauf. Diese Idee einer unwillkürlichen gleichartigen Verbindung und Berührung der Seele mit den Göttern ist keine Hypothese, die sich billigen oder verwerfen läßt, sondern eine unbestreitbare Thatsache, und wir haben weder das Recht noch die Freiheit, sie zu billigen oder nicht, sie anzunehmen oder zu verwerfen. Wir sind umhüllt von der göttlichen Gegenwart; sie macht unsere Fülle aus; wir sind nichts, wir besitzen nichts ohne diese ursprüngliche Kenntniß der Göttlichkeit."

„Nicht durch die Philosophie und ihre Spekulation kann man zu dieser Vereinigung gelangen sondern nur durch die Erfüllung gewisser mysteriöser und göttlicher Handlungen, deren Wirkung über jedem Gedanken steht; es ist die Macht gewisser unaussprechlicher Symbole, welche ihre geheimnißvolle Wirkung äußern, ohne daß wir es denken, und die von den Göttern allein verstanden werden."

Jamblichus betrachtet daher die Priester, die im Besitz der überlieferten Mysterien sind, als die Vermittler zwischen der Gottheit und der menschlichen Seele. Ueber das Gebet hat er die heiligsten Gedanken. „Das Gebet — sagt er — neigt nicht den Willen der Götter zu den Menschen, sondern macht die Menschen fähig, die göttlichen Gaben zu empfangen." Er empfiehlt die materiellen Opfer, aber sie sollen nur ein göttliches Leben bezwecken. Nach der Art wie die Menschen opfern, theilt er das Leben der Menschen in drei Arten: das natürliche Leben, welchem die materiellen Opfer allein genügen; das bloß geistige Leben, welches eines inneren Cultus bedarf; das vermittelnde zwischen beiden, welches halb sinnliche, halb geistige Opfer verlangt.

Trotz dieser Rückstellung der Philosophie und Vernunft hinter eine mysteriöse, dunkle Theurgie und trotzdem er die heiligen Traditionen und Fabeln willkürlich deutete, führte Jamblich doch eine neue Theorie der Götter-Ordnung ein und schuf ein neues, eigenthümliches Götter-System, welches den Neu-Platonikern bei ihrem Kampfe gegen das Christenthum lange Zeit sehr zu Statten kam.*)

Jamblichus unterschied sich von Plotin und Porphyrius durch eine mehr poetische Auffassung der Platonischen Lehre, fern vom Ernste des Plotin und von der einfachen philosophischen Deutung des Porphyrius. Er eröffnete neue Richtungen und streuete poetische Blumen über die Pfade, und die syrische Schule, welche dieser glänzend befähigte und vielseitig gebildete Geist schuf, fesselte bald eine zahlreiche Schaar von Priestern, Rednern und Sophisten. Die neu-platonische Schule blieb bis

*) Vergl. Ed. Erdmann. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin 1878.

auf spätere Zeit geschätzt wegen ihrer Geistesfreiheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, verlor aber gleichzeitig eben wegen dieses äußerlichen Pompes und ihrer theurgischen Praxis die Macht, dem Vordringen des Christenthums Einhalt zu thun.

Die spätere Zeit beschränkte sich darauf, die Lehren des Jamblichus weiter auszuführen.

Der Neu-Platonismus fand Fortbildung in der mohammedanischen Philosophie der arabischen Aerzteschule und sogar Eingang in das christliche Abendland.*) Zur Zeit des Marcus Aurelius und des Commodus hatte er seine Blütezeit erreicht. Mit der Vernichtung des Heidenthums, welche unter Theodosius begann, gerieth er in Verfall; die Christen verabscheuten die rhetorische Bildung und den alten Glauben; Justinian schloß durch ein Edikt die Hörsäle der Neuplatoniker und vertrieb die Lehrer über die Grenzen des römischen Reiches. Am Ende des 15. Jahrhunderts flackerte der Neu-Platonismus noch ein Mal auf in der italisch-platonischen Philosophie.

Die Scholastik bis zu ihrem Verfall.

Der Neu-Platonismus hatte die Ideen des Pythagoras und Plato in verjüngter Gestalt dem Christenthume überliefert, während er den erbitterten Kampf gegen die neue Lehre focht. Er unterlag in diesem Kampfe. Das Christenthum erschien den Grundsätzen der Humanität, welche bisher zerstreuet gewesen waren, als ein willkommenes Band, als ein Band zugleich für Alle, welche in Glauben und Gewissen übereinstimmten. Was die Philosophen so sehnlich erstrebt hatten, das gelang dem Christenthum: eine höhere Allgemeinheit, ein Weltbürgerthum. Die Völker des römischen Kaiserreichs verschmolzen durch die neue Lehre und das römische Recht; es entstand eine moralische Umwandlung. Kaiser Constantin erhob den neuen Glauben auf seinen Thron. Aber obgleich die römische Welt die Civilisation stützte, so stand sie doch selber nur auf einer Grundlage, die durch den weiten Landbesitz geschwächt und durch die bestehen

*) Röth II, p. 79.

gebliebene Sklaverei in ihrem Gefüge gelockert war. Die Invasion der Barbaren zertrümmerte das westliche Reich und die Bruchstücke konnten nur zu einem seltsamen Feudalwesen vereinigt werden. Die Barbarenkönige aber, welche die Rolle römischer Imperatoren spielen wollten, blickten nach Rom; dahin blickten auch die Erinnerung an die ehemalige Einheit des großen Reiches und der Glauben der Völker: nach Rom, der alten Stadt der Herrschaft und der politischen Einheit, wo der Katholicismus seinen Sitz aufgeschlagen hatte und durch die Päpste eines Ansehens genoß, das er zweihundert Jahre lang vergeblich gesucht hatte. Die lateinische Sprache, welche der Katholicismus als officielles und geheiligtes Mittel zur geistigen Verständigung und Vereinigung wählte, verband zugleich die moderne Civilisation mit den durch Erbschaft überlieferten Gedanken der Humanisten des Alterthums.

Wir haben in dem Abschnitte über die „mittelalterliche Philosophie" bereits einen eingehenden Blick auf jenen Schauplatz der Geschichte geworfen, auf die Nacht während des ersten Zeitraums, auf das Bündniß zwischen der barbarischen Kraft und der Anmuth des versunkenen Alterthums, wodurch jene Nacht allmälig erhellt wurde, auf die Ausartung des Christenthums zu einem halbcivilisirten Kirchenwesen, auf die Spaltungen im Glaubensbekenntniß, endlich auch auf die scholastischen Streitigkeiten.

Die Scholastik, welche die ausgezeichnetsten Selbstdenker jener Zeiten in Anspruch nahm, war ein seltsames Gemisch von heidnischen und christlich-theologischen Elementen, worin der Wust von unnützen dialektischen und sophistischen Künsten das Gute und Brauchbare fast überzog. In den gelehrten Klosterschulen, wo im Allgemeinen ein pedantischer und einseitiger Geist herrschte, war diese scholastische Schulweisheit durchweg cultivirt und erweiterte den dürftigen Lehrplan der sieben freien Künste. Grammatik, Rhetorik, Dialektik, das sogenannte Trivium, machten die niederen Lehrgegenstände, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie (das Quadrivium) die höheren aus. Einen Aufschwung, sowohl innerlich durch höhere Wissenschaftlichkeit, wie äußerlich durch Reichthum und Vorrechte, erlangten die Schulen zu Paris, Laon, Tours, Lyon, Fleury, Clugny, Lobbes, Gem-

blours, Salamanka, Korbey, Cöln, Fulda, Prüm, Utrecht u. a. Solche durch eigene Verfassung und durch den Schutz kirchlicher Hoheiten emporgekommene Institute gestalteten sich in der späteren Zeit des Mittelalters zu Spezialschulen für bestimmte Wissenschaften: wie die zu Bologna für Rechtswissenschaft, zu Oxford und Paris für Philosophie und Theologie und zu Salerno für Heilkunde; oder sie erhoben sich zu literarischen Gemeinwesen mit planmäßiger Einrichtung und akademischer Regierung; wie die Universitäten zu Rom, Padua, Montpellier, Paris, Oxford u. a. Doch blieb auch auf diesen Universitäten das scholastische Wesen der wissenschaftlichen Lehre vorherrschend und erreichte seinen eigentlichen Sieg noch im dreizehnten Jahrhundert; es wurde sogar hier durch die Streitigkeiten der Parteien ein leidenschaftlicher Sektengeist genährt. Mit den echt wissenschaftlichen Kenntnissen in Mathematik und Naturwissenschaften, welche die abendländischen Europäer von den Arabern erhalten hatten, mischte sich der zugleich mitüberlieferte Usinn der Astrologie und Alchemie. Das eigentliche Wesen der Scholastik machte aber die Dialektik aus, wobei man sich mit großem Behagen der aus dem Alterthum ererbten Sophistik und der Metaphysik des Aristoteles bediente. Die Grübeleien dieses Philosophen wurden mit einseitiger Strenge eingeschärft und man berief sich sogar auf seine Aussprüche bei Kirchensatzungen und in Streitfragen über christliche Dinge. Dieses Uebel lag aber nicht allein in dem Wesen der Aristotelischen Lehren sondern namentlich darin, daß man statt der eigentlichen Wahrheit nur schulgerechte Formeln und eine geschwätzige Beredtsamkeit gelten ließ.

Zu steigendem Ansehen gelangte die wirklich wissenschaftliche Scholastik schon seit dem 11. Jahrhundert. Die Kirchenväter waren mit Plato bekannt; der „Timäus" war bereits in lateinischer Uebersetzung vorhanden. Im 12. Jahrhundert erschienen lateinische Uebersetzungen der arabischen Auslegungen des Aristoteles unter Leitung des Raimund von Toledo; in der Mitte des 13. Jahrhunderts waren sämmtliche Werke des Aristoteles im christlichen Abendlande bekannt. Die jüdischen Schriftsteller Maimonides, Gebirol und der Verfasser des Buches de causis verhalfen im 13. Jahrhundert der Scholastik zur Blüte. Wie Moses Maimonides aus Aegypten die Lehren

des Aristoteles mit den jüdischen in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hatte, so wollte auch der Dominikaner Albert, genannt der Große, Bischof zu Regensburg, in seinen Schriften eine gleiche Uebereinstimmung mit dem Christenthum nachweisen.*) Auf gleichem Wege folgte ihm Thomas von Aquin, einer der größten Denker der katholischen Kirche im Mittelalter.**)

Im 15. Jahrhundert gelangt die Scholastik in Verfall. Der Jude Chasde Creskas tritt zuerst als Gegner dieser Philosophie auf und zeigt, daß aus ihr nicht die Wahrheit stamme. Erst beinahe ein Jahrhundert später sucht Joh. Franz Pico die christliche Wissenschaft von der Unfehlbarkeit des Aristoteles frei zu machen. Mallebranche, Descartes und Locke traten ebenfalls gegen diese Unfehlbarkeit auf. Mallebranche sagt: Aristoteles raisonnirt fast immer nur über confuse Ideen, die man durch die Sinne empfängt, und über andre unbestimmte, die dem Geiste nichts Besonderes darbieten.***) — Descartes erklärt in gleichem Sinne: „Die Logik der Schule ist eigentlich nur eine Dialektik, welche die Mittel angiebt, wie man Anderen verständlich macht, was man weiß und wie man ohne Urtheil über Dinge spricht, die man nicht weiß. Sie verdirbt auch eher die gesunde Vernunft als daß sie dieselbe fördert.“†) — „Wir urtheilen besser und klarer“, sagt Locke, „wenn wir nur den Zusammenhang der Proben beobachten, ohne unsere Gedanken in Regeln oder Trugschlüsse zu bringen. Gott hat seine Gunst den Menschen nicht so spärlich verliehen, daß er sich begnügte, sie nur zu zweihändigen Geschöpfen zu machen, und dem Aristoteles die Sorge überlassen hätte, sie zu vernünftigen Geschöpfen zu machen. ††) Eine entschieden abschätzige Meinung über die sogenannte peripatetische Philosophie hatte Franz Baco von Verulam. Er nannte sie „das Aristotelische Geschwätz“†††) und wirft dem Aristoteles vor,

---

*) Verhältniß Albert des Großen zu Maimonides von Dr. M. Joël. Breslau 1876.

**) Ritter, Geschichte der Philosophie. Bd. VII.

***) Recherche de la vérité

†) Principe de la philosophie.

††) On human understanding.

†††) Zur Genesis der Lehre Spinoza's von M. Joël. Breslau 1871. (p. 8.)

daß er die Wirklichkeit in Kategorien auflöse, dem Plato, daß er die Wirklichkeit in Phantasiebilder verwandle.*)

Die aristotelische Philosophie erhielt sich jedoch noch im Ansehen bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wo sie durch andere Systeme verdrängt wurde, deren Entwickelung dem 18. Jahrhundert angehört. Die Eröffnung dieser Systeme geschah immerhin schon im 17. Jahrhundert durch die Wiederherstellung der alten Literatur, durch die erweiterte Natur- und Erdkunde und den Protestantismus; ihr Urheber war Franz Baco, der die Wissenschaft in die Erfahrung zurückführte, alle Erfahrungswissenschaften aber erweiterte und veränderte, indem er mehr darunter verstand als „das Erwerben einer Masse von Kenntnissen und ein bloßes distinguirendes Sammeln.“**)

Baco's Philosophie führte keineswegs zum Atheismus, sondern vielmehr zur Verehrung der Gottheit durch ein Verständniß des Verhältnisses zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt. „Es ist leichter, an die abenteuerlichen Fabeln des Koran, des Talmud und der Legenden zu glauben, — sagt er — als zu glauben, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei. Darum hat Gott zur Widerlegung des Atheismus keine Wunder gethan, weil zu diesem Zwecke seine ordnungsmäßigen Naturwerke hinreichen.“***) — An anderer Stelle: „Gerade jene philosophische Schule des Leucipp, Democrit und Epikur (die atomistische und mechanische Naturphilosophie), die vor anderen des Atheismus beschuldigt wird, giebt, näher betrachtet, den klarsten Beweis für die Religion. Denn es ist immer noch wahrscheinlicher, daß die vier veränderlichen Elemente und ein fünftes unveränderliches Wesen, die von Ewigkeit her genau zusammenhangen, keines Gottes bedürfen, als daß die zahlreichen Atome und Keime, die ohne Ordnung umherirren, diese Ordnung und Schönheit des Weltalls ohne einen göttlichen Baumeister haben hervorbringen können.“

*) Anmerk. Heute urtheilt man wörtlich so über Hegel und Schelling. (Kuno Fischer, Franz Baco von Verulam. Leipzig 1856.)

**) F. Bacon. Descr. globi intell. III. p. 607.

***) De atheismo. p. 1165 u. p. 1168.

Die vereinzelten Anklänge an den Pythagorismus der Alten in der Weltweisheit und schönen Literatur der neuen und neuesten Zeit.

Cartesius überläßt den reinen Verstand sich selber, Baco knüpft ihn an das leitende Band der Natur. Aus diesen verschiedenen Principien entstanden die verschiedenen Bildungsreihen der neueren Philosophie: die der Methaphysiker und Idealisten, der Empiriker und Sensualisten. Jene Cultur-Idee des Pythagoras und Plato, die wir bisher in der Culturgeschichte als regeneratorischen Leitfaden nachgewiesen haben, verschwindet jedoch unter den neuen Spekulationen und Doctrinen und es ist keine Rede mehr von jener erhabenen Lehre, auf welche die Philosophen des Alterthums ein so großes Gewicht legten und welches die Reformatoren der Menschen-Cultur gerade an die Spitze ihrer Bestrebungen stellten.

Wenngleich aber die Menschheit sich diesem Naturgesetz, die Philosophie sich dieser Lehre völlig entfremdet hat, so finden wir doch, daß die ausgezeichnetsten Geister der Culturvölker wieder darauf zurückkommen, sich in ihrer Lebensweise oder hin und wieder in ihren Schriften dazu bekennen. Bei Vielen offenbart es sich fast unbewußt wie eine innere Mahnung an das Gesetz der Gottheit und der Natur, trotzdem daß das Menschengeschlecht, in seiner Richtung von der Natur abweichend, sich seit dem Alterthume schon weiter von dem vorgezeichneten Ziele entfernt hat, und daß die Macht des Herkommens, der Einfluß der herrschenden Sitten und der schlechten Beispiele sich in höherem Grade befestigt haben.*)

Immerhin ist die Zahl der Stimmen, die sich auch in neuerer Zeit für diesen Cardinalpunkt der Humanität im Tone des Ernstes und der Wahrheit erhoben, bedeutend genug. Seitdem namentlich jenes Princip sich in letzter Zeit zu einem anscheinend neuen System befestigt hat, ist es nicht zu verwundern, daß aus den verschiedensten Nationen Autoritäten der verschieden-

*) Vergl. Robert Springer, die Wiedergeburt der Menschheit. (Broschüre von 52 Seiten.) Hannover. Schmorl und von Seefeld. 1883.

artigsten Wissenschaften sich dazu bekannt und dafür ausgesprochen haben: Physiologen, Humanisten, Social-Reformer, Diätetiker, Lehrer der socialen und der häuslichen Oekonomie.

Wir können uns, dem Umfange und der Tendenz des vorliegenden Werkes entsprechend, nur darauf beschränken, diejenigen Stimmgeber anzuführen, welche das Princip, wie es sich im Pythagorismus des Alterthums bekundete, als eine Devise der Humanität, als einen Kompaß auf dem Gebiete der Moral, aus dem humanitären und ethischen Gesichtspunkte der Neuzeit und zu unmittelbarem Einfluß auf die sittliche Hebung der Menschheit auffaßten, ohne diätetische, sanitäre und Nützlichkeits-Interessen.*)

Michael de Montaigne.

(1533—1592.)

Dieser französische Schriftsteller, der zu den geistreichsten seiner Nation gehört, wurde 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Perigard geboren. Sein Vater, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, so daß er sehr bald seine Studien auf dem College beendigt hatte und sich dem Richterstande widmen konnte. Nach seiner frühzeitigen Verheirathung gab er seine Amtsstellung aber bald auf und begab sich auf Reisen in Italien, Deutschland und der Schweiz. Man empfing ihn überall mit Auszeichnung und zu Rom ertheilte man ihm den Titel eines römischen Bürgers. Nach seiner Rückkehr wurde er, wie sein Vater, zum Maire von Bordeaux gewählt, später auch von den Bürgern der Stadt behufs einer Verhandlung an den Hof Karl's IX. gesandt, wo ihm der König den St. Michaels-Orden verlieh. Den Rest seines Lebens verlebte er auf seinem Schlosse, ausschließlich den Studien und literarischen Arbeiten gewidmet, jedoch nicht unbehelligt von den Uebeln der Zeitläufte, wozu religiöse Verfolgungen und Pestkrankheiten gehörten, auch nicht verschont von körperlichen schmerzhaften Leiden. Er starb 1592.

---

*) Hierbei verdanken wir für die englische Literatur eine werthvolle Anleitung und Beihülfe dem unschätzbaren Werke: The Ethics of Diet by Howard Williams. M. A. London 1883.

Seine literarischen Werke behandeln die mannigfachsten Gegenstände: Erziehung, Rechtspflege, Gesetzgebung und das Menschenleben in den verschiedenartigen Gestalten, die ihm in seiner reichhaltigen Erfahrung aufgestoßen waren. Sein Styl, in der Form flüchtig, ist doch voll Energie und voll Kraft der Ueberzeugung und hat die französische Sprache mächtig emporgehoben. Er ist der erste Essay-Schriftsteller, das heißt: der Autor von Gedanken und Meinungen, verschiedenartige Gegenstände betreffend und in ungekünstelter Form vorgetragen. Montaigne's „Essais" stehen einzig in der Literatur da, etwa nur den moralischen Abhandlungen des Plutarch vergleichbar. In der ungezwungensten und anziehendsten Weise, ja ohne strenge Ordnung, aber mit scharfem Verstande, ohne Schmeichelei und ohne Haß, spricht er über Personen und Zustände, beleuchtet sie mit dem Lichte der Wahrheit und Freiheit und unterstützt seine Meinungen mit Belegen, die ihm seine Erfahrung und reiche Belesenheit in großer Fülle darbieten.

„Du guter Montaigne — schreibt Herder*) — ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinwegrief, Rousseau, Buffon, d'Alembert, Diderot, Mably, du Clos — was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen habt, ist ein Gewinn für alle Völker."

Montaigne's Philosophie bestand im Genuß der Gegenwart und über seine körperlichen Leiden wußte er sich durch die Hülfsmittel der Phantasie hinwegzuhelfen. Ueber die Steinschmerzen und Nierenleiden, die ihn im Alter plagten, tröstete er sich damit, daß sie bei den Menschen seiner Zeit häufig vorkämen und namentlich unter den Großen, deren Gesellschaft ihm Ehre mache; Andere ließen sich noch obenein zu einer verdrießlichen Diät und zum Einnehmen von Pulvern und Tränken verleiten, bezahlten dem Aeskulap tausend Gelübde und den Aerzten ebenso viele Thaler; es sei eine Krankheit, die ihn an den Gliedmaßen bestrafe, womit er am meisten gesündigt habe; sie sei sanft, in Vergleich mit anderen und zeige von väterlicher Liebe. „Wenn du mir sagtest, es ist eine gefährliche, tödtliche

*) „Briefe zur Beförderung der Humanität." 51. Brief.

Krankheit", schreibt er, „so frage ich dich: welche andre ist das nicht? Denn es ist ein Handwerksbetrug der Aerzte, einige davon auszunehmen und zu sagen, solche führen nicht gerades Weges zum Tode. Aber du stirbst nicht, weil du krank bist; du stirbst, weil du lebendig bist. Der Tod kann dir nicht ohne Beihülfe der Krankheit das Leben nehmen; von Einigen haben Krankheiten den Tod entfernt. Sie lebten länger, weil sie glaubten, sie müßten jeden Augenblick sterben. Dazu verhält es sich mit den Krankheiten wie mit den Wunden: es giebt ihrer, welche heilsam und zuträglich sind. Steinschmerzen haben oftmals nicht geringere Lebenskraft als der Mensch, der sie erleidet. Man findet Leute, bei denen sie von Kindheit an bis in ihr höchstes Alter beständig anhielten und solche noch länger begleitet haben würden, wenn sie an ihnen ferner Gesellschaft gefunden hätten. Du tödtest sie viel öfter als sie dich tödten. Hielten sie dir aber auch das Bild des nahen Todes vor, wäre das nicht für einen Mann von deinem Alter ein Liebesdienst, wenn sie ihn mit Todesgedanken beschäftigen? Das Schlimmste ist, du hast keine Ursache mehr, zu genesen. So oder so wird dich nächstens die allgemeine Nothwendigkeit abrufen." — In dieser Weise tröstet sich Montaigne über ein Leiden, welches, wie Plinius meint, zum Selbstmorde berechtige; ja, er geht so weit, in demselben Kapitel die nützlichen Wirkungen dieser Krankheit aufzuzählen. Sein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur und sein Haß gegen die Aerzte veranlaßte ihn, jede Hülfe der Letzteren abzuweisen. „So weit meine Kenntniß reicht", schreibt er, „sehe ich keine Art von Menschen, welche so früh krank werden und so spät genesen wie diejenigen, die den Aerzten in die Hände fallen. Die Aerzte begnügen sich nicht damit, die Krankheit zu regieren; sie machen selbst die Gesundheit krank, um zu bewirken, daß man zu keiner Zeit sich ihrer Herrschaft entziehen könne. Selbst durch den Zwang, den sie in der Lebensart vorschreiben, zerrütten und verderben sie die Gesundheit. Ich bin oft genug krank gewesen; ohne ihre Hülfe habe ich meine Krankheiten sehr erträglich befunden und so kurz wie bei einem Anderen. Dabei habe ich niemals meinen Leidenskelch durch ihre Recepte verbittert. Ja, wenn die Herren selbst durch die Blüte ihrer Gesundheit oder durch

die Länge ihres Lebens ein Zeugniß gäben, das uns Zutrauen und Erfurcht vor ihrer Kunst einflößte!"

In dem vorliegenden Werke verdient Montaigne seine Stelle als der erste Vertheidiger der Thiere. Nach einer langen Zeit, die den Menschen an eine barbarische Verachtung seiner Mitgeschöpfe gewöhnt hatte, zeigt er, daß die Thiere Freundschaft und Großmuth besitzen, in mancher Beziehung den Menschen noch darin übertreffen, daß sie Gerechtigkeit üben, gelehrig sind und sogar Dinge verrichten, die unsere Fähigkeiten überschreiten; daß sie nicht nur Aehnlichkeit mit den Menschen haben und in Zeugungsart und Geburt mit ihnen übereinstimmen, sondern daß wir auch in wichtigen Vorfällen Belehrung bei ihnen finden können.

Im 1. Buch, 9. u. 40. Kapitel; 2. Buch, 6., 8., 11., 12. Kapitel; 3. Buch, 3—5. Kapitel finden wir folgende Stellen:

Auch auf die Thiere wirkt die Einbildungskraft. Der gewaltige Vorzug, womit sich unsere Seele brüstet; die Summe ihrer Kenntnisse auf ihren wahren Punkt zurückzuführen; Alles, was ihr zufließt, von körperlichen und vergänglichen Eigenschaften zu trennen, so wie ich mir Rom und Paris in meiner Seele vorstelle ohne Größe, ohne Ausdehnung, ohne Stein, ohne Mörtel und Holz: dieser Vorzug scheint mir den Thieren sichtbar anzugehören. Denn von einem Pferde, das an den Klang der Trompete, an den Donner des Geschützes und an das Getöse der Waffen gewöhnt ist und, auf seiner Streu im Schlafe liegend, sich schüttelt und zittert, als ob es sich mitten im Treffen befände, von dem ist doch gewiß, daß in seiner Seele ein Klang der Trommel ohne Trommel erklingt und daß es einen Haufen gewaffneter Krieger sieht, die weder Waffen, weder Wesen noch Körper haben. Dieser Hase, den ein Windhund im Traume zu sehen glaubt, so daß er im Schlafe lechzt, den Wedel streckt, mit den Läufen zuckt und alle Laufbewegungen macht, ist ein Hase ohne Balg, ohne Gebein. Die Hofhunde, die oft im Schlafe knurren oder gar völlig bellen und erschrocken auffahren, als ob sie einen Fremden wahrgenommen hätten; was haben sie in ihrem Geiste oder in ihrer Seele gesehen? Einen fremden Menschen, der weder sichtbar noch fühlbar ist; einen Schatten vom Schatten, ohne Wesen und Dasein.

Ich kann nicht sagen, wie heilig ich das Bild von Freundschaft verehre, das ich so rein an Thieren wahrnehme.

Ich kann nicht ein unschuldiges Thier, das sich nicht wehren kann und von mir kein Leid befürchtet, verfolgen und tödten sehen, ohne daß ich mein Herz beklommen fühle. Und, wie es gemeiniglich geschieht, daß der Hirsch, wenn er an Athem und Kräften erschöpft ist und sich nicht mehr zu retten weiß, sich den Verfolgern entgegen

wirft und sie durch seine Thränen gleichsam um Erbarmen anfleht, so ist mir die Jagd stets als ein trauriges Vergnügen erschienen. Selten fange ich ein Thier lebendig, ohne es auf der Stelle wieder in Freiheit zu setzen. Pythagoras kaufte Fische und Vögel, um es ebenso mit ihnen zu machen. Menschen, welche gern das Blut der Thiere vergießen, zeigen dadurch, daß sie überhaupt einen Hang zur Grausamkeit haben. Nachdem man sich in Rom erst daran gewöhnt hatte, ohne Widerwillen den Thierhetzen zuzuschauen, kam die Reihe der blutigen Kämpfe an die Menschen und die Gladiatoren. Es ist, als ob die Natur den Menschen einen Trieb zur Unmenschlichkeit eingepflanzt hätte. Niemand vergnügt sich daran, zuzuschauen, wenn Thiere mit einander spielen oder freundlich verkehren; aber Keiner versagt sich die Lust, zu sehen, wenn sie sich gegenseitig zerfleischen und zerreißen. Damit nicht Jemand über mein Mitgefühl mit den Thieren die Nase rümpfe, so möge man sich erinnern, daß uns die Theologie selbst Erbarmen mit dem Vieh vorschreibt. Erwägt man auch, daß ein gemeinsamer Herr uns zu seinem Dienste in seinem Palast bestimmte, und daß die Thiere, wie wir, zu seinem Haushalte gehören, so hat die Theologie Recht, uns einige Achtung und Liebe für die vernunftlose Schöpfung vorzuschreiben.

Pythagoras entlehnte die Seelenwanderung aus Aegypten; seitdem ist solche von verschiedenen Nationen aufgenommen worden und besonders von unsern Druiden. Nun mache ich mir freilich nicht sehr viel aus dieser Vetterschaft zwischen uns und den Thieren; ich will auch kein Gewicht darauf legen, daß verschiedene Völker, und zwar die ältesten und edelsten, die Thiere nicht bloß zu ihren Hausgenossen und Gesellschaftern machten, sondern sie sogar im Range über sich erhoben, indem sie dieselben zuweilen für Günstlinge und Vertraute der Götter hielten und ihnen mehr Ehrerbietung und Achtung erwiesen als den Menschen; ich will auch nicht erwähnen, daß einige Völker nicht einmal andre Götter anerkannten; selbst die Erklärung, welche Plutarch von diesen Irrthümern giebt, möchte ich kaum gelten lassen, obgleich sie gut ausgedacht ist und diesen Stiefvettern große Ehre erzeigt. Denn er sagt, die Aegypter hätten zum Beispiel nicht den Stier oder die Katze göttlich verehrt sondern in diesen Thieren nur die Bilder einiger göttlichen Eigenschaften angebetet. Wenn aber gemäßigtere Meinungen auf die Aehnlichkeit hindeuten, die wir mit den Thieren haben, und auf ihre wahrscheinliche Verwandtschaft mit dem Menschen, so schwindet mein Eigendünkel beträchtlich und gern lege ich diese eingebildete königliche Würde nieder, die man uns über die anderen Geschöpfe zuschreiben will. Und wäre dies Alles auch nicht festgestellt, so besteht doch ein gewisses Verhältniß, das uns anzieht, und eine allgemeine Pflicht der Menschlichkeit und des Wohlwollens nicht nur gegen die Thiere, welche Leben und Gefühle haben, sondern selbst gegen Bäume und Pflanzen.

Plato, in seiner Schilderung des goldenen Zeitalters unter Saturn, rechnet unter die vorzüglichsten Glückseligkeiten des damaligen Menschen den Umgang mit den Thieren, von denen er Lehre und Unterricht bekam und sich eine vollkommenere Einsicht und Klugheit erwarb und ein weit längeres und glücklicheres Leben führte als wir. Bedarf

es noch anderer Beweise, um über die Unverschämtheit des Menschen zu richten, womit er über die Thiere abspricht? Der Fehler, der den Umgang zwischen ihnen und uns verhindert, kann ebenso wohl an uns wie an ihnen liegen.

Es wäre eine Aufgabe, zu ergründen, an wem der Fehler liegt, daß wir uns einander nicht verstehen, denn wir verstehen sie ebenso wenig wie sie uns. Aus eben diesem Grunde können sie uns ebenso gut für dumm halten wie wir sie. Es ist auch kein großes Wunder, daß wir sie nicht verstehen; wir verstehen ebenso wenig die Völkerschaften, die in der Nähe beider Pole leben. Gleichwohl rühmten sich Einige, sie zu verstehen, zum Beispiel Apollonius von Tyana, Melampus, Tiresias, Thales und noch Andere. Und wenn es wahr ist, was die Erdbeschreiber sagen: daß es Nationen giebt, die einen Hund zu ihrem König machen, so müssen sie doch wohl seiner Stimme und seiner Bewegung eine gewisse Auslegung geben. Wir müssen auf die Gleichheit achten, die unter uns besteht. Wir haben eine Art von erfahrungsmäßiger Kenntniß von ihren Empfindungen; ungefähr in gleichem Maße haben es auch die Thiere von den unsrigen. Sie liebkosen uns, drohen uns, suchen unsere Hülfe; ebenso machen wir es mit ihnen. Außerdem sehen wir, daß sie sich unter einander völlig und deutlich verstehen und verständigen und zwar nicht bloß die Thiere von gleicher sondern auch von verschiedener Gattung. Aus einer gewissen Art zu bellen erkennt das Pferd, daß der Hund zornig ist; über einen anderen Ton des Bellens erschrickt es. An solchen Thieren, welche stumm sind, können wir doch schließen, daß sie sich auf eine andere Art verständigen, da sie einander Dienste leisten. Sie sprechen und unterhandeln durch ihre Geberden, ebenso wie unsere Stummen durch Zeichen und Bewegungen streiten, überreden und erzählen. Thiere, die Begattungsneigung zu einander fühlen, zürnen und versöhnen sich wieder, bitten, danken, weisen sich den Ort an, kurz: sprechen mit den Augen zu einander.

Wir erkennen in den meisten Werken der Thiere hinlänglich, welchen Vorzug sie vor uns haben und wie weit unsre Kunst hinter ihnen zurückbleibt, wenn wir ihnen nachahmen wollen. Trotzdem sehen wir bei den unsrigen, sie mögen noch so plump sein, daß wir dazu Fähigkeiten und Fertigkeiten anwenden müssen und daß unsre Seele sich dazu aller ihrer Kräfte bedient. Warum wollen wir nicht glauben, daß es sich ebenso mit den Thieren verhalte? Warum schreiben wir einer natürlichen und sklavischen Neigung solche Kunstwerke zu, die Alles übertreffen, was wir durch Natur und Kunst leisten können? Ohne daran zu denken, gestehen wir ihnen hierdurch einen großen Vorzug zu, darin bestehend, daß die Natur sie mit mütterlicher Zärtlichkeit gleichsam an der Hand zu allen Verrichtungen und Bedürfnissen ihres Lebens leitet und führt, während sie uns dem blinden Glück und Zufall preisgiebt und es uns selbst überläßt, die zu unserer Erhaltung nothwendigen Dinge künstlich zu erbetteln und uns noch obenein die Mittel versagt, durch eigene Erfindung und Anstrengung die natürliche Kunstfertigkeit der Thiere zu erreichen; so daß ihre thierische Dummheit in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten Alles übertrifft, was unser himmlischer Verstand zu leisten vermag.

Unser Weinen ist den meisten Arten der Thiere eigen und es giebt wenige, die man nicht noch lange nach ihrer Geburt klagen und winseln hört, um ihre Schwachheit auszudrücken.

Auch die Sprache hat die Natur den Thieren gewährt, denn was ist es Anderes als eine Sprache, jene Fähigkeit, sich zu beklagen, sich fröhlich zu bezeigen, sich einander zu Hülfe zu rufen, sich zur Begattung einzuladen, wie sie es mittelst der Stimme wirklich thun? Und warum sollten sie nicht unter sich sprechen, da sie ja mit uns und wir mit ihnen reden? Auf wie mancherlei Art sprechen wir nicht mit unseren Hunden und auf wie verschiedene Weise antworten sie uns nicht! Wie vielfacher Sprache und Worte bedienen wir uns nicht mit ihnen? z. B. mit den Vögeln, mit den Schweinen, den Ochsen und Pferden, wobei wir die Töne nach jeder Art wechseln. Der Unterschied der Sprache, den man unter uns, je nach den verschiedenen Ländern antrifft, findet sich auch bei den Thieren von einer Gattung. Aristoteles führt hierüber den Schrei der Rebhühner an, nach Verschiedenheit der Lage der Oerter.

Die Thiere machen auch Schlüsse. So wie z. B. der Fuchs, dessen sich das thracische Volk bedient, wenn es über einen großen zugefrorenen Fluß gehen will. Es läßt dann das Thier vorauslaufen, und man sieht, daß er sein Ohr am Ufer dicht auf das Eis legt, um zu vernehmen, ob er nahe oder fern Wasser rieseln hört und, je nachdem er das Eis dick oder dünn findet, entweder vorwärts geht oder umkehrt. Müssen wir da nicht mit Recht folgern, daß ihm derselbe Schluß wie uns durch den Kopf geht und daß es eine Reihe von natürlichen Folgerungen sei: was Geräusch verursacht, das bewegt sich; was sich bewegt, das ist nicht fest gefroren; was nicht gefroren ist, das ist flüssig; was flüssig ist, das weicht unter der Last. Denn es wäre eine seltsame Einbildung, wenn wir es bloß der Schärfe des Gehörs ohne Ueberlegung und Schlüsse zuschreiben wollten. Dasselbe gilt auch von den mancherlei listigen Anschlägen, wodurch sich die Thiere vor unsern Nachstellungen schützen. Wenn wir sie trotzdem fangen, uns dienstbar machen und nach Gefallen verwenden, und uns dies als eine Ueberlegenheit anrechnen wollen, so ist das nur die Ueberlegenheit, die wir unter einander haben.

Die Thiere geben auch Beweise von der Kenntniß der Arzneikunde. Warum halten wir es für Kunst und Wissenschaft, auf Nachdenken und Ueberlegung gegründet, wenn der Mensch solche Dinge, die seinem Leben nützlich und in seinen Krankheiten heilsam sind, von anderen unterscheidet, die es nicht sind? Wenn aber die Ziegen auf Candia, sobald sie von einem Pfeile verwundet worden, unter einer Million von Kräutern das Dictam aussuchen, um sich damit zu heilen; wenn die Schildkröte, die von der Viper gefressen hat, sogleich das Origantum zum Abführmittel sucht; wenn der Drache seine Augen mit Fenchel säubert; wenn der Storch sich selber ein Klystier von Seewasser giebt; wenn der Elephant nicht nur sich selbst sondern auch seinem Führer und Herrn die Wurfspieße und Pfeile, die sie in der Schlacht bekommen haben, mit wunderbarer und schonender Geschicklichkeit aus dem Körper herauszieht: — warum nennen wir dies nicht auch hier Kunst und Wissenschaft? Denn wenn wir, um es zu ver-

kleinern, behaupten, die Thiere wüßten es bloß durch Belehrung und Unterricht der Natur, so sprechen wir ihnen damit noch nicht ihre Kunst und Wissenschaft ab sondern im Gegentheil, da einer so zuverlässigen Lehrerin die Ehre gebührt.

Auch sind die Thiere nichts weniger als unfähig, auch von uns Unterricht anzunehmen. Die Drosseln, die Raben, die Wiedehopfe, die Papageien lassen sich von uns sprechen lehren und die Leichtigkeit, womit sie Athem und Stimme so geschickt anwenden, um gewisse Töne und Laute nachzuahmen, beweist genügend, daß sie innere Urtheilskraft besitzen, um so willig und folgsam zu lernen. Jeder kennt zur Genüge die Possen, welcher die Gaukler und Landfahrer ihren Hunden lehren; die Tänze, wo sie keinen Takt der aufgespielten Stücke verfehlen; die verschiedenen Bewegungen und Sprünge, die sie auf Befehl ihrer Meister machen; mit Bewunderung sehe ich das Benehmen der Hunde, deren sich die Blinden in Städten und über Feld bedienen. An gewissen Thüren stehen sie still, wo sie gewohnt sind, Almosen zu erhalten; sie weichen dem Stoß der Fuhrwerke und Karren aus selbst dann, wenn sie für sich Raum genug hätten. Längs eines Grabens in der Stadt verlassen sie einen ebenen Fußsteig und wählen einen schlechteren, um ihren Herrn von der gefährlichen Gosse zu entfernen. Wie konnte man einem solchen Hunde begreiflich machen, es sei sein Amt, bloß auf die Sicherheit seines Herrn zu achten und seine eigene Bequemlichkeit außer Acht zu lassen? woher hatte er die Einsicht, daß dieser oder jener Weg zwar für ihn selber aber nicht für seinen blinden Herrn breit genug sei. Kann man das Alles ohne eine Art von Vernunftschlüssen erklärlich finden? — Plutarch erzählt von einem Hunde, den er auf dem Theater des Marcellus zu Rom gesehen hatte. Dieser Hund diente einem Gaukler bei verschiedenen Vorstellungen. Unter Anderem mußte er einen Verstorbenen darstellen, der ein gewisses Gift genommen hatte. Nachdem er das Brot gefressen hatte, welches dieses Gift bedeutete, fing er an zu zittern, erstarrte dann, streckte sich aus, als ob er krepirt wäre, und ließ sich hin und her zerren, wie es die Fabel des Stückes mit sich brachte. Nachher fing er an, sich zu regen, als ob er aus tiefem Schlafe wieder zum Bewußtsein erwache; hob den Kopf empor und schaute sich allenthalben um, zum Erstaunen der Zuschauer. — Die Ochsen, welche in den Gärten zu Susa zur Bewässerung dienten und in der Wasserkunst die Räder mit den Schöpfeimern drehen mußten, hatten jeder täglich hundert Drehungen zu leisten. An diese Zahl waren sie derartig gewöhnt, daß man mit keiner Gewalt vermochte, sie zu einer einzigen Windung mehr anzutreiben; sobald sie ihr Tagewerk vollendet hatten, standen sie still. Wir waren schon Jünglinge geworden, bevor wir bis hundert zählen konnten; und kürzlich hat man Völker entdeckt, welche nicht die geringste Kenntniß von Zahlen haben.

Die Thiere unterrichten einander. Aristoteles ist der Meinung, die Nachtigallen unterrichten ihre Jungen im Singen und brauchen Zeit und Mühe dazu; woraus folgt, daß die im Bauer aufgefütterten vieles von der Lieblichkeit ihres Gesanges verlieren, weil sie keine Gelegenheit haben, von den Alten zu lernen. Aber unter den freien Jungen, welche in Zucht und Lehre stehen, singt auch nicht eine so

gut wie die andre. Jede hat so viel gelernt, wie sie konnte, und wenn wir ihre Nacheiferung beobachten, so sehen wir, daß sie mit einander wetteifern und sich den Vorrang streitig machen. Ja, es geht so weit, daß die überwundene nicht selten stirbt, indem sie das Singen nicht aufgiebt, bis ihr der Athem ausgeht. Die jüngsten hören gedankenvoll zu und suchen gewisse Weisen nachzusingen. Die Schülerin horcht auf die Lehrerin und sagt dann auf, was sie gelernt hat. Bald schweigt die eine, bald die andre; oft verbessert die Lehrerin die Schülerin und weiset sie zurecht.

Alles, was uns fremd erscheint, verdammen wir, und ebenso Alles, was wir nicht verstehen. So geht es uns mit unserm Urtheile über die Thiere. Sie haben manche Beschaffenheiten, welche mit den unsrigen übereinstimmen; von diesen, die mit den unserigen übereinstimmen, können wir allenfalls mittelst Vergleichung Vermuthungen erhalten; nichts aber wissen wir von den Eigenschaften, welche ihnen eigenthümlich sind.

Wir können sagen, die Elephanten hätten einen gewissen Antheil von Religion, denn man sieht, daß sie, nachdem sie sich gewaschen und gereinigt haben, ihren Rüssel gleich einem Arm gegen die aufgehende Sonne ausstrecken; zu gewissen Tageszeiten versenken sie sich auch in tiefes Nachdenken. Obgleich wir bei anderen Thieren nichts Aehnliches wahrnehmen, so können wir doch deswegen nicht behaupten, sie hätten nichts von Religion, denn eine uns unbekannte Sache können wir weder bejahen noch verneinen.

Die Thiere haben auch Verkehr unter einander. Der Philosoph Cleanthes sah Ameisen aus ihrem Neste hervorkommen, welche den Körper einer todten Ameise nach einem andern Haufen hintrugen. Von dort kamen ihnen viele andre Ameisen entgegen, gleichsam um mit ihnen zu reden. Nachdem sie eine Zeit lang bei einander gewesen waren, gingen die Letzteren wieder fort, um mit ihren Mitbürgern zu berathschlagen. Auf diese Weise fanden zwei oder drei schwierige Capitulationen statt, bis die letzteren jenen ersteren endlich einen Wurm aus ihrer Haushaltung brachten, als ob derselbe ein Lösegeld für die Leiche sein sollte. Jene nahmen den Wurm und trugen ihn nach ihrem Neste, ließen aber dafür den Leichnam der todten Ameise zurück. Cleanthes folgert daraus, daß die stummen Thiere ebenfalls Verkehr und Unterhandlungen führen und daß es nur an uns liegt, wenn wir davon keine Kenntniß besitzen und dennoch dreist genug sind, darüber zu urtheilen. Sie verrichten aber noch andre Dinge, welche unsere Fähigkeiten übersteigen und die wir nicht einmal in der Einbildung nachahmen können.

Das Chamäleon nimmt die Farbe des Körpers an, auf welchem es sitzt; der Polyp nimmt jede beliebige Farbe an, je nachdem er es angemessen findet, um sich vor seinem Verfolger zu sichern oder seine Beute zu erhaschen. Wir Menschen verändern zuweilen unsere Farbe aus Zorn, Furcht oder anderen Leidenschaften, welche das Gesicht mit Röthe oder Blässe überziehen. Die Gelbsucht färbt uns gelb aber wider unsern Willen. Jene Vorgänge, die wir an den Thieren in stärkerem Grade wahrnehmen, zeigen aber, daß sie gewisse vorzüglichere Fähigkeiten besitzen, die für uns ein tiefes Geheimniß sind.

Unter allen Prophezeihungen der vorigen Zeiten war keine ältere und gewissere als diejenige, welche durch den Flug der Vögel angedeutet wurde. Man kennt nicht Aehnliches und Bewundernswertheres. Diese Regelmäßigkeit und Ordnung in ihrem Flügelschlage, woraus man Vorbedeutungen auf zukünftige Begebenheiten schöpfte, müßten doch durch ein vortreffliches Mittel zu einer so erhabenen Wirkung geleitet werden.

Die Art, wie die Thiere geboren werden, sich fortpflanzen, sich nähren, sich bewegen, handeln, leben und sterben, kommt der unsrigen in jeder Beziehung sehr nahe. Was wir von den Ursachen bei ihnen wegleugnen und bei uns hinzusetzen, das kann nicht als eine Folge unserer Vernunft angesehen werden.

Wir müssen auch sagen, daß die Thiere, welche dem Menschen dienen, ihren Wohlthäter lieben und vertheidigen und Jeden angreifen, der ihm ein Leid zufügen will, sei es ein Fremder oder Bekannter.

In der Freundschaft sind sie unvergleichbar wärmer, thätiger und beständiger als die Menschen. Das zeigen die Beispiele von Hunden, die auf dem Todtenbette ihres Herrn starben oder sich mit der Leiche desselben verbrennen ließen. Es giebt gewiß Freundschaftsneigungen in uns, die nicht aus Ueberlegung sondern aus zufälligen Ursachen entspringen, welche von Einigen Sympathie genannt werden. Derselben sind die Thiere ebenso fähig wie wir. Wir sehen es an den Pferden, die sich so an einander gewöhnen, daß sie sich schwer trennen lassen, wenn man sie am Leben erhalten will. Für gewisse Farben ihres Gespannes fassen sie eine Vorliebe, wie wir zu gewissen Physiognomien; wo sie dieselben antreffen, da gesellen sie sich dazu mit Freude und ausgezeichnetem Wohlwollen; im Gegentheil äußern sie Abneigung und Haß gegen andere Farben und Gestalten.

Bei ihren Liebschaften treffen die Thiere eine Auswahl und nicht jedes Weibchen ist ihnen gleich genehm; sie sind auch nicht frei von unserer gehässigen und wüthenden Eifersucht.

Dabei sind sie viel ordentlicher als wir und halten sich zufrieden und mäßig in den Schranken, die ihnen die Natur vorgezeichnet hat. Oppianus und Andre erzählen Beispiele, daß die Thiere in ihren Ehen auch auf die Blutsverwandtschaft Rücksicht nehmen.

Die Thiere üben auch List; wie jenes Maulthier des Philosophen Thales, welches mit einer Ladung Salz durch einen Bach waten mußte und zufällig strauchelte, so daß die Säcke durchnäßt wurden. Als das Thier gemerkt hatte, wie leicht ihm dadurch die Last geworden war, ging es nie wieder durch das Wasser, ohne mit seiner Last zu stürzen, bis endlich sein Herr diese List merkte und befahl, daß man ihm Wolle und Schwämme aufladen mußte. Nachdem es sich so getäuscht fand, bediente es sich nicht ferner jener List.

Es giebt Thiere, die unsern Geiz deutlich darstellen, denn sie zeigen eine übertriebene Sorgfalt, Alles zu erwischen und zu verstecken, selbst wenn sie nicht den geringsten Gebrauch davon machen. Und in der Vorsicht, Alles auf künftige Zeiten zu sammeln und zu sparen, übertreffen sie uns nicht nur in der Vorsicht sondern besitzen auch die dazu erforderliche Kunst.

Was den Krieg betrifft, welchen die Menschen zu einer ihrer

wichtigsten und pomphaftesten Beschäftigungen machen, so scheint derselbe den Thieren nicht wünschenswerth und völlig unbekannt, mit einigen Ausnahmen, wie man an den wüthenden Kämpfen der Bienen und an den Unternehmungen der feindlichen Weiser sieht. Ich möchte aber wissen, ob wir die Kunst, uns unter einander zu würgen und zu schlachten und unser eigenes Geschlecht zu verheeren und zu Grunde zu richten, für einen Vorzug oder für einen Beweis unserer Stumpfsinnigkeit und Unvollkommenheit halten wollen.

In Ansehung der Treue giebt es kein Thier in der Welt, das so betrügerisch wäre wie der Mensch. Unsere Geschichtschreiber erzählen dagegen von der beharrlichen Treue, womit Hunde die Mörder ihrer Herren verfolgt haben.

Von der Dankbarkeit der Thiere erzählt Appian bewundernswerthe Beispiele.

Wie einige Nationen Weibergemeinschaft, andre nur die einfache Ehe haben, so sieht man dasselbe bei den Thieren. Und zwar bewahren sie die Ehe reiner als wir die unsrige. Was ihre Vereinigung und gegenseitige Hülfeleistung betrifft, so sieht man beim Hornvieh, bei den Schweinen und dergleichen Thieren, daß, sobald eines gefährdet ist, die ganze Heerde auf sein Geschrei herbeieilt und sich zu seiner Vertheidigung vereinigt. Von den besonderen Diensten, die wir uns im gemeinen Leben gegenseitig leisten, finden wir auch bei ihnen ähnliche Beispiele.

Von ihrer Hochherzigkeit zeugte jener Hund, welchen die Indier dem Könige Alexander zuschickten; derselbe hielt es nicht der Mühe werth, sich auf einen Hirsch, eine wilde Sau oder auf einen Bären hetzen zu lassen, war aber sogleich kampfbereit, sobald er einen Löwen erblickte.

Als Beispiel der Reue, welche die Thiere über begangene Fehler empfinden, erzählt man von einem Elephanten, der in einem Wuthanfalle seinen Wärter getödtet hatte und darüber in eine solche Traurigkeit verfiel, daß er sich zu Tode hungerte.

In Rücksicht auf Großmuth wird von einem Tiger berichtet, dem grausamsten aller Thiere, man habe ihm ein junges Reh vorgeworfen; er habe aber lieber Hunger gelitten, als ihm etwas zu Leide thun wollen.

In Betreff der Schönheit haben wir nach den Gesetzen der Natur keinen Vorzug vor anderen Geschöpfen und wenn wir uns richtig beurtheilen, so werden wir finden, daß, wenngleich es auch einige weniger begünstigte Thiere giebt, doch wieder eine größere Zahl uns an Schönheit überlegen ist. Der von den Dichtern so hoch angeschlagene Vorzug, daß der Mensch aufgerichtet gehe und den Himmel, seine Heimath, anschaue, ist bloß ein poetischer Vorzug; denn es giebt viele Thiere, welche ihre Augen völlig himmelwärts gerichtet haben. Welches Thier hat nicht den Kopf mit den Augen vorwärts und empor gerichtet und welches sieht nicht vom Himmel und von der Erde ebenso viel wie wir? Von allen Thieren, die uns in der Körperbildung am nächsten stehen, sind es die häßlichsten und verächtlichsten. Der äußeren Gestalt und Gesichtsbildung nach sind es die Affen; in Rücksicht auf die inneren Theile ist es das Schwein.

Es ist weniger Schamhaftigkeit als Klugheit und Kunst, wenn die Damen uns behutsam den Zutritt zu ihren Ankleidekämmerchen versagen, bevor sie sich öffentlich zur Schau stellen können; wohingegen an verschiedenen Thieren nichts ist, was wir nicht gern sähen und was nicht unseren Sinnen schmeichelte.

Wenn wir hier auf Montaigne's Abhandlung über die Thiere so tief eingegangen sind, wie es der Zweck und der Umfang des vorliegenden Werkes nur irgend gestattete, so geschah dies, weil die Vorstellung vom Wesen der Thiere dem Principe, welches wir als Leitfaden der Humanität behandeln, zu Grunde liegt.

Die Alten, welche die Ueberzeugung hatten von dem Rechte der Thiere als bewußte und empfindende Geschöpfe und von ihrem Anspruche auf unser Mitgefühl, erhoben ihre Stimme auch gegen Thiermord, Thieropfer und Fleischverzehren. Die Neueren, welche sich zu Advokaten der Thierwelt aufwerfen, haben die äußerste Consequenz übersehen, welche die gesunde Vernunft sowohl wie der Pythagorismus aus jener natürlichen Thatsache folgerten; sie bemüheten sich nur um den sogenannten „Thierschutz", das heißt: die Verhütung der auffälligsten Quälereien. Unter den neueren Thier-Vertheidigern steht Michel von Montaigne obenan, nicht nur in der Reihenfolge sondern auch kraft des geistvollen Gehaltes seiner Vertheidigungsrede. Daß auch er die äußerste humanitäre Folgerung vergaß: den Abscheu vor der Schlächterei und die Enthaltung von der Kreophagie: — dies läßt sich damit entschuldigen, daß die Kirche durch ihren Compromiß mit den Fleischessern die Diätlehre des Pythagoras längst in Vergessenheit gebracht hatte, ferner daß Jean Bodin sein Zeitgenosse war und Descartes ihm unmittelbar folgte: Ersterer, welcher die Hexenprozesse durch gelehrte Schriften vertheidigte; der Zweite, welcher die Thierwelt zu gefühllosen Maschinen herunterphilosophirte. Montaigne muß demnach auch in diesem Punkte als ein Vorausschreitender, als ein Bahnbrecher für die wieder erweckte Idee des Pythagoras angesehen werden.

Deswegen haben wir ihm hier in unserer Enkarpa eine geräumige Stelle gegeben, und können es uns dafür ersparen, Schopenhauer's, des heutigen Mode-Philosophen, viel verherrlichte Aeußerungen über den Thierschutz anzuführen, da die-

selben jene äußerste Consequenz ebenfalls verschweigen und im Grunde nicht mehr enthalten, als Montaigne, nach ihm der große Gesetz-Reformer Bentham und sein neuester Schüler Stuart Mill, und vor diesen bereits Lucrez (de Rerum Nat. lib. 5) und andere Schriftsteller des Alterthums gesagt haben.

Pierre Gassendi.

(1592—1655.)

Er wurde 1592 zu Chantersier bei Digne in der Provence geboren. Obschon die Eltern nur arm waren, ließen sie doch dem geistig reich begabten Sohne eine sorgfältige Erziehung zutheil werden. Erst 16 Jahre alt, bestieg er schon den Lehrstuhl der Rhetorik an der Akademie zu Digne; später lehrte er Theologie und Philosophie an der Universität zu Aix. Wie Baco in England, so trat er in Frankreich zuerst offen in einer Streitschrift (Exercitationes) gegen die Mißbräuche der Aristotelischen Scholastik auf, erzürnte sich aber damit einen großen Theil der Autoritäten, welche damals an den europäischen Schulen und Universitäten lehrten, ebenso wie er auch durch seine freien Ansichten und durch seine Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen die Theologen und Theosophen verstieß. Im Jahre 1624 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und widmete sich mit Vorliebe den Naturwissenschaften. In der Metaphysik trat er als Gegner des berühmten Descartes auf und gründete ein neues System, welches die Reihen der Cartesianer lichtete.

Von hoher Bedeutung sind die naturwissenschaftlichen Schriften dieses tief denkenden Gelehrten. Er ist der Erste unter den modernen Physiologen, welcher aus der Anatomie des menschlichen Körpers seine natürliche Bestimmung zur frugivoren Ernährung nachweiset; er ist auch der Erste, der diese natürliche Bestimmung mit der moralischen Natur des Menschen in Verbindung setzt und die Lehren des Pythagoras, Plutarch und Porphyr zur Erinnerung bringt, so wie er auch streng nach der Pythagoräer Weise gelebt hat.

Gassendi bekleidete eine Zeit lang die Professur der Mathematik am königlichen Colleg zu Paris; er war in der Astronomie bewandert und unter einer Reihe schätzbarer Lebensbeschreibungen aus seiner Feder befinden sich auch die Biographien von Copernikus und Tycho de Brahe.

Von einem hitzigen Fieber befallen, gerieth der große Physiker und Philosoph in die Hände von nichtswürdigen Aerzten, die ihn secundum artem in dreizehn Blut-Abzapfungen zu Tode „aderten", am 24. October 1655.

Die ethische Seite der fleischlosen Diät legt Gassendi in einem Briefe an seinen Freund van Helmont dar.*) Weitläuftig und mühsam setzt er demselben auseinander, daß er in einem Irrthum befangen sei, wenn er die Zähne oder irgend ein Organ des menschlichen Körpers für geeignet zur Fleischnahrung halte — ein Irrthum, der in der That heute noch von manchen Medicinern, namentlich mit Berufung auf die sogenannten „Hundszähne," ausgesprochen wird. Gassendi bleibt aber nicht bei der anatomischen Seite stehen sondern legt auch einen warmen Nachdruck auf die Ethik, wobei er nur nöthig hat, sich auf Porphyrius zu berufen und Plutarch zu citiren. Er erwähnt auch jener trefflichen kleinen Schilderung, welche Seneca von den Lehrgärten des Epikur gegeben hat, und schließt dann, wenn nicht genau mit den Worten, so doch im Geiste Plutarch's:

Du sagst, der Mensch ernähre sich sehr gut mit Fleisch; wenn er aber diese Nahrung für eine naturgemäße hält, weshalb genießt er sie denn nicht so, wie die Natur sie ihm liefert? In der That aber schaudert ihn, lebendes oder auch nur rohes Fleisch zu ergreifen und unter die Zähne zu nehmen; er zündet vielmehr ein Feuer an, um die natürliche und eigenthümliche Beschaffenheit desselben zu verändern. Wäre es aber die Absicht der Natur, daß der Mensch gekochtes Fleisch essen sollte, so würde sie ihn jedenfalls gleich mit perfekten Köchen versehen oder sie würde es wenigstens selber gekocht haben, wie sie es mit den Früchten macht, welche ohne Mitwirkung des Feuers am besten und süßesten sind. Sicherlich läßt es die Natur nicht fehlen, ihre Kinder mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, wie allgemein gerühmt wird. Was wäre aber nothwendiger, als die Nahrung angenehm zu machen? Und wie sie bei der Geschlechtsliebe verfährt zum Zwecke der Erhaltung der Art, ebenso würde sie bei der Erhaltung der Gattung verfahren.

Wollte aber Jemand sagen, die Natur würde in diesem Punkte verbessert, so hieße dies ebenso viel, wie die Natur eines Fehlgriffs zeihen wollen. Bedenke, daß sie sich alsdann viel wohlwollender gegen die wilden Thiere als gegen uns erwiesen haben würde! Da nun unsere Zähne nicht zum Verzehren des Fleisches geeignet sind, selbst

---

*) Viro clarissimo et philosopho ac medico expertissimo Joanni Baptistae Helmontio amico suo singulari. Amst. 1629.

wenn es am Feuer zubereitet ist, so scheint es mir ein schlagender Beweis zu sein, daß man auf die Erfindung der Messer angewiesen war. Denn eben weil uns die Zähne nicht gegeben waren, um Fleisch zu zermalmen, sahen wir uns gezwungen, zu diesem Zweck zu solchen unnatürlichen Werkzeugen unsere Zuflucht zu nehmen. Als ob die Natur uns in so wesentlichen Dingen in Stich lassen würde! Vermuthlich bist du in Begriff, mir zu erwidern: man müsse bedenken, daß die Natur uns mit Vernunft begabt hat, um solchen Mängeln abzuhelfen. Auf diese Weise aber beschuldigen wir stets die Natur, wenn es darauf ankommt, unsere unnatürliche Schwelgerei zu beschönigen, — so geschieht es auch in Bezug auf unsere Kleidung und noch andre Dinge.

Nichts ist wohl klarer, als daß es den Menschen nicht ansteht, Thiere zu jagen, noch weniger sie zu verzehren. Cicero gemahnt uns in einem bewundernswerthen Ausspruch, der Mensch sei zu besseren Dingen bestimmt als andere Thiere zu ergreifen und ihnen die Kehle abzuschneiden. Willst du darauf antworten, die Natur möge wohl die Erfindung und Anfertigung solcher Waffen angeordnet haben, so bedenke wohl, daß diese dieselben künstlichen Werkzeuge sind, welche die Menschen in Anwendung bringen, um sich gegenseitig zu schlachten. Geschieht dies etwa auch auf Anstiften der Natur? kann man einen so schmachvollen Gebrauch natürlich nennen? Die Natur verlieh uns die Fähigkeit, aber unsere eigene Schuld ist es, wenn wir eine verderbliche Anwendung davon machen. Mit Recht sagt auch Epikur über das Schlachten eines unschuldigen Lebens: Es ist ein bloßer Vorwand, daß wir irgend ein gesetzliches Recht hätten, eines derjenigen Thiere zu tödten, welche dem Menschengeschlechte weder schädlich noch verderblich sind, denn es ist kein Grund, zu glauben, daß die harmlosen Arten dermaßen an Zahl zunehmen könnten, daß sie uns lästig würden. Sie können auch auf die Anzahl beschränkt werden, welche uns nicht lästig fällt und zu unserm Nutzen gereicht. Ich meinerseits, wenn ich bescheiden von mir selber sprechen darf, lebe zufrieden von den Gewächsen meines Gärtchens und finde mich behaglich bei dieser Diät.

John Milton.

(1603—1674.)

Der Verfasser des „verlorenen Paradieses" wurde zu London geboren und war der Sohn eines Notars. Nachdem er zu Cambridge studirt, die gewöhnlichen akademischen Grade erworben und sich auch schon in schriftstellerischen Leistungen versucht hatte, begab er sich auf Reisen in Frankreich und Italien und brachte dann seine übrige Lebenszeit in London zu.

In den Bewegungen, welche die englische Nation gegen Karl I. richtete, stellte sich Milton auf die Seite der Republikaner und vertheidigte in vielen Schriften die Freiheit der

Kirche, des Hauses und der bürgerlichen Gesellschaft. Nach dem Tode des Königs wurde ihm vom Staatsrath das Secretariat der lateinischen Briefe an die ausländischen Staaten übertragen. Dem Protektor Cromwell zeigte er sich vielleicht nur anhänglich, um der geistlichen Tyrannei der Presbyterianer entgegenzuarbeiten. Nach dem Tode des Protektors, als die Regierung seines Sohnes und des Parlaments sich schwach erwiesen, versuchte Milton den Geist der Nation wieder aufzufrischen durch politische Traktate über die Kirchenmacht und über die Errichtung einer freien Republik. Der Antritt Karl's II. nöthigte ihn zur Flucht; er entging jedoch nicht der Verhaftung, wurde aber auf Verwendung einflußreicher Freunde nach zwölf Wochen wieder in Freiheit gesetzt.

Schon in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit stellte sich Abnahme seines Augenlichtes ein und bevor er das fünfzigste Jahr erreicht hatte, erblindete er auf beiden Augen. Weder dieses körperliche Leiden noch der kummervolle Verlust seiner ersten und seiner zweiten Gattin verhinderten ihn an Amtsgeschäften, Studien, historischen und poetischen Arbeiten. In hohem Alter, als seine Schwäche und Blindheit eine Gehülfin nöthig machten, heirathete er eine dritte Frau von adeliger Herkunft. Er war mit wunderbarem Genie begabt und hatte sich eine außerordentliche Gelehrsamkeit in den alten und fast allen neueren Sprachen erworben. Neben seinen unvergleichlichen poetischen Leistungen zeichnete er sich auch als Mathematiker, Historiker und Theolog aus.

In seiner Lebensweise war er außerordentlich mäßig und enthielt sich namentlich aller Reizmittel während der Zeit seiner geistigen Arbeiten; seine Mahlzeit bestand oft nur aus Oliven.

Die emsige Beschäftigung mit der englischen Geschichte und einem lateinischen Sprachschatze ließ ihm doch noch Zeit und Antrieb zu einem epischen Gedichte: „Das verlorene Paradies", welches aber erst im Jahre 1665 vollendet wurde. Milton hatte Mühe, das Manuscript zum Druck zu bringen und verkaufte es für 5 Pfund Sterling. Erst zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen erhielt dieses Werk Anerkennung und verdienten Beifall und wurde allmälig von den größten und er-

habensten Geistern der englischen Nation mit Entzücken und Hochachtung gepriesen.

Das „verlorene Paradies" ist ein Produkt jener poetischen Schwungkraft, welche sich in England noch erhielt, während sie in der ersten Zeit des Protestantismus in anderen Ländern gelähmt zu sein schien. Es sind die Anfänge einer biblischen Mythologie darin enthalten, die wir später in der Messiade von Klopstock weiter ausgebildet finden. Milton folgte dabei bestimmten romantischen, besonders italienischen Vorbildern,*) richtete sich aber, dem Zeitgeiste entsprechend, mit Ernst auf das geistliche Gebiet. Er hatte dabei als Protestant den Nachtheil, daß ihm die sinnbildlichen Vorstellungen und Ueberlieferungen seiner katholischen Vorbilder nicht vergönnt waren und daß der Gegenstand an sich kein vollendetes Drama möglich machte; das „wiedergewonnene Paradies", welches er später hinzufügte, war, dem Umfange und Gehalt nach, nicht als befriedigender Schluß geeignet. Dennoch erweckt dieses epische Werk noch heute allgemeine Bewunderung durch die Vollkommenheit der dichterischen Sprache und den hohen und ernsten Stil. Durch besondere Schönheit zeichnen sich gerade diejenigen Stellen aus, worin der Dichter, in gleicher Weise wie die Alten, die paradiesische Unschuld (das goldene Zeitalter) schildert und im Gegensatze dazu den Abgrund, in welchen die Menschheit versank, nachdem sie gegen das Naturgesetz (das Gebot Gottes) gesündigt hatte.

Den Garten Gottes schildert der Dichter folgendermaßen.**)

Das Land Eden erstreckte seine Gefilde von Haran ostwärts bis zu den königlichen Thürmen der großen Seleucia, die von griechischen Königen erbaut worden, wo lange zuvor die Kinder Edens in Tilassar gewohnt hatten. In diesem lieblichen Lande hatte Gott seinen Garten noch angenehmer angelegt. Er ließ aus dem fruchtbaren Grunde alle Bäume der edelsten Art hervorsprießen, um Gesicht, Geschmack und Geruch zu ergötzen; und mitten unter allen stand der Baum des Lebens, hoch aufgewachsen und blühete mit ambrosianischer Frucht von keimendem Golde. Neben dem Leben wuchs unser Tod: der Baum der Erkenntniß des Guten', welche durch die Erkenntniß des Bösen allzu theuer erkauft wurde. Südwärts lief ein breiter Fluß durch Eden, der seinen Lauf nicht änderte sondern unter dem Berge

---

*) Vergl. Friedrich von Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur, 12. Vorlesung.

**) Paradise Lost. IV.

hindurch floß. Denn Gott hatte dieses Gebirge auf den schnellen Strom geworfen und hoch darüber aufgeführt. Derselbe wurde von den Adern der lockeren Erde mit Durst aufgesogen und quoll jenseits in einer frischen Brunnenquelle hervor. Er wässerte den Garten mit vielen Bächen; diese vereinigten sich, fielen den steilen Abhang hinab und ergossen sich wieder in den Fluß, der aus seinem dunklen Durchwege wieder an das Tageslicht kam und nun, in vier Hauptflüsse getheilt, auf verschiedenen Wegen manches berühmte Land und Königreich durchwanderte. Von diesem Saphirbrunnen rollten sich gekräuselte Bäche über feine Perlen und Goldsand; Nektar floß schlängelnd unter schattigen Gehängen und tränkte Pflanzen und Blumen, die des Paradieses würdig waren und nicht von kleinlicher Kunst in Beete gezwungen sondern mildiglich ausgesäet waren von der gütigen Natur über Hügel, Thal und Ebene, wo die Sonne das offene Gefilde zuerst mit ihrer Wärme berührte und wo undurchdringliche Schatten die Mittagslauben bräunten.

Also war dieser Ort ein glückseliger Landsitz mit mannigfaltiger Aussicht. Da waren Lustwälder, deren köstliche Bäume wohlriechendes Gummi und Balsam tröpften; andere, deren Früchte mit goldener Schale anmuthig herabhingen. Dazwischen lagen Anger, ebene Auen mit Heerden von Vieh, welche die zarten Kräuter abweideten; oder Palmenhügel; oder der blumige Busen eines wohl bewässerten Thales streuete seine Schätze aus: Blumen von allen Farben und Rosen ohne Dornen. An einer anderen Seite schattige Grotten und Höhlen mit kühlen Gemächern, über welche der Weinstock seine purpurnen Trauben ausbreitete und mit üppigen Ranken anmuthig fortkroch. Murmelnde Gewässer fielen den Hügel hinunter, vertheilten sich oder sammelten sich in einem See, welcher dem mit Myrthen gekrönten Gestade seinen Spiegel vorhielt. Die Vögel mischten ihren musikalischen Chor darein und Frühlingslüfte, durchwürzt von dem Dufte der Wiesen und Wälder, ließen die zitternden Blätter ertönen, während der Pan, mit den Grazien und Horen zum Tanze verschlungen, den ewigen Frühling daherführte. Mit diesem Paradiese in Eden konnte Nichts wetteifern: weder das schöne Feld Enna, wo Proserpina, Blumen pflückend, selber als die schönere Blume von dem dunklen Dis gepflückt wurde; noch der liebliche Hain Daphne am Orontes; noch die begeisterte kastalische Quelle; noch jene Niseische Insel, die mit dem Flusse Triton umzingelt ist, wo der alte Cham, der Lybische Jupiter, die Amalthea und ihren blühenden Sohn, den jungen Bacchus, vor den Augen seiner Stiefmutter verborgen hatte; noch der Berg Amara, wo die abassinischen Könige ihre Söhne verwahren, an dem Haupte des Nil gelegen und mit leuchtenden Steinklippen umschlossen.

Unter aller Lust und allen Arten lebender Geschöpfe, welche dem Anblick ganz neu und fremd waren, erschienen Zwei von edelerer Gestalt, aufgerichteten und erhabenen Leibes; göttlich erhaben erschienen sie über Alles mit angeborener Größe in nackter Majestät; das Bild ihres glorreichen Schöpfers leuchtete göttlich aus ihren Augen, voll Wahrheit, Weisheit und Heiligkeit. Doch waren Beide nicht völlig gleich und auch ihre äußerliche Bildung war verschieden. Er war zum Tiefsinn und zur Tapferkeit gestaltet, sie zur Sanftmuth und süßen, reizenden Huld; er allein für Gott, sie für Gott in ihm.

Seine schöne breite Stirn und sein erhabener Blick zeugten von vollmächtiger Herrschaft; sein hyacinthenes Haar hing vom getheilten Scheitel in männlichen Locken herab, doch nicht bis unter die Schultern. Sie trug ihr goldenes Haar ungefesselt und gelöst wie einen Schleier, der bis auf die schlanken Hüften hinunter fiel, in kleine stolze Locken geschlagen, wie der Weinstock seine zackichten Gabeln kräuselt. Damals wurden auch die geheimen Theile des Leibes nicht verborgen; es gab keine schuldige, ungebürliche Scham wegen der Werke der Natur; unehrbare Scham, Brut der Sünde, wie hast du dafür das menschliche Geschlecht mit dem Scheine der Reinheit eingenommen und aus dem Leben des Menschen sein größtes Glück verbannt: die Einfalt und die unbefleckte Unschuld!

So gingen sie nackt und scheuten weder Gottes noch der Engel Auge, denn sie dachten nichts Böses. So gingen sie Hand in Hand einher, das liebreichste Paar, das sich jemals mit Liebes-Umarmungen umschlungen hat: Adam, der beste von allen Männern, seinen nachgebornen Söhnen; Eva, die schönste unter ihren Töchtern. Sie setzten sich unter ein schattiges Gebüsch, das sanft säuselnd auf einem grünen Felde stand, neben einer kühlen Quelle. Nachdem sie sich mit ihrer anmuthigen Gartenarbeit nicht länger bemühet hatten, als genügend war, ihnen den kühlen Zephir zu empfehlen, ihnen die Ruhe stiller, den gesunden Durst und Hunger angenehmer zu machen, griffen sie zu ihrer Mahlzeit von Nektarfrüchten, welche ihnen die herabgebogenen Zweige spendeten. Auf den Ellenbogen gestützt, auf weicher, mit Blumen gestickter Rasenbank sitzend, aßen sie die saftigen Früchte und schöpften, so oft sie dürsteten, von dem Brunnenrande in die Schalen. Es mangelte ihnen auch nicht an freundlichen Gesprächen und schmeichelndem Lächeln und jugendlichen Scherzen, wie es einem so schönen Paare geziemte, das, zu glückseligem Ehebündniß verknüpft, sich so allein befand. Um sie herum spielten gaukelnd alle Thiere der Erde, die seitdem wild geworden sind, und alles Wildthier des Waldes, der Felder, Einöden und Höhlen. Der Löwe trat spielend einher und wiegte das Lamm in seinen Tatzen; Bären, Tiger, Luchse und Pardel gaukelten vor ihnen; der schwerfällige Elephant bemühete sich, sie zu vergnügen und ringelte seinen biegsamen Rüssel; die listige Schlange verflocht ihren Schweif in einen gordischen Knoten, ringelte sich und gab Proben von ihrer unseligen Schlauheit. Andere Thiere hatten sich in dem Grase gelagert, saßen gesättigt da und schaueten um sich oder gingen wiederkäuend ihrem Lager zu. Denn die Sonne eilte mit hastigem Laufe zu den Inseln des Oceans, und die Sterne, welche den Abend aufführen, gingen in der emporsteigenden Wage des Himmels auf.

Die ersten Menschen verwirkten durch ihre Uebelthat den Genuß des Paradieses; sie wurden daraus verstoßen, und der Engel Michael öffnete ihnen die Augen, so daß sie die zukünftigen Wirkungen voraussahen. Adam sieht die beiden Opfernden, seine zwei Söhne, von denen der eine über den anderen ergrimmete, daß er ihm das Leben aus dem Leibe schlug. Nach

dieser ersten Gestalt des Todes, einem Anblick voller Schrecken, grausig zu denken und zu fühlen, stellt ihm aber Michael noch viele andere Gestalten des Todes dar und viele Wege, die zu seiner schrecklichen Höhle führen:

Etliche werden durch gewaltthätige Streiche sterben, durch Feuer, Wasser und Hunger; Mehrere aus Unmäßigkeit im Essen und Trinken; Diese sinken durch abscheuliche Krankheiten in die Erde. Ein großer Haufe von ihnen soll vor dir erscheinen, auf daß du erkennest, welchen Jammer Eva's Unenthaltsamkeit auf die Erde bringen wird.

Unmittelbar darauf erschien vor seinen Augen ein trauriger, abschreckender, dunkler Ort; es schien ein Lazareth zu sein, angefüllt mit einer großen Zahl Kranker und mit allen Krankheiten: reckende Folterschmerzen, herzbrechende Bangigkeit, Gicht und Schlagfluß, allerlei Fieber, die fallende Sucht, Erstickungsflüsse, Stein und Nierengries, Geschwüre, Kolik, tobsüchtiger Wahnwitz, trübsinnige Schwermuth, ausdörrende Schwindsucht, Mondsucht, Marasmus, weltverheerende Pest, Wassersucht, Engbrüstigkeit, qualvolles Seitenstechen. Es gab grauenvolle Erschütterungen, tiefes Seufzen; geschäftig eilte Verzweiflung von Beite zu Bette. Ueber den Kranken schwang der siegreiche Tod seinen Pfeil, zögerte aber, ihn abzuschießen, obgleich er mit Bitten und Flehen von ihnen angerufen wurde, als ihr höchstes Gut und ihre letzte Hoffnung.

Darauf führte der Engel dem Adam noch eine andere Scene vor Augen.

Er sah eine große Strecke Landes vor sich liegen; Städte und Dörfer; Festungen voller Kriegsleute, mit hohen Pforten und Thüren; gewaffnete Völker; trutzige, kriegerische Gesichter; Riesen mit mächtigen Knochen und voller Verwegenheit. Einige schwangen ihre Waffen, andere tummelten die schäumenden Hengste, einzeln oder in voller Schlachtordnung, zu Fuß oder zu Roß. Es war keine müßige Musterung.

Dort war eine auserlesene Schaar auf Fütterung ausgegangen und trieb ihre Beute über die Ebene: eine Heerde Rinder, schöner Ochsen und Kühe aus fettem Wiesengrunde, oder wolletragendes Vieh, die Schafe mit ihren blökenden Lämmern. Mit großer Mühe, um Hülfe rufend, entrinnen die Hirten dem Tode; es entstehet ein blutiges Gefecht; die Geschwader laufen wüthend gegen einander an. Das Gefilde, wo vorher das Vieh weidete, liegt jetzt blutig und verlassen da, überall mit Leichen und Waffen überstreuet.

Andere hatten eine feste Stadt eingeschlossen und bestürmten sie aus Laufgräben mit Wurfzeugen und Leitern. Jene vertheidigten die Wälle mit Wurfspießen und Pfeilen, mit Steinen und Schwefelfeuer. Auf beiden Seiten sieht man riesenmäßige Thaten vollbringen und Metzeleien.

In einer anderen Gegend rufen die Herolde mit ihren Friedensstäben den Rath unter die Stadtpforte; grauhäuptige, ernste Männer, mit Kriegern gemischt, treten zusammen; man höret wohlgesetzte Reden,

kann sich aber nicht einigen. Endlich stand ein Mann von mittlerem Alter unter ihnen auf, ausgezeichnet durch weise Geberden. Er redete von Recht und Unrecht, Gerechtigkeit, Religion, Wahrheit, Frieden und von dem göttlichen Gerichte. Aber Alte und Junge verspotteten ihn und hätten ihn mit gewaltthätigen Händen ergriffen, wenn nicht eine Wolke sich herabgesenkt und ihn auf unsichtbare Weise aus dem Getümmel hinweg genommen hätte. So behielt die Gewalt und Unterdrückung und das Faustrecht den Fortgang auf der ganzen Ebene; kein Ort der Zuflucht war zu finden.

Adam war in Thränen, wendete sich jammernd zu seinem Führer und sprach betrübt: O, was für Menschen sind dies! Diener des Todes. Unbarmherzig befördern sie die Menschen zum Tode und verdoppeln zehntausend Mal die Sünde Desjenigen, der seinen Bruder erschlug.

Michael antwortete: Dies waren wunderbare Geburten, an Leib und an Geist. Denn in denselben Tagen wird allein die Macht bewundert werden und Tapferkeit und heldenmüthige Tugend heißen. Im Streite zu siegen, Völker bezwingen, nach zahllosen Metzeleien reiche Beute heimbringen — das wird für den höchsten Gipfel der menschlichen Ehre gehalten und um der Ehre des Triumphs willen vollbracht werden, damit man den Titel großer Eroberer, Beschützer der Menschheit, Götter und Söhne der Götter erwerbe, obschon sie richtiger Verwüster und Pest des menschlichen Geschlechtes genannt werden sollten. Auf diese Weise erlangt man einen Namen und Nachruhm auf Erden, und was den Ruhm am meisten verdiente, das wird in's Stillschweigen versenket.

O, armseliges Menschengeschlecht, rief Adam klagend aus, welchem unglückseligen Schicksale bist du aufbehalten! Es wäre besser, du wärest nie geboren. Ist uns das Leben gegeben worden, damit es uns so entrungen werde? Kann das Ebenbild Gottes, das einst so gut und erhaben geschaffen wurde, erniedrigt werden zu solchem Leiden unter unmenschlichen Schmerzen?

Das Bild ihres Schöpfers, antwortete Michael, wich damals von ihnen, als sie sich selber erniedrigten, um der ungezügelten Lust zu dienen; als sie das Bild des schnöden Lasters annahmen, was Eva zur Sünde verführte. Darum ist ihre Strafe so schnöde und verunstaltet nicht Gottes Bildniß sondern ihr eigenes; oder wenn es Gottes Bildniß ist, so wird es von ihnen selber verunzieret, indem sie den gesunden Stand der reinen Natur in ekelhafte Krankheiten verkehren, nach ihrem eigenen Verdienst, weil sie Gottes Bild in sich nicht in Ehren halten.

John Evelyn und John Ray.

(1620—1706. 1627—1705.)

Ersterer, ein schätzenswerther englischer Botaniker, wurde zu Wooton in Surrey geboren. Nach längeren Reisen in Frankreich und Italien erhielt er eine Stellung bei der Royal Society und veröffentlichte mehrere Werke über die Verbreitung der Pflanzen

und über die Wald-Cultur. In einem weniger bekannten Werke, betitelt Acetaria (London 1699), empfiehlt er die in Essig eingemachten Salate und spricht sich entschieden zu Gunsten der vegetabilischen Ernährung aus. Seine Beweisgründe sind meistens diätetischer Art, wobei er auch auf die Erfahrungen hinweist und auf die kräftigen Völkerstämme, die sich ausschließlich von Pflanzenspeisen ernähren; doch auch an moralischen Gründen läßt er es nicht fehlen, von denen wir hier einige im Auszuge mittheilen.*)

Gewiß ist es, daß der allmächtige Gott, indem er den Menschen Kräuter und Früchte zur Nahrung bestimmt, kein Wort von Fleisch spricht. Dies gilt für zweitausend Jahre; und wenn später in der mosaischen Verfassung Verbote und Unterscheidungen betreffs der Thiere vorkommen, so werden dagegen die Pflanzen aller Art ohne Unterschied Jedermann's Wahl freigestellt.

Da es der menschlichen Natur unstatthaft und abschreckend erschien, bevor die sittliche Verderbtheit einriß, so hätte es nicht eingeführt werden müssen, daß irgend ein Geschöpf Schmerz und Tod erleiden mußte, um dem Menschen zur Speise zu dienen, da ihm ein unerschöpflicher Vorrath der köstlichsten und nahrhaftesten Früchte und der Baum des Lebens zu seinem Unterhalte frei stand. Die Kinder suchten der Mutter Brust, sobald sie geboren waren, und wenn sie erwuchsen und sich selber nähren konnten, so wählten sie aus natürlichem Antriebe die Früchte, aber kein Fleisch; und noch heute würden sie es thuen, wenn nicht die Gewohnheit sogar die Gesetze der Natur überwände.

Außer dem Alterthum und der Gesundheit und langen Lebensdauer unserer Vorfahren — was Alles zu Gunsten der Pflanzennahrung spricht — hat dieselbe aber noch andere Vorzüge, nämlich: daß sie Mäßigkeit, Mäßigung, Ruhe, Wohlbehagen und noch unzählige andere Vortheile gewährt. Hören wir, was unser berühmter Botaniker Ray**) darüber sagt:

„Die Pflanzenkost ist für unser ganzes Leben von so allgemeiner Wichtigkeit, daß wir ohne sie nicht behaglich und gesund leben, ja, ohne sie überhaupt nicht bestehen könnten. Was zu unserer Ernährung nothwendig ist, was zu unserer Erfrischung und Erquickung dient, das wird von dieser reichlichen und unerschöpflichen Quelle hervorgebracht und uns gespendet. Ach, und wieviel unschuldiger, köstlicher und gesunder ist eine mit dieser Speise bedeckte Tafel in Vergleich mit dem dunstwarmen Fleische der geschlachteten Thiere! Jedenfalls

*) In Ermangelung des Originals wurde der englische Text aus Howard Williams „The Ethics of Diet“ benutzt.

**) John Ray (1627—1705), welcher zuerst in England die Botanik und die Zoologie zu einer eigentlichen Wissenschaft erhob und welchem Buffon und Cuvier die höchste und dankbarste Anerkennung zollen, ist der Verfasser einer Geschichte der Pflanzen, einer Naturgeschichte der Vögel, Fische und Insekten, einer methodischen Synopsis der vierfüßigen Thiere u. a.

wurde der Mensch von der Natur nicht zu einem fleischfressenden Thiere geschaffen, auch ist er nicht zu Raub und Beute bewaffnet, nicht mit spitzigen Reißzähnen noch mit gekrümmten scharfen Klauen versehen, um die Beute zu packen und zu zerreißen, sondern mit zarten Händen, um Früchte und Kräuter zu sammeln und mit Zähnen, geeignet, sie zu kauen und zu verzehren."

Evelyn geht alsdann auf die physischen und geistigen Genüsse ein, welche die Pflanzenkost gewährt. An einer andern Stelle beruft er sich auch auf die Kirchenväter und spricht seine Ueberzeugung aus, daß das Blutvergießen unter den Christen eine Folge der blutigen Nahrung sei.

Fügen wir hierzu noch die Betrachtung, welche sowohl unserer Verehrung wie unserer Bewunderung ansteht, daß der unendlich weise und glorreiche Urheber der Natur den Pflanzen solche erstaunenswerthe Eigenschaften verliehen hat: einigen die feurige Beschaffenheit, welche Wärme und Behagen erweckt; anderen die Kühle zur Erfrischung; anderen den fetten Saft zur Sättigung und Ernährung des Körpers; noch andere belebende Säuren, welche die Eßlust reizen und dem Gaumen schmeicheln; jenen die Kraft, unsere natürliche Stärke zu erneuern und zu unterstützen; diesen wiederum entzückenden Duft und Wohlgerüche zu unserer Freude und Erfrischung, kurzum: alle geistige und wirksame Kraft, um alle Theile und alle Fähigkeiten zu jeder menschlichen, ich möchte sagen: zu jeder himmlischen Leistung zu beleben und zu erwecken.

Viele Bekenntnisse, namentlich das christliche, berufen sich auch darauf, daß sogar einige der alten Kirchenväter der Meinung gewesen sind, dem Noah und seinen Söhnen sei die Erlaubniß, Fleisch zu verzehren, aus keinem anderen Grunde bewilligt worden als wie es ebenfalls in Bezug auf das Recht der Juden, ihre Eheweiber zu verstoßen, geschah: nämlich aus Rücksicht auf die Verhärtung ihrer Herzen und um das murrende Geschlecht zu beschwichtigen. Unter Anderen führe ich an: Tertullian (über das Fasten, Kap. 4), Hieronymus (gegen Jovin), Clemens von Alexandrien (Strom. 7), Eusebius (Vorbereitung zum Evangelium), welcher verschiedene der Philosophen und Theologen des Alterthums aufzählt, die sich der Fleischnahrung enthielten.

Jean la Fontaine.

(1621—1695.)

Der berühmte Verfasser der lieblichen Fabeln und Erzählungen wurde 1621 zu Chateau-Thierry geboren. Er wollte sich dem geistlichen Stande widmen, entsagte aber bald diesem Vorsatze. Erst im vorgerückten Alter wurde er, durch andere musterhafte Dichtungen angeregt, auf seine eigene poetische Begabung aufmerksam. Seine kleinen Erzählungen und Lustspiele

fanden Beifall; seine Fabeln wurden aber von seiner Nation als unübertreffliche Muster verehrt. Die anspruchslose, frische, ungekünstelte und herzliche Sprache, in welcher in diesen Gedichten die freundlichen, treuherzigen und geistvollen Gedanken erscheinen, und die Helden der Fabel vorgeführt werden, sind ein unverstelltes Zeugniß von dem sanften, harmlosen und aufrichtigen Charakter, wodurch sich der Autor auch persönlich bei seinen Zeitgenossen beliebt machte.

In der lehrreichen Fabel der Mann und die Schlange treten die Kuh und der Stier als Ankläger gegen den Menschen auf; Letztere verfährt noch glimpflich genug, indem sie die menschliche Undankbarkeit nicht einmal dem Gelüste nach der Fleischkost sondern nur dem blutigen Opferdienste zuschreibt. Diese Fabel erinnert an andere ähnlichen Inhalts, wie die des Aesop vom Wolf, der die Schäfer, welche ein Lamm verzehren, zurecht weist und an Gay's Fabel von Pythagoras und dem Landmann.

Der Mann und die Schlange.*)

In einer Grube fand ein Landmann eine Schlange,
Gut (sprach er), daß ich dich hier fange,
Du Abschaum der Natur; fort aus der Welt mit dir!
Das giftige, das böse Thier
(Die Schlange, nicht der Mensch; der Ausdruck könnte trügen)
Wird drauf in einen Sack gethan;
Und dann
Hebt seinen Spruch der Kläger an:
Du bist (kannst du, so straf' mich Lügen!)
Der Undankbaren Ebenbild.
Wer einem Schalk vergiebt, den schilt
Man dumm; ich will den Vorwurf nicht verdienen;
Drum stirb! — Die Schlange spricht: Wenn ich auch reden darf,
So muß ich es gestehn, du handelst gar zu scharf.
Mir hat im Gegentheil geschienen,
Der Mensch verdiene mehr den Namen undankbar
Als wir: ich rede frank, allein ich rede wahr. —
Was? (rief der Landmann) von uns beiden
Sollt' ich der undankbare sein?
Es gilt dein Ja so wenig wie mein Nein.
Drum mag ein Dritter hier entscheiden. —
Sie sehen eine Kuh auf nahen Stoppeln weiden,
Und rufen sie herbei, erzählen ihr den Fall.

*) La Fontaine's Fabeln, übersetzt von Samuel Heinrich Catel. Zehntes Buch, 2. Fabel.

Deswegen rieft ihr mich? (so läßt die Kuh sich hören)
Deswegen mußtet ihr mich in dem Grasen stören?
Die Sach' ist längst und überall
Entschieden. Mensch, du bist der Undankbare!
Ich diente dir so viele Jahre;
Ich gab dir meine Milch; so manches Kalb ward dein;
Ich machte dich gesund und satt und reich; allein
Nun bin ich alt, muß Hunger leiden,
Auf diesen Fleck gebannt, in magern Stoppeln weiden.
Hätt' ich zum wenigsten nur meine Freiheit noch!
Glaubst du, daß mir ein schwerer Joch
Die Schlangen auferlegt? Ich nicht. Die Undankbaren!
Die Menschen, die Barbaren!
So sprach die Kuh; der Landmann stottert drein:
Sie ist nicht klug, ist kindisch, ist von Sinnen.
Doch jener Ochse da, der wird vernünftig sein.
Wir rufen ihn; nicht wahr? — Die Schlange willigt ein.
Der Ochse kommt, fängt an, der Sache nachzusinnen,
Sie langsam hin und her zu käu'n,
Und spricht zuletzt: Wir Ochsen, wir gewinnen
Dem Menschenthier sein täglich Brot;
Wir tragen zehnfach seine Noth,
Und unser saurer Fleiß erkauft uns Ceres Gaben,
Die sie umsonst, die Tagediebe! haben.
Und was ist unser Lohn? (der Mensch ist undankbar!)
Ein wenig Futter, viele Schläge.
Und sind wir alt, (der Mensch ist grausam gar!)
So büßet er auf dem Altar
Mit unserm Blut oft seine Sündenwege.
— — — — — — — — — — — — — —
Verbiß'ne Wuth, daß man ihn überwiesen,
Erfüllt den Landmann. Ei, ich bin zu gut
(So bricht er endlich aus), ja wahrlich, daß ich diesen
Mein Ohr so lange lieh! — zugleich zerschellte er
Der Schlange Kopf an einem Steine.
So macht es mancher große Herr,
(Der große heißet hier der kleine).
Der Ueberzeugung bester Grund.
Versinkt in seinem seichten Hirne;
Und kaum eröffnet ihr zum Reden euren Mund,
So runzelt er schon seine Stirne.
Er glaubet fest, daß jede Kreatur,
Daß Menschen, Thiere, Küh' und Schlangen
Für ihn geschaffen sind; drum will er nur,
Daß wir an seinem Blicke hangen,
Und daß die ganze Welt die Kur
Ihm machen soll. — Ja, was ist da zu thun? Sich neigen
Und — schweigen.

Den ebenso schändlichen wie unvernünftigen Lehrsatz des Cartesius, daß die Thiere nur „Maschinen“ seien, unterwirft

la Fontaine einer satyrischen Abstrafung auf Grund der alltäglichsten und augenfälligsten Erfahrungen und schließt, wie auch Cuvier gethan, mit dem schönen und treffenden Vergleiche: die Thiere den Kindern gleichzustellen, sowie auch der deutsche Dichter Jean Paul die Liebe zu den Thieren mit der Mutterliebe verglich.

Die beiden Ratten, der Fuchs und das Ei. *)

Iris, ich würde dir verdienten Weihrauch streu'n;
Doch dieser eitle Dunst nimmt dein Gehirn nicht ein.
Wie oft hast du ihn ausgeschlagen?
Zwar mag ihn dein Geschlecht nur gar zu gern ertragen,
Denn Damen lobt man nie genug,
Zumal wenn dieses Lob mit einem neuen Schwung
Sich hebt und Wahrheit scheint zu sagen.
Beim Lobe schlief bis jetzt kein Frauenzimmer ein,
Ich kann es ihnen nicht verargen;
Sie haben dieses mit Monarchen
Und selbst mit Göttern ja gemein.
Der Nektar, den das Dichtervolk beschrieben,
Den des Olymps Bewohner lieben,
Der unterm Mond den Erdengott berauscht,
Ist Lob. Du magst ihn nicht; dagegen
Gefällt dir Witz mit Witz vermischt,
Und Scherz mit Scherz, von Scheelsucht unbelauscht,
Wie wir ihn unter uns zu führen pflegen.
Du ahmst der Biene nach, die ihre süße Frucht
In jeder Wiesenblume sucht.
Drum zürne nicht, wenn sich bisweilen
In meine Fabeln fremde Zeilen
Cartesischer Philosophie
Verirren. Ja, du kennest sie:
Sie lehrt, daß Thiere nur Maschinen
Und seelenlos wie Uhren sind.
Es ist bloß Räderwerk in ihnen;
Eins gehet langsam, Zwei geschwind,
Und Nummer Drei greift stets in Nummer Viere;
Die letzte Nummer schlägt und zeigt die Stunde an.
So (heißt es weiter) sind die Thiere:
Sie fühlen's, wenn ich sie berühre;
Wie aber? ist bei ihnen Plan,
Verstand und Wille? Nein, sie folgen dem Gebote
Der ewigen Nothwendigkeit.
Zwar spricht man ingemein: das Thier fühlt Traurigkeit,
Fühlt Lust, fühlt Liebe, Schmerz; allein man irret weit;
(So lehrt Cartesius) das Thier hält gleiche Note

*) Zehntes Buch, 1. Fabel.

Mit deiner Uhr. Und wir? Ei nun!
Wir Menschen wissen, was wir thun,
Das ist der Unterschied von uns zum Thiere,
Wie ihn Cartesius, halb Mensch, halb Engel, lehrt.
Was giebt mir (fragt er) einen Werth?
Ich denk', und weiß es, daß ich denke. Spüre
Ich nicht das Gegentheil bei Thieren? Denken sie?
Und wenn in ihnen auch Gedanken sich erzeugen,
Ist ihnen Ueberlegung eigen?
Cartesius spricht: Nein! Ich sprech' es nur mit Müh'
Ihm nach; denn (um ein Beispiel dir zu geben)
Wenn jener Hirsch, im Streite für sein Leben,
Den Jäger täuscht, durch Flüsse schwimmt,
Dann absetzt, sich versteckt, und hundert Wege nimmt,
Bis endlich, wenn die Kräfte ihm versagen,
Er einen jüngern Hirsch aus seinem Lager treibt,
Daß ihn, an seiner Statt, betrogne Hunde jagen;
Heißt das nicht überlegen? Bleibt
Dem Menschen hier ein Vorzug eigen? Wissen
Wir mehr als dieser Hirsch? Doch nennt man sein Genie
Instinkt, und ihn ein unvernünftig Vieh;
Statt alles Ruhms wird er zerrissen.

Dem Rebhuhn ist
Durch eine List
Sich selbst und seine Jungen
Zu retten, oft gelungen.
Wenn jene, unbefiedert noch und schwach,
Dem Jäger nicht entfliegen können,
So stellt es sich verwund't, zieht einen Flügel nach,
Und lockt den Feind vom Nest. Hernach
Schwingt es sich in die Luft. Und Hund und Jäger kennen
Die Spur zum Aufenthalt der Jungen nun nicht mehr,
Und kehren heim, beschämt und leer.

Nicht weit vom Nordpol ist ein Land, von Leuten
Bewohnt, noch wild und roh wie in den ersten Zeiten
Der Welt. Doch blieben wild und roh
Die Menschen nur: die Thiere sind nicht so
In jenem Lande. Diese bauen
Sich Häuser in dem Strom, gefährlich anzuschauen,
Und noch gefährlicher zu bauen.
Von einem Ufer an das andre hin
Reicht das Gebäude stark und kühn.
Die Unterlage, Holz; dann eine Schicht von Erde;
Dann wieder Holz; dann Lehm; so eben, so geschickt,
Als hätte selbst die Kunst ihr Siegel aufgedrückt;
Und dieses ist Instinkt? . . . Ich, für mein Theil, ich werde
Nicht klug daraus. Wenn man die Arbeit sieht,
Wie hier ein Biber Holz mit seinen Zähnen säget,
Der andre dieses Holz mit seinen Zähnen zieht,
Der dritte es genau nach rechten Winkeln leget,

Der vierte Lehm dazu mit seinem Schwanze schläget;
So schwindet deine Republik,
Gottgleicher Plato! weg, vor einem solchen Blick,
Und Menschen, wenn sie gleich Vernunft zum Loos bekamen,
Sind unvermögend, Bienen nachzuahmen.
Wie? Biber sollten nur Maschinen sein?
Und spräche ja! die Welt; ich spräch' allein: Nein!
Ist dir dies Beispiel nicht genug, so höre
Ein zweites an aus einem Königsmund!
Ein Fürst, vor dem der Türkenbund
Erbebte, Polens Fürst und Polens Ehre,
Ein Fürst, vor dessen Heer der Sieg mit Palmen zog,
Ein Fürst, o hört es doch! ein Fürst, der niemals log,
Versichert, daß in seinen Landen
Es eine Gattung Thiere giebt,
Von Fuchsesart, im Kriege so geübt,
Daß sie bewaffnet und in Banden
Sich Treffen liefern. Kriegeslist,
Spione, Hinterhalt, Vedetten, Alles ist
Bei ihnen, wie bei unsern Kriegern.
Gieb uns den Sänger Iliums zurück,
Grausamer Acheron! er bringe diesen Siegern
Ein neues Lied: gieb uns (ein zweites Glück!)
Zugleich den Schüler Epikur's zurück;
Er geb' uns Licht in diesen Finsternissen.
Doch, was er uns zu sagen hat, das wissen
Wir längst: daß nämlich die Natur
In Thieren wirkt; die unvernünft'ge Kreatur
Ein bloßes Uhrwerk ist; und daß in tausend Saiten
Sich sein Gedächtniß spannt, worauf der Zufall spielt;
Daß überhaupt das Thier nicht denkt, nicht will, nicht fühlt;
Daß wir dagegen uns durch Geist und Willen leiten;
Daß uns ein Wesen lenkt, regiert, befiehlt,
Das man die Seele nennt. — Ja, wäret
Ihr Herren nur so gut, und lehret und erkläret,
Was eine Seele ist? Das ist der schwere Punkt!
Man sieht den Finger wohl, den man in's Wasser tunkt,
Den Meißel, den der Bildner führet,
Doch was den Finger und die Hand regieret,
Das sieht man nicht, so wenig wie ihr seht,
Wie sich das Weltsystem um seine Spindel dreht.
Da mögen Engel sein, die Sonne umzurollen;
Hier lebt und webt ein Geist in mir,
Belebt den Körper: — Wie? — Ja, so was wollen
Nur Thoren wissen. Wir, bescheidne Iris, wir
Begnügen uns damit, in Hoffnung bess'rer Zeiten,
Wo uns ein neues Licht vom Thron der Gottheit strahlt,
Das sich hienieden nur in dunkler Ferne malt,
Zu wissen, daß die Unvollkommenheiten
Verschiedne Stufen sind, und alle Wesen sich
An diese ungeheure Kette schließen;

Zu wissen,
Daß unser guter Schöpfer dich und mich
Weit höher hob, als so viel Millionen,
Die mit uns dieses Rund bewohnen,
Und daß der Geist, der in uns lebt und denkt,
Uns vor den Thieren tausend Vorzug schenkt.
Doch wer bestimmt den Grad, der diesen Thieren eigen,
Und oft bewundernswürdig ist?
Ein neues Beispiel mag Dir zeigen,
Wie oft Instinkt mit Geist zusammenfließt.
Zwei Ratten suchten ihre Speise,
Und fanden (welch ein Glück!) ein Ei.
Genug für sie, und überlei!
Sie schickten sich schon an, auf guter Brüder Weise
Das Ei zu theilen, als (o Unglück!) sich
Ein Fuchsschwanz in der Ferne zeigte. —
Wie könnte man auf eine leichte
Und gute Art das Ei (so fragten brüderlich
Die Ratten sich)
Dem Herrn Schmarotzer, ohn' es zu zerstückeln,
Entziehn? Es rollen? nein. In Gras es wickeln
Und mit den Vorderfüßen tragen? nein,
Es ziehen? geht nicht an. Die Noth gab ihnen ein,
Was hier zu thun: Noth macht geschickte Leute.
Der Ratten Nest war nah, der Fuchs noch in der Weite.
Die erste Ratte legt sich auf den Rücken, faßt
Das Ei mit ihren Pfoten, und die zweite
Zieht bei dem Schwanze sie mit ihrer süßen Last,
Und so erreichen sie mit unverletzter Beute
Den unterirdischen Palast.
Nun sage man mir noch, mir, der ich dies erzähle,
Daß es den Thieren an Verstande fehle!
Wär' mir ein Urtheil hier vergönnt,
So wär' es, sie mit Kindern zu vergleichen.
Das Kind hat eine Art Vernunft; es kennt
Sich nicht; es kann die Höhe nicht erreichen
Vom ganzen Menschen: ist das Thier (wie man es nennt)
Nicht auch, dem Grade nach, vom Menschen nur verschieden?
Kein Automat, kein bloßes Instrument?
Kurz, hätten wir nicht allen Streit vermieden,
Nicht alle Schwierigkeit verbannt,
Wenn wir im Thiere Seele das genannt,
Was wir bei Luft und Feuer Aether nennen,
Den bessern Theil, die Quintessenz,
Zu geistig zum Verrauchen, zum Verbrennen;
Doch immer mit der Differenz,
Daß Thieresseelen nicht in Forma schließen können?
Wir Menschen könnten uns des schönsten Vorzugs freun:
Es würden überhaupt in uns zwei Seelen sein.
Die eine, allen Wesen voller Leben,

Vernünftigen und unvernünftigen gemein;
Die andre, die zu Engeln uns erheben,
Zu Engeln machen kann, uns von den Thieren trennt,
Und, wie ein schwaches Licht, erst langsam in uns brennt,
Alsdann sich flammenhell verbreitet,
Und mit der andern Seele streitet.
Mit dieser zweiten Seele soll
Der Mensch, nach seinem Erdenleben,
Sich zu dem Sternenzelt erheben,
Und da, des herrlichsten Berufes voll,
In neuer Wirksamkeit und neuen Freuden leben.

Fast zu harmlos rügt der Fabeldichter die Allerwelts-Mordlust, womit der Mensch zu allen Zeiten und aller Orten seine blutigen Striche durch die Rechnung der Natur macht:

Der Wolf und die Hirten.*)

Ein Wolf voll Menschlichkeit, (wenn es dergleichen giebt)
Warf manchen Mord, den er aus Noth verübt,
Sich vor: du wirst gehaßt von Menschen und von Thieren;
(So sprach er zu sich selbst) es wird dir nachgestellt;
Du lebst in steter Angst, dein Leben zu verlieren;
Du bist der Feind, die Furcht, der Fluch der ganzen Welt;
In England darfst du dich nicht einmal blicken lassen,
Da wird auf deinen Kopf ein theurer Preis gesetzt;
Mit deinem Namen bringt die Wärterin zuletzt
Das Kind in Schlaf. Nein, nein! man soll mich nicht mehr hassen;
Dies ist das räud'ge Schaf, das ich einmal verzehrt,
Der abgeschabte Hund, das halb verfaulte Pferd,
Der alte zähe Bock, bei meiner Treu! nicht werth.
Gern will ich, herzlich gern, den alten Trieb vergessen,
Und keinen Bissen Fleisch, so lang' ich lebe, fressen;
Mich nähren, wie das Lamm sich auf der Wiese nährt;
Und sollt' ich auch dabei vor Hunger gleich erblassen,
So ist mein Vorsatz fest: man soll mich nicht mehr hassen.
Er spricht's und sieht bei einem niedern Strauch,
Daß Hirten sich ein Schaf am Spieße braten.
Oho! (ruft er) die Herren machen's auch
Wie ich, und mich gereuen meine Thaten?
Nein, nein! ich wäre wohl ein Thor!
Mein guter Hammel Hans, ich fress' dich nach wie vor,
Auch ohne Spieß und ohne Butter,
Dich, deinen Vater, deine Mutter,
Und deinen Großpapa, und deiner Brüder Chor.
Er hatte Recht. Wir Menschen speisen
Von Thieren, was uns schmeckt; wir würgen nah und fern,

*) Zehntes Buch, 6. Fabel.

Was Leben hat, und möchten gern
Den Thieren diesen Hang verweisen.
Soll denn der Wolf, ein wildes Thier,
Gewissenhafter sein als wir?

Jacques Benigne Bossuet.

(1627—1704.)

Bossuet, Bischof von Meaux, geboren 1627 zu Dijon, stammte aus angesehener Familie. Er wurde im Jesuiten-Collegium zu Dijon erzogen und erhielt später Unterricht im Collegium von Navarra zu Paris. Frühzeitig zeichnete er sich durch schwungvolle Beredtsamkeit aus und wirkte in einer langen Zeitfolge als Doctor der Sorbonne, Canonicus in Metz, Bischof von Condom und von Meaux, als Staatsrath, Almosenier der Herzogin von Bourgogne und als Erzieher des Dauphin. Zum Unterrichte seines königlichen Zöglings schrieb er die berühmten Reden über die allgemeine Geschichte (Discours sur l'histoire universelle). In diesem Werke und in seinen Reden (Oraisons) zeigt sich Bossuet als Schriftsteller und Redner ersten Ranges, gleich erhaben an glänzender Beredtsamkeit wie an umfassendem Verstande, nicht bloß beschränkt auf theologische Gegenstände sondern gerichtet auf alles Ernste und Sittliche in Staat und Kirche, Politik und Geschichte, das er mit klarem, selbständigem und freiem Blicke anschauete. Seine Schriften sind ein Vorbild des vollkommensten Stils und daß sie auch eine Quelle der erhabensten Wahrheiten enthalten, mag eine Stelle aus seinen Reden über die allgemeine Geschichte bezeugen, welche wir hier anführen wollen.*) Er schildert die Zeit nach der Sündflut, wo die Erde durch Noah's Familie auf's neue bevölkert wird:

Die Welt erneuert sich und noch ein Mal geht die Erde aus dem Schoße der Gewässer hervor; aber an dieser Erneuerung bleibt ein ewiger Eindruck der göttlichen Rache haften. Bis zur Sündflut war die ganze Natur stärker und kraftvoller; durch die ungeheure Wassermenge, welche Gott auf die Erde brachte und welche eine lange Zeit darauf verweilte, wurden ihre inneren Säfte verändert; die mit außerordentlicher Feuchtigkeit überladene Luft beförderte die Verderbniß; und da die ursprüngliche Einrichtung des Weltalls abgeschwächt war, so verminderte sich auch die menschliche Lebensdauer, welche beinahe

---

*) Discours sur l'histoire universelle à Monsieur le Dauphin. Paris 1681. p. 141.

bis auf tausend Jahre gereicht hatte; die Kräuter und Früchte besaßen nicht mehr die Kraft wie früher und der Mensch glaubte im Fleische der Thiere eine zureichendere Nahrung zu finden.

Auf diese Weise verschwanden und erloschen allmälig die Ueberreste der ersten Einrichtung und die veränderte Natur verkündete dem Menschen, daß Gott für ihn nicht mehr derselbe sei, seitdem er durch so viele Verbrechen erzürnt worden.

Uebrigens ist jene lange Lebensdauer der ersten Menschen, wovon die Jahrbücher des Volkes Gottes melden, den anderen Völkern nicht unbekannt geblieben und ihre alten Ueberlieferungen gedenken derselben. Der beschleunigte Tod machte den Menschen die beschleunigte Rache fühlbar und da sie sich täglich mehr und mehr in das Verbrechen versenkten, so mußten sie sich gewissermaßen auch mit jedem Tage mehr in die Strafe versenken.

Schon die Veränderung der Lebensmittel konnte ihnen zeigen, wie sehr sich ihr Zustand verschlimmerte; denn da sie dadurch schwächer wurden, so wurden sie auch zu gleicher Zeit gefräßiger und blutdürstiger.

Vor der Zeit der Sündflut war die Nahrung, welche der Mensch ohne Gewaltthat in den freiwillig herabfallenden Baumfrüchten und den schnell trocknenden Kräutern fand, ohne Zweifel noch ein Ueberrest von der ursprünglichen Unschuld und von der uns angeborenen Sanftmuth. Jetzt müssen wir Blut vergießen, um uns zu nähren, trotz dem natürlichen Abscheu, den wir dagegen empfinden, und alle Künste, die wir aufbieten, um unsere Tafel zu decken, sind doch nicht im Stande, uns die Leichenspeise zu verhehlen, daran wir uns sättigen.

Dies ist aber nur der kleinste Theil unsers Unglücks. Das Leben, welches schon ohnehin nicht lange währt, wird noch verkürzt durch die Leidenschaften, die sich in das Menschengeschlecht einschleichen. Der Mensch, der in früherer Zeit des Lebens der Thiere schonte, hat sich gewöhnt, nicht mehr das Leben seiner Mitmenschen zu verschonen. Vergebens verbot Gott gleich nach der Sündflut, Menschenblut zu vergießen; als er Thierfleisch zu essen gestattete, schloß er das Blut aus, um wenigstens noch eine Spur von unserer früheren natürlichen Sanftmuth zu retten; aber vergebens. Die Mordthaten vermehrten sich ohne Maß. Allerdings hatte vor der Sündflut Kain seinen Bruder seiner Eifersucht geopfert. Sein Nachkomme Lamech beging den zweiten Mord und man mag glauben, daß noch andre diesem verdammenswerthen Beispiele folgten. Aber die Kriege waren noch nicht erfunden. Erst nach der Sündflut erschienen jene Länderverwüster, die man Eroberer genannt hat und die, nur aus Ruhm- und Herrschsucht, so viele Unschuldige hinopferten. Nimrod, der vermaledeite Sprößling des vom Vater verfluchten Cham, begann damit, Krieg zu führen, um sich ein Reich zu schaffen. Seitdem hat sich der Ehrgeiz in alle Wege des Lebens der Menschheit eingeschlichen; sie sind dahin gelangt, sich unter einander zu tödten, ohne sich zu hassen; der Gipfel des Ruhmes und aller Künste besteht darin, sich gegenseitig umzubringen.

Die Vernunft war geschwächt und verderbt; in dem Maße wie man sich von dem Ursprunge der Dinge entfernte, verwirrten sich die

Ideen der Menschen, die sie von ihren Voreltern empfangen hatten. Die ungelehrigen oder schlecht unterwiesenen Kinder glaubten nicht mehr ihren betagten Großvätern, die ihnen nach so vielen Geschlechtern schier fremd geworden waren. Der verthierte Sinn der Menschen konnte sich nicht mehr zu intellektuellen Dingen erheben und sie wollten nur noch anbeten, was sie sahen. Der Götzendienst verbreitete sich über das Weltall.

Thomas Tryon.

(1634—1703.)

Thomas Tryon, in dem Dorfe Bibury in Gloucestershire geboren, war der Sohn eines armen Ziegelstreichers und erhielt in der Jugend nur den nothdürftigsten Unterricht. In seinem siebzehnten Jahre kam er zu einem Hutmacher in London in die Lehre, verwendete aber alle freie Zeit auf wissenschaftliche, vorzugsweise physiologische Studien. Durch diese wissenschaftliche Beschäftigung und auch durch die mäßige Lebensweise seines Lehrherrn, eines biederen Wiedertäufers, die er sich zum Muster nahm, wurde er auf die Diät-Reform hingelenkt, welcher er vom 23. Lebensjahre treu blieb, indem er nur Pflanzen- und Milchspeisen, Butter, Käse und als Getränk nur Wasser genoß. Diese Ernährungsweise verhalf ihm zu einem starken, fast unermüdlichen Körper und zu regsamen und frohen Geisteskräften.

Neben seinen gewerblichen und kaufmännischen Beschäftigungen, womit auch Reisen nach Holland verbunden waren, widmete er sich schriftstellerischer Thätigkeit auf dem Gebiete der Diätetik. Unter sechs größeren Werken von Bedeutung zeichnet sich besonders aus „der Weg zu Gesundheit, langem Leben und Glück.“*) In diesem vortrefflichen Werke betont Tryon nicht nur die sanitären Gründe für die fleischlose Diät, indem er nachweist, daß Kräuter, Obst und die verschiedenen Körnerfrüchte „das beste Blut und den feinsten Geist“ bilden, sondern er offenbart auch einen sittlichen Eifer gegen die flüchtigen Genüsse des „Schlundes“ und gegen die Bauchgötzen, die da vermeinen, die Speise könne nicht üppig genug sein und es könne davon nicht genugsam in den Leib gestopft werden; gegen die

*) The Way to Health, Long Life and Happiness by Philotheos Phisiologus (pseudonym), London 1683.

Prasser, deren Bäuche bis zum Kinn geschwollen sind, so daß sie ihre Augen, weil sie nicht niederwärts blicken können, stets gen Himmel richten, — nicht etwa aus Andacht, denn sie hegen „gegen den allmächtigen Schöpfer nicht mehr Achtung als gegen ihre Mitgeschöpfe.“

Die Schlächterei nennt er eine barbarische und grausame Sitte, aus welcher sich die schlechtesten Leidenschaften der Menschen herleiten ließen.

Hierbei gedenkt er auch der Lehre des Pythagoras, der gerechten Lebensweise seiner Nachfolger und der milden Sitten der Hindus, und entwirft ein Bild von der gesteigerten Culturstufe, welche die menschliche Gesellschaft erreichen würde, sobald sie von ihren unsauberen Mahlzeiten abließe.

Dieselben und bei weitem größere Vortheile würde die Christenheit erlangen, wenn sie abließe von Hader, Unterdrückung und von dem, was sie dazu antreibt: vom Thiermord und vom Verzehren des Blutes und Fleisches. Menschenmord, teuflischer Groll und gegenseitige Grausamkeit würden sich vermindern oder wahrscheinlich gar nicht mehr vorkommen. Denn Lossagung hat eine größere Wirkung, als man sich denkt, sowohl die vom Guten wie vom Bösen; denn wovon sich der Mensch lossagt, das hat seine Macht auf ihn verloren. In gleicher Weise werden durch die Lossagung von der Grausamkeit die dunklen Wolken der Unwissenheit wie durch ein Wunder zerstreuet und die Erkenntniß geweckt, zu unterscheiden zwischen guten und bösen Vorsätzen, zuerst im Menschen selber und dann verhältnißmäßig in allen anderen Dingen. So lange aber die Menschen unter der Einwirkung leben von aller Art Unreinigkeit, Gewalt und Unterdrückung, so lange erblicken sie auch kein Uebel darin. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, daß die Menschen irgend Etwas richtig verstehen oder Göttliches von menschlichen Dingen zu unterscheiden vermögen, so lange sie sich nicht von jenen Uebeln lossagen sondern sich begnügen, dem großen Haufen in seinem Geleise und dem Glauben ihrer Voreltern zu folgen, wobei sie aber eigentlich nur dem alten Schlendergang folgen.

Welch' einen häßlichen und widerwärtigen Anblick bieten Leichname dar und Stücke blutigen, rohen Fleisches! Jedenfalls würde es uns entsetzlich erscheinen und kein Mensch würde ohne Abscheu daran denken, es in seinen Mund zu bringen, wenn uns nicht Gewohnheit und Sitte von Geschlecht zu Geschlecht vertraut damit gemacht hätte. Letzterer Einfluß ist so mächtig, daß in einigen Ländern der Brauch bestehen soll, die Leichname von Verwandten und Freunden zu verzehren, indem die Menschen dort der Meinung sind, sie können Jenen kein edleres Begräbniß verstatten als in ihren Eingeweiden. Und da es so Brauch ist, so empfinden sie dabei ebenso wenig Bedenken oder Widerwillen wie Andere, wenn sie den Schenkel eines Hasen oder den Flügel eines Huhns verschlingen. Denken wir uns einen Menschen,

der in einem Lande aufgewachsen wäre, wo es nicht Brauch ist, zu schlachten und Fleisch zu essen, und käme auf unsern Fleischmarkt oder erblickte unsere Schlachthäuser und sähe, wie wir mit Thierleichen verkehren und wie gemüthlich und fröhlich wir sie bestatten und welche ehrenvolle Grabstätten wir den Leichnamen der Thiere geben, ja sogar ihren Gedärmen und Eingeweiden — würde er nicht von Erstaunen und Entsetzen ergriffen werden? Würde er uns nicht für grausame Ungeheuer halten und sagen, wir seien vertiert und stellten uns auf die Stufe der Raubthiere, indem wir unsere Mitgeschöpfe zu unserer Beute und Atzung machen?

Es war also der Brauch, welcher die unmenschliche, wilde Natur erweckte, so daß es der Menschheit zur leichten und vertrauten Gewohnheit wurde, zu morden, mit Fleisch und Blut zu handiren und sich davon zu ernähren. Und ebenso verhält es sich, wenn die Menschen sich unter einander tödten und unterdrücken; denn sehen wir nicht, daß ein Soldat, der in den Kriegen blutdürstiger Fürsten erzogen wurde, ohne Bedenken und Reue Hunderte von Menschen tödten würde, die ihm nicht mehr Leides angethan haben, als das Lamm dem Fleischer zufügte, der ihm die Kehle durchschneidet? Wenn die Menschen nur die Gewalt und die Gewohnheit auf ihrer Seite haben, so halten sie Alles für recht.

Die Zukunft, die der Freund des Menschengeschlechts hofft und ersehnt, — die Zukunft ohne Mord, Blutvergießen und blutige Atzung schildert der vortreffliche Mann, wie sie die Propheten des alten Testaments schilderten, aber in Anschauungen und Gegensätzen, die sich den Verhältnissen unsers modernen gesellschaftlichen Lebens anschließen.

Alsdann hört aller Hader auf; kein Schreckensschrei oder klägliches Aechzen wird mehr vernommen, weder von Menschen noch Thieren. Keine Gossen, darinnen das Blut geschlachteter Thiere rinnt, keine stinkende Fleischbänke, keine blutige Fleischer. Kein Kanonendonner, keine in Brand gesetzte Städte. Keine ekelhafte, dumpfe Kerker oder Eisengitter, um die Menschen abzusondern von Weib und Kind und freier Luft; kein Jammer aus Mangel an Nahrung und Kleidung. Keine Schwelgerei noch eitle Erfindungen, um in einem Tage so viel zu verwüsten, wie Tausende nur durch harte Arbeit und Mühe erwerben können. Schreckliche Flüche und gemeine Reden sind verstummt. Man wird die Pferde nicht im Galopp die Hügel hinan treiben, ohne ihrer Last und Mühe zu achten. Man verführt keine Jungfrau und giebt sie und die eigenen Kinder dann allem erdenklichen Elende preis. Man verpachtet keine Ländereien so theuer, daß der Pächter genöthigt ist, sich selber, sein Gesinde und Vieh fast zu Tode zu quälen, um den Zins kaum erschwingen zu können. Der Niedere wird sich nicht mehr über die Tyrannei des Höheren beschweren, und kein Mangel wird herrschen, weil es weder Ueberfluß noch Schwelgerei giebt. Kein Lärm, kein Weheruf von Verwundeten. Man bedarf keiner Wundärzte, um Kugeln aus dem Fleisch zu schnei-

den oder zerschmetterte Gliedmaßen abzunehmen. Man vernimmt kein Wimmern über die Qualen der Gicht oder anderer schmerzlicher ansteckender oder abzehrender Krankheiten. Auch die Kinder bleiben von einer Unzahl von Leiden verschont und sind stark und gesund wie die Jungen der Thiere sind, weil sie Gottes Gesetz in der Natur nicht verletzt haben. Dieser Verstoß ist die Ursache der meisten oder aller Krankheiten, welche die Menschheit plagen. Denn hinsichtlich der Gesundheit besteht kein anderer Unterschied zwischen Menschen und Thieren als nur der Ueberfluß und die Unmäßigkeit, sowohl der Menge wie der Beschaffenheit nach.*)

Thomas Tryon's „Weg zur Gesundheit" gab einem der verdienstvollsten Bürger der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, dem Naturforscher und Staatsmanne Benjamin Franklin, die erste Anregung, sich eine lange Zeit seines Lebens ausschließlich von Pflanzenkost zu ernähren. Er erzählt es in seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung mit folgenden Worten:

Als ich etwa 16 Jahre alt war, kam mir zufällig ein Buch von einem gewissen Tryon zu Händen, worin die vegetabilische Diät empfohlen wurde. Ich entschloß mich dazu. Da mein Bruder unverheirathet war, so hielt er keinen eignen Hausstand sondern hatte sich und seine Lehrlinge bei einer anderen Familie in Kost gegeben. Meine Weigerung, Fleisch zu essen, veranlaßte Störungen und man zog mich gelegentlich wegen meiner Sonderbarkeit auf. Ich bemühete mich, nach Tryon's Art und Weise einige Speisen herzustellen, wie gekochte Kartoffeln, Reis, leichte Mehlspeisen und dergleichen, und machte alsdann meinem Bruder den Vorschlag, daß ich mich selber beköstigen würde, wenn er mir wöchentlich die Hälfte des Geldes gäbe, das er für meinen Tisch bezahlte. Er willigte sogleich ein, und ich fand bald, daß ich die Hälfte von dem, was er mir gab, zurücklegen konnte. Dies war ein guter Zuschuß, um mir Bücher zu kaufen. Dabei hatte ich noch einen anderen Vortheil. Wenn mein Bruder und die übrigen Arbeiter die Buchdruckerei verließen, um zu Tische zu gehen, so blieb ich allein zurück, verzehrte auf der Stelle meine geringe Mahlzeit, die oft nur aus einem Zwieback oder einem Stück Brot, einer Hand voll Trauben oder einer kleinen Torte vom Pastetenbäcker nebst einem Glas Wasser bestand, und behielt die übrige Zeit bis zu ihrer Rückkehr zum Studiren frei. Darin machte ich um so bessere Fortschritte, als in Folge meiner mäßigen Mahlzeit mein Kopf klarer und meine Verstandskräfte geweckter waren.**)

---

*) Die Uebersetzung ist nach dem englischen Text in „The Ethics of Diet" p. 312, 313.

**) The life of Benjamin Franklin, written by himself. Now first edited from original Manuscripts by John Bigelow. Philadelphia. 1874. Vol. I, p. 111, 112.

Dieses Bekenntniß Franklin's trug dazu bei, in neuerer Zeit die Bestrebungen für die vegetabilische Diät-Reform in Nord-Amerika zu wecken; dieselben erhielten ihre Förderer in Sylvester Graham, Horsell und Trall.

George Cheyne.

(1671—1743.)

George Cheyne stammte aus schottischer Familie, studirte zu Edinburg Medizin und lebte später zu London als Arzt und Mitglied der königlichen Societät. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern auf dem Gebiete der Physiologie, Arzneikunde und Philosophie und verfaßte eine „neue Theorie der Fieberkrankheiten“, eine Abhandlung „über die Gicht und den Gebrauch der Bäder“, einen „Versuch über die Diät nebst fünf medicinischen, moralischen und philosophischen Gesprächen.“ 1705 erschien von ihm ein philosophisches Werk „über die Grundsätze der Natur-Religion.“ Als das ausgezeichnetste seiner Werke gilt „die Abhandlung (Essay) über Gesundheit und langes Leben“, welches Haller als das beste auf diesem Gebiete rühmte.

In den meisten dieser Schriften weist Cheyne — vielleicht zuerst unter den Aerzten — gründlich nach, daß die Pflanzenkost allein die naturgemäße Diät für den Menschen und daß der Abweichung von dieser Lebensweise fast alle Krankheiten zuzuschreiben seien. Den segenvollen Einfluß der vegetabilischen Diät hatte er an sich selber erfahren, indem er sich dadurch von langjährigen und schweren körperlichen Leiden befreite, die er sich durch die herkömmliche Lebensweise zugezogen hatte; seit jener Diätreform erfreuete er sich einer dauernden Gesundheit und erreichte auch noch ein ziemlich hohes Alter. Er starb 1743 zu Weston bei Bath.

Die physiologischen, anatomischen und chemischen Beweise, die er zu Gunsten der Pflanzenkost führt, sind, mit Berücksichtigung des damaligen Standpunktes der Naturwissenschaften, überaus scharfsinnig und überzeugend zu nennen. Er läßt es aber nicht dabei bewenden sondern betrachtet die Sache auch von Seite der Ethik und Philosophie. Auch hier ist seine Auffassung geistvoll und originell, indem er, wie Plato, von dem

Grundsatze ausgeht, daß die Liebe als das Grundgesetz in der Schöpfung anzusehen sei. Das Raub- und Mordsystem (nach dem modernen Ausdruck „der Kampf um das Dasein") ist einer Corruption der Natur unseres Weltkörpers zuzuschreiben; die Weisheit und Güte Gottes leitet aber dahin, auch die herrschende Abirrung der Geschöpfe von der ursprünglich reinen und friedfertigen Natur selber als ein Mittel zur Läuterung und allmäligen Wiederherstellung zu verwenden. Als Engländer streng bibelgläubig, bezweifelt Cheyne nicht, daß Gott den Menschen nach der Sündflut den Fleischgenuß zugestanden habe, gleichwie den Juden die Vielweiberei und die monarchische Regierung gegen das ursprüngliche Gebot eingeräumt worden sei, aber nur in Anbetracht ihrer moralischen Schwäche und sittlichen Verderbniß und zu dem doppelten Zwecke: sie für ihre Sünden zu strafen und allmälig wieder zur Reinheit zurückzuführen; dieser orthodoxe Bibelglaube verleitet ihn sogar zu der Absurdität, den Thiermord schier zu entschuldigen, um Gott zu rechtfertigen, daß er ihn gestattet.

Diese moralisch-philosophischen Ansichten sind im 2. Abschnitte der Abhandlung über die Diät auseinandergesetzt, wovon wir nachfolgend einige Stellen anführen.*)

Die Frage, welche ich hier behandeln will, ist, ob animalische Kost, der ursprünglichen Absicht des Schöpfers gemäß, den Thieren und besonders dem Menschengeschlecht zur Nahrung bestimmt sei. Und ich bin überzeugt, daß dies niemals beabsichtigt sondern nur erlaubt wurde, und zwar als ein Fluch oder eine Strafe und als ein Kurmittel gegen eine Krankheit, oder (wie die Franzosen sagen) au pis aller; und weil die unendliche Weisheit und Macht mit den verderbten und widerspenstigen Geschöpfen vorläufig nichts anzufangen vermochte. So scheint die unendlich weise und väterliche Güte es gestattet zu haben: 1) um die Menschen die nothwendigen und natürlichen Folgen ihrer begehrlichen Schwelgerei durch schmerzvolle, grausame Krankheiten fühlen zu lassen; insofern das Gefühl und die Erfahrung die sichersten Lehrmittel für ein kurzlebiges Geschöpf sind; 2) um ihre natürliche Lebensdauer zu kürzen, damit Sünde, Elend und Empörung nicht unaufhörlich zunehmen; 3) um solches Leiden und Elend in ihnen zu erzeugen und zwar auf eine natürliche Weise, welche sich mit der Freiheit und anderen

---

*) An Essay on Regimen, together with five Discourses, medical, moral and philosophical. London. 1740. (Discourse II. Philosophical Conjectures about the Preference of vegetable to animal food.)

natürlichen Seelenkräften verträgt, die von Gott ausgegangen sind und die er niemals beschränken oder zerstören möchte. Diese Leiden aber sollen dem Menschen Abscheu einflößen gegen seine unnatürlichen Begierden und Genüsse und ihn gemahnen, zurückzukehren zu Ordnung und Tugendliebe und deren natürlicher Quelle; 4) um die natürlichen Seelenkräfte (nämlich Leben, Verstand und Willen) durch die Hinfälligkeit des Körpers herabzustimmen und zu schwächen, damit sie in Gleichgewicht kommen mit sittlichen Kräften (nämlich: Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit), welche durch jenen Abfall verderbt und erniedrigt worden sind.

Denn wenn Leiden, Schmerz und Elend nothwendig zu unserer Reinigung und Wiederherstellung aus entartetem Zustande sind, so wurde jene Erlaubniß zu eben jenem Zwecke gegeben. Dieses Phänomen in der Vorsehung (die Erlaubniß, thierische Kost zu genießen) und diese thatsächliche Offenbarung sind nicht anders zu erklären, als daß die unendliche Weisheit sie, wenngleich unwillig, als ein Mittel der Strenge gewährte, insofern Schmerz, Leiden und Krankheiten natürliche und nothwendige Mittel zur Buße und Reinigung sind; gleichwie ein guter Vater zugiebt, daß sein unnatürlicher und verderbter Sohn in den Kerker geführt werde und Zwang, Hunger, Kälte und Schmerzen erleide, als einziges Mittel, um ihn mäßig, bedächtig, weiser und besser zu machen.

Wer mit der Offenbarung bekannt ist, der wird in der göttlichen Verwaltung noch andere ähnliche Zugeständnisse finden. Es ist augenfällig der Natur, den ewigen Gesetzen, der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß, daß ursprünglich ein Weib für einen Mann bestimmt war und nicht mehr. Denn zwischen beiden Geschlechtern besteht kein anderer Unterschied als in der Form und äußern Gestalt; ihre wesentliche Natur und geistige Gestalt ist in gleichem Grade beständig und unveränderlich und der eigentliche Unterschied liegt nur in der Cultur. Die unendliche Weisheit würde sonst dem Manne, wenn sie ihm mehrere Weiber bestimmt hätte, mit gleichem Rechte mehrere Köpfe, Augen oder Magen gegeben haben. Und dennoch gestattete Gott den Juden die Vielweiberei, um ihrer verstockten Herzen willen. Obgleich dieses Volk nicht bloß, wie wir jetzt, von Gottes allgemeiner und unsichtbarer Vorsehung regiert und geleitet wurde sondern durch seine wunderbare, fühlbare und sichtbare Gegenwart, so verlangten sie doch einen König, wie ihn die anderen Völker hatten, und er gab ihnen einen solchen in seinem Zorn.*) Seine unermeßliche Güte bezweckte stets in seiner Allmacht und Allwissenheit, die abfälligen und widerspenstigen Geschöpfe wiederherzustellen, indem er ihnen, unbeschadet ihrer Freiheit und der ihnen verliehenen Fähigkeiten, gestattete, in ihre Schwäche und Gebrechlichkeit auf eine Zeit lang zu versinken, um sich später wieder emporzuheben;

---

*) Die englischen Vegetarianer haben merkwürdiger Weise diese Argumente aus dem Alten Testamente unter ihre Beweise aufgenommen (Twenty-four Reasons for a Vegetarian Diet; in's Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Robert Springer, Flugbl. 3 des deutschen Vereins für naturgemäße Lebensweise; bei E. Baltzer in Grötzingen).

gleichwie ein gütiger Vater, um sein vorwitziges Kind vor dem Feuer zu bewahren, es mit dem Finger einem Lichte nahe bringt, damit es durch den Schmerz dieses gefährliche Element fürchten lerne.

Vom Standpunkt der natürlichen Religion und aus den einfachen Regeln der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit läßt es sich nicht rechtfertigen, daß man einem Mitgeschöpfe das Leben nehme, aus bloßer Gier und Schwelgerei und nicht aus Nothwendigkeit und Nothwehr, so lange ein zureichender Vorrath von vegetabiler Nahrung zum Lebensunterhalte vorhanden ist; daß man einem lebenden Geschöpf die größte Pein, die sich denken läßt, zufügt und ihm die einzige Glückseligkeit raubt, deren es fähig ist, nämlich das Leben (das sich weder ersetzen noch vergelten läßt), aus bloßem Sinnenkitzel — wie, frage ich, wollte man diese wilde und barbarische Frechheit vom Standpunkte der bloßen natürlichen Religion und natürlichen Billigkeit erklären, ohne die Offenbarung? Der allweise Urheber und Gesetzgeber der Natur, der das ganze System der Intelligenzen mit einem Blicke übersieht und vollkommen weiß, zu welchem Ende und zu welchem Zwecke er sie geschaffen und hierher gesetzt hat, er, der alleinige Eigenthümer von Leben und Glückseligkeit, möge über sie verfügen, wie ihm beliebt; er weiß, wann sie ihre Laufbahn der Prüfung und Buße beendigt haben und ist im Stande, den Verlust eines niederen Lebens durch das Geschenk eines höheren zu ersetzen. Denn es ist nicht unmöglich, daß die Thiere zu einer geringeren Ordnung vernünftiger Wesen gehört haben, die, da sie weniger verschuldeten, auch schneller und mit geringeren Leiden wieder herzustellen sind; und da sie mit uns leiden, so mögen sie auch mit uns wieder hergestellt werden; der Apostel sagt: die ganze Schöpfung mühet sich mitsammen, das heißt wahrscheinlich: das ganze Reich des Saturn, der Kerker der göttlichen Schöpfung. Für Gott mag es ein Akt der Gerechtigkeit, Weisheit und Güte sein, das Leben einer niederen Ordnung von Wesen hinzugeben, um der Läuterung einer höheren Ordnung willen. Und man könnte vielleicht muthmaßen, jene Erlaubniß zu thierischer Nahrung habe den weisen Zweck, uns zu strafen und zu bessern durch körperliche Leiden, die Zeit unserer irdischen Leiden durch Krankheiten abzukürzen und zu gleicher Zeit die Opfer zu einem glückseligeren Dasein zu befördern. Denn es wäre sonst nicht denkbar, daß ein unendlich weises und gütiges Wesen fühlende und vernünftige Wesen zu keinem anderen Zwecke als zum Leiden geschaffen hätte. Die meisten Thiere sind Märtyrer für die Speise und die Opfer der menschlichen Gattung; einige dienen anderen Thieren zur Nahrung; alle sind epidemischen Krankheiten und zufälligem Mißgeschick ausgesetzt; wenige verleben ihre Zeit glücklicher als andere und alle müssen zuletzt den Tod erleiden.

Zu welcher Zeit die thierische Nahrung zuerst in Aufnahme kam, ist nicht genau bekannt. Der war ein kühner Mann, der den ersten Versuch dazu machte. Es erforderte ein steinernes Herz und einen hohen Grad von Grausamkeit und Wildheit, die Zuckungen, Todeskämpfe und Qualen eines armen Mitgeschöpfes anzusehen, um der Wollust zu genügen und die abgestumpften Organe zu reizen. Vom Standpunkte der natürlichen Vernunft und Billigkeit betrachtet, finde

ich keinen großen Unterschied, ob man sich von Menschenfleisch oder von Thierfleisch nähre; ich glaube sogar, manche vernünftige Geschöpfe würden weniger von Schmerz leiden, wenn sie geschlachtet würden, als ein starkes Rind oder ein Hirsch. Nur Gebrauch und Beispiel können diesen Schrecken abschwächen, die Vernunft allein nicht. Man mag vielleicht einwenden, die Opfer schienen einen wichtigen Theil der Wiederherstellung auszumachen, da sie eine ursprüngliche oder überlieferte Institution seien und keine Nation unter der Sonne sich ohne dieselben beholfen hätte. Die Opfer mögen aber ursprünglich eingesetzt worden sein, um den Sünder zu gemahnen, daß er selber eigentlich den Tod verdiente, den er das arme Thier erleiden läßt. Es ist auch nicht unmöglich, daß der rohe und unwissende Pöbel, der die niederen Dienste bei den Opfern leistete, den ersten Versuch mit der thierischen Nahrung machte, indem er an die Leiden seiner Mitgeschöpfe gewöhnt wurde und das Fleisch derselben angenehm und schmackhaft fand. Vielleicht läßt es sich auf diese Weise begreifen, daß die Fleischnahrung bei allen Völkern Eingang fand; dies ist jedoch nur eine Muthmaßung, um diese Sitte zu erklären, welche der ursprünglichen Natur des Menschen und dem Plane des Schöpfers widerstrebt. Alle Einschränkungen, welche das jüdische Gesetz vorschrieb, waren nur Schulmeistereien, um die Menschen auf die reinen und universalen Lehrsätze des Christenthums hinzuleiten, und wenn St. Petrus durch eine wunderbare Vision belehrt wurde, daß es nichts Gemeines und Unreines mehr gäbe, so geschah dies zu einer Zeit, wo bereits Selbstverleugnung, geistliche Armuth und Buße zu den Grundsätzen des neuen Systems gemacht worden waren.

Fragt man nun, welche der beiden Ernährungsweisen geeigneter sei zur Erwerbung der Tugend, so spricht schon das, was wir bereits gesagt haben, zu Gunsten der Pflanzenkost; denn durch diese werden die körperlichen Leidenschaften gekühlt und geschwächt, das Blut und die Säfte werden gesänftigt, die geistigen Organe dadurch gleichzeitig geklärt und geschärft; die Vernunft und die geistige Natur des Menschen gewinnen mehr Freiheit und finden in ihrer Wirksamkeit weniger Widerstand und Hindernisse.

Betrachtet man den gegenwärtigen Stand der Natur: die Unzahl lebender Geschöpfe, durch Hitze und Feuchtigkeit erzeugt; die vielen Millionen organisirter Samen von Pflanzen und Thieren, welche in jeder Jahreszeit zerstört werden; die Unmöglichkeit, Nahrung, ja nur reines Wasser zu genießen, ohne Millionen von kleinen Thieren zu vernichten; die Einrichtung, daß fast jedes Thier ein anderes verschlingt und daß sowohl unter den fühlenden wie vernünftigen Wesen ein unersättlicher Blutdurst und Hang nach animalischer Nahrung vorzuherrschen scheint: — so beantworten sich folgendermaßen diese Vorurtheile (denn ich mag sie nicht Einwendungen nennen):

Jene Thatsachen lassen sich nicht verneinen, fallen aber nicht in's Gewicht gegen den philosophischen Nachweis, daß die Fleischkost, ihrer Natur nach, geeigneter ist, Krankheiten zu veranlassen, als die Pflanzenkost, daß der gütige und weise Schöpfer mithin ursprünglich beabsichtigte, wenigstens seinen intelligenten und vernünftigen Geschöpfen eine pflanzliche Nahrung zuzuweisen. Daraus folgt aber auch zu

gleicher Zeit, daß die Pflanzenkost, namentlich die Pflanzensamen besonders geeignet sind, die durch Fleischnahrung hervorgerufenen Krankheiten zu heilen.

Man beachte wohl, was St. Paulus versichert: die ganze Schöpfung, das ganze System, aber namentlich unser Erdball mit allen seinen Bewohnern leidet an einer tödtlichen Krankheit und arbeitet, gleich einem kreisenden Weibe, um die gegenwärtige Last von Verderbtheit und Schlechtigkeit von sich abzuwälzen und seine ursprüngliche Geistigkeit, Reinheit und Freiheit wiederzuerlangen.

Alles thierische Leben hienieden ist ein Zustand der Büßung, der Reinigung, des Fortschrittes zu der ursprünglichen Vollkommenheit; denn es wäre der größte Widerspruch, zu meinen, daß der allweise und allgütige Gott irgend eines seiner Geschöpfe Schmerzen leiden ließe, wenn nicht zum Zwecke, sie zu vervollkommnen. Er allein weiß, wann dem gegenwärtigen Zustande der Besserung ein Ende zu setzen ist durch den Tod, das heißt durch die Auflösung ihres groben irdischen Gefängnisses, welches aus unserm verunstalteten planetarischen System gebildet wurde; er weiß den geistigen Einwohner zu einem reinen und verfeinerten System zu befreien.

Das thierische Leben in allen Graden und Gattungen leidet und muß hier leiden durch körperliche Mängel und Gebrechen, durch schädliche Einflüsse der Jahreszeiten, durch Raubsucht und Wildheit der Mitgeschöpfe, außerdem durch tausend andere Zufälle und zuletzt durch den Tod und den Bruch ihrer äußeren Hülle. Dies Alles erklärt sich daraus, daß die Geschöpfe sich im Zustande des Leidens und der stufenweisen Läuterung befinden und daß sie zuletzt in Freiheit gesetzt und die Kinder Gottes werden, je nach dem Range, der seiner ursprünglichen Absicht und dem Plane seines Weltreiches entspricht.

Niemand läugnet, daß Thiere, obgleich sie Gefühl und Verstand haben, getödtet werden dürfen, wenn es sich um die Selbstvertheidigung oder um irgend einen weisen und moralischen Zweck handelt. Diese Zwecke, mit allen ihren Umständen, stehen unter der sittlichen Regierung eines allweisen Wesens. Die Frage ist nur die, ob den Thieren gerechter und vernünftiger Weise Schmerzen zugefügt werden dürfen, zu keinem andern Zwecke, als den stumpfen Gaumen zu kitzeln, obgleich es heilsamere und schmackhaftere Nahrungsmittel giebt. Viele Thiere verzehren andre nur, wenn ihnen die geeignete vegetabilische Nahrung mangelt und selbst reißende Thiere begnügen sich mit letzterer, wenn sie solche genügend vorfinden; selbst die gefräßigen Fische verschlingen sich nicht unter einander, wenn sie mit Kügelchen, aus Mehl und Milch geknetet, gefüttert werden, wie Andrews von Norfolk durch Experimente nachgewiesen hat.

Gestehen wir zu, daß die Thiere von einem geistigen, immateriellen Wesen beseelt und von gleicher Natur mit den vernünftigen Geschöpfen sind, so stehen sie doch nicht auf gleicher Stufe mit jenen: sie mögen vernünftige Geschöpfe niederer Ordnung sein, niedriger anfangend und langsamer zur bestimmten Vollkommenheit fortschreitend; sie mögen sich in verschiedenen Zuständen der Läuterung befinden und die ganze Zeit ihrer hiesigen Dauer im Stande der Kinder verleben, welche vor der Geburt sterben oder bevor sie zum Gebrauch der Ver-

nunft gelangen, und die noch auf anderen Stufen des Daseins wachsen und fortschreiten zu einer höheren Vollkommenheit der Empfindung und Intelligenz, von welcher wir kaum eine Vorstellung haben. Denn mir erscheint es völlig unglaublich, daß ein fühlendes oder vernünftiges Geschöpf in diesen Zustand des Daseins und Leidens versetzt werden könne, zu keinem anderen Ziele, als wir es hier erreichen sehen; ebenso unglaublich ist es, daß ein Geschöpf willkürlicher animalischer Funktionen fähig sein, das heißt: leben und fühlen könnte, ohne einen Grad von immateriellem, unsterblichem und selbstthätigem Geiste. Aus der Materie und ihren Gesetzen können solche Erscheinungen nicht erklärt werden. Es muß ein weiser und guter Schauplatz für alle fühlende und intelligente Wesen bewahrt sein, dessen Entdeckung uns einst in Bewunderung und Entzücken versetzen wird.

Bernard de Mandeville.

(1670—1733.)

Mandeville, zu Dortrecht in Holland geboren, lebte als Arzt in London und ist der Verfasser mehrerer Werke, worin Fragen und Gedanken über Religion, Kirche und Politik behandelt werden. Benjamin Franklin, welcher ihn in London kennen lernte, schildert ihn als einen geistvollen, unterhaltenden Gesellschafter. Ein kurzes Gedicht „der summende Bienenschwarm“ (the grumbling hive), welches er veröffentlichte, erregte Aufsehen, wurde bei der zweiten Ausgabe von dem Autor mit zwei Bänden Anmerkungen und Dialogen versehen und erschien unter dem Titel: „die Fabel von den Bienen.“

Dieses Werk wurde vielfältig als unmoralisch und irreligiös angefochten, insofern Luxus, Trug und andere sogenannte sociale Laster als Hebel der gesellschaftlichen Wohlfahrt geschildert werden. Das sociale Leben der Menschen, nach dem Vorbilde eines großen Bienenschwarms dargestellt, ist jedoch offenbar ironisch geschildert, so daß dem Verfasser zu glauben ist, wenn er den Vorwurf, absichtlich unsittliche Motive verfochten zu haben, von sich ablehnt. Die langen Gespräche zwischen Horatio und Cleomenes im zweiten Bande, worin sich vortreffliche Bemerkungen über die Widersprüche zwischen den Sittengesetzen und den Gebräuchen der Gesellschaft vorfinden, haben vorzugsweise den Zweck, nachzuweisen, daß die Fabel von den Bienen keineswegs ein unsittliches Werk sei und daß nur jene Querköpfe (Wrongheads) eine solche Beschuldigung aussprechen können,

welche meinen, das Laster werde ermuthigt, wenn man es aufdeckt, „gleich wie Jene, welche der Meinung sind, daß durch die häufige Vorstellung der Bettler-Oper (the Beggar's Opera) die Spitzbubenstreiche und Räubereien überhand nehmen."*)

Einzelne Aussprüche über Thiermord, Krieg und Blutvergießen lassen auf ein klares Urtheil und ein unverhärtetes Gemüth des Autors schließen.

An einer Stelle des 5. Dialogs heißt es:

Unserm angeborenen Stolze und der Ueberschätzung unserer Gattung ist es zuzuschreiben, daß die Menschen sich einbilden, das ganze Weltall sei hauptsächlich ihretwegen geschaffen. Dieser Irrthum verleitet sie zu tausenderlei Ausschweifungen und zu ganz unwürdigen Vorstellungen von Gott und seinen Werken. Es ist nicht unnatürlicher und keine größere Grausamkeit, wenn ein Wolf ein Stück von einem Menschen verzehrt, als wenn ein Mensch einen Theil von einem Lamm oder Huhn ißt.

Auf einer der folgenden Seiten findet sich der Ausspruch:

Der wirkliche Schaden und Nachtheil, den die wilden Thiere unserer Gattung zugefügt haben, ist nicht zu vergleichen mit den Grausamkeiten und den unzähligen tödtlichen Verletzungen, die sich die Menschen unter einander zufügten. Man stelle sich einen kräftigen Krieger vor, der ein Bein in der Schlacht verliert, alsdann von den Rossen am Boden zerstampft wird, mit zerbrochenen Rippen und gespaltenem Schädel mehrere Stunden lang hülflos im Todeskampfe liegen bleibt — und dann sage man mir, ob er auf diese Weise weniger leidet, als wenn ihn ein Löwe zerrissen hätte.

In der Anmerkung P des 2. Bandes erklärt Mandeville das Verzehren des Thierfleisches für eine „grausame Schwelgerei":

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht die Macht der Gewohnheit sei, wodurch selbst gutmüthige Menschen in Stand gesetzt werden, es zu billigen, daß so viele Thiere täglich zu ihrem Lebensunterhalt getödtet werden, obgleich die gütige Erde sie reichlich mit vegetabilischer schmackhafter Speise versieht. Wohl weiß ich, daß dieser Grund unser Mitgefühl nur in geringerem Grade erregt und daher wundere ich mich auch nicht darüber, daß die Menschen so wenig Mitleiden empfinden mit solchen unvollkommenen Thieren, wie Krebse, Muscheln und Austern und Fische im Allgemeinen. Da diese Thiere stumm und sowohl in ihrer äußeren Gestalt wie innerlicher Bildung weit verschieden von der unsrigen sind, so drücken sie sich unverständlich

---

*) Das Gedicht zu Beggar's Opera wurde von Gay geschaffen. Diese Oper begründete die sogenannte englische Balladen-Oper, welche die italienische in England für eine Zeit lang verdrängte.

für uns aus und es ist daher nicht befremdend, daß ihr Schmerz von uns nicht begriffen wird; denn Nichts erweckt unser Mitleiden lebhafter, als die Zeichen des Schmerzes, wenn sie unmittelbar unsere Sinne treffen, und ich habe Leute, welche ein halbes Dutzend Hühner mit Vergnügen schlachten konnten, doch bewegt gesehen, wenn sie die Schmerzenslaute vernahmen, die ein lebender Hummer am Spieße hören ließ. Aber unbegreiflich ist es mir, wie ein Mensch, der nicht in Gemetzel und Blutvergießen verhärtet ist, ohne Rührung den gewaltsamen Tod und die Qualen von solchen vollkommenen Thieren, wie Schafe und Ochsen sind, mitansehen kann; ihr Herz, Gehirn und Nervensystem unterscheiden sich wenig von den unsrigen und die Entstehung der Lebensgeister aus dem Blute, die Organe der Sinne und mithin des Gefühls selber sind ebenso beschaffen wie bei menschlichen Geschöpfen.

Die meisten Menschen meinen, es sei genügend, zu erwidern, daß alle Dinge dem Dienste des Menschen anheimgestellt seien; daher läge keine Grausamkeit darin, die Geschöpfe zu dem Zwecke zu verwenden, zu welchem sie bestimmt sind.

Ich hörte jedoch diese Erwiderung von Menschen, die in ihrem Innern von der Falschheit dieser Ansicht überzeugt waren. Unter der großen Menschenmenge wird sich nicht Einer von Zehn befinden, der nicht eingestände, daß er unter allen Gewerben nicht das Schlächterhandwerk erwählt haben würde (er müßte denn in einem Schlachthause aufgewachsen sein); und ich frage, ob irgend Jemand ein Huhn zum ersten Male ohne Widerstreben geschlachtet habe. Manche Leute lassen sich nicht bewegen, von solchen Thieren zu essen, welche sie täglich lebend gesehen haben und mit denen sie vertraut geworden sind; Andre erstrecken diese Theilnahme nur auf ihr eigenes Geflügel und mögen nicht verzehren, was sie gepflegt und gefüttert haben; und dennoch zehren sie Alle ohne Bedenken von Rindern, Hammeln und Geflügel, die zu Markte gebracht werden. In diesem Benehmen scheint mir eine Art von Schuldbewußtsein zu liegen; es sieht aus, als wenn sie den Vorwurf eines Verbrechens von sich ablehnen (das, wie sie merken, dabei im Spiele ist), indem sie die Ursache so weit wie möglich von sich entfernen; ich erblicke darin eine strenge Mahnung des ursprünglichen unschuldigen Mitleidens, welches die willkürliche Macht der Gewohnheit und Schwelgerei noch nicht auszutilgen vermochte.

Man wird mir sagen, weise Männer würden solcher Thorheit nicht Folge leisten; dies mag wohl der Fall sein; aber jenes Gefühl entspringt aus einer wirklichen, uns angeborenen Leidenschaft und dies beweist zur Genüge, daß wir von Natur ein Widerstreben gegen das Tödten und das Verzehren der Thiere empfangen haben; denn es ist unmöglich, daß ein natürlicher Ernährungstrieb uns anleiten sollte, zu vollbringen, was uns mit Widerwillen erfüllt, möge man es nun für eine Thorheit erklären oder nicht.

John Gay.

(1688—1732.)

John Gay, der Sohn einer angesehenen aber unbemittelten Familie, wurde zu Barnstaple in Devonshire geboren und erhielt seinen Unterricht von dem Schullehrer seines Geburtsortes. Nachdem er sich nur kurze Zeit dem Handelsstande gewidmet hatte, trat er als Secretair bei der Herzogin von Monmouth in Dienst. Seine dichterische Begabung regte ihn zu vielen poetischen Erzeugnissen an, zu deren Ausführung ihm sein Amt bei der Herzogin, später auch das Secretariat beim englischen Gesandten in Hannover die nöthige Muße vergönnte.

Wenngleich John Gay nicht mit hervorragendem, dichterischem Genie begabt war, so besaß er doch bei einem biederen und anspruchslosen Charakter eine hinreichende Fülle poetischer Kraft, um den Beifall der Zeitgenossen und die Freundschaft der damaligen angesehensten geistigen Stimmführer, Pope und Swift, zu gewinnen. Er gab sogar manchen künstlerischen Bestrebungen einen kräftigeren Anstoß oder eine neue Richtung: seine Bettler-Oper eröffnete, wie schon oben (bei Mandeville) erwähnt worden, eine neue Gattung des lyrischen Drama; seine satyrischen Hirtengedichte mögen Crabbe bei seinen ländlichen Skizzen als Vorbilder gedient haben. Besonderen Beifall erhielten seine Fabeln, von denen ein großer Theil politischen Inhalts ist; einige derselben aber enthalten Anklänge von jener Gewissensstimme, welche sich forthallend unter den Vertretern der Cultur-Epochen vernehmen läßt: es sind diejenigen, worin der Fabeldichter die blutige Diät der Menschen satyrisch abstraft, in ähnlicher Weise, wie es vor ihm la Fontaine und vor Beiden Aesop und Ovid (Metam. XV) gethan hatten.

Aus einigen solcher Fabeln seien folgende Proben angeführt:*)

Pythagoras und der Landmann.

Voll erhabener Gedanken erhob sich Pythagoras mit Tagesanbruch von seinem Lager und wandelte, die würzige Luft athmend, durch

*) Die vorliegende Uebersetzung ist, in Ermangelung des Originals, nach dem englischen Texte in Howard Williams' „The Ethics of Diet."

blumige Gefilde. In tiefe Betrachtungen versunken, lenkte er, ohne es zu wollen, seine Schritte zu einem Meierhof, wo ein Bauer, auf der obersten Leitersprosse stehend, weit dröhnende Hammerschläge gegen das Scheunenthor führte.

„Sage mir, Freund, zu welchem Zwecke arbeitest du so wacker?“ fragte der Philosoph.

„Die Gerechtigkeit schreiet nach Rache“, erwiderte der Bauer in mürrischem Tone. „Dieser Geier, der mir täglich Hühner und Puten raubte, hat endlich seine Missethaten büßen müssen. Zum abschreckenden Beispiele nagele ich ihn hier mit ausgespannten Flügeln an die Wand. Ungefährdet wird mein Geflügel künftig im Hofe seine Futterkörner picken und in Sicherheit in meiner Scheune brüten können.“

„Freund“, sprach der Philosoph, „das Urtheil ist weise: der Mörder sterbe um der öffentlichen Wohlfahrt willen. Jedoch wenn dieser Tyrann der Lüfte eine so strenge Strafe verdiente, so bedenke, wieviel der gefräßige Mensch verschlingt, und welche blutige Mahlzeiten er zu jeder Stunde hält! Welch' ein unverschämter Mißbrauch der Gewalt, einen Habicht oder Geier zu verdammen, während du, fleischessender Sünder, vielleicht erst gestern junge Hühner zu Mittag verzehrtest!“

„Oho!“ rief der Bauer mit zorniger Miene, „sollen etwa Geier und Menschen in gleicher Weise behandelt werden? Als unser Herrgott die Welt mit Geschöpfen erfüllte, setzte er den Menschen zum unumschränkten Gebieter derselben ein.“

„So prahlen die Tyrannen“, versetzte der Weise, „die ihre Mördereien in ihrem Stolz und ihrer Uebermacht verüben. Gestehe nur, daß du diesen Geier erschlugst um deiner größeren Gefräßigkeit willen. Die kleinen Schelme werden gehenkt, damit die großen freien Spielraum haben.“

Auch in der Fabel „der Schäferhund und der Wolf“ wird dem Menschen der Vorwurf gemacht, daß er die reißenden, von der Natur auf Beute angewiesenen Thiere mit heuchlerischer Miene grausam und blutdürstig schilt, während er selber vom Schlachten lebt. Der Wolf, welchem der Schäferhund zu Gemüthe führen will, daß er sich an sanften und harmlosen Thieren vergreife, erwidert:

„Freund, bedenke wohl: uns Raubthiere hat die Natur auf Beute angewiesen, sobald der Hunger uns plagt; der Wolf muß rauben, um zu leben. Fühlst du aber wirklich so aufrichtiges Mitleiden mit den unschuldigen Opfern, so gehe heim und sage deinem tyrannischen Herrn, was du mir in so rührenden Worten gesagt hast! Der Wolf frißt nur hin und wieder ein Schaf, zehntausend aber werden von den Menschen verschlungen. Ein offener Feind mag wohl zum Fluche gereichen; ein falscher Freund ist aber viel schlimmer.“

Der Philosoph und die Fasanen.

Angelockt von der Musik des Haines, wandelte der Mann die

geschlängelten, schattigen Pfade entlang. Von Baum zu Baum erschallt der süße wechselnde Gesang aus zwitschernden Kehlen. Doch sobald er vorübergeht, wird das Lied schnell abgebrochen; die Sänger verstummen und flattern erschreckt von dannen; die Drosseln und Nachtigallen schweigen plötzlich; alle Thiere fliehen erschrocken und entsetzt den verhaßten Anblick des Menschen.

„Woher dieser Abscheu jeglichen Geschöpfes?“ fragt sich der Philosoph; „fürchten sie unser Antlitz oder unsere Natur?“

Während er, diesen Betrachtungen nachhangend, weiter ging, vernahm er plötzlich undeutliche Laute. Vom Schatten des dichten Gebüsches versteckt, schlich er näher und erblickte einen Fasanen, der auf einem hohen Aste saß und seine horchenden Jungen um sich versammelt hatte. Stolz auf die gesegneten Sprößlinge ihres Nestes, sprach die sorgsame Mutter folgende Worte:

„Innerhalb dieses Waldes möget ihr, frei von Gefahr, glückliche Tage verleben. Trauet aber dem Habicht und dem Geier eher als dem Menschen! denn dieser besitzt ganz besonders das Laster der Undankbarkeit. Das Schaf, dessen Vließ er jährlich zu Kleidung und Prunkgewändern verwendete, reißt er von seiner Weidetrift und schleppt es grausam zur Schlachtbank. Die fleißigen Bienenschwärme zerstört er und raubt ihre Vorräthe an Wachs und Honig, die sie mit Emsigkeit und Kunst den Sommer über sammelten. Und welchen Zoll verlangt er von der Gans? Die Federn aus ihren Schwingen dienten dem Gelehrten als Schreibmaterial; der Verliebte schrieb seine Gefühle damit nieder; der Kaufmann vermerkte damit seinen Gewinn in seinen Rechnungsbüchern. Und welche Belohnung wird dem nützlichen Vogel dafür von der Hand des Menschen? Er verbraucht die Federn und verzehrt die Gans.

In der Fabel „der wilde Bär und der Widder“ spricht der Moralist auch von der Strafe, welche der Thiermord im Gefolge hat; zwar schweigt er von den Krankheiten, welche die unnatürliche Nahrung in den Lebenssäften des Menschen erzeugt, aber er nennt die Geißeln, die das Menschengeschlecht seit der frühesten Zeit seiner Versunkenheit bis auf den heutigen Tag strafen: den Rechtsstreit und den Krieg.

An eine Ulme band der Fleischer ein schuldloses Lamm und stößt das scharfe Messer ihm ins Herz. Mit stummem Entsetzen schauet die geduldige Heerde von fern dem grausen Auftritt zu. Ein wilder Bär, der in der Nähe stand, bespöttelte die wollige Heerde mit folgenden Worten:

„So wie euch muß es allen Feiglingen ergehen. Ihr sehet euren Mörder; mit blutigen Händen und dampfendem Messer streift er die Haut von dem noch lebenswarmen Fleische. Die zerstückten Glieder eurer Eltern, eure blutenden Kinder, die sterbend röchelnden unschuldigen Lämmer, sie alle schreien um Rache. O, verdammtes Volk! ein niedrig Herz nur kennt die Rache nicht.“

„Wohl wahr!“ erwiderte ein alter Widder; „wir schleudern

keine Schrecken mit unserm Blick. Doch glaube nicht, unsere Seele sei so zahm, daß sie durch wiederholtes Unrecht nicht entflammt werden könnte! glaube nicht, wir seien unempfindlich dagegen, weil uns deine mörderischen Fangzähne fehlen! Wisse denn: Diejenigen, welche Gewalt üben, strafen mit der Rache einander selber. Denn in jenem blutigen Gemetzel liegen die Keime zu den beiden Hauptplagen, welche die Menschheit verwüsten. Unsere Haut dient ihnen bei ihren unaufhörlichen Zwisten und Rechtsstreiten; sie weckt auch ihre Söhne zum blutigen Kriege auf. Die Rache ist unser, da das Pergament und das Trommelfell erfunden wurden."

Alexander Pope.

(1688—1744.)

Voltaire nennt ihn „den elegantesten, correctesten und, was noch mehr bedeutet: den wohllautendsten Dichter Englands, der das englische Trompetengeschmetter in sanfte Flötentöne auflöste; den man übersetzen kann, weil er überaus klar ist und weil die Gegenstände, die er behandelt, allen Nationen gemeinsam angehören."

Alexander Pope wurde 1688 zu London geboren und verlebte seine Jugend auf dem kleinen Landgute, welches seine Eltern in Windsor-Forest besaßen. Seinen Unterricht erhielt er von katholischen Geistlichen. Frühzeitig entwickelte sich sein poetisches Talent und im Alter von sechszehn Jahren veröffentlichte er schon seine „Pastorals", welche allgemeine Bewunderung erregten, und bald darauf seine „Studie über die Kritik", die ihm bedeutenden Ruf verschaffte. Viele seiner Gedichte sind polemischer Art und zeugen von Geist und Furchtlosigkeit, weniger von wirklich poetischem Pathos; andere, wie der „Lockenraub", sind Meisterwerke scherzhafter Satyre. Eine „Uebersetzung der Iliade" entbehrt zwar der treuen Wiedergabe des Originals, verdient aber Bewunderung wegen der gerundeten und glänzenden Diction; geringeres Lob verdiente die Uebersetzung der Odyssee, die er auch zum großen Theil seinen Gehülfen überließ. Seine natürliche Spottsucht, die durch seinen Freund Swift noch mehr angereizt wurde, erweckte ihm viele hartnäckige und erbitterte Gegner, die er aber alle mit der Gewalt meisterhafter Satyre in seiner spöttischen „Dunciade" niederschmetterte. Auch seine „Nachahmungen des Horaz" sind vorherrschend satyrischen Inhalts.

Pope's berühmtestes Werk ist das moralische Lehrgedicht „Studie über den Menschen" (Essay on Man), eine Reihe von philosophischen Ansichten, in eine kühne und schwungvolle poetische Sprache gefaßt. Lord Bolingbroke soll die Anregung dazu gegeben haben, doch verdankt sein Inhalt Vieles den „Charakteristiken" des Lord Shaftesbury. Die darin enthaltenen philosophischen Gedanken schließen sich an Leibnitzens Optimismus oder verkleideten Fatalismus, wonach die Welt, so wie sie geschaffen worden, die möglichbeste ist und Alles von Anfang an so war, wie es sein mußte; der Mensch ist nur ein Theil der allgemeinen Weltordnung und darf sich nicht über sein Schicksal beklagen; „es war nöthig, — so erklärt Voltaire diesen Optimismus — daß die Unregelmäßigkeiten unsers Erdballs und die Dummheiten seiner Bewohner auch ihre Stelle erhielten." Dennoch nennt Voltaire den „Versuch über den Menschen": „das schönste, nützlichste und erhabenste Lehrgedicht aller Sprachen."

In einigen von Pope's ländlichen Gedichten finden wir die frische Anschauung, welche sich, jeder Gewaltthat abhold, mit Liebe einem milden Walten als Naturgesetz anschließt und unterwirft; entschiedener wendet der Dichter in einzelnen Stellen des „Essay" sich gegen die Vorurtheile, den Aberglauben, die Tyrannei und Barbarei der Menschen.

In der dritten Epistel*) weist er nach, daß Nichts im Weltsystem allein um seiner selbst willen, aber auch nicht gänzlich für ein Andres geschaffen sei:

Nichts Fremdes giebt's; die Theile gehören zum Ganzen. Eine all-erhaltende, sich über Alles verbreitende Seele verknüpft alle Wesen, das größte mit dem kleinsten, macht das Thier zum Gehülfen des Menschen, den Menschen zum Schützer des Thieres. Alles dienet und wird bedient; allein steht Keines; zusammen bildet's eine Kette, deren Ende wir nicht kennen.

Meinst du, o Thor, allein für dich hab' Gott gesorgt? für dein Gut, deine Freude, dein Ergötzen, deine Kleidung und Nahrung? Meinst du, es sänge für dich die Lerche, die sich zum Himmel schwingt? Es ist die Freude, welche ihren Gesang entlockt, die Freude, welche ihre Schwingen entfaltet. Nicht für dich schmettert der Hänfling sein Lied; — die eigene Lust und die Liebe erwecken seine Töne. Das bäumende Roß, das du zum Prunke reitest, theilt mit dir deine Lust

*) Poetical Works of Alexander Pope. Paris 1822. An Essay on Man; in four epistles.

und deinen Stolz. Gehöret dir allein die Saat, die das Gefilde bedeckt? Die Vögel unter dem Himmel verlangen ihren Antheil davon. Ist dir nur eigen die volle Ernte des fruchtbaren Jahres? Der Stier, der den Acker pflügte, verlangt auch seinen Theil. Der Eber, der weder pflügt noch deinem Rufe folgt, lebt von der Arbeit, die der Herr des Weltalls für uns schafft. Für alle ihre Kinder sorgt die gütige Natur; kurzsichtig ist der Mensch, der alle Dinge für sich allein geschaffen meint.

An verschiedenen anderen Stellen schildert der Dichter die Zeit der Unschuld des Menschengeschlechtes und der reinen Opfer, im Gegensatz zur späteren, wo der „Fleischer und das Grab" sich die Beute theilen; wo der Mensch, ein Feind der Natur geworden, den Mordstahl gegen Seinesgleichen zückt; wo wilde Leidenschaften der Blutschuld nachfolgen; wo abergläubige Furcht die Gottheit sich tyrannisch vorstellt, wo der Oberpriester von blutiger Speise kostet und sein grimmiges Götzenbild mit Menschenblut beschmiert.

In seinen Briefen und in verschiedenen Beiträgen zur periodischen Presse seiner Zeit spricht sich Pope mit Abscheu gegen die Greuel der Küchen und der Schlachthäuser aus, auch gegen die schon damals vorhandenen „wissenschaftlichen Thierfolterer", denen er das Recht abspricht, Geschöpfe, die ihrem Werthe nach der Mehrzahl der Menschen nicht weit nachstehen, aus Neugier oder um eines vermeintlichen Nutzens willen zu tödten oder gar zu martern.*)

Ueber die Grausamkeit gegen die Thiere äußert sich Pope ausführlicher folgendermaßen:

Ich halte die Ansicht nicht für übertrieben, daß die Menschen verhältnißmäßig ebenso wohl verantwortlich seien für den Mißbrauch ihrer Gewalt über die Thiere niederen Ranges wie für die Tyrannei gegen Ihresgleichen. Je mehr die niedere Schöpfung unserer Macht unterworfen ist, desto mehr, scheint es, müßten wir für den Mißbrauch derselben verantwortlich sein, und um so mehr, als diese Wesen von Natur nicht in den Stand gesetzt wurden, für die hienieden erlebten Leiden eine Entschädigung in einem anderen Leben zu empfangen.

Es ist merkwürdig, daß gerade diejenigen schädlichen Thiere, welche am meisten befähigt sind, uns zu schaden, die Menschen aus natürlichem Antrieb meiden und sie nur angreifen, wenn sie gereizt oder vom Hunger dazu angetrieben werden. Der Mensch, im Gegentheil, erspürt und verfolgt selbst die harmlosesten Thiere, um sie zu

---

*) In Howard Williams' „Ethics of Diet" finden sich mehrere Stellen aus Spence's Anecdotes und The Guardian, 1713, angeführt.

verjagen oder zu vernichten. Montaigne hält es für einen bezeichnenden Zug in der menschlichen Natur, daß nur Wenige sich freuen, wenn sie die Thiere einander liebkosen oder mitsammen spielen sehen, wogegen fast Jeder mit Ergötzen zuschauet, wenn sie sich gegenseitig zerzausen oder würgen.

Ich bedauere, daß diese Stimmung bereits ein besonderer Charakterzug der englischen Nation geworden ist, nach der Beobachtung zu urtheilen, welche die Fremden über unsere beliebten Zeitvertreibe machen: über Bären- und Hahnenkämpfe und dergleichen. Wir sollten uns sträuben, es zu rechtfertigen, daß das Leben irgend eines Geschöpfes aus bloßem Leichtsinn vernichtet werde. Zu solchem Grundsatze werden aber schon unsere Kinder erzogen und zu den ersten Vergnügungen, die wir ihnen gestatten, gehört es, daß ihnen erlaubt wird, den armen Thieren Leiden zuzufügen. Kaum haben wir ein Bewußtsein von unserm eigenen Leben, so machen wir uns schon ein Vergnügen daraus, es anderen Geschöpfen zu rauben. Ich denke mir, daß man die Neigung, welche Kinder für Vögel und Insekten haben, wohl zum Guten leiten könnte. Locke erwähnt einer Mutter, welche ihren Kindern den Umgang mit solchen Thieren gestattete, sie aber belohnte oder bestrafte, je nachdem sie dieselben gut oder schlecht behandelten. Auf diese Weise wurden sie bei Zeiten angeleitet, sich in der Humanität zu üben und selbst in ihren Belustigungen eine Tugend zu offenbaren.

Ich dächte auch, man könnte die allgemeine Meinung vortheilhaft benützen, daß es Unglück bringe, gewisse Vögel, wie z. B. die Hausschwalben, zu tödten. Vermuthlich rührt dieser Glaube daher, daß diese Thiere uns ihr Vertrauen schenken, indem sie ihre Nester unter unseren Dächern bauen, so daß es gleichsam eine Verletzung der Gastfreundschaft ist, wenn wir sie umbringen. Was das Rothkehlchen im Besonderen betrifft, so verdankt es seine Sicherheit wahrscheinlich der alten Ballade „von den Kindern im Walde." Wie dem auch sein möge, so sehe ich nicht ein, weshalb ein solches Vorurtheil, wenn man es auf eine günstige Weise weiter förderte, nicht dahin führen sollte, viele unschuldige Geschöpfe zu schützen, welche jetzt dem Leichtsinn und der unwissenden Barbarei preisgegeben sind.

Sobald wir erwachsen sind, so finden wir andre Arten blutdürstiger Ergötzlichkeiten, namentlich in der Jagd. Ich darf es nicht wagen, gegen eine Belustigung zu eifern, welche zur Sitte geworden ist und von angesehenen Personen in Schutz genommen wird; ich kann aber die Meinung nicht verhehlen, daß die damit verbundene Aufregung und das Beispiel der zahlreichen Theilnehmer ganz geignet sind, das natürliche Mitgefühl mit den verfolgten Thieren zu unterdrücken. Ich mag auch nicht gerade Herrn Fleury beipflichten, welcher diesen Sport für ein Ueberbleibsel gothischer Barbarei hält; wohl aber muß ich mich gegen einen bei uns herrschend gewordenen Brauch erklären, welcher barbarisch genug ist, um den Gothen oder gar den Scythen zugeschrieben zu werden: ich meine die rohe Höflichkeit, welche unsere Jäger den vornehmen Damen erweisen, die einer Hirschjagd beiwohnen, wenn sie ihnen das Jagdmesser reichen, um einem hülflosen, zitternden und weinenden Geschöpfe die Kehle abzuschneiden.

Questuque cruentus
Atque imploranti similis.*)

(Das Thier, das unter dem gezückten Messer liegt, blickt, um sein Leben flehend, zu dem Schlächter auf.)

Wenn aber schon unsere „Belustigungen“ zerstörend sind, so ist es unsere *Gefräßigkeit* in noch höherem und unmenschlicherem Maße. Lebendig gesottene Krebse, zu Tode gepeitschte Schweine, verstümmeltes Geflügel — sind Zeugen gegen unsere schimpfliche Schwelgerei. Diejenigen, die (wie Seneca sagt) ihre Lebenszeit zwischen einem unruhigen Gewissen und einem Ekel empfindenden Magen theilen, erhalten die gerechte Strafe durch die Krankheiten, welche die Schwelgerei im Gefolge hat. Denn die wilden Menschen, ebenso wie andre wilde Thiere, finden ihre Schlingen und Gifte in ihren Lebensmitteln und werden durch ihren eigenen Appetit zu ihrem Verderben getrieben. Ich kenne nichts was abschreckender und abscheulicher wäre als der Anblick ihrer blutgetränkten Küchen, wo das Geschrei der zu Tode gemarterten Thiere erschallt. Man wird dabei an die Höhle jenes Riesen im Märchen erinnert, bestreuet mit den Schädeln und Gliedmaßen der Opfer, welche das grausame Ungethüm erschlug.

Der vortreffliche Plutarch (der in seinen Schriften mehr Züge von Gutmüthigkeit offenbart, als ich irgendwo anders gefunden habe) führt bei dieser Gelegenheit einen Ausspruch von Cato an: *es ist nicht leicht, dem Bauche zu predigen, der keine Ohren hat.* Wenn wir (sagt er) uns aber schämen, gegen die Sitte zu verstoßen und nicht zu tödten, so sollten wir es wenigstens mit Maß und Schonung thuen. Wenn wir ein Thier tödten, so geschehe es mit Mitleiden und ohne Quälerei. Lasset uns dabei in Erwägung ziehen, daß es, unserer Natur gemäß, eine Grausamkeit ist, ein lebendes Geschöpf zu Tode zu bringen, und daß wir eine empfindende und wahrnehmende Seele zerstören.

Die Geschichte erzählt uns, daß eine weise und gebildete Nation einen Mann von hohem Ansehen verstieß, welcher angeklagt war, in seiner Jugend Vögel gemartert und gemordet zu haben. Von einer anderen wird erzählt, sie hätte einen Menschen aus dem Senate ausgestoßen, weil er einen Vogel, der in seinem Busen Schutz gesucht, zu Boden geschleudert hatte. Es ist bekannt, wie human die Türken in dieser Beziehung sind. Ich erinnere mich eines arabischen Schriftstellers, welcher in einer Abhandlung zu zeigen versuchte, auf welche Weise ein Mensch bloß durch das Licht der Natur zur Philosophie und Tugend gelangen könnte, der auf einer wüsten Insel lebte, ohne irgend einen Menschen zu sehen oder eine Unterweisung zu erhalten. Das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist das Wohlwollen, womit die Natur ihre Geschöpfe beschützt und erhält. Der erste Akt der Tugend, meint er, würde darin bestehen, daß der einsame Naturphilosoph jenes Wohlwollen nachahmen und allen Thieren seiner Umgebung in ihren Bedürfnissen und Leiden beistehen würde.

Die Stimme oder das Geschrei, welches dem menschlichen so ähnlich ist, mag die Natur vielleicht vorsätzlich so vielen verschiedenen

*) Aen. VII.

Thieren verliehen haben, damit sie unser Mitleiden erwecken und die Grausamkeiten verhindern, die wir so leichtsinnig unsern Mitgeschöpfen zufügen.

James Thomson.

(1700—1748.)

James Thomson, einer der berühmtesten englischen Dichter in der beschreibenden und lyrischen Gattung, war der Sohn eines Predigers und wurde zu Ednam in Schotland geboren. Er studirte Theologie, wendete sich aber frühzeitig schönwissenschaftlichen Studien zu und trat mit poetischen Leistungen in die Oeffentlichkeit. Vornehme Beschützer, wie der Kanzler Talbot und der Prinz von Wales, begünstigten sein ausgezeichnetes Talent und versetzten ihn auch in einträgliche und beinahe geschäftslose Aemter. Er verfaßte mehrere allegorische Gedichte und auch einzelne Dramen, welche nicht ohne Anerkennung blieben. Das vorzüglichste seiner Meisterwerke sind „die Jahreszeiten“, eine schwungvolle, wahrhaft poetische Darstellung von Lebenserfahrungen und Naturscenerien, voller origineller und bezaubernder Bilder.

Auf dieses Gedicht mochten Pope's „Pastorals“ Einfluß gehabt haben, so wie hingegen auf Pope's „Versuch über den Menschen“ eine Einwirkung der humanen Anschauungen stattgefunden haben wird, die in Thomson's Meisterwerke in einer Fülle wie in keinem anderen Werke seiner poetischen Zeitgenossen ausgesprochen sind.

Die Proben, welche wir aus den „Jahreszeiten“ folgen lassen, geben Zeugniß, in welcher erhaben ethischen Weise dieser Dichter das wahre Menschenthum auffaßt, wie ergreifend abschreckend er die Selbstsucht, die Gefühllosigkeit und die Härte der Menschen gegen die harmlose und hülflose Thierwelt schildert.*)

Im „Frühling“ beschreibt der Dichter die jährlich zu neuem Leben erwachende Natur und jenes goldene Zeitalter, ähnlich wie die Alten es besungen haben; dann folgt, im Gegen-

---

*) The Seasons, by Aikin, London 1778. (Der obenstehende deutsche Text ist aus der Uebersetzung von J. C. W. Neuendorff. Berlin 1815.)

satz dazu, eine Darstellung von den blutigen Festen der befleckten Eisenzeit.

So milder Hand zerstreute die Natur
All ihr Gesäme, blies es in die Winde,
Mischt's ohne Zahl mit nahrungsreicher Scholle,
Mit Baches Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Regens.
Doch wer enthüllet ihre Kräfte? dringt
Mit reinem Schaun in die geheimen Schätze
Von Leben, Freud' und Heil? des Menschen Speise,
So lang' er schuldlos lebt' und eine Reihe
Von goldnen Jahren zählte, sonder Blutgier,
Ein Fremdling in des Lebens wilden Künsten,
Tod, Raubsucht, Krankheit, Völlerei und Mord,
Der Welt Gebieter, doch ihr Pein'ger nicht. —
Der erste Strahl erweckte da ein fröhlich
Schuldlos Geschlecht und schaut' erröthend nicht
Des Trägen Schlaf in seinem heil'gen Strahl;
Denn leicht entflog der leise Schlummer da,
Und kräftig wie die Sonn' erstand der Mensch
Zum Anbau nun der willigen Gefilde,
Zur freudevollen Hut der Schafe nun.
Das Lied ging in die Rund' und Tanz und Spiel
Und klug und freundlich Plaudern stahl hinweg
Die Stunden allgemach; indeß die Lieb
Im Rosenthal die Jugendseufzer hauchte,
Bei vollem Glück nur jene süße Pein,
Die herzdurchschauernd, höher noch entzückt.

Kein Unrecht noch und keine Tücke kannten
In jener Zeit die sel'gen Himmelssöhne;
Denn ihr Gesetz war Freundschaft und Vernunft.
Einstimmig lächelte Natur herab,
Den reinen Himmel kühlt ein ewiger West,
Und Balsam hauchte rings; die Sonne schoß
Den besten Jugendstrahl, von Segen troff
Die milde Wolk', indeß auf schwellender Wiese
Ein bunt Gemisch von Heerden sicher spielte;
Der Waldesnacht enttauchend sah's der Leu,
Der funkelnde, sein starres Herz erweicht',
Er mischte seine düstre Lust darein.
Denn Wohllaut hielt das All in vollem Frieden:
Sanft girrt' die Flöte, zärtlicher Gesang
Durchbebte das Gemüth. Zum Chore stimmten
Die Haine rings, und Wind und Fluten rauschten
Im Einklang. Also war der Zeiten Blüte.

Doch diese fleckenlose Zeit, woher
Die goldne Welt der Dichter fabelnd schuf,
Trifft man nicht mehr in dieser Eisenzeit,
Des Lebens Hefen! Der erkrankte Geist
Verlor den Einklang seiner Kräfte längst,

Des Glückes Seel'; und alles Gleichgewicht
Ist hin, die Leidenschaften alle brachen
Die Fesseln; und die halb erloschene
Vernunft sieht, kraftlos oder beifallwinkend,
Der leidigen Zerrüttung zu. Entstellt
Und sinnlos jetzt tobt gichterischer Zorn,
Jetzt bleich und schweigend sinnt er wilde Rache.
Bei fremder Lust welkt niedrer Neid und haßt
Die Größe, die er nicht erreichen kann.
Verzagte Furcht, voll eitler Träumereien,
Unmännlich schwach, erschlaffet jede Kraft.
Ja Liebe selbst ist Seelenbitterkeit,
Ein grübelnd Bangen, so das Herz verzehrt;
Sie fühlt nicht mehr — ein niedrer Eigennutz —
Den edlen Wunsch, das nie gestillte Sehnen,
Das, selbstisch Glück verschmähend, einzig forscht,
Den Theurern zu beglücken, dem sie glüht.
Die Hoffnung siecht an Uebermaß, und Gram,
Des Lebens müde, schwillt zum Wahnsinn jetzt,
Verweint in dumpfem Schweigen jetzt die Stunden.
Der Leidenschaften tausendfach Gemisch,
Unendlich wechselnd wie die Ansicht stets
Von Gut und Uebel wechselt, peinigt so
Das Herz mit ewigem Sturm; und tief hervor
Entsprießt der enge Sinn, der sorglos kalt
Hinweg sich kehrt von unsers Bruders Heil.
Dann finstrer Unmuth, Groll, gewundne Ränke,
Der feige Trug, die räubrische Gewalt,
Bis jedes menschliche Gefühl erlischt
Und freudlos wilde Unempfindlichkeit
Das Herz versteinert. Die Natur gestört,
Scheint rächerisch aus ihrer Bahn gewichen.
Daher die Fluth, in alter grauer Zeit,
Als jenes tief gespaltne Rund — umwölbend
Das unterird'sche Meer — unbändig stürzte,
Zum Abgrund hin, mit allgemeinem Bersten,
Und ob den Bergen der zerbroch'nen Erde
Weiter fuhr die Wog' im wüsten Wellenschlag,
Bis von dem Kern zum strömenden Gewölk'
Ein uferloses Meer die Erd' umtaumelt.

Mit strengrer Macht belasteten seitdem
Die Jahreszeiten eine kranke Welt:
Der Winter goß sein Meer von Schnee; es strömte
Der Sommer glühende Pest. Zuvor durchgrünt
Ein großer Lenz das Jahr; auf Einem Zweig
Erglüht' in süßer Nähe Blüt' und Frucht.
Rein war die mildre Luft und ebne Stille
Herrscht' immerdar; nur Zephyr hauchte schmeichelnd
Durch blaue Wölbung; Stürme wußten noch
Zu schnauben nicht, Orkane nicht zu rasen,

Gesund schlief das Gewässer; Schwefelnacht
In Lüften schwellend, sandte nicht der Blitz;
Auch siecher Dampf und kalter Herbstesnebel
Hing nicht, erschlaffend, an des Lebens Keim.
Doch jetzo, roher Elemente Spott,
Von Licht zu Nacht gedrängt, von Hitz' in Frost,
Von Dürr' in Näß' — ein heimlich fressend Wechseln —
Verschrumpfen unsre Kummertag' in Nichts.
Ihr Zeitraum schließt, noch eh' er wohl begann.
Und dennoch stirbt der Erde heilsam Kraut,
Obgleich mit reiner, herzerquickender
Gesundheit, Nahrung und mit Lebenskraft
Noch reichlicher begabt, als Kunst erforscht.
Denn heiß von Mordsucht ward der blut'ge Mensch.
Des Feldes Löwe nun und ärger noch
Der Wolf, der nächtlich aus der Hürde wild
Die blökende Beute zieht, trank nie die Milch,
Trug nie ihr wärmend Fließ; noch hat der Stier,
An dessen Brust der grimme Tiger hangt,
Für den gepflügt. Auch sind sie kühn geartet,
Von wilder Noth und Hunger angespornt,
Und Mitleid nicht wohnt in der zott'gen Brust.
Allein der Mensch, aus weicherm Thon gebildet,
Mit jeder sanften Regung im Gemüth,
Er, dem allein Natur das Weinen lehrte,
Ihm tausend leck're Frücht' und Kräuter strömt'
Aus ihrem Schoß, an Zahl den Tropfen gleich
Und Strahlen, denen sie entblühten, er,
Das holde Bild empor zum Himmel lächelnd,
Soll er hinab zur Räuberheerde sinken,
In Blut die Zunge tauchen? Tod verdient
Das blutbefleckte Raubthier, aber ihr,
Der Schafe friedsam Volk, was thatet ihr,
Des Mordes werth? ihr, die ihr Milch uns gabt
In süßen Strömen, eignes Kleid uns lieh't
Zum Winterschutz? und er, der gute Stier,
Das ränkelose, schlichte, treue Thier,
O, was hat er verbrochen, dessen Fleiß
Geduldig, stets bereit, das Land bekleidet
Mit aller Erntepracht, soll er nun bluten
Und zappelnd ächzen unter rohen Händen
Des Landmanns, den er nährt', um gar vielleicht
Den wüsten Lärm des Erntefestes zu schwellen,
Das seine Müh' gewann? So flüstert zärtlich
Das fühlende Gemüth; allein es genügt,
Daß ich voll Kühnheit, in der späten Welt,
Leicht in des Samiers Saitenspiele griff.

In einigen Strophen beklagt der gefühlvolle Dichter die armen Vögel, denen die Jungen geraubt werden, oder die, von

der Natur mit Schwingen begabt, um den Himmelsraum zu messen, von dem hartherzigen, selbsüchtigen Menschen in enge Gebauer gezwängt werden, um durch ihre sanften Kerkerklagen sein stumpfes Ohr zu kitzeln.

Die Mus' erröthe nicht, des Hains Geschwister
Hier zu beklagen, die der Wüth'rich Mensch
Unmenschlich fing und in den engen Käfig
Der Freiheit und der weiten Luft verschloß!
Voll Trauer ist der holde Sklave, traurig,
Ganz schimmerlos und struppicht sein Gefieder;
Und hin der Töne wildre Fröhlichkeit,
Die hell und kräftig von der Buche wirbelt.
O denn, ihr Freunde lieberzeugter Lieder,
Schonet der Sanften, bannt die wilde Kunst,
Wenn euern Busen Unschuld kann gewinnen,
Musik ihn fesseln, Mitleid überreden!
Vor allen aber nicht die Nachtigall
Bejammre ihr zerstörtes Glück, zu zart
Gebildet für des Käfigs herbes Leben.
Oft wenn, heimkehrend mit beladnem Schnabel,
Ein leeres Nest bestürzt die Mutter findet,
Durch des fühllosen Burschen harte Hand
Beraubt: zu Boden fällt der eitle Vorrath,
Ihr Fittig sträubend, niedersinkend, trägt
Die Trauernde zur Pappelschattung kaum;
Dort, ganz verzweifelnd, singt sie ihren Gram
Hin durch die Nacht, und einsam auf dem Zweig,
So oft der Tonfall hinstirbt, hebet sie
Von neuem an das klagereiche Lied
Des tiefen Grams, bis weit umher der Wald
Zum Liede seufzt und wiederhallt den Schmerz.

Die friedliche Stille des schattigen Haines im Sommer, wo der Phantasie des Dichters die edlen Gestalten der Vorzeit, die weihevollen Barden, sich vorstellen, ist folgendermaßen geschildert:

Eindringen laß mich in die Mitternacht
Des Hains, der dort so wild und üppig wächst
Und, einen Waldchor hoch in Lüften bildend,
Vom Berg herunter nickt! Bei jedem Schritt
Langsam und feierlich fällt tiefrer Schatten,
Und hehres Dunkel lauschet rings umher. —
Dies sind die Stätten der Betrachtung, dies
Die Bühnen, wo begeisternd Wehn der Barde
Einst tief empfand, und, dieser Welt entrückt,
Mit Engeln sprach und göttlichen Gebilden,
Die huldreich hergesandt, vom Fall zu retten
Die Tugend, die am Lasterrand sich sträubt;

Durch öftre Träume und weckendes Geflüster
Den reinern Sinn zu regen, Lieblingsseelen
Auf kommende Verhältnisse zu rüsten,
Den Dichter zu entflammen, dessen Muse
Dem edlern Lied sich weihte; Pein zu mildern,
Den Tod zu wenden, und der Liebeswerk'
Unzähl'ge so bei Tag und Nacht zu üben. —
Dem Schoß der Luft entschweben plötzlich tausend
Gestalten, hier die Dämmerung durchgleitend,
Dort herrlich wandelnd. Tief durchschauert mich
Ein heil'ger Schrecken; schmerzerfüllte Lust
Durchschleicht mein sterblich Wesen; also trifft
Ein überird'scher Ton das geist'ge Ohr
Der Phantasie: „Besorge nichts, o armer
Verwandter Mensch', von uns, den Mitgeschöpfen!
Von Einem Vater stammet unser Sein;
Uns ist Ein Herr, Gesetz und großes Ziel.
Einst kämpften einige von uns, gleich dir,
Durch stürmig Leben, ehe wir erreicht
Die heil'ge Ruh', den Einklang des Gemüths,
Wo Reinheit sich mit Frieden glücklich mischt.
So fürcht' uns nicht, vielmehr im Wechsellied
Besing' in diesem Dunkel, ungestört
Von Lasterzwietracht und vom Thorheitslärm,
Mit uns Natur und Vater der Natur!
Oft hört man hier, zur Geisterstunde, wann
Tiefsinnige Mitternacht, verschwiegner Mittag
Rings waltet, vollen Engelharfenklang
Und Stimmen, tönend von des Hügels Wald,
Dem tiefen Thal und innerstem Gebüsch,
Ein Vorrecht, so wir der Betrachtung nur
Und dem geweihten Ohr des Dichters leihn,
Der zu seraphischem Gesang entschwebt.

„Der Sommer" versetzt den Dichter auch in die Tropenländer und hier beklagt er, daß der Mensch auch das herrliche Geschöpf nicht verschont, das uns aus einer früheren Periode des Erdenlebens überliefert wurde: den Elephanten, der seiner menschenähnlichen Seele wegen im frühesten Alterthume hoch verehrt und wie ein Verwandter des Menschengeschlechtes geliebt wurde, wogegen die entarteteren Nachkommen dieses edle Thier zu ihren Circus-Schlächtereien verwendeten und das jetzt lebende Geschlecht es tödtet, um einen eitlen Luxusgegenstand zu gewinnen.

Dort unter Urweltbäumen, welche breit
Den gold'nen Strom des Niger überschatten,
Und da, wo Ganges heil'ge Wogen rollt,

Da in der tiefsten Wälder Mittelpunkt
— Rings hoch erhöht zur feierlichen Bühne —
Lehnt friedsam sich der Thiere weisestes,
Der Elephant, mit sanfter Macht bewehrt,
Doch nicht zerstörend; Zeiten sieht er hier
Hin durch die wechselreiche Erde fluthen,
Und Reiche steigen, fallen; sorglos schauend
Des nimmer ruh'nden Menschenvolks Entwürfe;
Dreifach beglückt, entkäm' er ihrem Trug,
Der seinen Schritt aus Habsucht untergräbt:
Sein Riesenleib muß ihr Gepräng' erhöhn,
Ein Fürstenstolz! und seine Kraft, verkehrt,
Muß rasen in dem tödtlichen Gefecht,
Dem tollen Sinn der Menschenkinder fröhnend.

In dem Abschnitt „Herbst" schildert der Dichter der Jahreszeiten die wilde Jagdlust und tadelt mit strafenden Worten den grausen „Sport" in ähnlicher Weise, wie er oben die Schlachthaus-Greuel unseres eisernen Zeitalters gerügt hatte.

Hier lockt das wilde Schrei'n der Waidmannslust,
Der Flinte Donner und das krumme Horn
Die Mus' herbei, die Jagdlust zu besingen:
Wie stracks im vollen Lauf der Spürhund steht,
Starr, bei der Witterung, mit offnen Nüstern,
Wie er gestreckt, fein witternd, auf die Beute,
Gerades Ziels, behutsam, schüchtern schleicht;
Wie an der Sonn' ein reger Vögelkreis
Die bunten Flügel wärmt und wachsam rings
Die Augen still durch rauhe Stoppeln dreht.
Im Maschennetz gefangen, schlagen sie
Mit eitelm Fittig, mehr und mehr verstrickt.
Auch nicht auf Schwingen schrankenloser Luft,
Wie sieg'sfroh sie auch schweben, sind sie sicher:
Die Flint', am Aug' des Voglers abgeschnellt,
Rasch, treffend, überholt den hall'nden Fittig,
Und bringt sie flugs vom hochgethürmten Schwung
Herab getödtet; oder treibt sie weit,
Verwundet, wirbelnd in dem Zug des Windes.

Dies ist kein Stoff der friedsam stillen Mus',
Auch soll er nicht ihr reines Lied beflecken,
Am fröhlichsten, wann sie verbündet sieht
Die ganze viel gemischte Thierwelt rings,
Lebendig und beglückt: sie freut es nicht,
Dies fälschlich frohe, wilde Todesspiel,
Die Wuth der Freude, die den heißen Jüngling
Schon mit des Morgens Dämmerlicht erweckt,
Wenn sich das Raubthier birgt, das Nächte lang,
Gedrängt durch Noth, die Finsterniß durchschwärmt,
Als scheuten sie das Licht, ob ihres Raubens

Beschämt. Nicht so der stete Dränger Mensch,
Der, angeflammt durch tollen Uebermuth
Der Macht, mit wilderm Grimm, als je ein Unthier,
Das ärgste, durch die Wüstenei gestreift,
Zum Spielwerk nur die grause Jagd verfolgt,
Im vollen Strahl des mild gesinnten Tags.
Rügt unsre üpp'ge Wuth, ihr Raubgeschlechter!
Denn Hunger, zügellose Noth spornt euch;
Doch von Natur mit Gütern überhäuft,
In Blut frohlocken und der Angst sich freu'n,
Das hat eu'r starrer Busen nie gekannt.

Armsel'ger Sieg'sruhm ob dem feigen Hasen!
Verjagt vom Korn und jetzt zum stillen Schirm
Geeilt, zum Binsenmoor, zerriss'nem Ginst,
— Auf stämm'ger Haide wuchernd — zu den Stoppeln,
Dem Distelfeld, dem dicht verschlung'nen Strauch,
Zum welken Farr'nkraut, freundlich gleicher Farbe;
Zum falben Grund, der offen liegt dem Strahl,
Dem kochenden; zum jähen sand'gen Rand,
Der ob den Windungen des Waldbachs hangt, —
Umsonst ist alle Hut, obwohl er sitzt,
Das Ohr gefaltet, schlummerlos das Auge,
Das ihm zum Ueberschaun Natur erhöht,
Den Kopf gepreßt dicht am behaarten Fuß,
Zum Sprung bereit. Des Thaues Spur verräth
Den frühen Irrgang; tief in dunkler Oeffnung
Vernimmt er, dort und da, fern hinter sich,
Mit jedem Windesweh'n den nah'nden Sturm;
Doch da ihn näher jetzt und häufiger
Der Luft Geheul heranträgt, springt er auf.
Sieh! um ihn schon ist all' der wilde Schwarm.
Gebell der Koppel, vielfach laut; das Horn,
Das wiederhallt vom Berg, des Rosses Wiehern,
Jagdlüstern, und der laute Jägerruf:
Ein schwaches, harmlos, fliehendes Geschöpf,
Und all' das Rasen, die mißtön'ge Lust.

Zugleich der Hirsch, vereinzelt von der Heerde,
Wo er geschwärmt, der Kronenfürst der Schatten,
Flieht vor dem Sturm. Auf seine Schnelligkeit
Traut er erst wohlgemuth; und aufgescheucht,
Giebt er der Flucht sein ganzes leichtes Wesen;
Dem Wind' entgegen schießt er, so noch mehr
Zu fliehn das immer leis're Mordgeschrei;
O kurze Täuschung! Bricht er schneller gleich,
Als Wind' aus Norden über eis'ge Berge,
Durch Waldesnacht, streift er durch lichtre Plätz',
Und taucht er gleich tief in das wild'ste Holz;
Denn langsam zwar, doch sicher heftet sich
An seine heiße Spur und stürzt ihm nach
Der unbarmherz'ge Troß, jagt ihn aus Schatten

Und windet sich durch jeden seiner Pfade.
Er kreuzet oft den Wald, sieht keuchend oft
Die Plätze, die dem goldnen Licht sich mild
Eröffnen, wo mit den gehörnten Freunden
Ihn sonst die Lieb' und Liebeskämpf' erfreut.
Im vollen Strom oft sucht er zu verlieren
Die Witterung, die heißen Hüften kühlend;
Sucht oft die Heerd', allein die, wach und scheu,
Vermeidet selbstisch eines Bruders Weh,
Was soll er thun? Die Nerven, einst so straff,
Von Lebensgeist so voll, beseelen nun
Nicht mehr den Lauf; schwach, athemlos und krank
Bricht ihm das Herz; ihn faßt die höchste Noth,
Verzweiflung ist die letzte schwache Hülfe.
Die dicke runde Thräne rinnt herab
Sein bunt Gesicht; er stöhnt vor Angst, schon hangt
Die heulende Meut' an der gewölbten Brust
Und malt mit Blut die schönen fleck'gen Hüften. —

Auch den sanft lächelnden Zeugen von unsrer modernen Schein-Cultur, den schönen Amazonen, die sich am Hallalih der Hetzjagd und am Büchsenknall des Taubenschießens ergötzen, giebt der humane Dichter des vorigen Jahrhunderts schon eine Lehre, die noch heute unerhört geblieben ist:

Doch treibt den rauhern Mann dies wilde Spiel
Gewaltig fort, befleckte nimmer doch
Die grause Lust der britt'schen Frauen Busen!
Fern sei von ihnen jeder Trieb der Jagd!
Unziemlich ist der Muth, ungleich die Kunst,
Ein bäumend Roß zu zügeln, über Zäune
Zu setzen, Hut und Gert' und Männerzier.
So dünken sie den Augen rauh, und hin
Ist jede Zauberanmuth des Geschlechts.
Das ist ihr Schmuck, wenn Menschengram sie rührt,
Wenn jeder Regung, jedem Wort entwallt
Ein schnelles Roth, das auf der Wang' erglüht;
Wenn vor der mindesten Gewalt zurück
Sie schauern, in der Furcht am lieblichsten;
Und durch dies stumme Schmeicheln, sanft und stark,
Zu ihrem Schutz des Mannes Kraft ermahnend.

David Hartley.

(1705—1757.)

Er gehört zu den Metaphysikern, welche, sich an Locke anlehnend, die stufenweise Entstehung der menschlichen Vorstellungen in empirischer Weise entwickelten, und namentlich die Lehre von

den „angeborenen Ideen" widerlegten, welche Descartes und Malebranche zur Geltung gebracht hatten.

Hartley, ähnlich wie Locke, entwickelt die Gesetze des Seelenlebens und folgt dem menschlichen Geist in allen seinen Operationen, wie ein geschickter Anatomist die Funktionen der inneren Organe des Körpers erklärt. Die Physik dient ihm vorzugsweise zur Begründung seiner Psychologie. Die „Sensationen", die Vermittelung der Sinne, abhängig von den „Vibrationen" des Nervensystems, erklärt er für die einzige Quelle unserer Ideen, auch derjenigen, die sich auf das Gerechte und Ungerechte, das Gute und Böse beziehen. Die Lehre von der „Association" der Ideen verwendet er äußerst geschickt auf die Behandlung der verschiedenen Wissenschaften und erklärt daraus auch unsere Leidenschaften, unsere geistigen Fähigkeiten, Laster und Krankheiten.

Bemerkenswerth für uns ist, wie Hartley sich über **die Thiere** ausläßt. Obgleich er nachweist, daß die Seele der Thiere von der menschlichen verschieden und von geringerer geistiger Bedeutung sei, so betont er doch die **Analogie**, welche zwischen Beiden besteht:

Obgleich die Seele der Thiere wesentlich verschieden von der des Menschen ist, obgleich Letztere rein geistiger Natur, Jene dagegen von anderer, unerklärlicher Art und der menschlichen bei weitem untergeordnet ist; so scheint es doch gewiß, daß diese Substanz sich von der Materie unterscheidet, insofern sie lebhafter, feiner und sehr zarter Empfindungen fähig ist; insofern diese Empfindungen auch in dem Sensorium des Thieres lebhafte Spuren von Bildern zurücklassen, welche einige Aehnlichkeit haben mit den Ideen im menschlichen Verstande. Dies zeigt sich in dem Gedächtniß, womit die Thiere begabt sind, in ihren Träumen u. s. w. Man findet sogar etwas Aehnliches mit der Urtheilskraft; ich sage nur: etwas Aehnliches — denn ich werde nachweisen, daß die Thiere ihre Wahrnehmungen nicht allgemein anwenden sondern stets nur Bilder und Vorstellungen von den besonderen Gegenständen gewinnen, welche die Empfindung in ihrem Gehirne erregt haben. Daher kommt es, daß sie auf kein allgemeineres Princip schließen können, als der Schluß selber ist und daß ihnen daher die wirkliche Urtheilskraft mangelt. Allerdings sprechen wir zuweilen, in Bezug auf die Thiere, von Ideen, Willen und Urtheil, aber nur um die rein sinnlichen Bilder und Vorstellungen zu bezeichnen, welche die Gegenstände in ihrem Sensorium zurückgelassen haben, eine gewisse Art von Hinneigung zu den Dingen, welche ihnen gefallen, und etwas Aehnliches wie die Urtheilskraft, ohne jedoch völlig damit

übereinzustimmen. Dies geschieht aber nur, weil es schwierig ist, sich anders auszudrücken.*)

Die Ueberzeugung von der Analogie zwischen Menschen- und Thierseele veranlaßte den Dr. Hartley auch zur folgenden Auslassung gegen die Kreophagie, worin der moralische Widerwille noch lauter spricht als der physikalische und physiologische Beweis:

Was die animalische Diät anbetrifft, so beachte man wohl, daß man die Grundsätze des Wohlwollens und Mitleids auf das gröblichste verletzt, indem man den Thieren das Leben nimmt, um sie zu unserer Nahrung zu verwenden. Dies beweist die häufige Hartherzigkeit und Grausamkeit, welche man bei solchen Personen antrifft, die es zu ihrem Geschäft gemacht haben, das Leben der Thiere zu vernichten; ebenso aber das Unbehagen, welches Andere beim Anblick einer Schlächterei empfinden. Bei den größeren Thieren und solchen, welche mit dem Menschen in vertraulichem Umgange leben, wie bei Ochsen, Schafen, Hausgeflügel u. s. w. ist es leicht, Liebe und Antheilnahme wahrzunehmen. Sie haben mit uns die größte Aehnlichkeit in der Körpergestalt im Allgemeinen und in den besonderen Organen des Blutumlaufes, der Athmung, der Verdauung u. s. w., ebenso in Hinsicht auf Intellekt, Gedächtniß und Leidenschaften, in der Kundgebung von Betrübniß, Furcht, Schmerz und Tod. Auch gelingt es ihnen oft, unsere Zuneigung durch Beweise von besonderer Klugheit, durch ihre Naturtriebe, ihre Hülflosigkeit, Unschuld und zunehmende Anhänglichkeit zu gewinnen. Käme hierzu noch ein Schimmer von Hoffnung, daß es für sie ein Fortleben nach dem Tode gäbe; sollten sie in diesem höheren Sinne, sowohl im Tode wie in der Unsterblichkeit, in dem unvergänglichen Princip unserer Seelen wie in dem hinfälligen Staube unserer Leiber — unsere Geschwister sein, so würde dies noch ein Grund mehr sein, sie zu verschonen.

Hartley stand in engem geistigen Verkehr mit Benjamin Franklin. Die Selbstbiographie des Letzteren enthält eine große Anzahl von Briefen an Hartley, der eine Zeit lang Mitglied des Parlaments für Hull war.**) Diese Briefe, welche den Zeitraum von 1775—1789 umspannen, sind freilich nur politischen Inhalts und betreffen vorzugsweise die Befreiung der englischen Colonien in Nord-Amerika; es ist jedoch anzunehmen, daß Franklin, bei seiner Anwesenheit in England und

*) Observations on Man: his Frame, his Duties, and his Expectations. 1748. (Die obige Textstelle ist, in Ermangelung des Originals, nach der französischen Uebersetzung von Abbé Jurain: Explication physique des sens, des idées et des mouvemens tant volontaires qu'involontaires. Reims 1755.

**) The Life of Benjamin Franklin, written by himself. Philadelphia. London. 1874. Vol. II. p. 348, 402, 418, 436, 449, 451, 454, 455, 465. Vol. III. 37, 43, 49, 51, 57, 88, 110, 145, 218, 220, 229, 240, 262, 264, 323, 346, 450.

persönlichen Befreundung mit jenem gelehrten Verfechter der vegetabilischen Diät, einen ähnlichen Einfluß erhielt wie von Tryon, durch dessen Schriften er sich bestimmen ließ, jener Lebensweise lange Zeit anzuhangen.

François Marie Arouet de Voltaire.
(1694—1778.)

Er ist unsterblich geworden durch eine Menge erhabener Werke auf allen Gebieten der Literatur. Er war der größte und berühmteste, vielleicht der einzige, der den Gipfelpunkt erreichte, in einer Epoche, die reich war an ausgezeichneten Geistern; der oberste Repräsentant des französischen Geistes und der glänzendste Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. In ihm sah Frankreich vereinigt seinen Ariost und Virgil, Sophokles und Euripides, Corneille und Racine; stand er dem vorletzt genannten an Schwung, dem letzt genannten an Harmonie nach, so übertraf er doch Beide an tragischer Gewalt. Er war der erste und einzige epische Dichter der Franzosen. Er war der erste, der die Philosophie auf die Bretter der Bühne führte, um sie populär zu machen und sie dort ihre Stimme erheben ließ gegen die dummen Sitten und Meinungen, gegen die Sünden an der Natur, gegen die Ausschreitungen des Fanatismus. In der leichten und graziösen Poesie übertraf er alle alten und neuen Dichter; in seinen originellen Romanen und Erzählungen erscheint die Weisheit unter der Maske des Scherzes. Kein Gebiet des Wissens entging seinem forschenden Geiste, auf jedem versuchte er sich und auf jedem schuf er Meisterwerke.

Er schifft über den Kanal und landet in England, um Bacon und Locke zu studiren, um Newton kennen zu lernen, die Philosophie desselben in Frankreich bekannt zu machen und die Cartesianer zu überwinden. Er spricht eine Sprache, die alle Stände verstehen. Er ist der erste, der die Weltgeschichte als Philosoph, als Staatsmann und als Staatsbürger schreibt, indem er zugleich den Haß erweckt gegen die Unterdrücker und Betrüger der Menschheit, Schimpf und Spott über die verderblichen Vorurtheile und die Schrecken des Aberglaubens.

Nicht beschränkt er sich darauf, den Geist der Zeitgenossen aufzuklären und ihren Geschmack zu läutern: er ersteht als

thatkräftiger Vertheidiger der unterdrückten Unschuld, als Strafrichter über ungerechte Richter, als Wiederhersteller und Ehrenretter der Gebeugten und Beschimpften. Alle Verschollene, Vergessene, Leidende und Unterdrückte heften sich an seine Fersen.

In hohem Alter noch unermüdet, legt er die Grundsteine zu einer Stadt und errichtet an den Grenzen von vier Staaten sein Hauptquartier, von wo er noch die Welt durch sein Wort in Bewegung setzt und — wie Arsène Houssaye sich ausdrückt: „den ehernen Sturmbock schmiedet, der die Bastille niederwerfen und die Revolution eröffnen soll.“*)

Ungeschwächten Geistes erreichte er in reichem Leben ein hohes Alter, im Wohlstande, ohne Unglücksfälle, unter vier Regierungsperioden gefeiert von der Weltstadt ersten Ranges, von allen Nationen, von einigen ausgezeichneten Fürsten; verfolgt und gehaßt nur von den Freunden des Aberglaubens, der Finsterniß und Tyrannei, die ihn wie giftige Insekten umschwärmten, ohne seiner Größe schaden zu können. Die berühmtesten seiner Zeitgenossen überlebte er fast alle, und allein dastehend, wahrte er, einem vereinzelten Sterne gleich, den Glanz seiner Epoche.

Voltaire — mit seinem eigentlichen Familiennamen François Marie Arouet, der Sohn eines ehemaligen Notars und Schatzkammer-Beamten, wurde am 20. Februar, nach anderer Angabe am 20. November 1694 im Dorfe Chatenay bei Sceaux geboren. Seine Erziehung erhielt er in dem College Louis le Grand in Paris, welches von Jesuiten geleitet wurde. Der Umgang mit geistreichen Lebemännern, in welchen ihn sein Pathe, der Abbé de Chateauneuf einführte, war nicht geeignet, ihn Geschmack an den Rechtsstudien finden zu lassen, wozu er sich anfänglich bestimmt hatte. Um ihn seinem abenteuerlichen Leben zu entziehen, ließ ihn sein Vater als Page des französischen Gesandten nach Holland reisen. Von dort wurde er durch Liebeshändel vertrieben; nach abwechselnden Zerwürfnissen und Aussöhnungen mit seinem Vater und einem kurze Zeit währenden Schreiberdienst bei einem Advokaten nahm er Aufenthalt zu Saint-Ange, auf dem Landgute eines Freundes, und beschäf-

*) Arsène Houssaye. Le roi Voltaire. Paris 1878.

tigte sich mit poetischen und publicistischen Arbeiten. Verdächtig, der Verfasser einer beißenden Satyre auf den verstorbenen König Ludwig XIV. zu sein, mußte er beinahe ein Jahr lang gefangen in der Bastille sitzen. Als sich jedoch seine Unschuld erwies, wurde er frei gegeben, erhielt auch eine kleine Pension vom Herzoge von Orleans und verbrachte seine Zeit abwechselnd mit poetischen Arbeiten, Reisen, Liebes- und Hofintriguen, bis er zum zweiten Male in der Bastille sitzen mußte und bald darauf aus Frankreich verwiesen wurde.

Die Neigung zur Verskunst hatte ihn früh eingenommen. Im Alter von 18 Jahren schrieb er die Tragödie „Oedipus"; auf dem Landgute Saint-Ange fing er sein berühmtes Epos „die Henriade" an, wodurch er sich die Feindschaft vieler Dichter und Gelehrter zuzog; im Jahre 1722 erschien sein Trauerspiel „Marianne".

Die durch ihre Schönheit berühmte Ninon des Lenclos vermachte ihm 2000 Franken zu einer Bibliothek; der Herzog von Richelieu schenkte ihm sein Wohlwollen, welches ihm ununterbrochen sechszig Jahre lang erhalten blieb. In England, wohin er sich, Frankreich verlassend, gewendet hatte, begünstigte ihn der König Georg I. durch eine reiche Subscription, welche, in einer Lotterie angelegt, die Grundlage zu seinem späteren Vermögen bildete.

In England lebte er in ernsten Studien der Sprache, Literatur, Philosophie und der staatlichen Einrichtungen, bis er nach vier Jahren wieder nach Frankreich zurückkehrte, wo er sich mit mancherlei literarischen Arbeiten beschäftigte, unter anderen mit der Lebensgeschichte „Karl's XII. von Schweden" und mit den „Philosophischen Briefen". Letztere wurden durch Henkers Hand verbrannt; auch sein „Tempel des Geschmacks", worin er schriftstellernde Zeitgenossen herbe und spöttisch behandelt hatte, zog ihm viele Feinde zu und dies war zum großen Theil die Veranlassung, daß seine eigenen dramatischen Arbeiten selten einen glücklichen Erfolg hatten. Die folgenden Arbeiten, die er während seines dreijährigen Aufenthalts in Lothringen bei seiner geliebten Marquise du Chatelet schuf, erwarben ihm jedoch allmälig eine weit reichende Berühmtheit und hohe Gönnerschaft. Die Gunst der Marquise von Pompadour verschaffte ihm die

Aufnahme in die Akademie und das Amt eines Hof-Geschichtschreibers. Bald aber wieder durch seine Spottsucht bei Hofe unleidlich geworden, kehrte er auf das Landgut der Marquise du Chatelet zurück, von wo er häufig den Hof des Exkönigs Stanislaus Lescynski in Luneville besuchte. Erst nach dem Tode seiner Freundin, 1749, ging er wieder nach Paris.

Unter den Werken jener Zeit gehört seine Tragödie „Brutus" zu den gelungensten und übertrifft in mancher Beziehung noch die „Medea." Die „Elemente der Philosophie Newton's" machten Frankreich zuerst mit jenem englischen Gelehrten bekannt und beruhten auf gründlichen philosophischen Studien des Newton und Leibnitz, woran die Marquise du Chatelet lebhaften Antheil genommen hatte.

In Brüssel begegnete Voltaire dem unglücklichen und berühmten Rousseau und beide Poeten fühlten gleich eine gegenseitige starke Abneigung. Rousseau hatte seinem Nebenbuhler eine Ode „an die Unsterblichkeit" mitgetheilt, von welcher Jener sagt: „Dies ist ein Brief, der niemals an seine Adresse gelangen wird." In einem Briefe an Linant schreibt Voltaire: „Rousseau verachtet mich, weil ich zuweilen den Reim vernachlässige; und ich verachte ihn, weil er nur zu reimen versteht."

Im Jahre 1750 folgte Voltaire der wiederholten Einladung Friedrich's II. von Preußen und ging nach Berlin, wo ihm eine glänzende Stellung geschaffen wurde; er erhielt das Kreuz des Verdienstordens, den Kammerherrnschlüssel und 5000 Thaler Pension. Voltaire's Begeisterung für den König von Preußen grenzte an Leidenschaft. Er hatte sein Schlafgemach unter dem Zimmer des Königs und verließ dasselbe nur zum Abendessen. Beide arbeiteten an Werken der Philosophie, der Geschichte und der Poesie und schickten sich dieselben gegenseitig zu. Der König arbeitete an der „Brandenburgischen Geschichte" und der französische Schriftsteller an dem „Zeitalter Ludwigs XIV.*) Indessen verfeindete sich Voltaire auch hier mit verschiedenen Persönlichkeiten, namentlich mit Maupertuis, und verscherzte dadurch die Gunst des Königs. Er hatte eine „Geschichte des

*) Commentaire historique dicté par Voltaire à son secrétaire Wagnière. 1776.

Doktor Akakia" drucken lassen, eine beißende Satyre über die Lächerlichkeiten, welche Maupertuis in seinen „philosophischen Briefen" kundgegeben hatte. Das Verbrechen war nicht groß, aber der König hatte in einem Briefe von „Kettenstrafe" gesprochen. Der arme Voltaire zitterte mit Recht und mochte bitterlich bereuen, daß er sich zu dem Löwen gewagt, was Diderot kluger Weise, trotz mehrfachen Einladungen, vermieden hatte. Am 24. December 1752 wurde sein Buch auf dem Gensdarmen-Markt zu Berlin durch Henkershand in Asche verwandelt; auf derselben Stelle, wo sich jetzt Schiller's Statue erhebt, des deutschen Dichters der Freude und Freiheit, dem die französische Revolution das Bürgerrecht von Frankreich verlieh.

Nach diesen Aergernissen verließ Voltaire Berlin, um die ihm wohlwollende Herzogin von Gotha zu besuchen, und begab sich von dort nach Frankfurt am Main, wo er mit seiner Nichte, Madame Denis, zusammentreffen wollte. Hier wurde er auf Befehl Friedrich's II. angehalten und zur Herausgabe verschiedener Gedichte des Königs gezwungen. Diese Schriftstücke mußten aber erst von Leipzig erwartet werden und als sie eintrafen, wurde der im Gasthofe gefangen gehaltene Voltaire dennoch nicht freigelassen, da man noch das Eintreffen von Wechselbriefen vermuthete. Als diese Wechsel aber nicht ankamen, wurde der Gefangene nach vierzehn Tagen endlich freigelassen.*) Friedrich II. versöhnte sich später wieder mit Voltaire und blieb bis an den Tod desselben mit ihm in Briefwechsel. „Es war ein Zank unter Liebenden," — so äußert sich Voltaire selber darüber — „die Nörgeleien gehen vorüber, aber die herrschende zärtliche Neigung besteht noch lange fort."

Seine Feinde in Paris fürchtend, begab sich Voltaire fürerst nach Colmar und übersiedelte alsdann nach der Schweiz, wo er sich im Canton Genf ein Landgut „les Délices" kaufte. Die orthodoxe Genfer Geistlichkeit wiegelte aber die Volksmasse gegen ihn auf und so mußte er sein Landgut verkaufen und erwarb 1758 ein anderes auf französischem Boden, zu Ferney in dem Ländchen Gex, wenige Stunden von Genf. Hier ver-

*) Commentaire historique dicté par Voltaire etc.

lebte er die letzten zwanzig Jahre seines wirksamen Lebens, und durch Kunst und Gewerbe, welche er zu wecken verstand, gestaltete er den vormals unbedeutenden, von 49 verarmten Bauern bewohnten Flecken zu einem wohlhabenden Städtchen von 1200 Einwohnern. Man arbeitete für Spanien, Deutschland, Holland und Italien; als Frankreich in Folge der Kriege in eine drückende Lage gerathen war, kaufte die Kaiserin Katharina von Rußland allein für 50,000 Francs Uhren aus den Ferneyschen Fabriken.

Das Schloß, das Voltaire sich in Ferney erbauen ließ, von schönen Gärten umgeben, war ein Muster von Geschmack, Einfachheit und Behaglichkeit. Auch eine Kirche ließ er erbauen, mit der Inschrift: „Gotte erbaute sie Voltaire.“ Seine Feinde, welche den Sinn dieser Inschrift nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, machten ihm daraus den Vorwurf des frechsten Hochmuthes; sie sollte aber bedeuten: „Ich will den Fanatismus am Fuße des Altars tödten; Gott, dem gemeinsamen Vater aller verbrüderten Menschen, weihe ich diese Kirche; sie ist vielleicht die einzige, welche Gott allein gewidmet ist.“

Voltaire war nicht Atheist sondern ein entschiedener Theist. Sein Verehrer, der Baron Grimm, wirft ihm dies als Schwäche vor und nennt seinen theistischen Glauben „die verletzliche Ferse des Achilles.“*) Es verdient bemerkt zu werden, daß, obgleich die Colonie Ferney aus Katholiken und Protestanten bestand, sich doch in dem Zusammenleben der Gemeinden keine religiöse Spaltung wahrnehmen ließ; dies war die Frucht der humanen Grundsätze, welche Voltaire durch seine Schriften, namentlich in dem Buche „über die Toleranz“ verbreitet hatte.**)

Unter den Fremden, welche in großer Zahl Ferney besuchten, zählte man mehr als einen souveränen Fürsten. Viele von ihnen standen in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Patriarchen, namentlich der König von Preußen und die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth.

Voltaire besaß ein bedeutendes Vermögen, größtentheils

---

*) Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un souverain d'Allemagne, depuis 1755—1782 par le baron de Grimm et par Diderot. Première partie. Tome I. Paris 1813.

**) Commentaire historique, édition du centenaire, Paris 1878. pag. 23.

das Ergebniß glücklicher kaufmännischer Spekulationen. Ein großer Theil wurde zu einer umfassenden gemeinnützigen Wirksamkeit verwandt. Er kannte in seiner Wohlthätigkeit kein Maß, und seine Nichte hielt keine Ordnung im Hausstande. Als er sich in Genf niederließ, hatte er 100 000 Livres Rente und bei einem Genfer Handelshause 800 000 Livres einstehen. Dieses Kapital war 1765 fast ganz aufgezehrt. Der Herzog von Würtemberg schuldete ihm 30 000 Livres jährlicher Leibrente, die er aber nicht bezahlte. Von seinen literarischen Werken hatte er geringen Gewinn. Die meisten erschienen in Nachdrucken, von denen er selber keine Ahnung hatte; wenn er davon Kunde erhielt, pflegte er scherzend zu sagen, er käme sich wie ein Todter vor, in dessen Hinterlassenschaft sich unbefugte Erben theilten. Die Henriade, die Trauerspiele und die Geschichtswerke erschienen stets in unbefugten neuen Ausgaben, sobald die alten vergriffen waren. In Genf erschien eine prachtvolle Ausgabe in Quarto, von welcher Voltaire kein Blatt zu Gesicht bekam. Zahlreiche Schriften erschienen verstümmelt oder von seinen Gegnern verfälscht; andre ließ er im Auslande, meistens pseudonym, erscheinen, aus Furcht vor der politischen und geistlichen Verfolgung, die in jener Zeit sehr mächtig war und das Leben dieses großen Mannes unaufhörlich verbitterte.

Wie schon erwähnt, blieb Voltaire bis in sein hohes Alter geistig schaffend. Seine Dramen: Oedipus, Marianne, Brutus, Alzire, Mahomet, Merope, die Prinzessin von Navarra, Semiramis, Orest, Irene; sein philosophischer Roman: Candide; seine Henriade: — sind nur die bedeutendsten unter den zahlreichen Arbeiten, Zeugniß ablegend von der dramatischen Kraft, von dem freien Geiste, von dem geistvollen Spotte, von der kühnen Beredtsamkeit und von dem selbständigen Urtheile, welches dieser bewundernswerthe Genius über alle weltlichen und religiösen Dinge besaß. Seine Geschichtschreibung mag nicht in allen Punkten authentisch sein; (wann gab es überhaupt eine zuverlässige Geschichte?) Voltaire hatte die Fehler eines Xenophon und Titus Livius. Aber seine historischen Schriften waren die ersten der neueren Zeit, welche nicht durch ihre systematische Trockenheit

abschreckten sondern den wohlthuenden Reiz der Gefühlswärme, die sprudelnde Lebhaftigkeit des Genies, vor Allem: die humane Gerechtigkeit herausfühlen ließen. Nicht mit Unrecht aber wirft ihm Grimm vor, daß er in seiner Schilderung des „Zeitalters Ludwig's XIV." die Lebenden zu sehr auf Kosten der Todten gelobt und namentlich dem Grafen von Sachsen Unrecht gethan habe; „man mußte — schreibt der Baron von Grimm — nicht Ludwig XIV. sondern sein Zeitalter vertheidigen, und zwar wegen seiner Folgen und weil es die Revolution hervorgerufen hat; dies wäre ein großes und schönes Feld für einen Redner gewesen." (Grimm, Correspondance, 1770—1782.)

Aber Voltaire verrichtete auch glänzende Werke in thatsächlicher Menschenliebe, indem er unerschrocken der Willkür und Despotie mit Wort und That entgegentrat. Er deckte den Justizmord auf, der an Jean Calas verübt worden war, stellte die Ehre der Familie wieder her und verschaffte ihr eine Entschädigung.*) Ebenso kämpfte er acht Jahre unermüdlich mit der Feder für die Familie Sirven, welche von dummen und grausamen Richtern zum Tode verurtheilt worden war und sich zu ihm geflüchtet hatte. Er trat auch für den Sohn des Präsidenten d'Etallonde ein und empfahl ihn dem Könige von Preußen zu einer Anstellung. Er machte sich zum Vertheidiger der verfolgten Bewohner des Jura und des Ländchens Gex. Die Nichte des großen Corneille nahm er in sein Haus und in edelmüthiger Weise unterstützte er eine Tochter der Adrienne Lecouvreur. Friedrich II. schrieb ihm daher: „Die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuß des Thrones und die Mächtigen der Erde genöthigt, Mißbräuche abzustellen."

Als auf Anregung der Madame Necker eine Anzahl Verehrer Voltaire's im Jahre 1770 beschlossen, dem Gefeierten eine Bildsäule zu errichten, meldete sich auch der König von Preußen zur Subscription und schrieb bei dieser Gelegenheit an d'Alem-

---

*) Vergl. Oeuvres de Voltaire. Tome V. p. 507—576 und den Artikel „Calas" von Baur bei Ersch und Gruber.

bert: „Das schönste Monument Voltaire's ist dasjenige, das er sich selber errichtete: seine Werke. Diese werden länger fortbestehen als die Basilika des heiligen Petrus, der Louvre und alle die Gebäude, welche die Eitelkeit der Ewigkeit weihet. Dennoch könnte ich mich nicht ohne Undank weigern, zu dem Denkmal beizutragen, das ihm die öffentliche Anerkennung widmet, da mich seine so verschiedenartigen und doch überall vollkommenen Erzeugnisse stets mit Vergnügen erfüllten." — Bei einer anderen Gelegenheit äußert sich der König in ähnlicher Weise mit folgenden Worten: „Niemals hat irgend ein Schriftsteller einen so vollkommen ausgebildeten Geschmack besessen wie dieser große Mann. Das profane Griechenland würde ihn zur Gottheit erhoben und ihm einen Tempel errichtet haben; wir errichten ihm nur eine Bildsäule — eine schwache Entschädigung für alle Vergnügen, die der Neid ihm streitig machte; aber dennoch ist diese Belohnung im Stande, die Jugend zu erwärmen und sie anzuregen, sich zu der Bahn zu erheben, welche dieser Genius durchlaufen ist und wo andre große Geister noch ein Erntelesen halten können."

Als Voltaire im Februar 1778 noch ein Mal Paris besuchte, wurde er mit begeisterten Ehrenbezeugungen überhäuft; die Aufregung zog ihm eine Krankheit zu, welche durch die Ränke seiner undankbaren Nichte und durch die gehässige Zudringlichkeit der Priester verschlimmert wurde. Er erlag am 30. Mai 1778. Die Pariser Geistlichkeit verweigerte seiner Leiche eine kirchliche Beerdigung und der Abbé Mignot wurde bestraft, als er dieselbe in der Abtei Scellieres hatte bestatten lassen. Der König Friedrich war sehr unwillig über die Behandlung, welche der Aberglaube dem Andenken des großen Mannes bereitete und ging nach längerem Schwanken auf d'Alembert's Ansinnen ein, in der katholischen Kirche zu Berlin einen Trauergottesdienst für Voltaire zu veranstalten. Derselbe fand am 30. Mai 1780 unter großem Gepränge in der St. Hedwigskirche statt. — In Frankreich veranstaltete man ihm während der Revolution eine große Todtenfeier und setzte seine sterblichen Ueberreste und die seines Gegners und Zeitgenossen J. J. Rousseau im Pantheon bei.

Deutschland, aus Mangel an ausreichender Bekanntschaft

mit den Leistungen Voltaire's und in mancherlei Vorurtheilen befangen, hat seinem Genius kaum die gebührende Anerkennung und Bewunderung zutheil werden lassen; auch David Friedrich Strauß drückt sich noch mit einer gewissen Zurückhaltung darüber aus, erkennt aber doch an, daß es „nie ein besser zugerichtetes und leistungsfähigeres Rüstzeug Gottes" gegeben habe; daß er in ausgezeichnetem Maße begabt gewesen, die Bildungselemente seiner Zeit in sich aufgenommen und mitempfunden und umfassend gewirkt habe. „Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert. Er hat gearbeitet wie Wenige; gewirkt aber hat er wie noch Wenigere, und da er auch für uns gewirkt hat, so verdient er vor Vielen unsern Dank." *)

Wärmer äußert sich schon Varnhagen über Voltaire, indem er auch zugleich die Vorwürfe zurückweist, zu welchen ihm seine literarischen Scharmützel und Kriegslisten gereichen sollten. „Das Leben dieses außerordentlichen Mannes, — schreibt Varnhagen — dem in der Tiefe der Seele die reinste Menschenliebe, die herzlichste Güte und die edelste Freiheit wohnten, war ein unaufhörlicher Krieg, ein Krieg, der seine großen Schlachten hatte, doch weit mehr in zahllosen Guerillaskämpfen bestand, die sich ewig erneuerten und nicht Ruhe noch Rast gestatteten. Aus diesem Gesichtspunkte allein kann Voltaire's Leben und Verfahren richtig gewürdigt werden. In solchem Kampfe gilt es List und Verstellungen, Hinterhalte und Ueberfälle, Ausspähereien, geschicktes Vordringen und rasches Verschwinden, je nach Erforderniß der augenblicklichen Lage." **)

Goethe sagt über ihn: „So bringt ein Volk seine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigen sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus; die meisten werden durch andre ersetzt und von der Folgezeit vergessen." ***)

*) Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Leipzig, 1870. p. 343.

**) K. A. Varnhagen von Ense. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Leipzig, 1859. 8. Band.

***) Eckermann, Gespräche II.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann, der mit freiem Geiste in der Geschichte forschte und sein selbständiges Urtheil über die erhabensten Fragen der Menschheit frei erhielt von Vorurtheil und von Einflüssen des Herkommens und des gemeinen Beispiels — es ist nicht zu verwundern, daß Voltaire jenes Princip, welches wir als die wichtigste Bedingung zur Reform der Menschen-Cultur ansehen, im Verlaufe der Geschichte als wirkend erkannte und an vielen Stellen seiner Werke Zeugniß dafür ablegte. Ueber das Wesen der Thiere hat er die edelsten, humansten Vorstellungen; die Rückkehr zur blutlosen Diät erklärt er unumwunden für die Philosophie der erhabensten Tugend. Auch das Werk des Porphyr, welches unsere andern Geschichtschreiber der Cultur und Philosophie noch heute zu übersehen pflegen: die „Apoche" hat Voltaire gekannt und äußert sich darüber folgendermaßen:

Bekanntlich studirte Pythagoras bei den Braminen die Geometrie und Moral und faßte jenen humanen Lehrsatz auf, den er alsdann nach Italien brachte. Seine Schüler folgten ihm lange Zeit; die berühmten Philosophen Plotin, Jamblichus und Porphyrius empfahlen diese Moral und übten sie selber aus, obgleich es selten ist, daß man thuet, was man predigt. Das Werk des Porphyrius über die Enthaltung von Fleischspeisen, in der Mitte des dritten Jahrhunderts geschrieben und sehr gut in's Französische durch Herrn von Burigni übersetzt, wird von den Gelehrten sehr geschätzt; es hat aber in Frankreich keine Schüler gefunden außer dem Mediciner Hequet. Umsonst beruft sich Porphyrius zum Muster auf die Brahmanen und die persischen Magier der ersten Klasse, welche die Gewohnheit, die Eingeweide anderer Geschöpfe in unsere Eingeweide zu begraben, verabscheuen; nur die Trappisten folgen heute seinem Beispiele. Porphyrius' Schrift ist an einen seiner Schüler, Namens Firmus, gerichtet, der Christ geworden sein soll, um nach Belieben Fleisch essen und Wein trinken zu dürfen. Er zeigt dem Firmus, daß man die Gesundheit des Leibes und der Seele bewahrt, wenn man sich des Fleisches und der starken Getränke enthält; daß man länger und mit unschuldigerer und sanfterer Seele lebt. Wenn man ihn liest, so sollte man glauben, dieser große Feind der Kirche sei ein Kirchenvater. Er spricht nicht von der Seelenwanderung, aber er betrachtet die Thiere als unsere Brüder, weil sie beseelt sind wie wir; weil sie dieselben Lebensprincipien haben, weil sie, wie wir, Ideen, Gefühl, Gedächtniß, Thätigkeitstrieb besitzen. Es fehlt ihnen nur die Sprache. Wenn sie sprechen könnten, würden wir es dann wagen, sie zu tödten und zu essen? Wie würden wir es wagen, solche Brudermorde zu begehen? Welcher Barbar würde ein Lamm braten können, wenn dieses Lamm ihn in rührender Rede beschwöre, nicht gleichzeitig Mörder und Menschenfresser zu sein? — Dieses Buch beweist wenigstens, daß es bei

den Heiden Philosophen von der erhabensten Tugend gab; aber sie konnten nichts ausrichten gegen die Schlächter und Fresser.*)

Ueber die Vision des Apostels Petrus (Apost.=Gesch. 10 Kap.) äußert Voltaire an anderer Stelle:

Petrus sagt, er hätte die Stimme rufen hören: „Schlachte und iß!" — Wahrscheinlich war es dieselbe Stimme, welche seitdem so vielen Oberpriestern zugerufen hat: „Schlachte Alles und iß die Substanz des Volkes!" — sagt Volston; aber dieser Vorwurf ist doch zu stark.

In der Studie „über die Sitten und den Geist der Nationen" schildert Voltaire die Inder und Brahmanen, nicht ohne seine Sympathie mit ihrer menschlichen Lebensweise und ihren humanen Sitten fühlen zu lassen. **)

In diesem Lande (Indien) hat man nicht nöthig, die Heerden zu schinden, um seine Kinder gegen die rauhe Jahreszeit zu schützen; man läßt Letztere noch jetzt nackt aufwachsen bis zum Alter der Mannbarkeit. Niemals war man in diesem Lande genöthigt, sein Leben einzusetzen, um es zu erhalten, nämlich die Thiere anzugreifen und sich von ihren zerfetzten Gliedern zu nähren, wie dieses fast überall geschieht.

Die Inder haben noch außerdem einen sittlichen Zügel in dem Glauben an die Seelenwanderung. Die Besorgniß, Vater oder Mutter zu tödten, indem man Menschen und Thiere umbringt, erfüllte sie mit einem Abscheu gegen Mord und Gewaltthat, der bei ihnen zur zweiten Natur wurde. Alle Inder, deren Familien nicht mit Tartaren oder Arabern in Verbindung traten, sind daher noch heute die sanftesten Menschen. Ihre Religion und die Temperatur ihres Klimas verliehen diesen Völkern eine vollkommene Aehnlichkeit mit jenen friedlichen Thieren, die wir in unsern Schäfereien und Taubenschlägen aufziehen, um sie nach Belieben zu erwürgen.

Die christliche Religion, welche die Quäker allein

---

*) Collection complète. Genève 1774, tome 22.

Anmerk. John Sinclair, der berühmte Agricultur=Schriftsteller und Statistiker (1754—1835) macht in seinem großen Werke (The Code of Health and Longevity. Edinburgh 1807) fast mit denselben Eingangsworten auf dieses Werk des Porphyrius aufmerksam, doch hat er nicht im mindesten ein Verständniß für das erhabene Princip, welches Porphyrius darin vertritt; während Voltaire diese „erhabenste Tugend" begreift und rühmt, erscheint Porphyrius dem Schotländer nur als „einer jener außerordentlichen Menschen, welche, weniger beschäftigt mit den harmonischen Verhältnissen der Natur als mit den Spekulationen ihres eigenen Genius, die Tugend jenseits der Grenzen der menschlichen Natur suchen." Dennoch finden sich in diesem Werke mancherlei sanitäre und ethologische Bemerkungen, welche für die Pythagorische Diät Zeugniß ablegen (Comparison between vegetable and animal Diet vol. I. und Physical Code of Pythagoras and of Plato. vol. III).

**) Essai sur les moeurs et l'esprit des nations 1770. (Collection complète. Tome premier.) Discours préliminaire; ch. III.

buchstäblich befolgen, ist dem Blutvergießen ebenso abhold wie die pythagoräische. Die christlichen Völker haben jedoch niemals ihre Religion ausgeübt, während die alten Hindus stets der ihrigen nachlebten; aus dem Grunde, weil die pythagorische Lehre die einzige Religion in der Welt ist, welche fähig war, aus dem Abscheu vor dem Morde eine kindliche Liebe und ein religiöses Gefühl herzuleiten. Die Lehre von der Seelenwanderung ist so einfach und erscheint den Augen unwissender Völker so wahrscheinlich; es ist so glaublich, daß das Wesen, welches einen Menschen beseelt, späterhin einen anderen beseelen könne: daß Alle, die sich zu dieser Religion bekannten, die Seelen ihrer Verwandten in allen Menschen ihrer Umgebung zu sehen glaubten. Sie hielten sich alle unter einander für Brüder, Eltern, Kinder. Dieser Gedanke flößte nothwendiger Weise eine allgemeine Liebe ein. Man zitterte, ein Wesen zu verletzen, welches zur Familie gehörte; kurzum: die alte Religion Indiens und die der gebildeten Chinesen sind die einzigen, welche die Menschen nicht zu Barbaren gemacht haben.

Einige haben geglaubt, das Menschengeschlecht stamme ursprünglich aus Hindostan; denn, sagen sie, das schwächste Thier mußte entstehen in dem mildesten Klima und auf einem Boden, der ohne Anbau die nährendsten und heilsamsten Früchte erzeugt, wie die Datteln und Kokosnüsse, welche den Menschen auf die bequemste Weise mit Nahrung, Kleidung und Obdach versehen. Und was braucht ein Bewohner dieser Halbinsel weiter? Jeder Arbeiter arbeitet fast nackt; zwei Ellen Zeug höchstens genügen zur Bekleidung einer Frau, die keinen Aufwand macht. Die Kinder bleiben gänzlich nackt vom Augenblicke ihrer Geburt bis zum Alter der Reife. Die Matratzen, Federhaufen, die doppelten Vorhänge, die bei uns so große Mühe und viele Kosten verursachen, würden jenen Völkern unleidlich lästig sein, da sie nur im Freien auf der leichtesten Decke schlafen können. Unsere Blutbadhäuser, die sogenannten Schlachthäuser, wo man so viele Leichname verkauft, um den unsrigen zu ernähren, würden in dem Klima Indiens die Pest erzeugen. Jene Nationen bedürfen nur erfrischender und reiner Nahrung; die Natur versorgt sie reichlich mit Citronen, Orangen, Feigen, Palmen, Kokosbäumen und Reisfeldern. Der stärkste Mann kann für seinen täglichen Unterhalt nur zwei Sous verwenden; unsere Arbeiter geben in einem Tage mehr aus, als ein Bewohner von Malabar in einem Monat.

Im Allgemeinen haben die Menschen im südlichen Orient von der Natur sanftere Sitten erhalten als unsere Völker des Westens; ihr Klima macht sie geneigt, sich von geistigen Getränken und Thierfleisch zu enthalten, Nahrungsmitteln, welche das Blut scharf machen und zur Wildheit hinleiten. Und wennschon der Aberglaube und die feindlichen Einfälle die Güte ihrer natürlichen Anlagen verderben, so stimmen doch alle Reisende in dem Urtheile überein, daß der Charakter dieser Völker frei ist von jener Unruhe, von jenem Ungestüm und von jener Härte, die bei den Nationen des Nordens so schwer zu zügeln sind.

Die mohammedanische Religion allein hat in Indien bedeutende Fortschritte gemacht, namentlich unter den Gebildeten, weil sie die

Religion des Fürsten ist und weil sie eine einheitliche Gottheit lehrt, entsprechend der Doktrin der ältesten Brahmanen. Das Christenthum hat nicht den gleichen Erfolg in Indien gehabt, trotz seiner einleuchtenden und heiligen Lehre und trotz den großen Niederlassungen von Portugiesen, Franzosen, Engländern, Holländern und Dänen. Gerade der Wetteifer dieser Nationen hat dem Fortschritte unsers Cultus geschadet. Da sie sich alle hassen und oft in jenem Lande unter einander Krieg geführt haben, so haben sie auch ihre Lehre verhaßt gemacht. Außerdem erscheinen ihre Gebräuche den Indern empörend; sie sind entrüstet, uns Wein trinken und Fleisch essen zu sehen, was sie selber verabscheuen. Das größte Hinderniß bildet aber die Meinungsverschiedenheit unter den Missionairen. Der Katholik streitet mit dem Anglikaner und dieser mit dem Lutheraner, der wieder den Calvinisten bekämpft. Da also Alle gegen Alle sind, Jeder die Wahrheit verkünden und den Anderen der Lüge zeihen will, so setzen sie das schlichte und friedsame Volk in Verwunderung darüber, daß von den äußersten Enden des Westens Menschen herbeikommen, um sich an den Ufern des Ganges wechselseitig zu vernichten.

Lange vor der Zeit Alexanders herrschten die Brahmanen nicht mehr in Indien, aber ihre Kaste war immer die angesehenste und ist es heute noch. In dieser Kaste befinden sich auch die wahren oder falschen Weisen, welche die Griechen Gymnosophisten nannten. Sie erkannten immer einen obersten Gott an, trotzdem daß der Volksaberglaube in allen Ländern der Welt eine Menge untergeordneter Gottheiten hatte. Strabo sagt ausdrücklich, daß die Brahmanen nur Einen Gott verehrten. Sie gleichen darin dem Kongfutse, Orpheus, Sokrates, Marc-Aurel, Epiktet, allen Weisen, allen Hierophanten der Mysterien. Die sieben Jahre des Noviziats und das während dieser Zeit gebotene Stillschweigen war zu Strabo's Zeiten noch bei den Brahmanen üblich. Die Ehelosigkeit während dieser Prüfung und die Enthaltung vom Fleische der Thiere, welche dem Menschen dienstbar sind, waren Gesetze, die niemals übertreten wurden und noch heute bestehen. Sie glaubten an einen schaffenden, belohnenden und strafenden Gott. Sie glaubten, daß der Mensch gefallen und entartet sei und dieser Gedanke findet sich bei allen alten Völkern. Aurea prima sata est aetas ist die Devise aller Nationen.

Ueber die Brahmanen und die Lehre von der Seelenwanderung schreibt Voltaire noch an anderer Stelle:*)

Ihre Annalen erwähnen keines Krieges, den sie jemals unternommen hätten. Die Wörter „Waffen", „tödten", „verstümmeln" finden sich weder in den noch vorhandenen Bruchstücken des Shasta, noch in dem Ezurveidam noch in dem Cormoveidam. Wenigstens kann ich versichern, daß ich sie in den beiden letzteren Sammlungen nicht gefunden habe, und, was das Seltsamste ist: der Shasta, worin von einer Verschwörung im Himmel erzählt wird, erwähnt

---

*) Questions sur l'Encyclopédie par des amateurs. Londres 1779. Article: „Bracmanes."

keines Krieges, der auf der großen Halbinsel zwischen Indus und Ganges stattgefunden hätte.

Die Lehre von der Seelenwanderung ergiebt sich aus einer alten Vorschrift, sich von Kuhmilch, Gemüsen, Obst und Reis zu ernähren. Es erschien den Brahmanen schrecklich, seine Säugamme zu tödten und zu verzehren; bald fühlte man dieselbe Achtung vor den Ziegen, den Schafen und allen übrigen Thieren. Sie glaubten, dieselben seien beseelt von jenen widerspenstigen Engeln, welche sich in den Leibern der Thiere und der Menschen noch völlig von ihren Vergehen zu reinigen hätten. Die Natur des Klima's half diesem Gesetz oder war vielleicht sogar sein Ursprung: eine brennend heiße Atmosphäre verlangt eine erfrischende Nahrung und flößt Abscheu ein gegen die Sitte, die bei uns herrschend ist: Thierleichen in unsere Eingeweide zu begraben.

Die Meinung, daß die Thiere beseelt seien, war im ganzen Morgenlande allgemein herrschend und wir finden davon Spuren in den alten heiligen Schriften. Im 1. Buch Mose verbietet Gott den Menschen, ihr Fleisch zu essen, das noch in seinem Blute lebt. (1. Mose 9, 4.). Der hebräische Text drückt aus: ich werde das Blut eurer Seelen rächen an der Tatze der Thiere und an der Hand der Menschen. Im 3. Buch Mose spricht er: Des Leibes Leben ist in seinem Blut. (3. Mose 17, 14, 1. Mose 4, 5.) Noch mehr: er schließt einen feierlichen Vertrag zwischen Menschen und Thieren, woraus hervorgeht, daß die Thiere mit Vernunft begabt sind.

In viel späterer Zeit sagt der Prediger Salomonis mit deutlichen Worten: Gott zeiget, daß der Mensch ähnlich ist den Thieren; denn die Menschen sterben wie die Thiere, ihr Zustand ist derselbe; gleichwie der Mensch stirbt, so stirbt auch das Thier. Beide athmen auf dieselbe Weise; der Mensch hat nichts voraus vor dem Thiere.

Als Jonas in Ninive predigen wollte, ließ er Menschen und Thiere fasten.

Alle alte Schriftsteller, die heiligen wie die weltlichen Bücher, schreiben den Thieren Vernunft zu und einige führen sie sprechend auf. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Brahmanen, und nach ihnen die Pythagoräer, des Glaubens waren, die Seelen gingen in die Körper der Thiere und der Menschen nach einander über.

Ueber die eleusinischen Mysterien der Ceres spricht sich Voltaire weitläufig in der Einleitung zu seiner Abhandlung über die Sitten der Nationen aus;*) unter Anderem über die elyseischen Gefilde:

Die Schlechten wurden in den Tartarus geschleppt, die Gerechten in die elyseischen Felder geführt. Diese Gärten besaßen Alles, was man für die gewöhnlichen Menschen erdenken konnte. Jede Religion hat einen Garten als Wohnung der Gerechten angenommen; selbst als die jüdischen Essener die Lehre von einem zukünftigen Leben

*) Vergl. oben S. 78.

erhielten, glaubten sie, daß die Guten nach dem Tode in die Gärten am Meeresufer kämen; was die Pharisäer betrifft, so nahmen sie die Lehre von der Seelenwanderung an, nicht die Auferstehung. Wenn es gestattet ist, hier bei den profanen Dingen auf die heilige Geschichte Jesu Christi Bezug zu nehmen, so bemerken wir, daß er zu dem reuigen Schächer sagte: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." (Ev. Lucä 23, 43.) Er richtete sich nach der allgemein üblichen Ausdrucksweise.

Weiter heißt es über die eleusischen Ceres-Mysterien:

Das Chaos des volksthümlichen Aberglaubens würde fast den ganzen Erdball zu einer Raubthier-Höhle gemacht haben, aber es gab eine heilsame Einrichtung, welche einen Theil des Menschengeschlechts davor bewahrte, gänzlich zum Thiere hinabzusinken: nämlich die Mysterien und Büßungen. Nothwendiger Weise mußten sich unter so vielen grausamen Narren auch einige sanfte und weise Geister finden und auch Philosophen, welche es versuchten, die Menschen wieder zur Vernunft und Sittlichkeit zurückzuführen.

Diese Weisen bedienten sich sogar des Aberglaubens, um die ungeheuren Mißbräuche abzustellen: gleichwie man das Herz der Viper anwendet, um von ihrem Biß zu genesen; man vermischte viele Fabeln mit Wahrheiten und die Wahrheiten erhielten sich durch die Fabeln.

Ueber die Menschenopfer:

Zu glücklich wären die Menschen gewesen, wenn sie nur getäuscht worden wären; nachdem aber eine Zeit lang das Blut der Thiere auf den Altären geflossen war, gingen die an Blut gewöhnten Schlächterpriester von den Thieren zu den Menschen über; der Aberglaube, die entartete Tochter der Religion, entfernte sich so weit von der mütterlichen Reinheit, daß die Menschen gezwungen wurden, ihre eigenen Kinder zu opfern, unter dem Vorwande, man müsse Gott das Theuerste geben, was man besitzt.

In den „Fragen über die Encyklopädie" befindet sich ein Artikel über die „Fasten" (Carême), welchem wir folgende Stellen entnehmen, worin für die damalige Zeit die Erfahrung nachgewiesen ist, die noch heute überall gilt: daß nämlich in allen Ländern der Welt gerade diejenige Menschenklasse, welche schwere Arbeiten und Kraftanstrengungen leistet, nur auf Pflanzenspeisen angewiesen ist.

Es giebt sehr wenige Landbauer, welche im ganzen Monat ein Mal Fleisch essen. Wenn sie solches täglich essen müßten, so würde selbst das blühendste Land nicht dazu ausreichen. Zwanzig Millionen Pfund Fleisch würden sich jährlich auf

hundert Millionen Livres belaufen. Das ist eine schreckliche Rechnung.*)

Wenn die Armen auch nur ein Stück zähes Hammelfleisch um vier Sous zur Fastenzeit äßen, so würden sie schon eine große Sünde begehen; aber sie würden dieses elende Nahrungsmittel auch vergeblich suchen. Was essen sie also? sie haben nichts als ihre Kastanien, ihr Roggenbrot, die Käse, welche sie aus der Milch ihrer Kühe, Ziegen und Schafe bereiten, und einige Eier von ihren Hühnern.

In der gelehrten Abhandlung (Diatribe): „Man muß Partei ergreifen" spricht Voltaire auch „über das Böse, besonders über den Thiermord" und läßt auch einen Heiden sich darüber aussprechen:

Gewiß ist es, daß dieses scheußliche Blutbad, welches unaufhörlich in unsern Schlachthäusern und Küchen stattfindet, uns nicht mehr als ein Uebel erscheint, im Gegentheil betrachten wir diese Scheußlichkeit, welche oft pestilenzialisch wirkt, als einen Segen des Herrn und danken ihm in unsern Gebeten für diese Mördereien. Kann es denn aber etwas Abscheulicheres geben, als sich beständig von Leichenfleisch ernähren?

Und dennoch finde ich unter uns keinen Sittenlehrer, keinen unter unsern geschwätzigen Predigern, selbst keinen unter unsern scheinheiligen Muckern, der den geringsten Einwand erhöbe gegen diese schändliche, uns zur Natur gewordene Gewohnheit. Man muß bis auf den frommen Porphyrius und auf die mitfühlenden Pythagoräer zurückgehen, um Jemanden zu finden, der uns wegen unserer blutigen Gefräßigkeit beschämt: oder wir müssen zu den Indern reisen. Denn was unsere Mönche anbetrifft, welchen die Laune ihres Stifters das Fleischessen untersagt hat, so sind sie die Mörder der Sohlen und Steinbutten, wenn nicht gar der Rebhühner und Wachteln; und weder unter den Mönchen, noch auf der Kirchenversammlung zu Trident, weder auf unsern geistlichen Synoden noch auf unseren Akademien ist es Einem in den Sinn gekommen, diese universale Schlächterei ein Uebel zu nennen. Daran hat man in den Kirchenversammlungen ebenso wenig gedacht wie in den Schenken.

Die Tugend wohnte so lange auf Erden, wie die Familienväter die einzigen Priester waren und dem Jupiter und den unsterblichen Göttern die Erstlinge der Früchte und Blumen opferten. Aber Alles gerieth zum Verderben, sobald die Priester Blut vergossen und mit den Göttern theilen wollten. In der That theilten sie mit ihnen, indem sie für sich die Opfergaben nahmen und den Göttern den Rauch ließen. Man weiß, wie es unsern Feinden gelang, uns zu vernichten, indem

*) Nach dem neuesten statistischen Nachweis des Professor Bertillon verzehren in Frankreich die Weinbauer im Departement Nievre durchschnittlich ein Mal im Jahre Fleisch; die Landbauer in Maine zwei Mal jährlich; die Bretagner und die Weber im Nordwesten des Sarthe-Departement nur an Festtagen.

sie unsere ersten Sitten annahmen, unsere blutigen Opfer verwarfen, die Menschen zur Gleichheit und Eintracht zurückriefen und sich Anhang unter den Armen verschafften, bis sie die Reichen unterjocht hatten. Sie haben sich an unsere Stelle gesetzt. Wir sind vernichtet, sie aber sind endlich ebenso verderbt geworden wie wir und bedürfen einer großen Reform, die ich ihnen von Herzen wünsche.*)

In dem Roman „die Prinzessin von Babylon" unterhält sich die Prinzessin Formosante mit dem Vogel, den ihr der schöne Fremdling zurückgelassen hat und der zu ihrem Erstaunen sprechen kann und sich sogar geläufig in ihrer Landessprache ausdrückt. In ihrer Verwunderung und Freude stellt sie ihm tausend Fragen und er theilt ihr mancherlei mit über seine eigene Herkunft und über seinen Herrn und Freund Amazan, einen Schäfer im Lande der Gangariden am östlichen Ufer des Ganges.

Ich bin nur ein Vogel, aber ich stamme aus der Zeit, wo noch alle Thiere sprachen und die Vögel, die Schlangen, die Eselinnen, die Pferde und die Greife sich gemüthlich mit den Menschen unterhielten. Das Chaldäische lernte ich vor zwei und zwanzig tausend Jahren auf einer meiner Reisen. Ich habe diese Sprache immer sehr gern gehabt, aber die anderen Thiere, meine Mitbrüder, haben aufgehört, in eurem Klima zu sprechen, aus dem Grunde, weil die Menschen die Gewohnheit angenommen haben, uns zu verzehren, anstatt sich mit uns zu unterhalten und zu belehren. Die Barbaren! mußten sie nicht überzeugt sein, daß wir eine Seele haben wie sie, da wir ja doch dieselben Organe, dieselben Gefühle, dieselben Bedürfnisse und Wünsche haben; daß wir ihre Brüder seien und daß sie nur die bösen kochen und essen dürften? Der große und ewige Schöpfer, indem er einen Vertrag mit den Menschen schloß, hat uns ausdrücklich in den Pakt mit aufgenommen. Euch verbot er, euch mit unserm Blute zu nähren, und uns, das eurige zu saugen.

Die Fabeln von eurem alten Lokman, die in so viele Sprachen übersetzt sind, werden ein ewiges Zeugniß von eurem früheren glücklichen Verkehr mit uns ablegen. Sie fangen alle mit dem Worte an: Zu der Zeit, als die Thiere noch sprachen.**) Allerdings giebt es bei euch viele Frauen, welche stets mit ihren Hunden sprechen; aber diese sind entschlossen, nicht mehr zu antworten, seitdem man sie mit Peitschenhieben gezwungen hat, auf die Jagd zu gehen und sich zu Mitschuldigen zu machen an dem Morde unserer alten gemeinschaftlichen Freunde, der Hirsche, Damhirsche, Hasen und Rebhühner. Ihr habet noch alte Gedichte, darin die Pferde sprechen und

---

*) Mélanges philosophiques, littéraires etc. Tome vingtième. Londres 1781. (Il faut prendre un parti ou le principe d'action. p. 259, 260, 274.)

**) La Fontaine, 4. Buch, 1. Fabel.

eure Kutscher richten noch täglich Worte an sie; dies geschieht aber in so grober Weise und in so schändlichen Ausdrücken, daß die Pferde, die euch früher so sehr liebten, euch jetzt verabscheuen.

Dein theurer Unbekannter Amazan wohnt im Lande der Gangariden und ist kein König; ich glaube, er würde sich auch nicht so weit erniedrigen, einer zu sein; dazu liebt er seine Landesleute zu sehr: er ist ein Schäfer wie sie. Du mußt aber nicht glauben, jene Schäfer gleichen den eurigen. Die gangaridischen Schäfer, alle gleich geboren, sind Herren zahlloser Heerden, welche auf ihren ewig blühenden Wiesen weiden. Man tödtet sie niemals; es ist ein schreckliches Verbrechen am Ganges, Seinesgleichen zu tödten und zu verzehren. Ihre Wolle, feiner und glänzender als die schönste Seide, bildet im Orient den wichtigsten Handelsgegenstand.

Vor etwa zweihundert Jahren war ein indischer König so thöricht, die Gangariden anzugreifen, aber seine Krieger fielen unter ihren Schwertern wie der Reis bei der Ernte von den Schnittern abgemähet wird. Man nahm den König nebst mehr als sechs hundert tausend Mann gefangen. Man badete ihn in dem heilsamen Gewässer des Ganges; man gab ihm die Kost des Landes, nämlich die Pflanzen, welche die Natur allen athmenden Geschöpfen zum Lebensunterhalte spendet. Diejenigen Menschen, die sich von Schlachtfleisch nähren und geistige Getränke trinken, haben alle ein scharfes und entzündetes Blut, welches sie auf hundert verschiedene Arten verrückt macht. Ihr vorherrschender Wahnsinn besteht in der Wuth, das Blut ihrer Brüder zu vergießen und fruchtbare Gefilde zu verwüsten, um über Leichenstätten zu herrschen.

In dem Roman wird erzählt, wie Amazan eine Reise nach der Hauptstadt von Albion macht und dort mit dem Lord Whatthen („Kehr' mich nicht daran") bekannt wird. Dieser fragt ihn: How do you do? und erkundigt sich, ob man im Lande der Gangariden gutes roast-beef esse.

Darauf antwortete ihm der Reisende in seiner höflichen Weise, an den Ufern des Ganges äße man nicht seine Brüder. Er erklärte ihm das System, welchem im Laufe der Jahrhunderte Pythagoras, Porphyr und Jamblichus angehangen hatten. Mylord schlief darüber ein und erwachte erst, als man bei seinem Hause angelangt war.*)

In „Amabed's Briefen" werden die Europäer in ihren Lächerlichkeiten, Vorurtheilen und Lastern von einem Hindu geschildert, in ähnlicher Weise wie in den „jüdischen Briefen" von d'Argens und in Montesquieu's Lettres persanes. Im 2. Briefe schreibt Amabed an Shastasid, Ober-Bramine von Madura:

*) La princesse de Babylone. Londres 1768. (Neue Ausgabe in Oeuvres de Voltaire, par Beuchot. Paris 1829. Tome XXXIV.)

Ich beklage diese unglücklichen Europäer, die erst höchstens vor 6940 Jahren geschaffen wurden, während unsere Zeitrechnung sich von 11 565 Jahren herschreibt. Noch mehr beklage ich sie, weil ihnen Pfeffer, Zimmet, Gewürznäglein, Thee, Kaffee, Seide, Baumwolle, Firniß, Weihrauch, wohlriechende Stoffe fehlen, überhaupt Alles, was das Leben angenehm macht. Die Vorsehung muß sie lange Zeit vernachlässigt haben; am meisten beklage ich sie, daß sie unter so vielen Gefahren von weit her kamen, um uns, mit den Waffen in der Hand, unsere Nahrungsmittel zu rauben. In Calicut sollen sie des Pfeffers halber entsetzliche Grausamkeiten verübt haben: dabei schaudert die indische Natur, welche ganz verschieden von der ihrigen ist. Denn bei ihnen sind Brust und Schenkel behaart; sie tragen lange Bärte und haben Magen wie fleischfressende Thiere. Sie berauschen sich in dem gegohrenen Safte des Weinstocks, den ihnen ihr Noah gepflanzt haben soll. Der Doktor Fatutto selber, so gebildet er auch ist, hat zwei junge Hühner getödtet, sie in einem Kessel kochen lassen und ohne Erbarmen verzehrt. Diese barbarische Handlung hat ihm den Haß der ganzen Nachbarschaft zugezogen, den wir nur mit Mühe beschwichtigen konnten. Gott verzeihe mir! ich glaube gar, dieser Fremde würde, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, unsere geheiligten Kühe gegessen haben, die uns Milch geben. Er hat jedoch versprochen, er würde keine Küchlein mehr morden, sondern sich begnügen mit frischen Eiern, Milchspeisen, Reis, mit unsern vortrefflichen Gemüsen, Pistazien, Datteln, Kokosnüssen, Kuchen, Mandeln, Ananas, Orangen und Allem, was unser von Gott gesegnetes Klima hervorbringt.

Der 5. Brief, an denselben Braminen gerichtet, ist aus Goa geschrieben, wo Amabed nebst seiner Gemalin Adate und ihrer Dienerin Dera durch die Ränke des Doktor Fatutto in die Hände der Inquisition gefallen sind. Adate schildert ihre Kerkerleiden und die schreckliche Nothwendigkeit, ihren zehrenden Hunger mit Fleisch zu stillen.

Endlich, am Abend, brachte man uns eine Taubenpastete, ein junges Huhn, zwei Rebhühner, ein wenig Brot und, um den Schimpf voll zu machen, auch eine Flasche Wein ohne Wasser. Das war der schändlichste Streich, den man zwei Frauen, wie wir sind, nach so vielen Leiden noch zufügen konnte. Was aber sollten wir thun? Ich sank auf die Kniee: O Birma! o Wischnu! o Brahma! wenn ihr mir eine Seele gabet, so verzeihet ihr die klägliche Nothwendigkeit, daß mein Körper sich nicht von Pflanzenspeisen nähren durfte. Ich weiß, daß es eine schreckliche Sünde ist, ein Huhn zu essen; aber man hat uns dazu gezwungen.

Am Cap der guten Hoffnung entsteht in einer Schenke ein Streit zwischen Priestern und Matrosen, welchen Amabed schildert und dann hinzufügt:

Die beiden Matrosen und die beiden Priester hatten viel von

jenem Likör getrunken, den sie der Erfindung ihres Noah zuschreiben, als dessen Urheber wir aber den Bacchus nennen: ein verhängnißvolles Geschenk, welches nützlich sein könnte, wenn es nicht so leicht gemißbraucht würde. Die Europäer meinen, dieses Getränk verleihe ihnen Geist; wie ist dies möglich, da es ihnen die Vernunft raubt?

In einem Briefe aus Rom beschreibt Amabed seinem alten Lehrer die Regierung und das Leben am römischen Hofe in ziemlich abschreckenden Zügen; dabei schildert er auch ein Gastmahl, welches ihnen die Fürstin Piombino gegeben hat.

Der Saal war sauber, bequem und geschmückt; Gold und Silber glänzten auf den Büffets; die Gäste waren von Fröhlichkeit, Geist und Anmuth beseelt. Aber in den Küchen troff es von Blut und Fett; beim Anblick und dem Pestgeruch der unter einander gemischten Thierhäute, Eingeweide und Vogelfedern mußte man Uebelkeit empfinden.*)

Wie schon erwähnt worden, so hatte Voltaire seinen Aufenthalt in England zu gründlichen Studien über das politische, sociale und literarische Leben der englischen Nation verwendet. Seine „philosophischen Briefe" vom Jahre 1734 geben eine geistvolle Auskunft über die Quäker, über die anglikanische Religion, die Presbyterianer, die verschiedenen Sekten, über die Literatur und das Theater; über die Philosophie und Poesie, über Locke und Newton. Der Optik des Letzteren hat er einen besonderen Abschnitt gewidmet und in einer besonderen Schrift erschien ein Vergleich der Metaphysik Newton's mit dem Leibnitz'schen System.

Isaac Newton, obwohl kein „fachgelehrter Philosoph", überlieferte nicht nur dem 18. Jahrhundert seine großen Entdeckungen in der Physik sondern auch tiefe philosophische Gedanken, die sich den Ideen Baco's und Locke's an die Seite stellen lassen. Haller erzählt in seinen „Elementen der „Physiologie" (VI. 198), daß dieser größte Physiker und Geometer Englands sein Werk über die Optik bei Wasser und Brot schrieb. (Newtonus, dum Optica scribebat, solo paene vino pane et aqua vixit.) Voltaire, der die Elemente seiner Metaphysik den Franzosen klar machte, schildert uns zugleich einzelne Charakterzüge desselben, die wohl erkennen lassen, daß dieser außerordentliche

*) Les lettres d'Amabed, traduites par l'abbé Tamponet. 1769. (Oeuvres de Voltaire. Paris 1829. Tome XXXIV.)

Mann auch von der erhabenen Idee, um die es sich hier handelt, beseelt war. Voltaire schreibt über ihn:*)

Vor Allem ist im Menschen eine Neigung zum Mitgefühl ebenso allgemein verbreitet wie unsere anderen Instinkte. Newton hatte dieses Gefühl der Menschlichkeit ausgebildet und erstreckte es bis auf die Thiere. Wie Locke war er völlig überzeugt, daß Gott den Thieren ein gewisses Maß von Ideen und dieselben Gefühle verliehen hat wie uns. Nicht denken konnte er sich, daß Gott, der nichts ohne Zweck thuet, die Thiere mit Organen der Empfindung begabt hätte, damit sie keine Empfindung hätten. Er fand einen schrecklichen Widerspruch darin, zu meinen, daß die Thiere fühlen und sie doch Leiden zu verursachen. In diesem Punkte stimmte seine Moral mit seiner Philosophie überein: nur mit Widerstreben fügte er sich der barbarischen Sitte, uns mit dem Blute und Fleische von Wesen zu nähren, die uns ähnlich sind und die wir täglich pflegen; niemals duldete er in seinem Hause, daß man sie langsame und peinliche Todesqualen erleiden ließ, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen. Dieses Mitgefühl, welches er gegen die Thiere hegte, wurde zu einer wahrhaften Liebe gegen die Menschen. In der That verdient Niemand den Namen eines Philosophen, ohne die Humanität, die Tugend, welche alle anderen Tugenden in sich schließt.**)

Die richtige Erkenntniß von dem vernünftigen und fühlenden Wesen der Thiere, welche Voltaire hier so hoch anschlägt, und der Abscheu gegen das Unrecht, das der Mensch seinen schutzloseren Mitgeschöpfen zufügt, mußte in ihm selber, dem Beschützer aller Unterdrückten und Gefolterten, besonders lebendig sein. Außer den bereits angeführten Stellen in seinen Romanen und geschichtlichen Werken, welche dies ausdrücken, wollen wir noch folgende anführen:

In dem 13. der philosophischen Briefe spricht er über Locke und erörtert die Frage, ob ein rein materielles Wesen denken könne oder nicht; bei dieser Gelegenheit äußert er sich auch über die Thiere:

Die Thiere haben dieselben Organe, dieselben Wahrnehmungen wie wir; sie haben Gedächtniß und können einige Ideen bilden. Wenn Gott die Materie nicht beleben und mit Empfindung begaben konnte, so ist von zwei Dingen nur eines möglich: die Thiere sind entweder bloße Maschinen oder sie haben eine geistige Seele. Es scheint mir

*) La métaphysique de Neuton ou Parallele des Sentimens de Neuton et de Leibnitz. Amsterdam 1740. p. 84, 85. (Ein Supplement zu den „Elémens de la Philosophie de Neuton“.)

**) Aehnlich äußert sich Locke: Essay on the Human Understanding. II. 2.

erwiesen zu sein, daß die Thiere nicht bloße Maschinen sein können; der Beweis ist folgender: Gott hat ihnen genau dieselben Empfindungsorgane gegeben, wie die unsrigen sind; wenn sie also nicht empfinden, so hat Gott eine unnütze Arbeit gethan; nun aber thuet Gott nichts vergeblich, wie ihr selber zugebet; folglich hat er nicht so viele Empfindungswerkzeuge erschaffen, damit keine Empfindung stattfinde; folglich sind die Thiere nicht bloße Maschinen. Nach eurer Meinung können die Thiere keine vernünftige Seele besitzen; trotzdem bleibt weiter nichts übrig, als daß Gott den Organen der Thiere, welche Materie sind, die Fähigkeit zu fühlen und wahrzunehmen gegeben hat, welche ihr bei ihnen Instinkt nennet. Und wer kann Gott hindern, unsern entwickelteren Organen diese Fähigkeit, zu empfinden, zu denken und wahrzunehmen, mitzutheilen, welche wir menschliche Vernunft nennen? Auf welche Seite ihr euch also wenden möget, so müsset ihr doch eure Unwissenheit und die unendliche Macht des Schöpfers zugestehen.

In dem Artikel „Bêtes" im Dictionnaire philosophique, ähnlich wie in dem oben angeführten Ausspruch über Newton, spöttelt Voltaire über die Cartesianer, welche die Thiere als bloße Maschinen ansehen, und über Diejenigen, welche alle Vernunftkräfte derselben mit dem nichtssagenden Ausdruck Instinkt bezeichnen, indem er am Hunde die anhängliche Theilnahme und die Fähigkeit zu denken nachweist. Bei dieser Gelegenheit verurtheilt er zugleich die Quälereien seitens der Vivisectoren, welche damals aber nur ingeheim und in vereinzelten Fällen stattfanden.

Es giebt Barbaren, welche diesen Hund ergreifen, der den Menschen in so erstaunlichem Maße an Freundschaft übertrifft, ihn auf einen Tisch nageln und lebendig zerschneiden, um euch den Kreislauf des Blutes zu zeigen. Ihr entdeckt in ihm alle dieselben Empfindungs-Organe, die ihr selber besitzt. Antworte mir, Maschinist! hat die Natur wirklich alle diese Quellen des Gefühls in diesem Thiere angelegt, zu dem Zweck, daß es nicht fühlen soll? Besitzt es Nerven, damit es fühllos gegen Leiden sei? Glaubet ihr wirklich an einen solchen ungereimten Widerspruch in der Natur?

Die Jagd, das erfrischende Vergnügen der höchsten Stände, charakterisirt Voltaire durch folgende historische Betrachtung:

Man versichert, daß Karl IX. ein Buch über die Jagd geschrieben habe. Wahrscheinlich ist es, daß, wenn dieser Fürst die Kunst, Thiere zu martern und zu tödten, weniger ausgebildet und sich nicht in den Wäldern an Blutvergießen gewöhnt hätte, er nicht so leicht seine Zustimmung zur Bartholomäus-Nacht gegeben haben würde. Die Jagd ist eines der sichersten Mittel, das Gefühl der Menschen für ihre Mitgeschöpfe zu ertödten; und diese Wirkung ist um so verderb-

licher, als Diejenigen, welche sich damit gern beschäftigen, den höheren Ständen angehören, und jenes Zügels um so mehr bedürften.*)

Daß Voltaire den Thiermord mit unter die Wurzeln des Krieges zählte, hat er mehrfach ausgesprochen; wir fügen zum Schluß die Worte bei, die er einem Quäker in den Mund legt.**)

Wir ziehen niemals in den Krieg: nicht weil wir den Tod fürchten; im Gegentheil segnen wir den Augenblick, der uns mit dem obersten Wesen vereinet; aber weil wir weder Wölfe, noch Tiger, noch Bluthunde sind, sondern Menschen und Christen. Unser Gott, der uns befahl, unsere Feinde zu lieben und ohne Murren Leiden zu ertragen, wird gewiß nicht wollen, daß wir über das Meer fahren, um unsere Brüder zu ermorden, sobald die rothröckigen Mörder mit den hohen Bärenmützen unter Trommelschall einherziehen, um die Bürger unter ihre Fahnen zu sammeln. Und wenn die Schlachten gewonnen sind, ganz London illuminirt ist und der Glanz gen Himmel strahlt, die Luft von Freudengeschrei, Kanonendonner, Glocken- und Orgelschall erfüllt ist, dann seufzen wir schweigend über jene Mordthaten, welche die öffentliche Freude hervorrufen.

Jean Meslier.

(1664—1729.)

Er war der Sohn eines Webers und wurde 1664 im Dorfe Mazerny in der Champagne geboren. Nachdem er von einem Pfarrer der Nachbarschaft den ersten Unterricht erhalten hatte, kam er in das Seminar zu Chalons an der Marne. Im Jahre 1692 wurde er Pfarrer in Etrépigny in der Champagne und verblieb in diesem Amte bis zu seinem Tode. Während seines geistlichen Wirkens zeichnete er sich durch strengen sittlichen Wandel und durch Wohlthätigkeit aus***), hielt sich zurückgezogen, und studirte in seiner kleinen Bibliothek mit Vorliebe die Werke des Cartesius und die Essais von Montaigne. Durch Zwiespalt mit dem Edelmann des Ortes, gegen dessen Härte er freimüthig aufgetreten war, und durch die ungerechte Behandlung, die ihm

*) Oeuvres LXXII, 213.

**) Lettres philosophiques. I. Sur les Quakers. 1734 (Oeuvres, par Beuchot, Paris 1829. Tome XXXVII.)

***) Le Testament de Jean Meslier, Amsterdam 1864. (Préface.) — Vergl. Voltaire, von David Friedrich Strauß, Leipzig 1870. p. 255—258 und 2. Beilage.

seitens seiner geistlichen Vorgesetzten widerfuhr, wurde ihm das Leben auf die schrecklichste Weise verbittert.

Meslier folgte einem Antriebe, den einer unserer deutschen Denker als Grundsatz ausgesprochen hat: man müsse wenigstens nach seinem Tode alles Dasjenige schriftlich hinterlassen, was man bei Lebzeiten nicht auszusprechen wagen durfte, — ein Grundsatz, dem bekanntlich Hermann Samuel Reimarus in der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" (Wolfenbüttelsche Fragmente) nachgekommen ist. — Jean Meslier hinterließ unter dem Namen eines Testaments einen theologischen und poetischen Protest gegen Alles, was ihm im Leben als religiöse Irrthümer und sociale Mißstände erschienen war. Die christliche Religion erklärt er darin für unwahr, für ein Gewebe des Aberglaubens, das die Tyrannei der Könige und Fürsten begünstige, und bittet Gott um Verzeihung, daß er es gelehrt hatte. Er schildert das Zeitalter Ludwigs XIV. als ein grauenvolles und zählt die Gewaltthaten des verbündeten Adels- und Pfaffenthums auf. In der Theologie hält er sich im Allgemeinen an die Lehren der englischen Deïsten. Auf dem Umschlage des Testaments stand geschrieben: „Ich habe gesehen und erkannt die Irrthümer, Mißbräuche, Eitelkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der Menschen; ich habe sie gehaßt und verwünscht. Bei meinen Lebzeiten wagte ich es nicht zu sagen, aber ich will es wenigstens nach meinem Tode sagen und setze diese Denkschrift auf, damit sie zum Zeugniß der Wahrheit diene für Alle, die sie sehen und es gut finden, sie zu lesen."

Meslier hinterließ sein Werk in drei Exemplaren, wovon er eines auf der Gerichtskanzlei von Saint Menehould deponirt hatte. Nach seinem Tode gingen Abschriften davon herum, von welchen eine in Voltaire's Hände gelangte. Aber erst im Jahre 1762 ließ Voltaire einen Auszug davon drucken und unentgeltlich verbreiten (Sentimens du curé Meslier). Man hielt dieses Werk irrthümlich für pseudonym, für eine jener Mystificationen, zu denen Voltaire durch die Verfolgung seitens der Geistlichkeit so oft genöthigt war. Ein anderer Auszug erschien vom Baron Holbach (Bon sens du curé Meslier). Diese Auszüge wurden bald nach ihrem Erscheinen und noch unter der Regierung Ludwig Philipp's zur Vernichtung verurtheilt.

Erst 1864 ist in Holland ein vollständiger Abdruck des Werkes erschienen.*)

Dieses Werk interessirt uns hier, insofern der Autor sich in der Betrachtung des Denkens in Widerspruch mit den Cartesianern befindet, da diese das Denken und Empfinden einer immateriellen Seele zuschreiben, welche den Thieren abgesprochen werden müsse. Meslier erklärt diese Lehre für abscheulich und bedauert, daß es kein Tribunal giebt, um den Thieren Recht zu schaffen; auch spricht er seinen Abscheu vor den blutigen Opfern und Schlächtereien aus.

Wie soll man sich vorstellen und überzeugen, ein Gott, der unendlich vollkommen, unendlich gut und unendlich weise sei, könnte jemals so grausame und barbarische Opfer einsetzen wollen? Denn grausam und barbarisch ist es, Thiere, die nichts Böses thuen, zu tödten, zu erschlagen und zu erwürgen, wie es geschieht. Denn sie sind empfindlich für Leid und Schmerz, ebenso wie wir, wenngleich unsere neuen Cartesianer darüber allerlei Eitles, Falsches und Lächerliches behaupten. Diese betrachten die Thiere als bloße Maschinen ohne Seele, und aus diesem Grunde und weil sie nach ihren eitlen Begriffen behaupten, daß die Materie nicht des Denkens fähig sei, so behaupten sie, daß den Thieren alle Empfindung für Vergnügen und Schmerz mangele. Eine lächerliche Ansicht! ein schlechter Grundsatz und eine abscheuliche Lehre! Denn dies dient augenfällig dazu, in den Herzen der Menschen jedes Gefühl der Güte, Sanftmuth und Menschlichkeit zu ersticken, das sie gegen jene armen Thiere hegen könnten; es bietet ihnen zu jeder Zeit die Gelegenheit, zu gestatten, sich ein Spiel und Vergnügen daraus zu machen, sie ohne Erbarmen zu quälen und zu tyrannisiren, unter dem Vorwande, sie hätten nicht die geringste Empfindung von dem Leid, das ihnen zugefügt würde, ebenso wenig wie eine Maschine, die man in's Feuer wirft oder in tausend Stücke zerbricht. Offenbar ist dies eine abscheuliche Grausamkeit gegen die armen Thiere, welche leben und sterblich sind wie wir, die gleich uns aus Fleisch, Blut und Knochen bestehen und gleich uns Organe des Lebens und der Empfindung besitzen, nämlich Augen, um zu sehen, Ohren, um zu hören, Naselöcher, um zu riechen und zu unterscheiden, Geschmack für die ihnen zusagende Nahrung, Füße, um zu laufen. Und wenn wir außerdem in ihnen alle Anzeichen und Wirkungen der Leidenschaften wahrnehmen, die wir selber empfinden, so muß man doch überzeugt sein, daß sie gleich uns empfindlich sind für Gutes und Schlimmes, das heißt für Vergnügen und Schmerz. Sie sind unsere Diener und unsere treuen Gefährten des Lebens und der Arbeit und eben deswegen müssen wir sie gütig behandeln. Gesegnet

*) Le testament de Jean Meslier, ouvrage inédit, précédé d'une préface, d'une étude biographique etc. par Rudolf Charles. Amsterdam 1864, à la librairie étrangère. 3 Tomes.

seien die Nationen, welche ihnen Sanftmuth und Schonung zutheil werden lassen und an ihrem Elend und Schmerz Antheil nehmen! Aber verflucht seien die Nationen, welche sie grausam behandeln und tyrannisiren, welche begierig sind, ihr Blut zu vergießen! An einer Stelle der apokryphischen Schriften (Esdras 4, 30) ist gesagt, vom Anfange an sei ein Korn der Bosheit oder des bösen Samens in Adam's Herzen gesäet: „Gramen seminis mali seminatum est in corde Adam ab initio". Wirklich scheint es so, als ob dieses Samenkorn der Bosheit oder des Bösen sich noch jetzt in dem Herzen aller Menschen befinde und als ob dieses böse Samenkorn die Ursache sei, daß sie noch heute Vergnügen daran finden, Böses zu thuen und namentlich ihre Grausamkeiten an jenen armen, sanften und unschuldigen Thieren ausüben, indem sie dieselben tyrannisiren, tödten, erschlagen und unbarmherzig erwürgen, wie sie es täglich thuen, um in ihrem Fleische schwelgen zu können. — Mir ist es schon schrecklich, die Schlachthäuser auch nur zu sehen und nie könnte ich ohne Abscheu an jenes entsetzliche Opfer und Blutbad denken, welches der König Salomo bei der Einweihung seines Tempels unter unschuldigen Thieren anrichtete, indem er zwei und zwanzig tausend Rinder und hundert und zwanzig tausend Schafe schlachten ließ. Welch ein Blutbad! wie viel vergossenes Blut! Wie kann man sich vorstellen und einreden, daß ein unendlich großer und weiser Gott zu seinen Opferdienern nur Thierschinder und Schlächter erwählen und seine Laubhütte und seinen Tempel zu einem gemeinen Schlachthause machen wolle!

Hinsichts der Opfer schreibt der Pfarrer von Etrépigny noch Folgendes, wobei er sich auf die „türkischen Briefe" bezieht:*)

Die Geschichtschreiber sagen, daß die ersten Bewohner der Erde zwei tausend Jahre von Pflanzen lebten und den Göttern die Erstlinge der Früchte opferten. Zu Athen wurde der erste Ochse getödtet. Der Priester Diomus spendete auf dem Altar in offenem Felde die Früchte; als er aber wahrnahm, daß ein Stier sich von der Heerde getrennt hatte und von dem heiligen Kraute fraß, so ergriff er im Zorn ein Schwert und tödtete den Stier. Aus Furcht vor dem Unwillen des Volkes, gab er vor, Gott sei ihm erschienen und habe ihm geboten, den Stier zu opfern und sein Fleisch auf dem Altar zu verbrennen. Das dumme Volk glaubte es und war dabei behülflich. Seitdem wurde alljährlich ein Stier geopfert und dieser Gebrauch verbreitete sich über ganz Griechenland und alle Nationen. Dann geschah es einmal, daß ein Priester ein Stück gekochten Fleisches, das zur Erde gefallen war, aufhob; dabei verbrannte er sich die Finger und führte sie unwillkürlich an den Mund. Das Fett des Fleisches schmeckte ihm und er verleitete auch seine Amtsgenossen, Fleisch zu essen. Seitdem haben auch die anderen Menschen diesen grausamen und blutigen Fraß angenommen. — Die Alten erzählen auch, die erste Ziege sei aus Rache geschlachtet worden von Einem, dessen Weinstock sie angenagt hätte. Gewiß ist es, daß die Aegypter, das weiseste und älteste Volk

*) Ep. Turc. Tome 3. Lettre 40.

der Welt, von den ersteren Bewohnern der Erde eine Ueberlieferung erhalten hatten, welche den Menschen verbot, irgend ein lebendes Geschöpf zu tödten; und daß sie, um diesem ersten Naturgesetz größeren Nachdruck zu geben, ihre Götter in Gestalt von Thieren darstellten, um dem gemeinen Volk, indem es diese heiligen Sinnbilder verehrte, zu lehren, daß es kein Leben rauben und den Thieren nicht einmal ein Leid zufügen dürfe. Die Brahmanen in Ostindien, anstatt Thiere zu opfern, bauen Hospitäler für sie, ebenso wie für die Menschen, und dies gilt bei ihnen für eine sehr tugendhafte Handlung. In allen Städten giebt es eine große Zahl jener Propheten, welche ihr ganzes Leben der Sorge für kranke, verwundete oder pflegebedürftige Thiere widmen. Diese Einrichtung ist bei ihnen nicht neu sondern ist ihnen aus undenklichen Zeiten her überliefert worden.

Soame Jenyns.

(1704—1787.)

Unter dem Whig-Ministerium Walpole vertrat er die Grafschaft Cambridge im Parlament und war fünf und zwanzig Jahre lang Beamter in der Abtheilung für Handel und Gewerbe. Neben seinen Staatsgeschäften widmete er sich der Poesie und philosophischen Arbeiten. In seinem Werke „Freie Untersuchung über den Ursprung des Bösen" vertritt er den Standpunkt der Optimisten, welche, wie der deutsche Philosoph Leibnitz, die Uebel im Weltlaufe mit der Güte des allmächtigen Schöpfers in Einklang zu bringen suchen. Jenyns erklärt einen großen Theil der socialen Leiden des Menschengeschlechtes aus der corrumpirten Natur desselben und aus vielen Akten der Bosheit und Grausamkeit, welche aus Verderbtheit und Gewohnheit übersehen, theilweise sogar durch die Gesetzgebung gebilligt werden.

In dem zweiten Abschnitte jenes Werkes („Ueber die Grausamkeit gegen Thiere") drückt er sich, ähnlich wie sein Zeitgenosse Ritson, folgendermaßen aus:*)

Wie will der Mensch, dieser blutdürstige Tyrann, sich wegen der unzähligen Grausamkeiten entschuldigen, welche er an den wehrlosen Geschöpfen verübt, die unser gemeinsamer Vater unserer Sorgfalt anvertraut und unter unsern Schutz gestellt hat? Welche entsetzlichen Abweichungen von dieser wohlwollenden Bestimmung kommen uns doch täglich vor Augen! Es ist kein geringer Theil der Menschheit, welcher an dem Tode und den Leiden der niederen Thiere sein besonderes Ver-

*) The Ethics of Diet. p. 322—324.

gnügen findet. Ein noch größerer Theil betrachtet sie nur als Maschine von Holz oder Eisen, für unsere verschiedene Verrichtungen bestimmt. Der Fuhrmann treibt sein Pferd, wie der Zimmermann den Nagel, durch wiederholte Schläge, und so lange dies die gewünschte Wirkung thuet, bekümmern sie sich nicht darum, ob das Thier oder der Nagel ein Gefühl hat.

Der Fleischer schlägt den stattlichen Stier zu Boden und empfindet dabei nicht mehr Mitgefühl als der Grobschmied, wenn er ein Hufeisen schmiedet und senkt sein Messer in den Hals des unschuldigen Lammes mit demselben Gleichmuth, wie der Schneider mit seiner Nadel in einen Rockkragen sticht. Finden sich einige Wenige von sanfterem Charakter, welche die Qualen jener wehrlosen Geschöpfe bemitleiden, so giebt es darunter doch kaum Einen, der im geringsten begreift, daß wir ihren Verdiensten und Dienstleistungen Gerechtigkeit oder Dank schuldig sind.

Der gesellige, freundliche Hund, der seines Herrn Person und Eigenthum bewacht und vertheidigt, wird nur zu oft auf die schändlichste Weise mißhandelt. Das edle, großmüthige Roß, das seinen undankbaren Herrn viele Jahre lang leicht und sicher getragen hat, wird, sobald es alt und überarbeitet ist, für seine letzten elenden Lebenstage zum Müllwagen verdammet, wo ihm die äußerste Kraftanstrengung, deren es noch fähig ist, von dem rohen Fuhrmann durch Peitschenhiebe gelohnt wird. Manchem waren in der Reitbahn viele unnatürliche und nutzlose Künste beigebracht worden und es wird später, wenn es dem Miethskutscher in die Hände fällt, täglich hart bestraft, sobald es etwas von jenen mühsam erlernten Kunststücken merken läßt.

Der täppische Bär wird, im Widerspruch mit seiner Natur, zum Tanzen abgerichtet, um den ungebildeten Pöbel zu ergötzen; zu diesem Zweck wird dem Bären glühendes Eisen unter die Füße gebracht. Der majestätische Stier wird auf alle erdenkliche Weise gemartert, falls er nicht willig ist, seinen teuflischen Quäler anzugreifen. Solche und unzählige andere Aeußerungen der Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Undankbarkeit werden jeden Tag begangen, ohne bestraft zu werden, ja, ohne daß man sie tadelt oder auch nur wahrnimmt.

Unzweifelhaft berechtigt uns das Gesetz der Nothwehr, solche Thiere zu vertilgen, welche sonst uns vertilgen, unser Besitzthum schädigen oder unsere Person belästigen würden; aber selbst diesen dürfen wir nicht nachstellen, sobald sie außer Stand gesetzt sind, uns zu schaden.

Wenn es Menschen giebt, deren Herzen so verhärtet sind, daß sie Wohlgefallen finden an den unmenschlichen Thieropfern und an den Quälereien in den Schlachthäusern und Küchen, und ohne Gewissensbisse daran theilnehmen können, so sollte man sie wie Dämonen in Menschengestalt ansehen, die einst für die Qualen büßen werden, welche sie den unschuldigen Geschöpfen auferlegten, um ihre entartete und unnatürliche Eßlust zu befriedigen.

So heftig wüthen Aerger und Rachsucht in der Brust der Menschen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie ihre wirklichen oder eingebildeten Feinde mit Grausamkeit und Ingrimm verfolgen.

Daß es aber in der Natur ein Wesen geben sollte, welches sich ein Vergnügen daraus macht, Pein zu verursachen, würde völlig unglaublich sein, wenn uns nicht die traurige Erfahrung belehrte, daß es nicht nur viele dieser Art giebt, sondern daß dieser unerklärliche Hang der menschlichen Natur gewissermaßen angeboren ist. Denn da derselbe nicht durch Beispiel oder Verführung entstehen, auch nicht durch Eigennutz veranlaßt werden kann, so muß er in der natürlichen Anlage des Menschen begründet sein. *)

Wir sehen die Kinder über die Schmerzen lachen, welche sie jedem unglücklichen Thiere zufügen, das sie in ihre Gewalt bekommen können. Alle Wilde sind sinnreich, die ausgesuchtesten Martern zu erdenken und auszuführen, und das gemeine Volk in allen Ländern ergötzt sich vorzugsweise an Stiergefechten, Wettkämpfen, Hinrichtungen und allen grausamen und entsetzlichen Schauspielen. Die Hähne versehen sie mit künstlichen Waffen, welche die gütige Natur ihrem sanften Charakter versagte, und jubeln vor Freude und Beifall, wenn sich die Thiere damit gegenseitig vernichten. Mit Vergnügen sieht man den zitternden Hirsch und den wehrlosen Hasen stundenlang in der äußersten Todesangst und Verzweiflung fliehen, bis er endlich, erschöpft niedersinkend, von seinen unbarmherzigen Verfolgern zerrissen wird. Man sieht mit Freuden, wie der schöne Fasan und das harmlose Rebhuhn aus seinem Volk herabfällt, und sich in seinem Blute wälzt oder vielleicht verwundet und verhungert in dem Dickicht verendet, wohin es sich zum Schutze flüchtete. Und zu alledem muß man hinzufügen, daß sie weder Mühe noch Kosten scheuen, diese unschuldigen Thiere zu erhalten und zu vermehren, zu keinem anderen Zweck, als um die Gegenstände ihrer Verfolgung zu vermehren.

Welchen Namen würden wir einem höheren Wesen geben, das nur darauf bedacht wäre und dessen Vergnügen nur darin bestände, die Menschen zu schrecken, zu überlisten, zu quälen und zu vernichten, das seine höheren Fähigkeiten nur dazu gebrauchte, Feindseligkeiten unter ihnen zu säen, Mordmaschinen zu erfinden und sie anzureizen, dieselben in Anwendung zu bringen und sich gegenseitig zu verstümmeln und zu morden; das seine überlegene Macht nur anwendete, dem Raubsüchtigen beizustehen, den Harmlosen zu überlisten und den Unschuldigen zu unterdrücken? Wer könnte, ohne dazu gereizt zu werden oder einen Vortheil darin zu finden, unaufhörlich, Tag für Tag, die armen Menschen zu seinem Vergnügen quälen, ohne Erbarmen und ohne Reue; und zu gleicher Zeit mit der äußersten Sorgfalt bemüht sein, ihr Leben zu erhalten und ihre Gattung fortzupflanzen, um die seiner Bosheit geweiheten Opfer noch zu vermehren? Ich frage, welchen Namen könnten wir finden, der abscheulich genug wäre, ein solches Wesen zu bezeichnen? Und dennoch, wenn wir den Fall und unsere Stellung zu den niederen Thieren unpartheiisch betrachten, so ist ein „Sportsman" ein solches Wesen. **)

---

*) Ritson ist entgegengesetzter Ansicht, und erklärt dies in dem Werke „Enthaltung von Fleischspeisen, eine sittliche Pflicht."

**) „Und Jeder, der die täglichen und stündlichen Greuel der Schlachtbank billigt." Anmerk. von Howard Williams.

Jean Jacques Rousseau.

(1712—1778.)

Dieser viel bewunderte Schriftsteller wurde 1712 zu Genf geboren und stammte nicht, wie man vielfach geltend gemacht hat, aus der niederen Volksklasse sondern aus einer alten Bürgerfamilie, welche zu den französischen Flüchtlingen des sechszehnten Jahrhunderts gehörte; sein Vater war Isaak Rousseau, ein Uhrmacher.

Jean Jacques verließ im 16. Jahre heimlich das elterliche Haus und begab sich nach Savoyen, vertauschte die reformirte Religion mit der katholischen, nahm, in dürftige Verhältnisse gerathen, eine Bedientenstelle an, und begleitete später eine Gönnerin nach Paris. Bald darauf erhielt er Beschäftigung beim französischen Gesandten in Venedig, aber nur kurze Zeit verblieb er in dieser Stelle und kehrte nach Paris zurück, wo er sich dürftig als Notenschreiber und Musiklehrer nährte, sich aber eifrig mit Musik, Naturlehre und Chemie beschäftigte, bevor er sich als Schriftsteller bekannt machte.

Durch seine Abhandlungen „über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten der Nationen" und „über die französische Musik" erhob er sich glänzend aus der großen Masse der Schriftsteller; die neuen Ideen und Empfindungen, die er offenbarte, fanden Anerkennung und erwarben ihm einen Namen. So kehrte er berühmt, nicht ohne Stolz, im Jahre 1754 in seine Vaterstadt zurück. Er wurde freundlich empfangen und widmete der Republik Genf eine Abhandlung „über die Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse", die aber nicht so warm aufgenommen wurde, wie er gehofft hatte.

Bei diesem Besuche in Genf schwur er auch den Katholicismus ab und kehrte in den Schooß des Calvinismus zurück, um seine Genfer Bürgerrechte wiederzuerlangen. Er erklärt darüber*): „Beschämt, durch das Bekenntniß eines anderen Cultus von meinen Bürgerrechten ausgeschlossen zu sein, erachte ich es für nothwendig, den Cultus meiner Väter offen wieder anzunehmen.

*) Bekenntnisse, Bd. VIII. — Vergl. die Abhandlung über Rousseau von St. Marc Girardin, 1853.

Da das Evangelium für alle Christen gleich und der Grund des Dogma nur in der Auslegung des Unbegreiflichen verschieden ist, so dachte ich, daß es in jedem Lande einzig und allein dem Staatsoberhaupte zukomme, sowohl den Cultus wie auch das unbegreifliche Dogma zu bestimmen, und daß es die Pflicht des Bürgers sei, dieses Dogma anzunehmen und dem vom Gesetz vorgeschriebenen Cultus zu folgen." (Dieselbe Doctrin von der bürgerlichen Religion spricht er im „Gesellschaftsvertrage" aus.)

Rousseau's Charakter zeigte in seinen Hauptzügen: Begeisterung für Liebe und Freiheit, warmen Eifer für Menschenwohl, Hang zur Seltsamkeit, egoistischen Starrsinn, düstere Schwermuth. Ein moralisches Fieber schien ihn zu verzehren und, um Ruhe zu finden, fühlte er sich beständig zum Reisen angetrieben. Bald ging er nach Amiens, bald nach Fleury, bald nach Bourgoin. Amerika stellte er sich in seiner Phantasie unter reizenden Farben vor; bei der englischen Regierung suchte er um die Erlaubniß nach, eine der griechischen Inseln bewohnen zu dürfen.

Sein Roman „Julie" (die neue Heloise) wurde wegen des darin enthaltenen Glaubensbekenntnisses über die positive Religion vom Parlamente zu den Flammen verurtheilt, der Verfasser zum Gefängnisse. In Motiers-Travers hetzten einige heuchlerische Priester den Pöbel gegen ihn auf; er flüchtete auf eine kleine Insel bei Bern, aber der große Rath befahl ihm, dieselbe zu verlassen. In Frankreich hatte man einen Arrestbefehl gegen ihn erlassen; er begab sich nach Berlin zu dem Lord Marechal und von dort wieder nach Straßburg, wo er die Erlaubniß erhielt, auf der Reise nach England durch Frankreich reisen zu dürfen. In Paris wohnte er bei dem Grafen Conti und erhielt zahlreiche Besuche von Bewunderern beiderlei Geschlechts. Er erschien aber in einem auffallenden orientalischen Costüm in den Straßen und beging so viele Unvorsichtigkeiten, daß die Polizei ihn auswies. Mit seinem berühmten Freunde David Hume und in Begleitung seiner geliebten Gefährtin Therese Levasseur reiste er nach England.

In London, wo er im Januar 1766 eintraf, wurde seine Ankunft von den Journalen angemeldet. Wenige Tage darauf

bot ihm ein englischer Edelmann, Namens Davenport, eine Wohnung in seinem gastlichen Hause zu Wotton in der Grafschaft Staffordshire, wo er sich häuslich einrichten und unabhängig leben sollte, so lange er es wünschen würde. Hier war der leidenschaftliche Botaniker und Bewunderer der Natur von herrlichen Landschaften umgeben, in der Nähe von grünen Hügeln, lachenden Ebenen, prächtigen Wiesen und gewundenen Thälern. Sein Wirth widmete ihm Sorgfalt, der umwohnende Adel, sogar die Bauern von Wotton begegneten ihm zuvorkommend.*)

Rousseau war aber bereits von der Idee befangen, daß sich die Fürsten, die Priester und seine literarischen Nebenbuhler zu seiner Verfolgung verbündet hätten. Er sah fast in jedem Menschen einen Feind und Spion. Auch hier in Wotton konnte er sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Scherzhafte Spöttereien in den Journalen, einige abgeschmackte Witze verbitterten ihn und erfüllten ihn mit Argwohn gegen seinen Freund Hume; er bildete sich ein, England wollte seinen Ruhm antasten; seine Therese Levasseur redete ihm sogar ein, sein Leben sei unter seinen Feinden nicht mehr sicher. Verzweifelnd an Rechtschaffenheit und Freundschaft, verließ er nach dem kurzen Aufenthalt von sechszehn Monaten plötzlich Wotton und wendete sich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Insel Minorka, Monquin und viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf.

Das Zeitalter Ludwigs XV., in welchem Rousseau auftrat, hatte traurige Merkmale: einen ohnmächtigen König; einen würdelosen, prunkenden und ausschweifenden Adel; entnervte Sitten; mittelalterliche Vorurtheile; oberflächliche Philosophie, die von der Sorbonne bedroht wurde; ein knechtisches unwissendes Volk; eine schlaffe Staatsgewalt, welche nur die Bastille zur Hülfe nahm.

In dieser Zeit erschien der Genfer Uhrmachersohn, der Schüler Plutarch's, ein von Eifer beseelter aber alleinstehender Denker, mit der Absicht, das entartete Leben der Menschheit wieder zur Natur zurückzuführen.**) Dieser Einsiedler, der sich

*) William Howitt, Visits to remarkable Places.

**) E. Lerminier. De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle. Paris, 1833.

dem Wohle des Menschengeschlechtes geweihet hatte und mit seinem bizarren Talent, mit seiner fremdartigen, schwermüthigen Gestalt, mit seiner mißmüthigen Hartnäckigkeit alle Bündnisse von sich wies, eröffnet eine neue Welt, in welcher er die Gedankenkraft und die Thatkraft des Stoicismus wieder erwecken will. Voller Gegensätze: melancholisch, hoffnungslos und kleinmüthig, aber voll Zuversicht auf ein anderes Leben; skeptisch aber fromm; zerrissen aber sich selbst genügend und alle fremde Autorität verachtend; logisch aber doch voll Widersprüche; farbenreich und pathetisch — so zeigt er sich als begeisterter Dichter; als müßiger Träumer, der seine Seele an der Naturschönheit erquickt, an rieselnden Bächen und heimlichen Waldstellen sich in Studien versenkt; so zeigt er sich als Gründer eines Cultus der Natur und der Naturschönheit, als Prediger einer Herzens-Religion, welche das Gottesbewußtsein herstellt und eine ewige Zukunft hoffen läßt, als Vertheidiger der Rechte der menschlichen Natur und der Freiheit der Einzelnen.

Den Faden des Menschengeschickes knüpft er an die fruchtbare Idee: dem Staate Bürger zu erziehen, den Müttern Kinder zu verleihen, einen Menschen zu bilden, um durch die Familie eine Nation zu schaffen. Indem die Frau wieder Mutter und Gattin wird, soll jedes Kind ein Bürger werden, die Mutter soll das Bürgerthum säugen und dem Vaterlande zur Wiedergeburt verhelfen.*)

Dies waren die Grundsätze einer neuen Erziehung, welche Rousseau in seinem Roman „Emile" entwarf, um einen Menschen, einen einfachen freien Mann, einen Sohn aus dem Volke zu erziehen, keinen Höfling, keinen Akademiker, keinen Königssohn, dessen Erziehung Fenelon in seinem „Telemach" in idealer Weise hingestellt hatte.

Freilich findet sich auch in diesem großartigen und erhabenen Plane insofern ein Widerspruch, als der Sohn der Mutter wieder entrissen und einem idealen Erzieher übergeben wird, der ihn isolirt erzieht, um ihn vor allen falschen Einflüssen des öffentlichen Unterrichts zu schützen; — und nur ungenügend wird dieser Mangel dadurch ausgeglichen, daß der einsam Erzogene

*) Aimé Martin, L'éducation des mères de famille. Paris 1834.

das heilige Eigenthum der Familie wieder erwirbt, indem er eine tugendhafte Gattin wählt, die unter den Augen der Mutter erzogen ist.

In dem genannten Werke, welches über die Erziehung handelt, äußert sich Rousseau ausführlich über die Ernährung der Kinder, wovon folgende Stelle hier angeführt werde:*)

Die Bäuerinnen essen weniger Fleisch und mehr Gemüse als die Frauen der Stadt; diese vegetale Diät scheint ihnen und ihren Kindern eher vortheilhaft als nachtheilig zu sein. Wenn sie Säuglinge von Bürgerleuten haben, so giebt man ihnen Fleischspeisen, in der Meinung, daß Fleisch und Fleischbrühe einen besseren Nahrungssaft verleihen und mehr Milch geben. Dieser Ansicht bin ich durchaus nicht und berufe mich auf die Erfahrung, welche uns lehrt, daß die Kinder, welche auf diese Weise ernährt werden, viel häufiger an Kolik und Wurmkrankheiten leiden als die anderen.

Dies ist auch nicht zu verwundern, da die thierischen Stoffe im Zustande der Fäulniß von Würmern wimmeln, was bei Pflanzenstoffen nicht der Fall ist. Die Milch, obgleich im Thierkörper erzeugt, ist eine Pflanzensubstanz, wie es durch die Analyse nachgewiesen werden kann; sie neigt auch leicht zur Säuerung und, frei von jeder Spur von flüchtigem Alkali, welches den thierischen Stoffen eigen ist, liefert sie ein neutrales Salz.

Die Milch der weiblichen pflanzenessenden Thiere ist milder und gesunder als die der Fleischfresser. Da sie aus einem ihr gleichartigen Stoffe gebildet ist, so ist sie geeigneter, ihre Natur zu bewahren, und ist weniger der Verderbniß ausgesetzt. Zieht man die Menge in Betracht, so weiß Jedermann, daß die Mehlspeisen mehr Blut bilden als das Fleisch; sie müssen also auch mehr Milch geben. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kind jemals an Würmern leiden sollte, wenn man es nicht zu früh entwöhnt oder wenn man es mit Pflanzennahrung spänt oder wenn die Amme ebenfalls von vegetaler Kost lebt.

Im 2. Buche ist noch ein besonderer Nachdruck gelegt auf des Menschen natürlichen Widerwillen gegen die animale Speise.**)

Ein Beweis, daß der Geschmack für Fleischkost dem Menschen nicht natürlich ist, liegt auch darin, daß die Kinder eine Abneigung gegen solche Speisen haben und den pflanzlichen Nahrungsmitteln den Vorzug geben, wie Milchspeisen, Gebäck, Obst und dergleichen. Es ist höchst wichtig, diesen ursprünglichen und natürlichen Geschmack nicht zu verderben und die Kinder nicht zu Fleischessern zu machen; nicht

*) Emile ou de l'éducation. Par J. J. Rousseau, citoyen de Genève. Genève 1780. Tome premier pp. 64—66.

**) Emile, Genève 1780. I. p. 356.

sowohl um ihrer Gesundheit als um ihres Charakters willen. Denn wie man auch die Thatsachen erklären möge, so ist es doch gewiß, daß die starken Fleischesser im Allgemeinen grausamer und wilder sind als andre Menschen. Diese Beobachtung wurde überall und zu allen Zeiten gemacht. Die englische Barbarei ist bekannt;*) die Gauren (Anhänger des Zoroaster) sind dagegen die sanftmüthigsten Menschen. Alle Wilde sind grausam und diese Grausamkeit rührt nicht von ihrer moralischen Anlage her sondern von ihrer Ernährungsweise. Sie gehen in den Krieg wie auf die Jagd und behandeln die Menschen wie die Bären. Die großen Verbrecher bereiten sich zu Mord durch Trinken von Blut vor. Homer schildert die fleischessenden Cyclopen als schreckliche Menschen und die Lotophagen (Lotus-Esser) als ein so liebenswürdiges Volk, daß Jeder, der nur mit ihnen in Berührung kam, gern mit ihnen leben mochte und sogar seines Vaterlandes vergaß.

Unmittelbar nach dieser Stelle citirt Rousseau einen großen Theil aus Plutarch's I. Abhandlung über das Fleischessen (Siehe oben S. 242) und fügt hinzu: „Obgleich dieses Stück nicht durchaus zu der vorliegenden Betrachtung gehört, so konnte ich doch der Versuchung, es zu übersetzen, nicht widerstehen, und ich glaube, daß wenige Leser mir darüber böse sein werden."

(Solch ein Samenkorn fällt zuweilen auf fruchtbaren Boden: Gustav Struve, der sich in Deutschland zuerst durch That und Schrift zur pythagorischen Diät-Reform bekannte, wurde durch jene Stelle, die er in Rousseau's Emile las, dazu bestimmt. [Siehe: Gustav Struve, Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung. Einleitung p. 1.])

Auch Urheber einer neuen Politik ist Rousseau, indem er in seinem „Gesellschaftsvertrag" (Contrat social) dem Staate einen völlig neuen Begriff verlieh. Zur Erklärung des Gesellschaftszustandes dient ihm nicht die Geschichte als Richtschnur sondern seine eigene Logik, wonach die ursprüngliche individuelle Freiheit des Menschen auch die Freiheit der Gesellschaft erfordert. Demnach beruhet die Gesellschaft auf einem Vertrage, welcher die Souverainetät gründet. Der Begriff der Volks-Souverainetät erscheint hier zum ersten Male als Prinzip, wenngleich wieder mit der paradoxen Einschränkung, daß das Volk diese Souverainetät nicht ausüben sondern übertragen soll.

In dem Roman „Julie" (die neue Heloise) sehen wir die

*) Gibbon (Decline and fall of the Roman Empire, XXVI) stellt die Richtigkeit dieser Behauptung in Abrede.

anmuthigsten Bilder der Liebesentzückungen neben den ernsteren des häuslichen Glückes. Rousseau schildert zwei auserwählte glühende Seelen, welche erfüllt sind von himmlischer Liebe und und der Stimme der Natur lauschen. Julie, die Heldin des Romans, bekennt sich zur blutlosen Diät.

Er beschreibt darin eine angenehme Einsamkeit, welche mehr der Natur als der Kunst verdankt und wo Herr und Frau von Wolmar sich mit ihren Kindern erholen; daran knüpfen sich kritische Betrachtungen über den luxuriösen und seltsamen Geschmack, welcher in den Gärten der Reichen herrscht.*)

Das Mahl wird aufgetragen und besteht aus einigen Milchspeisen, Waffeln, ländlichem Gebäck und anderen Speisen, nach dem Geschmack der Kinder und Frauen. Der Wein ist stets ausgeschlossen; die Männer, welche dieses kleine Frauengemach selten betreten, nehmen niemals an dieser Mahlzeit Theil; Julie fehlt selten dabei. Ich war bis jetzt der einzige Bevorzugte.

Ich speiste vortrefflich. Läßt sich wohl irgend ein Gericht in der Welt mit den Milchspeisen dieses Landes vergleichen? Denket euch, wie herrlich diejenigen schmecken, welche Julie bereiten ließ, und die man an ihrer Seite genießt!

Milchspeisen und Zucker sind dem natürlichen Geschmack des weiblichen Geschlechts zusagend und sind gleichsam ein Sinnbild der Unschuld und Güte, welche ihm zur liebenswürdigsten Zierde gereichen. Die Männer lieben dagegen die Reizmittel und die geistigen Getränke. In Frankreich, wo die Frauen unaufhörlich mit den Männern verkehren, haben sie den Geschmack für Milchspeisen gänzlich verloren, die Männer großentheils den für den Wein; in England, wo die beiden Geschlechter weniger vermischt sind, hat jedes seinen eigenthümlichen Geschmack besser bewahrt. Im Allgemeinen, glaube ich, könnte man oft aus den Lebensmitteln, welche die Leute wählen, einige Andeutungen für ihren Charakter finden. Die Italiener, welche viel Gemüse essen, sind weichlich; die Engländer dagegen, starke Fleischesser, haben in ihrer Unbeugsamkeit etwas Kaltes, was an Barbarei grenzt. Julie selber könnte mir als Beispiel dienen, denn, obgleich sie sinnlich und leckerhaft in ihren Mahlzeiten ist, so mag sie weder Fleisch noch stark gewürzte Speisen, noch Salz, und hat niemals reinen Wein getrunken; — vortreffliches Gemüse, Eier, Sahne, Obst: dies ist ihre gewöhnliche Nahrung; und den Fisch abgerechnet, den sie gern ißt, würde sie eine wahrhafte Pythagoräerin sein.

An einer anderen Stelle:

Ich hatte eine Flinte genommen, um einige Vögel zu schießen, welche keinen besonders guten Geschmack haben; ich schämte mich jedoch,

---

*) Julie ou la nouvelle Héloise, quatrième partie, Lettre X. (Oeuvres de J. J. Rousseau. Tome VII. Paris 1823).

Thiere zu tödten, auf bloßes Gerathewohl und nur aus Vergnügen, Böses zu thun.

Im folgenden Paragraphen sagt er:

Wir verbrachten eine oder zwei Stunden damit, fünfhundert Schritte vom Ufer entfernt, zu angeln. Der Fischfang war gut. Mit Ausnahme einer Forelle, die mit der Ruderstange verletzt worden war, ließ aber Julie Alles wieder in's Wasser werfen. „Es sind, sagte sie, Thiere, welche leiden; wir wollen sie befreien und uns daran ergötzen, wenn sie sich freuen, der Gefahr entronnen zu sein." Dies wurde nur zögernd und mit Widerwillen, nicht ohne einigen Widerspruch ausgeführt, und ich konnte wohl sehen, daß unsere Leute die Fische lieber gehabt hätten als die Moral, welche denselben das Leben rettete.

Die „Bekenntnisse" (Confessions) Rousseau's enthalten zum Theil Geständnisse von großen sittlichen Verirrungen und zeigen, daß der Philosoph, ebenso wie er keine Heimstätte finden konnte, auch oft den moralischen Richtweg verlor. In diesen Bekenntnissen lautet eine Stelle:

Wer kann den Reiz jener Mahlzeiten schildern, welche aus nichts weiter als aus einem Viertelmaß groben Brotes, aus einigen Kirschen, einem kleinen Stück Käse und einem Schoppen Wein bestanden? Dies genossen wir Beide mitsammen. O, Freundschaft, Vertrauen, Innigkeit und Sanftmuth, wie köstlich ist eure Würze!

Rousseau's Gemälde vom wilden Naturzustande und seine Theorie von einem reinen demokratischen Vernunftstaate erregten wohl anfangs mehr Erstaunen als Ueberzeugung,*) aber dennoch führte er die vernüchterten Zeitgenossen durch seine lebhafte Einwirkung wieder zu einem Cultus der Naturschönheit zurück; das Geschwätz der Boudoirs wich der ernsten Philosophie; der Coulissenkram schwand vor seinen gewaltigen Darstellungen, in denen sich die Natur idealisirt abspiegelte; und so wirkte er nachhaltig durch seine Beredtsamkeit, durch seine wahre Begeisterung für das Vaterland und die Menschheit.

Sein Zeitgenosse und Gegner Voltaire war nicht, wie er, für eine isolirte rohe Naturentwickelung und wilde Freiheit eingenommen sondern wirkte nach entgegengesetzter Richtung und doch mit noch größerem Einfluß auf sein Zeitalter. Die Berührung beider Männer zeigte sich schon von Anfang an gefährlich. Es

*) Friedrich von Schlegel. Geschichte der alten und neuen Literatur. pag. 378.

geschah oben (S. 420) bereits Erwähnung von ihrer Begegnung in Brüssel und von der gegenseitigen Abneigung, die sich dabei kund gab.

Daß die Wissenschaften und Künste einen verderblichen Einfluß auf die Sitten ausüben — dieser wunderliche Satz, welchen Rousseau in seiner berühmten Preisabhandlung behauptet hatte, war der Ueberzeugung Voltaire's völlig entgegen. Auch die Abhandlung „über die Ungleichheit der Menschen" bezeichnete er spöttischer Weise als „ein Buch gegen die Menschheit." Rousseau's Gesinnungen waren den seinigen ganz entgegen; die Welt, welche Jener plante, erschien ihm fremd und hassenswerth. — Das Erdbeben, welches im Jahre 1755 die Stadt Lissabon zur Hälfte zerstörte, bot Voltaire Gelegenheit, den Satz von Leibnitz und Pope: daß Alles in der Welt gut sei, in einem Gedichte heftig anzugreifen. Rousseau erschien bald darauf mit einer Analyse des Gedichts („Brief über die Vorsehung"), worin er die göttliche Vorsehung und zugleich den Optimismus gegen Voltaire's Spottreden vertheidigte und das, was Jener dem lieben Gott zum Vorwurf machte, der menschlichen Gesellschaft schuld gab. Voltaire antwortete freundlich, indessen war ein Einverständniß zwischen beiden Männern nicht zu hoffen. Die Theater-Angelegenheiten boten einen neuen Streitpunkt. Rousseau wollte in Genf kein Theater leiden und reizte die Genfer Behörde auf, dagegen einzuschreiten, daß Voltaire auf seinem Schlosse in Delices ein Theater gebaut hatte und seine Stücke darauf spielen ließ. Voltaire war hierüber ganz besonders erzürnt; als sich Rousseau späterhin von der „Encyklopädie", dem gemeinschaftlichen Werke der Philosophen, lossagte, war der Bruch für immer vollendet. Voltaire nannte ihn fortan einen „böswilligen Narren, der an der Zirbeldrüse leidet", oder „einen Erznarren, der vier oder fünf angefaulte Dauben von dem Fasse des Diogenes findet und hinein kriecht, um zu bellen."

In einer bescheidenen Wohnung des Thales von Montmorency schrieb Rousseau seine „Neue Heloise" und seine „philosophischen Briefe". Das kleine Gebäude, welches er im Jahre 1756 bezog und das von Madame d'Epinay für ihn eingerichtet worden war, stand an der Stelle, wo sich früher die Eremitage eines Einsiedlers befunden hatte. Hier wohnte

Rousseau achtzehn Monate. Später, während der Revolution, gehörte das Haus auf kurze Zeit dem Robespierre, der hier in der Nacht des 6. Thermidor seine Proscriptionslisten schrieb.*)

In dem Dorfe Mont-Louis, hinter einer Höhe von Montmorency, wohin Rousseau zog, nachdem er die Eremitage verlassen hatte, wurden „die neue Heloise", „Emile" und „der Gesellschaftsvertrag" vollendet. Bei Ermonville, nahe bei Paris, besaß der Marquis von Girardin einen Park, den der große Gartenkünstler Morel angelegt hatte, und räumte dort dem Philosophen eine Eremitage ein.

Ein kleiner See mit einer Pappel-Insel bot ihm Gelegenheit, auf einem Kahne hinunterzugleiten und mit seinen Gedanken dem Spiele der Wellen zu folgen; aber diese Gedanken waren mit dem zunehmenden Alter immer düsterer, bitterer geworden, obgleich seine Therese, die er im Jahre 1768 geheirathet hatte, sich aufopfernd in seine Launen schickte. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren, die er alle in's Findelhaus schickte („aus demselben Grunde", — so urtheilt J. A. Gleïzès sehr glimpflich — „aus welchem Herkules auf dem Berge Oeta Alles verbrannte, was sterblich an ihm war."). Hier endigte der Mann, der nirgends Ruhe finden konnte, seine traurige Pilgerfahrt — Einige sagen: durch einen freiwilligen Tod. Am 2. Juli 1778, nachdem er des Morgens von einem Spaziergange heimgekehrt war, endete ein Schlaganfall sein Leben. Der Marquis gab ihm ein ehrenvolles Begräbniß auf der kleinen Insel im Süden des Schlosses. Die Revolution, welche sein Andenken hoch feierte, ließ 1794 seine Ueberreste im Pantheon zu Paris beisetzen.

Diderot, sein Zeitgenosse, urtheilt über ihn: „Welchen Lauf auch die Geister nehmen, Rousseau wird niemals zur Klasse der verachteten Schriftsteller gerechnet werden. Er wird unter den Literaten sein, was unter den Malern die schlechten Zeichner und großen Coloristen sind."

Saint-Pierre erzählt von seinem persönlichen Umgange, den er mit Jean Jacques Rousseau gepflogen:**) „Seine Gesell-

*) Fröhlich, Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Tübingen 1849.

**) Fragment servant de Préambule à l'Arcadie (im vierten Theil der Études de la Nature. Paris 1792).

schaft gefiel mir sehr. Er besaß nicht die Eitelkeit der meisten Gelehrten, die stets Andere mit ihren Ideen beschäftigen wollen, noch weniger die der Weltmänner, welche der Meinung sind, ein Gelehrter sei bestimmt, ihnen durch sein Geschwätz die Langeweile zu vertreiben. Er nahm an den Kosten und an den Vortheilen der Unterhaltung Theil, indem er selber sprach und Andere sprechen ließ. Er überließ ihnen sogar die Wahl des Gegenstandes und machte, der fremden Eigenthümlichkeit gegenüber, so geringe Ansprüche, daß geringe Leute, die ihn nicht kannten, ihn für Ihresgleichen und die Vornehmen ihn für einen untergeordneten Menschen hielten; denn mit Letzteren sprach er wenig und über wenige Dinge. Für stolz wurde er zuweilen von Weltleuten verschrieen, welche die freien und unbemittelten Männer, die sich nicht vor ihnen erniedrigen, nach ihren eigenen Lastern beurtheilen. Weit entfernt, irgendwie vor Anderen glänzen zu wollen, gestand er selber mit seltener Bescheidenheit und, wie ich glaube: mit Unrecht, er wäre nicht für eine gewählte Unterhaltung geeignet, denn er wäre immer erst eine halbe Stunde nach anderen Leuten geistreich. Diese Langsamkeit im Gedankengange war begründet in seiner natürlichen Redlichkeit, die ihm nicht gestattete, über den geringfügigsten Gegenstand zu urtheilen, ohne ihn geprüft zu haben; in seinem Genie, welches jedes Ding von allen Seiten sorgfältig prüfte; und endlich in seiner Bescheidenheit, die ihn hinderte, den theatralischen Ton und die Orakelsprüche der Wortführer anzunehmen. Unter unsern schönen Geistern glich er mit seiner Einfachheit einem Mädchen in blühenden natürlichen Farben unter weiß und roth geschminkten Frauen. Er würde sich den Großen noch weniger zur Schau gestellt haben, aber in vertraulichen Gesprächen über ihm bekannte Gegenstände, namentlich über solche, welche das Glück der Menschheit betrafen, nahm seine Seele einen Aufschwung, sein Gefühl wurde gerührt, seine Gedanken erhielten Tiefe, seine Bilder wurden erhaben und seine Worte ebenso eindringlich wie seine Schriften. Noch größer aber als sein Genie war seine Rechtschaffenheit. Er gehörte zu der geringen Zahl der vom Unglück geprüften Gelehrten, denen man ohne Gefahr seine geheimsten Gedanken mittheilen darf. Man hatte nichts von seiner

Bosheit zu fürchten, wenn er sie schlecht fand, nichts von seiner Unredlichkeit, wenn sie ihm gut erschienen."

Auch unser Dichter Jean Paul äußert sich über Rousseau:*) „Wir haben große Geister gehabt, aber noch keinen großen Menschen. Alle unsere Genies schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Fluge nach und bedauern, nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist da: Rousseau. Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann, — sein Herz zum großen Menschen. Wir lieben ihn mehr, weil er seine Fehler aufdeckt und sich nicht schämt, unser Mitgeschöpf zu sein."

Schonungslose Worte widmet dem schwermuthsvollen Denker der dämonische Dichter Byron:**)

Und wer sich gern zu Urnen beuget nieder,
Der schaue Den, der einst, von Gluth durchweht,
An diesem Orte Mensch ward und Poet,
Wo ich als Gast die reine Luft genieße,
Dem Ruhm und Ehre war sein Nachtgebet.
Thörichte Sucht! daß er erringe diese,
Gab er im Taumel hin der Erde Paradiese.

Ja, Rousseau war's, der quälerische Weise,
Der Wehmuth Held, der in die Leidenschaft
Entzückung goß, und dem der Leiden Speise
Zum Lohne gab der Rede Zauberkraft,
Der hier geboren, hier sich Pein geschafft.
Doch er verstand's, den Wahnsinn schön zu machen,
Irrthum zu tauchen in des Himmels Saft,
In süße Worte, blendend alle Schwachen,
Die oft und viel geweint ob seinen schönen Sachen.

Sein Leben war der Leidenschaft Gedanke,
Ein Baum entflammt von einem Himmelsblitz.
Entzündend, sengend fuhr's ihm durch die Flanke,
Er war entbrannt, verliebt auf einen Sitz.
Doch reizt' ihn nicht der Lebenden Besitz,

*) Wahrheiten aus Jean Paul's Leben. Breslau 1826.
**) Byron's Works. Childe Harolds Pilgrimage. Canto the third, v. 77—81. (Uebers. von Adolf Seubert.)

Noch eine Todte, die erscheint in Träumen,
Nur Ideales liebt' sein Aberwitz,
Es fand in ihm Gestalt, sollt' mächtig schäumen
Durch seine Schriften hin, und wie verrückt sich bäumen.

In Julia rang es sich durch zum Leben
Und gab ihr Alles, was nur süß und wild.
Er weihte auch des Kusses zartes Leben,*)
Der jeden Morgen seinen Durst gestillt,
War's gleich nur Freundesküssen, kühl und mild.
Doch Geist und Herz durchzuckte dies Berühren
Mit einer Gluth aus himmlischem Gefild',
Ein höher Glück mocht' er im Seufzer spüren,
Als ein gemeiner Sinn im reizendsten Verführen.

Sein Leben war ein langer Kampf mit Feinden,
Die er gesucht, und Feinden, die er floh;
In seiner Brust sich Furcht und Argwohn einten,
Durch sie ward er nicht seines Lebens froh,
In blinder Wuth zertrat er leeres Stroh.
Er war verrückt. Warum? Wer kann es wissen?
Den letzten Grund entdeckt kein Salomo.
Krankheit und Schmerzen hatten ihn zerrissen,
Und was das Schlimmste war: er trug's zur Schau beflissen.

Begeistert war er dann, und von ihm stammten,
Wie aus der Grotte jener Pythia,
Die Gluth-Orakel, die die Welt entflammten,
Daß manches Reich sich drob in Asche sah.
War's nicht mit Frankreich so, das lange ja
Vor alter Tyrannei sich bog und krachte?
Wie stand es zitternd unter'm Joche da,
Bis es durch seiner Stimme Ruf erwachte
Zu einer Wuth, wie nur zu große Furcht entfachte!

---

*) Das bezieht sich auf diejenige Stelle in seinen Confessions, welche von seiner Liebe zur Gräfin von Houdetot (der Geliebten von St. Lambert) handelt. Er machte jeden Morgen einen weiten Weg, um des einzigen Kusses willen, der unter französischen Freunden die gewöhnliche Begrüßung bildet. Rousseau's Schilderung seiner Gefühle hierbei muß als der leidenschaftlichste und doch reinste Liebesausdruck, der je in Worte gekleidet wurde, gelten. Immer aber wird die Liebe, je stärker sie ist, desto mehr aller Beschreibung spotten. Ein Gemälde kann doch kein wahres Bild vom Ocean geben.

Oliver Goldsmith.

(1728—1774.)

Er gehörte zu den ersten Geistern des Tages, die sich um Johnson, den großen Autokraten der englischen Literatur, schaarten.

Zu Pallas in der irländischen Grafschaft Longford geboren, Sohn eines Landgeistlichen, wurde er für die bischöfliche Kirche bestimmt, verdarb sich aber diese Laufbahn durch tolle Jugendstreiche, studirte dann Medicin zu Edinburg und Leiden und durchwanderte darauf Europa zu Fuß, wobei er sich seinen Unterhalt durch Disputiren in den Klöstern und durch Flötenspiel in den Dörfern verschaffte. Als Hauslehrer, als Hülfslehrer, als Apothekergehülfe, als Arzt auf einer indischen Faktorei, als Mitarbeiter der Monthly Review — in keiner Stellung dieser wechselvollen gesellschaftlichen und schriftstellerischen Laufbahn ließ ihn sein genialer Leichtsinn Ruhe und Schutz gegen die Angriffe eines feindlichen Schicksals finden. Jahre voll schrecklichem Kampf, trauriger Vernachlässigung und Armuth verlebt der wunderliche, kindlich naive und zartfühlende Mensch. „Seine Natur ist müßiggängerisch und fahrlässig; — schreibt Thackeray über ihn*) — in der Ruhe sehnt sie sich nach Wechsel, wie sie auf der Reise gern wieder auf Freunde und Ruhe zurückblickt. Er bringt den heutigen Tag damit zu, daß er Luftschlösser für morgen bauet oder daß er eine Elegie auf das vergangene Gestern schreibt; und er würde diese Stunde noch von dannen fliegen, wenn ihn nicht ein Käfig der Nothwendigkeit zurückhielte."

Nachdem er sich von dem Redacteur der Review getrennt hatte, lebte er als selbständiger Schriftsteller. Ein Werk über die europäische Literatur, der Landprediger von Wakefield, das vereinsamte Dorf, Briefe über englische Geschichte, ein Frauen-Magazin, ein Wochenblatt „die Biene", eine englische und eine römische Geschichte — dies sind seine Hauptwerke. Seine dichterischen Werke wurden mit großem Beifall aufgenommen, namentlich „der Landprediger von Wakefield."

*) W. M. Thackeray. The english Humorists of the eighteenth century. London 1853.

„Mit dieser rührenden Geschichte — schreibt Thackeray — fand er Eingang in jedem Schlosse und in jedem Weiler in Europa. Wohl Jeder von uns, wie beschäftigt und unempfindlich er auch war, hat in seinem Leben gewiß einen oder zwei Abende mit diesem Buche zugebracht und den Zauber seiner entzückenden Musik kennen gelernt."

In der That machte ihn dieses Werk zu dem beliebtesten englischen Schriftsteller, und auch in Deutschland fand es Anklang in den Herzen der Edelsten. Goethe las es in Sesenheim vor, wo seine Neigung, poetische Gemälde in den Scenen des wirklichen Lebens zu erblicken, ihn in dem Pastorhause von Sesenheim die ganze Familie des Landpredigers von Wakefield leibhaftig vor Augen führte. Ueber das Werk selber äußert er: „Die Darstellung dieses Charakters (des protestantischen Landgeistlichen) auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen, macht diesen Roman zu einem der besten, der je geschrieben worden; der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja, im reinsten Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor Beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns ebenso weise wie liebenswürdig entgegenkommen muß. Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerst hier nennen hört, so wie der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, Beide werden mir danken."*)

In der ersten Periode seiner literarischen Laufbahn hatte Oliver Goldsmith noch viele Leiden zu erdulden, aus allen ging er mit reinem und gutmüthigem Herzen hervor. „Die Verletzungen, die er erleiden mußte, sind abscheulich zu lesen," — schreibt Thackeray — „Verleumdung, Schimpf, gemeine Satire, brutale Bosheit, die seine gewöhnlichsten Absichten und Hand-

---

*) Goethe, Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. 10. Buch.

lungen verdrehte: von Allem mußte er seinen Theil hinnehmen, und wenn man das Alles liest, und bedenkt, daß ein so gutes, schwaches und liebevolles Geschöpf solcherlei erdulden mußte, so ergrimmt man, als sähe man ein Weib beschimpft, oder ein Kind angefallen."

Goldsmith war äußerst gleichgültig gegen Gewinn, gegen äußeren Rang und Glanz. Als der Graf von Northumberland ihn fragte, ob er ihm eine Gefälligkeit erweisen könnte, empfahl er dem einflußreichen Manne nicht sich sondern seinen Bruder. „Meine Patrone," sagte er, „sind die Buchhändler, und anderer bedarf ich nicht." Thackeray, der dies erzählt, fügt hinzu: „Sie waren aber leider sehr zähe Patrone, und er mußte schwere Arbeiten verrichten." — Zu seinen Gönnern zählte er übrigens die edelsten Männer: Johnson, Reynolds, Gibbon, Burke, Fox.

Oliver Goldsmith erreichte kein hohes Alter. Mit dem Plane zu einem Wörterbuche der Künste und Wissenschaften beschäftigt, starb er an einem Nervenfieber, am 4. April 1774. Sein wechselvolles Leben, sein kindlicher Charakter und sein Genie, in stetem Kampfe mit dem Geschick, boten reiches Material, welches Prior mit großem Fleiße sammelte und Washington Irving zu einer geistvollen Lebensskizze benutzte. Eine ausführliche Lebensbeschreibung, welche zugleich die damaligen literarischen und socialen Zustände England's schildert, lieferte John Forster.*)

In dem vortrefflichen Werke „der Landprediger von Wakefield" giebt der Autor auch in einem eingewobenen Gedicht eine Reminiscenz, welche lebhaft an die entsprechenden Stellen in den Gedichten Ovid's und Virgil's erinnert, wo das friedliche Naturleben eines glücklichern Zeitalters geschildert und die Lehre der pythagoräischen Sekte gleichsam verherrlicht wird. Dies geschieht bei folgender Gelegenheit:

Die Familie des Landgeistlichen arbeitet selbander auf dem Felde, auf der Wiese und beim Heuschober: der gutmüthige, standhafte Hausherr, Ackersmann und Priester; die thätige, gutgeartete Hausfrau, die etwas eingebildet auf ihre Kinder ist;

*) The Life and Times of Oliver Goldsmith. By John Forster. A new Edition. London 1855.

Olivia, die schöne, nach außen gewandte Tochter; die mehr sinnige, reizende Sophie; Moses, der ernste, etwas altkluge Sohn, das Ebenbild des Vaters; dazu gesellt sich der freiwillig mithelfende Gast Burchell, ein fleißiger, ausgelassener und liebenswürdiger Unbekannter, welcher der schönen Sophie bescheiden den Hof macht. Nach der Arbeit wird das Mittagessen auf dem Felde eingenommen.*) Man lagert sich um ein einfaches Mahl; das Tischtuch wird über einen Heuhaufen gebreitet; um die Freude zu erhöhen, antworten zwei Amseln einander von den gegenüberstehenden Hecken aus. Das zutrauliche Rothkehlchen kommt und pickt ihnen die Brotkrumen aus den Händen und jeder Ton erschien als das Echo der Ruhe und Zufriedenheit. Nachher trägt auch Herr Burchell eine Ballade vor, woraus einige Strophen hier mitgetheilt sein mögen:**)

Hervor, du guter Eremit,
Führ' mich durch's öde Thal,
Dorthin, wo jene Kerze glüht
Mit gastfreundlichem Strahl.
Verirrt und einsam wandr' ich hier
Mit matten Schritten fort,
Die Wildniß breitet aus vor mir
Sich endlos hier und dort.
Zurück! ruft da der Eremit,
Folg' nicht dem Schein, mein Sohn!
Denn jenes Irrlicht treulos flieht
Und spricht dem Wandrer Hohn.
Des Mangels heimathlichem Kind
Ist offen meine Thür;
Und wenn auch schmal die Bissen sind,
Theil' sie doch gern mit dir.
So tritt denn aus dem finstern Thal
In meine Klause ein;
Mein Binsenbett und nüchtern Mahl,
Segen und Ruh' sind dein.
Kein Lamm, das frei das Thal durchstreift,
Führ' ich zur Schlachtbank hin;
Der mich mit Wohlthat überhäuft,
Lehrt Mitleid meinem Sinn.
Von jenes Hügels Abhang her
Hol' ich, was mir gebricht;
Die Tasche ist von Früchten schwer,
Dem Quell fehlt Wasser nicht.

---

*) The Vicar of Wakefield. A Tale by Oliver Goldsmith. Chapter VIII.
**) Uebersetzung von Ernst Susemihl, Berlin 1853.

Komm, Pilger, schlage in den Wind
Die Sorgen schwer und bang!
Nur wenig braucht ein Menschenkind,
Und was es braucht, nicht lang. —

Mild wie vom Himmel Thau sich senkt,
Erschallt des Klausners Wort;
Der scheue Pilger schweigend lenkt
Den Schritt zum sichern Ort.

Tief in verborg'ner Wildniß lag
Das kleine Häuschen dort,
War Armen Schutz in Noth und Plag',
Wandrern ein Zufluchtsort.

Nicht reiche Schätze bietet hier
Das niedre Hüttchen dar;
Die Klinke schließt die schmale Thür,
Empfängt ein harmlos Paar.

Jetzt, wo der Städter bunte Schaar
Zum Schmause eilt in Hast,
Beut einen Sitz der Klausner dar
Am Herd dem stillen Gast.

Der Früchte kargen Vorrath er
Ihm heiter lächelnd beut,
Und bei der Sagen froher Lehr'
Entfliehet rasch die Zeit.

Die Ballade führt zu einem dramatischen Schlusse, indem Angelina in dem Eremiten ihren lang verlorenen Edwin wiederfindet.

Herr Burchell erlangte durch den Vortrag dieser Ballade Sophiens Beifall, „in den sich eine gewisse Zärtlichkeit zu mischen schien". Da stört plötzlich ein Flintenschuß die Ruhe. Der Kaplan des Gutsherrn hatte eine von den Amseln geschossen, welche die Gesellschaft eben noch so sehr ergötzt hatten. Trotzdem wird der Kaplan, nachdem er sich wegen der Störung entschuldigt hat, von den Frauen sehr freundlich aufgenommen, um so mehr als die Mutter meint, Sophie habe eine Eroberung an ihm gemacht. Der Autor läßt dies den guten Landprediger mit seiner gewöhnlichen Ironie erzählen; — Goethe fühlte sich, wie er gesteht, durch diese ironische Gesinnung gehoben; sie macht aber eigentlich Schmerzen: es ist die Ironie, welche wir empfinden, wenn wir mit dem befreiten Blick des Pythagoras die Schein-Cultur der Menschen betrachten.

Christoph Martin Wieland.

(1733—1813.)

Wieland, geboren zu Oberholzheim bei Biberach, war der Sohn eines Predigers. Er erhielt seine Schulbildung zu Klosterberge und studirte zu Tübingen. Hier lebte er eingezogen, beschäftigte sich viel mit Plato und dichtete, meistens fromm und schwärmerisch. 1760 wurde er in Biberach als Kanzleidirector angestellt und verkehrte viel in dem französisch gebildeten Hause seiner früheren Geliebten Sophie von la Roche.

Durch den Umgang und durch das Studium französischer Schriftsteller wurde er nun für die Vernunft-Philosophie und Glückseligkeitslehre eingenommen, schrieb auch üppige Gedichte und Romane: Don Sylvio di Rosalva, Agathon, Musarion. Mit der schlüpfrigen Periode schloß er ab, als in der Literatur viele unzüchtige Gesellen auftraten, die sich für seine Schüler und Nachahmer ausgaben; auch wurde dies dadurch bedungen, daß er in eine edle und gediegene Umgebung gelangte. 1769 wurde er Professor in Erfurt und bald darauf berief ihn die verwittwete Herzogin Anna Amalie von Weimar zum Erzieher ihrer Prinzen. Er wurde der Mann ihres Herzens und Geschmacks. Sie war ihm Musarion, die liebelächelnde junge Griechin; Aspasia, die Lehrerin des Sokrates und Aristipp und Freundin des Perikles.*) Er sagte ihr im hohen Alter seinen Dank mit den Worten: „Sie und Ihr erlauchter Sohn sind mir stets gewesen, was Octavia und August dem Virgil waren, und sind es noch.“

Auch nachdem die Erziehung der Prinzen vollendet war, blieb Wieland als Hofrath in Weimar und schrieb den „deutschen Merkur.“

Als im Jahre 1775 Goethe nach Weimar kam, trat ein neuer Wendepunkt in Wieland's Leben ein. Er verlor seinen literarischen Hochmuth und, befreundet mit dem genialen jungen Manne, ließ er sich zu neuem Jugendfeuer begeistern und

*) Berühmte deutsche Frauen, von A. v. Sternberg. Leipzig, 1848. — Anna Amalie und ihre poetische Tafelrunde. Von Robert Springer, Berlin.

schuf seine bedeutendsten Werke. Zu diesen gehört „Oberon". Ueber dieses Hauptwerk äußerte Goethe ganz entzückt: „Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."*)

Als Schriftsteller entzog Wieland sich nicht den Fragen und Kämpfen der Zeit; neben den poetischen Schöpfungen brachte er im Merkur eine Menge Flugschriften über religiöse, philosophische und politische Gegenstände, wollte wohl auch über Alles seine Stimme abgeben; doch hielt er sich mehr als psychologischer Theilnehmer und schwankte oft, wenn eine Partei ihm zu weit zu gehen schien.

Wieland's Styl, der anfänglich weitschweifig und redselig war, wurde nach und nach kürzer, gefaßter, verständlicher und anmuthiger. Ein Verdienst erwarb er sich durch sein Bestreben, ebenso wie Gellert die deutsche Schreibweise von Steifheit und gemeiner Derbheit zu befreien; ein noch größeres dadurch, daß er fünfzig Jahre lang eine Menge Ideen in Umlauf setzte, welche den Schatz der National-Cultur vermehrten: Ideen, die nicht immer seine eigenen aber doch ein Erbe aller Jahrhunderte waren und die er als ein weltmännischer Gelehrter, umsichtiger Beobachter und geistreicher Erzähler verbreitete.

Ueber ihn sagt Goethe: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf die geistige Bildung der Nationen gewirkt."**)

Man hat ihn deswegen — aber doch nicht recht passend — den deutschen Voltaire genannt. Er selber wies diesen Vergleich mit den scherzenden Worten ab: „Man hat mich oft mit ihm verglichen, aber einem Franzosen, der mir einstmals dieses artige Compliment in's Gesicht sagte, erwiderte ich, daß mir wenigstens 400 000 Livres Rente fehlten, ehe ich so unverschämt wie Herr Voltaire sein könnte."

Durch die Gründung des Merkur war Wieland ein Mittel-

*) Briefe an Lavater.

**) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. 72. Brief.

punkt der deutschen Literatur geworden und es sammelte sich eine Menge junger Talente um ihn, die ihm ein unbegrenztes Vertrauen schenkten; da jedoch Jeder nur einzelne Züge des Meisters aufzufassen und nachzuahmen vermochte, ohne den ganzen Mann zu verstehen, so entstanden viele stümperhafte Machwerke auf den verschiedensten Gebieten der belletristischen Literatur.*)

Wieland zeichnete sich in seinem Hause, in seiner sehr zahlreichen Familie und im Kreise der Freunde stets durch sein sittliches, freundliches, liebenswürdiges und gastfreies Wesen aus. Im Greisenalter lebte er eine Zeit lang auf seinem Gute Oßmannsstedt, mußte es aber wieder verkaufen und kehrte 1803 nach Weimar zurück, wo er 1813 am 20. Januar verstarb. Goethe gab ihm das Zeugniß: „Wieland ist ein unendlich guter Mensch."

Daß diesem „unendlich guten Menschen", eng befreundet mit den Alten, auch die vom Alterthum überlieferte Lehre von der Wiedergeburt der Menschheit sympathisch geworden sein mußte, ist leicht begreiflich.

Im „Peregrinus Proteus" erzählt er, wie Peregrin auf seiner Reise zu einer einsam lebenden Familie von Christianern kommt, deren Liebenswürdigkeit, Eintracht, Gemüthsruhe, Einfalt der Seele und unschuldige Lebensweise einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Er wird auch über den Charakter des erhabenen Wesens, nach welchem sie sich nannten, belehrt, und erfährt: „daß die Geschichte aller Göttersöhne, vom Brahma der Inder, dem Hermes der Aegypter, dem Zoroaster der Baktrianer, dem Zamolxis der Geten, dem Linus und Orpheus der Griechen u. s. w. bis auf den wundervollen Apollonius herab, in der Hauptsache immer eben dieselben Erscheinungen und eben dieselben Resultate giebt." — Peregrin nimmt später wahr, daß die Anzahl der echten Christianer ziemlich gering sei; desto ansehnlicher aber müsse die Zahl Derjenigen sein, die den Namen der Christianer führten, und, obschon sie

*) Die deutsche Literatur von Dr. Max Wilhelm Götzinger. Stuttgart 1844. I. Theil.

in einigen Glaubenspunkten übereinstimmten, doch in besonderen Lehrmeinungen weit genug von einander abwichen, daß die Streitigkeiten unvermerkt den Geist der Liebe und Eintracht ersticken mußten, „der aus allen Gemeinen einen einzigen Leib, dessen Seele Christus wäre, hätten machen sollen.“*)

In den Fragmenten befindet sich eine Episode vom Jahre 1755, betitelt: „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“,**) worin ein Land geschildert wird, welches sich noch im Urzustande paradiesischer Unschuld erhalten hat, wo niemals das Böse Zugang fand, niemals Blutthaten geschahen, niemals Zorn, Neid oder Stolz die süße Eintracht der Bewohner störten; — leider ist dieses Land nur „ein Gesicht“ — eine Vision des Dichters!

Er erblickt dieses Land an einem lieblichen Morgen. Die Bewohner begehen ein frohes Fest: sie feiern „die Schöpfung des Menschen“ und erhalten den Besuch göttlicher Gesandten.

Auch in dieser Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabenen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabsah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Lustgefilden und schattenreichen Lauben abgesetzt. Hier wohnten die ersten Menschen nebst der Familie ihrer erstgebornen Kinder. Die übrigen hatten sich auf das flache Land vertheilt, und den Garten Gottes, der zu eng für Alle war, willig verlassen. Denn unschuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten sie oft an festlichen Tagen den geliebten Wohnplatz ihrer Stammeltern, den die Erscheinungen Gottes und die Besuche menschenfreundlicher Engel heilig machten; dort lebten sie zu den Füßen der gottseligen Patriarchen eine Reihe glücklicher Jahre, und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Jetzt führt ihn der Engel mit fliegender Behendigkeit in verschiedene Gegenden der Erde, um ihm die Lebensart und die Beschäftigung dieser Menschen zu zeigen.

Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges, blühendes Antlitz, ob er gleich durch verschiedene Zonen und Himmelsstriche abgeändert ist, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt. Hier verbreiten sich unabsehbare Ebnen mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt, oder durch den Fleiß der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurück zu geben. Dort

---

*) Peregrinus Proteus, 1. Thl. 5. Abschnitt, 2. Thl. 8. Abschnitt. (C. M. Wieland's sämmtl. Werke. Leipzig 1797. Bd. 27. u. 28.)

**) C. M. Wieland's sämmtl. Werke. Leipzig 1798. Supplemente. 4. Band.

werfen hohe Fichten- oder Cypressenwälder von der Stirn eines Berges ihren gigantischen Schatten über Thäler von Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Ueberfluß, sie alle zu ernähren. Niemals haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater oder wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beides giebt ihnen beständig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken, und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfältig wie die Natur, der sie folgen; denn gesunde, ungekünstelte Speise und eine mäßige Leibesübung sind das wahre Geheimniß, seine Kräfte immer frisch blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm giebt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem blinkenden Messer zu zappeln. Sie bedienen sich alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergötzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgiebt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbenen und bepurpurten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilet ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühlen Jahreszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit malerischem Geschmack zusammenfügen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerin, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süßesten Freuden entspringen aus der Liebe, und den Verhältnissen, welche dieselbe unter den Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht; und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens, herrschen hier mit ihrer ganzen reizenden Macht, und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemals wurden die geheimnißreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäßigt; jede Neigung folgt dem Wink der Natur, und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist, sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das

schöne Band, welches die beiden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommenes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist, sich mit ihr zusammen zu fügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe giebt ihnen ein neues Leben, und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reiz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederholte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele außer sich. Sie sieht in süßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daß er sie schuf, so glücklich zu sein, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergrößern.

Doch, wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt diese erhabenen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltener ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammenfinde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind dem Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bei diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweiten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt, und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerlei süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Acanth durchflochten, sah ich eine Frauensperson sitzen, gleich einem Engel, der sich in einem schattigen Ort irgend eines Paradieses gesetzt hat, um von einer ätherischen Reise auszuruhen. Sie war größer und von stärkerer Leibesbeschaffenheit, als die weichen Töchter unserer Erde zu sein pflegen. Die frische Blume ihrer Schönheit zeigte Unsterblichkeit an. Zwei Säuglinge, schön wie die Liebe, lagen an ihrem Busen, und sogen mit der gesunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmonische Triebe ein, die sich künftig zu eben so viel Tugenden entfalten sollten. Mütterlich lachten die Augen der schönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele, (so sagte mir der höhere Glanz ihrer Augen), von frohen Gedanken zukünftiger Glückseligkeiten überfloß, die jetzt noch an ihrem Busen keimeten. Zuletzt öffneten sich ihre

süß lächelnden Lippen, die sie segneten. Wachset, blühet, sprach sie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr sanften Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe schlummert, und den Werth euers Daseins noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmlischen Geist in euch zu fühlen, in dessen reinem Spiegel ihr das Bild euers Schöpfers erblicken werdet! Wie süß wird meinem Ohre die erste Entzückung euers stammelnden Lobes sein! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich Er ist, und zu was für einem Leben Er euch erschaffen, damit ich in euern staunenden Mienen und in jedem sanft aufschwellenden Gesichtszug lese, was in eurer Seele vorgeht. Und welche Freuden wird mir euere Liebe, euere gesellige Eintracht, euere Wissensbegierde, euere Unschuld machen! Wie oft werde ich mich selbst selig preisen, daß ich euch gebar! So sagte sie und hob beide auf, und drückte sie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Da hörten wir fern her ein angenehmes Concert vieler Stimmen, von kühlen Zephyrn halb verweht, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns ungesehen unter dem Schleier einer ätherischen Wolke zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Familie, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schooß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offenen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter, und begleitete sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mahl bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerei abgenutzten Geschmack zu reizen. Liebreiche Vertraulichkeit herrschte über dem geselligen Mahl, und hätte auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten; und eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanftsäuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch' ein Concert war dieses, und wie weit über diese weichen wollustathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja allzu oft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre geheimnißvollen Ufer lud! Es war eine Symphonie von höherer Art, welche die Seele selbst in Musik stimmte und Engel oder Geister des Aethers anlockte, auf goldnen Abendwolken sich herabzulassen, oder vom Wipfel ätherischer Cedern dem frommen Gesang zuzuhören. Wir näherten uns, von der süßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegen kam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tausend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen, die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre sanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne schleift;

mit ihrem Gesang vermischt sich das Pfeifen und Zwitschern der anderen Vögel, und das Gesumme der fleißigen Bienen, die um die frischen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuseln junger Morgenwinde, die zwischen den belaubten Gewölben ihre Rosenflügel schütteln, vermehrt die freudige Symphonie; und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauschendem Ohre horcht, hüpfet vor Freude das Herz.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame, eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen dieser glücklichen Menschen einen Blick auf die gefallne Erde warf, und empfand wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie selig sind diese Menschen durch die Empfindung, daß sie von Gott abhangen. Eine solche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dies ist noch jetzt die natürliche Quelle unsers Elends. Ach! was ist aus unserer Erde geworden, die ehemals ein Paradies war! Ach! was ist aus dem Geschöpf geworden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von sich strahlte! O dieser traurige Gedanke läßt mich keinen anderen Verlust beweinen! Ich beklage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemals ein Abglanz des Himmels; nicht deine ewigblühenden Lustgefilde noch die Bäume mit ambrosischer Frucht, und den unsterblichen Frühling, der den Fußtritt der majestätischen Menschen, wo sie gingen, mit Blumen bestreute: Aber die auf ewig verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloschne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie — ach, diesen Verlust beweine, meine Seele! Ja, traure mein Herz, und ihr meine Augen weinet, indem so viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eiteln Freuden sich verlieren, und die kurze Zeit durchscherzen, die ihr Schicksal entscheiden soll.

Von welch' einem Himmel ist unsere Erde herabgestürzt! Von welch' einer Hoheit ist die menschliche Natur gesunken! Wie verfinstert ist der Verstand, dessen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet sein sollte! Welch' ein Labyrinth von wilden Begierden ist das Herz, welches bestimmt war, ein heiliger Tempel des göttlichen Geistes zu sein, in welchem die reinste Liebe zu Gott ewig brennen sollte! Wie eitel und unbändig sind diese Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel schneller zu Gott emportragen sollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt und welches von ihm über alle Geister ausfließet, sind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verstand hinstreifen, und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn sie nicht in einem verdunkelten Verstand gebrochen und zerstreuet wird, senkt sich mit vollem geraden Strahl ins Herz, befruchtet seine Neigungen, und macht sie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket sie in dieser unschuldigen Welt. Aber wir Elenden haben die Wahrheit mit der Unschuld verloren. Unsere von Thorheiten geschwächten, von Leidenschaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir hassen das Licht, weil es unsre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geschöpfes, das in seinem Ursprung so gut, so heilig, so göttlich war. Ach! der Verfall ist so tief, daß es auch denen, die

nicht darüber spotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Mensch den Engeln gleich sein sollte. Denn ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir schon verderbt. Alles was uns umringt, hemmt die Entwickelung dieser Selbstempfindung, die uns zur Erkenntniß unserer Natur und Bestimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beispielen, und lieben das Böse, ehe wir das Gute kennen. Der Witz schmeichelt dem Affekt, und die Welt rechtfertigt ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannst du einem solchen Verderben zusehen! Wie kannst du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit Viele so sehr erschreckte, daß sie sich genöthigt sahen, einen bösen Gott, den Urheber alles Uebels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entspringen kann.

Bernardin de Saint-Pierre.

(1737—1814.)

Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre wurde 1737 zu Havre-de-Grace geboren. Früh des Schulzwanges überdrüssig, reiste er mit seinem Oheim, Kapitän eines Kauffahrteischiffes, nach Martinique, kehrte aber, von Heimweh getrieben, bald wieder nach Frankreich zurück, um sich zu Paris zum Ingenieur auszubilden. Als Ingenieur-Officier ging er nach Malta, doch ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, den Dienst zu verlassen. Eine Lieutenantsstelle im russischen Ingenieur-Corps legte er bald wieder nieder und durchreiste Polen, Sachsen, Preußen und Oesterreich. Nachdem er noch zwei Jahre als französischer Ingenieur-Officier auf der Insel de France gedient hatte, nahm er seinen Abschied und begab sich nach Paris. Seine Pension überließ er fast gänzlich seiner Mutter und seiner Magd und widmete sich, ärmlich in einer Vorstadt wohnend, emsigen Studien und literarischen Arbeiten. Ludwig XVI. ernannte ihn später zum Intendanten des botanischen Gartens und des naturhistorischen Museums; auch Napoleon I. und Joseph Bonaparte ehrten ihn durch Ehrenzeichen und Pensionen. Er starb am 24. Januar 1814 auf einem Landgute bei Paris.

Als Schriftsteller wirkte Bernardin de Saint-Pierre in Frankreich außerordentlich populair, indem er durch Betrachtungen der Natur die religiöse Richtung zu stützen suchte. Seine Darstellungen sind ästhetisch-sentimental, verbreiten aber einen eigenthümlichen Zauber über alle Gemüther. Die Ideale Rousseau's

wurden durch ihn in gesänftigter Weise veranschaulicht; er gleicht dem Chateaubriand und übte einen großen Einfluß auf Lamartine's poetische Bildung. Die Natur-Idyllik erreicht durch ihn den höchsten Zweck. Dem Unglauben seiner Zeit tritt in seinen Naturschilderungen ein Naturzustand voll Sittlichkeit und Unschuld entgegen, welcher aller Civilisation überlegen ist; das Mangelhafte in der Welt wird allein den menschlichen Einrichtungen und Ueberlieferungen beigemessen. Er empfindet die Natur in ihren magischen Schauspielen und betet sie an; sie klingen aus seinem Styl wie Aeolsharfen und wiegen uns mit musikalischer Wirkung in süße Träume ein.*)

Seine Études de la nature erschienen 1792 in 5. Ausgabe. Später folgten die ähnlichen Harmonies de la nature. Der Roman Paul et Virginie (1788) nahm durch seinen Zauber alle Gemüther ein. Obgleich Saint-Pierre durch seine religiöse Tendenz dem Revolutionsgeiste seiner Zeit im Allgemeinen entgegen wirkte, trug er demselben doch Rechnung in den Voeux d'un solitaire (1789), in der Fortsetzung dieses Werkes (1791) und in la chaumière indienne, worin namentlich die Geistlichkeit und die Akademien angegriffen werden.**)

„Es giebt keinen Buchliebhaber — sagt Aimé-Martin — unter Denjenigen, welche Frömmigkeit, Reinheit, freisinnige und humane Ansichten in vernünftiger Anwendung, beglückende Empfindungen, das Talent, schön zu schildern, Gefühl und Genie schätzen: der nicht ein Exemplar von Bernardin de Saint-Pierre besitzen möchte. Die Anmuth, die Frische, die köstliche Reinheit der Gedanken, welche in allen seinen Traumbildern herrschen, werden immer die angenehmste Nahrung für gefühlvolle Seelen darbieten. Man liest Bernardin nicht, ohne sich zu erheben, ohne mit ihm besser zu werden; es ist ein Reiz, ein Zauber darin enthalten. Die Natur selber wird durch das Talent ihres Malers verschönert; unter seiner Hand befreiet sie sich gleichsam von dem Schleier, den nur das Genie zu lüften vermag, und

---

*) Vergl. Saint Beuve's Aufsatz über Lamartine (Revue des deux mondes 1832).

**) Bernardin de Saint-Pierre. Oeuvres complètes, mises en ordre et précédées de la vie de l'auteur par L. Aimé-Martin. Paris 1818—1820.

behält nur jene heilige und geheimnißvolle Hülle, deren Majestät das Genie vor Allem achtet."

In ähnlicher Weise äußert sich Herder:

„Bernardin de Saint-Pierre, ein echter Schüler Fénélon's, hat jede seiner Schriften bis zur kleinsten Erzählung im Geiste der Menschenliebe und Einfalt des Herzens geschrieben. Gern verbindet er die Natur mit der Geschichte der Menschen, deren Gutes er so froh, deren Böses er allenthalben mit Milde erzählt. In seiner Reise nach den Inseln Frankreich und Bourbon sagt er: „Ich werde glauben, dem menschlichen Geschlecht genützt zu haben, wenn dieses schwache Gemälde vom Zustande der unglücklichen Schwarzen ihnen einen einzigen Peitschenschlag ersparen kann und die Europäer (sie, die in Europa gegen die Tyrannei eifern und so schöne moralische Abhandlungen ausarbeiten) aufhören, in Indien die grausamsten Tyrannen zu sein." In gleich edlem Sinne sind seine „Paul und Virginie", „das Kaffehaus von Surate", „die indische Strohhütte" und „die Studien der Natur" geschrieben. Mit Seelen dieser Art lebt man so gern und freuet sich, daß ihrer noch einige da sind."*)

Erhebend ist die Anschauung, welche Bernardin de Saint-Pierre von der Pflanzenwelt erhält, wie er sie in den „Harmonien der Natur" ausspricht:

Meine Theologie hat nichts Trauriges und Dunkeles; meine Schule ist im Schoße der Wiesen, Wälder und Obstgärten; meine Bücher sind Blumen und Früchte und meine Beweismittel sind Genüsse.

Die Erde ist ein großer Tisch, wo die Natur ihren Gästen in Palästen von verschiedener Bauart mannigfaltige Gerichte aufträgt. Unter dem Aequator bietet sie ihnen mehlhaltige Stoffe in der Brotfrucht des Rima und in dem Gewürzbrot des Curleari; erfrischende Säfte in der Orange und Citrone; duftige Milchrahmen im Atte, Jacq und Darion; die Früchte des Melonenbaumes; Zuckerwerk, Gefrorenes und Eingemachtes in den Lichis, Mangostanen, Rangustanen, Mangofrüchten und den Aprikosen von Sankt Domingo; auflösende Säfte in den Flaschenbaum- und Acajou-Aepfeln; erwärmende Oele in den Mandeln des Benzoebaumes; magenstärkende Stoffe im Kaffee und Cacao; herzstärkende in den Gewürzen des Zimmetbaumes, des Muscat- und Gewürznelkenbaumes und des Ravinsara, der allen Wohlgeschmack in sich vereinigt.

Unter dem Schatten der Tanne, in der wohlriechenden Atmosphäre dieses schönen Baumes und dem sanften Flüstern seiner Zweige

---

*) Herder. Briefe zur Beförderung der Humanität. 115. Brief.

habe ich in der Einöde Finnlands friedliche Augenblicke verlebt, danach ich mich oft zurücksehne. Mit Entzücken schweiften meine Augen über die gerundeten Gipfel jener Hügel aus purpurrothem Granit, vom schönsten grünen Moos umkränzt und mit Pilzen von allen Farben emaillirt. Diese freiwilligen Produkte liefern vortreffliche Speisen den Bewohnern, deren Unschuld und Gastfreundschaft nicht übertroffen werden kann. Sie erstrecken sich gegen Norden, weit über die Regionen der Tannen hinaus. Die Moose wachsen auf den steilsten Felsen und nirgends findet man sie so reichlich und so manigfaltiger Art als in den nördlichsten Gegenden.

Was soll ich von den weiter entfernten Gestaden sagen, wo aller Pflanzenwuchs verschwindet, unzählige Algen in den verschiedensten Formen aus dem Schoße der Meere entspringen. Diese Wasserpflanzen können ohne Zweifel dem Menschen einige Stoffe gewähren. Die Japanesen verstehen es, aus denen ihrer Insel Nahrungsmittel zu gewinnen. In den benachbarten Polarmeeren haben die Seefahrer riesige Algen angetroffen, von mehr als zwei hundert Fuß Länge. Die Gestade von Grönland, Spitzbergen und Nowaja Semlja sind mit Meerespflanzen bedeckt und die Seepferde und Seelöwen lagern sich darauf wie auf einer Streu.

In den „Studien der Natur" spricht Saint-Pierre über die blutigen Opfer.

Alle Religionen haben ihre Tempel mit Blutbädern angefüllt und Gott das Leben der Thiere zum Opfer gebracht. Unsere Religion, welche reiner ist, in so weit man auf den Stoff der Opfergaben sieht, bringt der Gottheit das Brot und den Wein dar, die süßesten Geschenke, welche sie dem Menschen gemacht hat. Wir sehen sogar, daß der Weinstock, welcher vom Aequator bis zum 52. Grad nördlicher Breite, und von England bis Japan wächst, von allen Fruchtgewächsen am weitesten verbreitet ist; daß das Korn fast die einzige Nährpflanze ist, welche in allen Klimaten vorkommt und daß der geistige Saft des Weines und das Mehl des Getreides sich Jahrhunderte lang erhalten und über die ganze Erde geführt werden können.

Auch Bernardin schreibt den Verfall des Menschengeschlechts der naturwidrigen Lebensweise zu.

Die Natur hat den Menschen gut geschaffen. Hätte sie ihn böse gemacht, so würde sie, die stets folgerichtig in ihren Werken verfährt, ihm auch Klauen gegeben haben, einen Rachen, Gift, irgend eine Angriffswaffe, wie sie solche den Thieren verliehen hat, deren Bösartigkeit in ihrem Charakter begründet ist. Sie hat ihn aber nicht nur ohne Vertheidigungswaffen gelassen, die alle übrigen Thiere haben, sondern hat ihn auch nackter und hülfloser als alle gelassen, ohne Zweifel, damit er nothwendiger Weise unaufhörlich auf die Humanität seiner Mitmenschen angewiesen sei und sich auch gegen sie barmherzig erweise. Der hülflosen Lage des Menschen ist die Entstehung seiner Tugenden zu verdanken. Ebenso wenig wie die Natur ganze Nationen

von Menschen erschafft, welche beständig mit Aussatz, Scharlach, Fieber und Pocken behaftet sind, so wenig erschafft sie solche, welche eifersüchtig, neidisch auf einander, ehrgeizig, eroberungssüchtig und kannibalisch sind. Findet man auch nur einen Einzelnen, der mit jenen physischen Uebeln behaftet ist, so kann man dieselben mit Sicherheit seiner schlechten Nahrung oder der schlechten Luft in seiner Umgebung zuschreiben. Wenn ihr also in einer Nation barbarische Sitten antreffet, so rechnet sie allein den Irrthümern in ihrer Politik oder dem Einflusse ihrer Nachbarn zu, gleich wie die Ungezogenheit eines Kindes aus der fehlerhaften Erziehung oder dem bösen Beispiele herzuleiten ist.

In den „Naturstudien" erklärt der Autor, daß er auf allen Plätzen der Erde, welche die Natur dem Glücke der Menschen dargeboten hat, kein Volk gefunden habe, welches seinen Gesetzen gemäß glücklich gelebt oder im Naturzustande von seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten einen richtigen Gebrauch gemacht hätte. Bei dieser Gelegenheit spricht er auch von den wollüstigen Insulanern der Südsee, welche zu ihrem Ergötzen Menschen-Opfer veranstalten, und fügt in einer Anmerkung hinzu:

Sie verzehren auch Hunde, diese natürlichen Freunde des Menschen. Ich habe gefunden, daß jedes Volk, welches diese Gewohnheit hatte, gelegentlich auch das Fleisch seiner Mitmenschen nicht verschonte; Hundeverzehren führt zur Menschenfresserei.

In denselben Anmerkungen spricht Saint-Pierre auch von den rührenden Vergleichen, welche Virgil, nach dem Vorbilde Homer's, anwendet, um den Schrecken seiner Schlachtengemälde zu mildern und zugleich die Wirkung zu verstärken, indem er die Wesen einer anderen Gattung in Mitleidenschaft zieht, wie er z. B. den jungen Pallas, der noch im Tode die Blüthe der Jugend zeigt, mit einer Hyacinthe vergleicht, welche die Hand eines jungen Mädchens der nährenden Muttererde abgepflückt hat.*)

Diese Vergleiche — meint Saint-Pierre — besitzen Schönheiten, welche man der Dichtkunst allein vorbehalten möchte; ich glaube aber, die Malerei könnte sich dieselben aneignen und große Wirkungen damit erzielen. Wenn zum Beispiel ein Maler im Vordergrunde des Gemäldes einen jungen Mann von anziehendem Charakter todt und auf dem Rasen ausgestreckt darstellt, so könnte er neben ihn irgend ein mildes Gewächs von ähnlichem Charakter hinstellen, mit hangenden Blüten und geknicktem Stengel. Ist es ein modernes Schlachtgemälde,

*) Aeneide. lib. 11. v. 68—76.

so könnte er größere Gewächse verstümmeln oder gleichsam tödten: einen Fruchtbaum oder sogar einen Eichbaum; denn unsere Kugeln richten größere Verheerungen in unsern Gefilden an als die Pfeile und Wurfspieße der Alten. Sie verwüsten den Rasen der Hügel, zerschmettern die Wälder, zerbrechen die jungen Bäume und zersplittern die Stämme der ältesten Eichen. Ich erinnere mich nicht, in irgend einem unserer modernen Schlachtgemälde diese Wirkungen dargestellt gesehen zu haben. Dennoch sind sie ganz gewöhnlich in unsern Kriegen und verdoppeln die Eindrücke des Schreckens, die sich der Maler zum Vorwurf genommen hat. Die Verheerung eines Landes hat noch mehr Ausdruck als eine Gruppe Todter oder Sterbender. Die niedergebrochenen Gebüsche, die schwarzen Furchen, die aufgewühlten Wiesen und die abgestürzten Felsengerölle zeigen die Wirkungen der menschlichen Wuth, die sich bis auf die alten Denkmäler der Natur erstreckt. Man erkennt darin den Zorn der Könige, ihren letzten Grund, wie auf ihren Kanonen zu lesen ist: Ultima ratio regum. In der ganzen Ausdehnung eines Schlachtenbildes könnte man sogar den Geschützdonner ausdrücken, den die Thäler meilenweit wiederhallen, indem man in der Ferne erschrockene Hirten darstellt, die mit ihren Heerden forteilen, Vögelschaaren, die nach dem Horizont fliehen und wilde Thiere, welche ihre Wälder verlassen. — Die mitklingenden physischen Empfindungen verdoppeln die geistigen, besonders wenn sie von einem Naturreiche auf das andere übergehen.*)

Saint-Pierre weist auch auf die Diätlehre des Pythagoras hin.

Aus Ostindien stammen die Pflanzen, die unser Leben stützen: der Weinstock, der Feigenbaum, die Aprikose, die Pfirsiche. Von dort brachte auch Pythagoras die vegetale Diät nach Europa, welche nach ihm benannt wird und die Gesundheit, Schönheit und das Leben zur Blüte bringt und die Weisheit des Verstandes erhöhet, indem sie die Leidenschaften stillt.

Mehrere Männer Griechenlands, berühmt durch Muth, Genie und Tugenden, befolgten diese Lebensweise zu einer Zeit, als der Pflanzenreichthum Europa's viel weniger bedeutend war als heut. Zu jenen Männern gehörten Ocellus, welcher zuerst die Bewegung der Erde um die Sonne entdeckte; Architas, der Tarentiner, der die Sphärik erfand und in Sicilien wegen seiner milden Regierung berühmt war; Milo von Crotona, berühmt durch seine Stärke; Lysis, der Freund und Lehrer des Epaminondas; Epaminondas selber, der größte Krieger und der tugendhafteste der Griechen, und endlich Pythagoras, der schönste Mann seiner Zeit und jedenfalls der erleuchtetste, da er der Vater der griechischen Philosophie war. — Dürfen wir uns wohl jetzt über die Natur beklagen, da alle Theile der Erde unsere Felder, Gärten und Obstgärten nicht nur mit wohlschmeckenden Gemüsen sondern auch mit auserlesenen Früchten bereichert haben?

---

*) Études de la Nature. Tome quatrième.

Bei den ethographischen Betrachtungen wird auch des wichtigsten Sittenspruches des Confucius gedacht.

Thuet Anderen nicht, was ihr nicht euch gethan wünschet. Diesen Grundsatz nennt Confucius die Tugend des Herzens und empfiehlt ihn unaufhörlich in seinen Schriften als die Grundlage jeder besonderen Lebensregel und der neuen Regierungs-Grundsätze, welche er den Herrschern seines Landes vorlegte. Derselbe stellte alle Bewohner China's ohne Ausnahme unter gleiche Belohnungen und Strafen, versammelte sie dadurch unter dem Monarchen wie eine Familie unter ihrem Vater und gab ihnen ihre unerschütterliche Verfassung; durch diesen wurde, trotz der Versunkenheit der Mandarinen, trotz den Bürgerkriegen und den Einfällen der Tartaren, jenes große Reich erhalten, gleichwie die Pfahlwurzel einer alten Eiche ihren ausgehöhlten Stamm gegen die Stürme des Himmels und die Ueberschwemmungen der Gewässer stützt.

Der Einfluß, den die Ernährung auf den Charakter und die sittliche und geistige Begabung der Geschöpfe ausübt, wird an mehreren Stellen in den „Studien" und in den „Harmonien der Natur" zur Sprache gebracht; sehr treffend schildert der Autor die gehässigen Triebe, die sich mit allen Instinkten der fleischfressenden Thiere verbinden.

Bei allen Thieren, deren Organe zum Zwecke der Zerstörung bestimmt scheinen, wie bei den fleischfressenden Thieren, — wird man alle Stufen des Hasses, je nach ihren Instinkten vertheilt, finden. Unter den schönen Thieren, welche ich Sonnenthiere genannt habe, weil sie im Licht der Sonne und vorzugsweise im Schooß der heißen Zone leben, findet sich nichts Grausames. Dagegen haben alle Thiere der Nacht fahle Farben und sind im Allgemeinen übelthätig. Ein gewisser Nachtschmetterling trägt auf seinem Brustschilde das Abbild eines Todtenkopfes. Der Flaum auf seinen Flügeln verursacht, wenn er abfliegt, den Augen Nachtheil. Alle Nachtvögel sind Raubvögel, wie die Eule, der Uhu. Ihr Gefieder sieht widerwärtig aus. Die meisten Raubvögel sind zu gleicher Zeit Nachtvögel und fliegen nur am frühen Morgen, des Abends und bei Mondlicht aus. Man sagt, daß der Adler die Sonne anschaue. Ich zweifle daran. Er bewohnt nicht die schönen Gefilde, welche das Gestirn des Tages erleuchtet, sondern hält sich nur in den Trümmern von Monumenten, in Felsen und auf den öden Gipfeln hoher Berge auf. Die Dichter haben ihn zum Vogel des Jupiter und zu seinem Blitzträger gemacht, weil er an den Orten lebt, wo sich die Gewitter bilden; es ist jedoch sicher, daß er nur des Nachts ausfliegt, wie ein Pariser Astronom bestätigt, der ihn durch sein Teleskop erblickte, während er die Gestirne beobachtete. — Die schwachen Menschen haben Allem, was ihnen Furcht einflößte, eine erhabene Eigenschaft beigelegt. Aus diesem Grunde sind ohne Zweifel die Raubthiere in Europa die Hauptsinnbilder für die Wappenschilder des Adels geworden.

Die Stimmen der fleischfressenden Thiere sind ebenso widerwärtig wie ihre Gestalt und ihr Gefieder. Sie erfüllen die Luft mit heiserem und schluchzendem Geschrei. — Die Raubfische haben nur fahle Farben und abschreckende Gestalten: ebenso die Seehunde und Robben. Was die reißenden Vierfüßer betrifft, wie die Wölfe, die Füchse, Marder u. s. w., so gehen sie meistens nur bei Nacht aus, und ihr Fell, wenngleich von verschiedenartigen Farben, wie die Streifen des Tigers und die Flecke des Panthers, bietet nur den schroffsten Gegensatz zwischen der mattgelben und schwarzen Farbe dar. Dieselben Farben finden sich auch bei den Wespen und einigen Raub-Insekten. Uebrigens hat diese Klasse von Thieren nicht nur auffallende Farben, welche sie schon bei Tageszeit von weitem kenntlich machen, sondern sie athmen auch einen widerwärtigen Geruch aus, der sie auch bei der dunkelsten Nacht verräth. Wie erwähnt, würde man, wenn man die bösen Naturtriebe der Raubthiere beobachtete, den Ausdruck des Hasses in allen Abstufungen wahrnehmen: die feige Freßbegierde nach Leichnamen beim Geier, die schweigsame List beim Fuchse, den Verrath bei der Spinne, den schreckenerregenden Schrei beim Meeradler, den Blutdurst beim Wiesel, die Wildheit beim Tiger, die Grausamkeit beim Wolfe, die despotische Wuth beim Löwen. Unter den Schlangen, den Haifischen, den mit langen Saugarmen versehenen Meerpolypen findet man nur solche Thiere, welche beim Anblick eines lebenden Wesens erschrecken, schleichend ihren Stich versetzen, kriechend beißen, welche schmeicheln, um zu zerreißen, und umarmen, um zu ersticken: kurz solche Wesen, welche von schweigendem Zorn, schmeichelndem Haß und Mordbegier beseelt sind, von Neigungen, wofür sich in der Sprache der Menschen kein Ausdruck findet, obgleich ihre Sitten ähnliche Beispiele genug aufzuweisen haben.

Die hinfällige Behauptung, daß die vegetale Ernährung die Körperkraft und auch den geistigen Muth schwäche, widerlegt Bernardin ebenfalls, indem er vorerst einen Ausspruch von Xenophon anführt:

Die Garben verleihen Denjenigen, welche sie wachsen lassen, den Muth, sie zu vertheidigen. Sie stehen auf den Gefilden da, wie ein Siegespreis im Kampfspiele.

An anderer Stelle sagt er selber:

Einige Feinde des Menschengeschlechts haben behauptet, daß die Pflanzendiät die Kraft des Körpers und den Muth schwäche. Sie erblicken keinen Menschen, wo sie keine Schlächter oder Soldaten sehen. Muß man aber ein fleischfressendes oder reißendes Thier sein, um den Gefahren und dem Tode Trotz bieten zu können? Unter den kraut- und körnerfressenden Thieren, wie die Wachtel, der Hahn, der Stier, das Pferd, findet man keine geringere Stärke und nicht weniger Muth als beim Wiesel, beim Fuchs, beim Wolf und Tiger, die nur von Blutvergießen leben. Diese, mit spitzen Zähnen und Klauen bewaffnet, kämpfen nur durch List und Ueberraschung, im Schatten der Wälder oder im Dunkel der Nacht: Jene, obgleich sie nur leicht bewaffnet

sind, führen einen offenen und ehrlichen Kampf bei hellem Tageslicht. Unter den Menschen sind die Japanesen, welche nach dem Bericht von Kempfer, ihrem besten Geschichtsschreiber, niemals Fleisch essen, vielleicht von allen Völkern das kräftigste und dasjenige, welches den Tod am wenigsten fürchtet.

Die unschuldige und milde Diät des Pythagoras empfiehlt Saint-Pierre vor Allem dem kindlichen Alter, weil sie die dem Menschen naturgemäßeste ist.

Wenn wir inmitten eines furchtbaren Klimas und zahlreicher Vorurtheile in Bezug auf unseren Körper noch nicht auf die Fleischnahrung verzichten wollen und ebenso wenig auf die schrecklichen Tränke unserer Arzneikunde, die als Strafe jener Diät angesehen werden können, so sollten wir wenigstens unsere Kinder an eine unschuldige und milde Diät gewöhnen. Sie besitzen von Natur den Geschmack für Pflanzendiät und wir haben vielmehr darauf zu achten, daß sie demselben nicht im Uebermaße folgen. Leidenschaftlich gern genießen sie das Obst und wir müssen verhüten, daß sie es nicht vor der Reife pflücken oder es in verdorbenem oder zu trockenem Zustande verzehren.

Auf die Wichtigkeit dieser naturgemäßen Ernährungsweise lenkt Saint-Pierre nicht nur die Erzieher sondern auch die Gesetzgeber.

Diejenigen Völker, welche von Pflanzenkost leben, sind unter allen Menschen die schönsten, kräftigsten, langlebigsten und am wenigsten den Krankheiten und Leidenschaften ausgesetzt. In Europa gehört dazu ein großer Theil der Schweizer. Die Mehrzahl der Landleute ißt sehr wenig Fleisch und sie bilden in allen Ländern den gesundesten und kräftigsten Volksschlag. Die Russen haben zahlreiche Tage der Fasten und Enthaltsamkeit, denen sich auch selbst die Soldaten nicht entziehen und trotzdem ertragen sie alle Arten von Beschwerden. Die Neger, welche in den Colonien so hart arbeiten, leben nur von Manioc, Pataten und Mais. Die Braminen in Indien, welche oft über hundert Jahre alt werden, leben nur von Pflanzen.

Da diese Diät so viele Tugenden mit sich führt und keine ausschließt, so würde es gut sein, die Kinder darin zu erziehen. Sie hat einen wohlthätigen Einfluß auf die körperliche Schönheit und auf die Ruhe der Seele. Diese Lebensweise verlängert die Kindheit und mithin auch das menschliche Leben.

Als Musterbild solcher Erziehung wird das junge Heldenpaar des Romans „Paul und Virginie" geschildert.*)

Ihre gegenseitige Zuneigung und die ihrer Mütter nahmen ihre Seelen völlig in Anspruch. Niemals müheten sie sich mit unnützen

---

*) Paul et Virginie. (Etudes de la Nature, par Jacques Bernardin Henri de Saint-Pierre. Paris 1792. Tome quatrième.)

Wissenschaften ab; niemals langweilten sie sich bei traurigen Sittenlehren. Sie wußten, man dürfe nicht stehlen, da ihnen Alles gemeinsam gehörte; daß man nicht unmäßig sein dürfe, denn einfache Speisen standen zu ihrem beliebigen Gebrauche bereit; daß man nicht lügen solle, denn sie hatten sich keine Wahrheit zu verhehlen. Niemals erschreckte man sie mit der Drohung, daß Gott die undankbaren Kinder mit schrecklichen Strafen treffen werde: bei ihnen entsprang die Kindesliebe aus der Mutterliebe. Von der Religion hatte man ihnen nur das gelehrt, was Liebe zu derselben einflößt, und wenngleich sie nicht in der Kirche lange Gebete verrichteten, so erhoben sie doch zum Himmel ihre unschuldigen Hände und die von der Liebe zu ihren Eltern erfüllten Herzen, wo sie auch sein mochten: zu Hause, im Gefilde oder in den Wäldern.

Sobald die Sonne die Gipfel vergoldete, begab sich Margarethe mit ihrem Sohne zu Frau von la Tour. Alle verrichteten ihr gemeinsames Gebet und darauf folgte das Frühstück, welches sie oft vor der Thüre einnahmen; dabei saßen sie auf dem Rasen unter einer Laube von Bananen, welche ihnen in ihren nährenden Früchten eine fertige Speise und gleichzeitig in ihren langen glänzenden Blättern das Tischtuch lieferten. Eine gesunde und ausreichende Nahrung brachte die beiden jungen Leute zu einer schnellen körperlichen Entwickelung und eine sanfte Erziehung gab ihren Gesichtszügen den Ausdruck der Reinheit und inneren Zufriedenheit.

Eine reizende Schilderung der Lieblingsstätte Virginia's, am Rande der Springquelle, enthält die schönen romantischen Züge einer Landschaft voll Naturfrieden und Menschenglück.

Am Fuße des Freundschafts-Felsens befindet sich ein Springbrunnen, der einen kleinen Teich inmitten einer reizenden Wiese speiset. Als Paul geboren war, schenkte ich Margarethen eine Kokosnuß, die ich aus Indien erhalten hatte. Sie pflanzte diese Frucht am Rande des Teiches ein, damit der daraus entspringende Baum einst Kunde gebe von der Geburt ihres Sohnes. Frau von la Tour folgte diesem Beispiele und pflanzte an demselben Ort und in ähnlicher Absicht eine andre Nuß, sobald sie mit einer Tochter niedergekommen war. Es erwuchsen aus diesen beiden Früchten zwei Kokosbäume, welche das ganze Archiv dieser beiden Familien ausmachten; der eine hieß Paul's Baum, der andere Virginiens Baum. Beide wuchsen in gleichem Verhältniß wie ihre jungen Herren und erreichten eine etwas ungleiche Höhe, überragten aber nach etwa zwölf Jahren die Hütten. Sie schlangen bereits ihre Palmenzweige in einander und senkten ihre Fruchttrauben über das Becken des Springbrunnens. Abgesehen von dieser Pflanzung, war jene Felsenvertiefung in ihrem natürlichen Zustande belassen worden. An den gebräunten und feuchten Wänden glänzten große Haargewächse und im Winde spielten die herabhangenden, grün und roth schimmernden Büschel der Hirschzunge. Daneben wuchsen Streifen von Immergrün, dessen Blüthen der rothen Gewürznelke ähneln, und Pfefferpflanzen mit blutrothen Schoten, glänzender als Korallen. Das Balsamkraut mit herzförmigen Blättern und Basilicum,

das wie Gewürznelken riecht, erfüllten die Luft mit den süßesten Düften. Vom Gipfel der steilen Höhe hingen Schlinggewächse gleich schwebenden Gewändern herab und breiteten grüne Vorhänge über die Böschungen der Felsen. Hierher kamen die Seevögel, um in friedlichen Zufluchtsörtern zu übernachten. Beim Sonnenuntergang sah man die afrikanische Krähe und die Seelerche am Ufer des Meeres entlang fliegen, und oben in den Lüften den schwarzen Fregattvogel und den weißen Tropikvogel, welche mit dem Gestirne des Tages die Einöde des indischen Oceans verließen.

Virginie ruhete gern am Rande der Springquelle, der mit naturwüchsiger Pracht geziert war. Oft ging sie dorthin, um unter dem Schatten der beiden Kokosbäume das Leinenzeug für den Haushalt zu waschen. Zuweilen brachte sie ihre Ziegen, dort zu weiden; und während sie Käse aus der Milch dieser Thiere bereitete, sah sie dieselben mit Vergnügen an den steilen Felswänden weiden oder die höchsten hervorspringenden Gipfel erklettern. Als Paul sah, wie lieb Virginie diesen Platz hatte, brachte er aus dem benachbarten Walde allerhand Vogelnester. Die Elternvögel folgten den Jungen und heimseten sich in der neuen Ansiedelung ein. Virginie fütterte sie zuweilen mit Reis-, Mais- und Hirsekörnern. Bei ihrem Erscheinen kamen die Amseln, die sanft schwebenden Bengalis, die feuerfarbenen Kardinalvögel aus ihren Gebüschen hervor; smaragdgrüne Papageien flogen von den nächsten Lianen hernieder; die Rebhühner eilten im Grase herbei — alle versammelten sich, bunt gemischt, zu ihren Füßen wie zahmes Geflügel. Paul und Virginie ergötzten sich an ihrem freudigen Flattern, an ihrer begehrlichen Eßlust und ihren Liebkosungen.

Liebenswürdige Kinder! in solcher Unschuld verflossen eure ersten Tage. Wie oft an dieser Stelle haben eure Mütter euch in ihre Arme geschlossen und dem Himmel gedankt für den Trost, den ihr ihnen für ihr Alter versprachet und für das Glück, euch unter so günstigen Anzeichen in das Leben treten zu sehen! Wie oft theilte ich mit ihnen unter dem Schatten jener Felsen ihre Mahlzeiten im Freien, welche keinem Thiere das Leben gekostet hatten! Kürbisse voll Milch, frische Eier oder Reiskuchen auf Bananen-Blättern; Körbe voll Kartoffeln, Mangos, Orangen, Granatäpfel, Brotfrüchte, Datteln oder Ananas boten gleichzeitig die gesundeste Mahlzeit, die schönsten Farben und die süßesten Früchte dar. Ebenso anmuthig und labend wie das Mahl war auch die Unterhaltung.

Die pythagorische Diät, als Erziehungsmittel angewandt, verbindet sich selbstverständlich mit der Achtung des Thierlebens, wie es Pythagoras lehrte und wie es vor ihm und zu allen Zeiten dem reinen Menschenherzen als ein natürliches Gesetz eingeprägt war. Saint-Pierre warnt davor, in den Herzen der Kinder dieses Gesetz zu verwischen, indem man ihrer Gedankenlosigkeit Härte gegen die Thiere nachsiehet, oder ihnen wohl gar ein grausames Verfahren behufs sogenannter Naturstudien gestattet.

Flößet den Kindern niemals Geschmack für grausame Experimente ein! Wenn sie barbarisch mit unschuldigen Thieren verfahren, so werden sie es bald mit den Menschen ebenso machen. Gebet nicht zu, daß die Kinder eine Wahrheit mittelst eines Lasters erfahren, und bildet ihren Geist nicht auf Kosten ihres Herzens! Lasset sie nicht die Gesetze der Natur an dem Unglück empfindender Wesen sondern vielmehr an ihren Freuden studiren!

Die Aufgabe, die dem edel denkenden Lehrer der Humanität zutheil wird: vor Allem für den Schutz der Thiere einzutreten, veranlaßt ihn, in einem Abschnitte eines seiner Hauptwerke das Seelenleben der Thiere ausführlich zu behandeln.

In den „Harmonien der Natur“ zeigt Saint-Pierre den Unterschied zwischen dem Pflanzen- und dem Thierleben und wie das Thier, zum Unterschied von der Pflanze, stets ein einziges, untheilbares Einzelwesen bildet, wie die Pflanze nichts besitzt, was sich mit den Verstands- und Gefühlsfähigkeiten vergleichen ließe.

Indessen — fügt er hinzu — haben einige Philosophen, wie Descartes und Mallebranche, die animale Fähigkeit noch unter die vegetale herabsetzen wollen. Sie haben behauptet, die Thiere wären bloße unempfindliche Maschinen, was sich doch selbst von den einfachsten Pflanzen nicht sagen ließe, welche mit wirklichem Leben begabt sind, da sie sich durch Liebe fortpflanzen.

Im 5. Buche des Werkes widerlegt der Autor jene abgeschmackte philosophische Ansicht und behandelt dann die animalen Harmonien, aus welchem Abschnitte wir nur einige vereinzelte Stellen mittheilen können.*)

Die Seele der Thiere besitzt eine noch mächtigere Fähigkeit als die empfindende und intellektuelle: nämlich die moralische Fähigkeit. Ohne diese würde sie weder Absicht noch Willen haben; Empfindung und Intellekt würden ganz vergeblich vorhanden sein; durch die moralische Begabung werden sie aber geleitet.

Es liegt ein großer Irrthum in dem Lehrsatze der Schule: Nihil est in intellectu quod non fuerit prius in sensu (Es ist nichts im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen gewesen ist). Im Gegentheil nehmen wir wahr, daß der Instinkt den Thieren den ersten Gebrauch ihrer Sinne lehrt und ihnen Gedanken giebt, die sie nicht durch die Erfahrung erlangt haben. Locke befand sich also in Irrthum, wenn

---

*) Oeuvres complètes de Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre, par L. Aimé-Martin. Paris 1820. (Tome quatorzième. Harmonies de la Nature. Tome quatrième.)

er, der Schule gemäß, behauptete, es gäbe keine angeborene Ideen; die Beobachtung eines Insekts hätte ihm das Gegentheil zeigen können.

Er hätte auch fühlen müssen, daß man einst, nicht nur auf seine Schlüsse sondern auch auf seinen Grundsatz und seine Autorität gestützt, folgern würde: der Mensch könne nur herkömmliche Ideen erlangen, wenn er keine angeborene besitze; die moralischen seien willkürlich und folglich gebe es für ihn keine Laufbahn, welche ihm die Natur vorschrieb.

Wenn Locke einen Augenblick über die angeborenen Ideen der Thiere nachgedacht hätte, so würde er sie auf der ganzen Erde gefunden haben. Er wäre überzeugt worden, daß durch sie die Raupe, sobald sie aus dem Ei kriecht, den Zweig, worauf sie entstand, verläßt und das nächste Blatt benagt; daß sie, nachdem sie völlig ausgewachsen ist, unter einem Zweige Zuflucht vor Wind und Regen sucht; daß sie sich mit bewundernswerther Kunst einspinnt, um in den Zustand der Puppe überzugehen und sich eine Oeffnung läßt, um als Schmetterling herauszuschlüpfen, obgleich sie von diesen beiden Verwandlungen noch keine Erfahrung hatte.

Wenn Locke aufmerksam gewesen wäre auf die Lehren, welche uns die Natur in allen Thieren giebt, so hätte er vermuthet, daß der Mensch, ungeachtet seine Wiege von Vorurtheilen umgeben ist, ebenfalls angeborene Ideen habe. In der That hat das neugeborene Kind Vor-Empfindungen, wenn es an der Brust der Mutter saugt und die Milch hervorsprudeln läßt, ohne etwas vom Luftdruck zu wissen, den auch alle Philosophen des Alterthums nicht kannten. Es empfindet bald im Voraus die Güte oder Bosheit der Menschen, ohne sie erfahren zu haben, wenn es sich auf den ersten Anblick zu solchen Menschen gesellet, deren Gesichtszüge Wohlwollen ausdrücken, während es sich von denjenigen entfernt hält, die, selbst bei regelmäßiger Gesichtsbildung, den Ausdruck der Böswilligkeit zeigen, die sich leichter empfinden als beschreiben läßt.

Aber die so verschiedenen Instinkte der Thiere scheinen bei jedem Menschen im besonderen als geheime und angeborene Neigungen vertheilt zu sein, welche einen Einfluß auf sein ganzes Leben haben; für Jeden von uns ist unser Leben nur die Entwickelung derselben. Diese Neigungen sind es, die, wenn unser Zustand ihnen entgegen ist, uns mit unerschütterlicher Standhaftigkeit erfüllen und uns, inmitten der Menge, beständige unglückliche Kämpfe gegen Andere und gegen uns selber bereiten. Entwickeln sie sich aber unter günstigen Verhältnissen, so bringen sie unbekannte Künste und außerordentliche Gaben zur Blüthe. So sieht man zuweilen inmitten der Wälder eine blühende Liane oder eine majestätische Ceder, deren Same durch die Winde auf einen günstigen Boden getrieben wurde. So hatte die Natur den Genius der Poesie in die Seele Homer's gelegt, den der Malerkunst in die Seele Raphael's, die Leidenschaft, an neuen Erdtheilen zu landen, in den unglücklichen Columbus, und die, neue Gestirne zu entdecken, in den glücklichen Herschel.

Außer den elementaren und vegetalen Seelen der Thiere, welche nur wie unempfindliche Magnete wirken, unterscheiden wir noch eine dritte: die eigentliche Thierseele, welche dem Thiere (animal) seinen

Namen gegeben hat, weil sie dasselbe beseelt. Sie allein besitzt das Gefühl seines Daseins und seines Körpers; sie ist sich seiner Organe bewußt, von denen sie Gebrauch macht, ohne etwas von dem Bau derselben zu begreifen. Die animale Seele allein ist für Schmerz und Freude empfänglich, durch die Vermittelung der Nerven, die überall im Körper und namentlich in der Haut verbreitet sind. Diese vermelden ihr auch das Gefühl, wenn dem Körper Gefahr drohet; sie fühlt nichts mehr, sobald sie gelähmt sind.

Die elementaren und vegetalen Seelen wirken alle nach Gesetzen, welche allen Thieren gemeinsam sind; in jedem sind sie einander so ähnlich, daß man glauben möchte, ihr Körper werde von einer universellen Seele gebildet, und unterhalten und ergänzt. Diese Seelen fügen in gleicher Weise den Foetus des Wolfes und den des Lammes in dem mütterlichen Schoße zusammen; sie bewirken auch in gleicher Weise in ihrem Magen den Blutumlauf, die Verdauung und die Ernährung, wenngleich der Eine ein fleischfressendes und das Andre ein pflanzenfressendes Thier ist; aber jedes von beiden Thieren hat eine besondere animale Seele, jede hat einen ihr eigenthümlichen Instinkt. Die des Wolfes flößt ihm von der Geburt an den Hang nach Fleisch und Blut ein, die andere giebt dem Schafe den Geschmack für zarte Kräuter und reines Wasser. Durch den Instinkt wird der Wolf von dem Menschen entfernt und der Hund ihm genähert; und weder Erziehung noch Gewohnheit vermögen diesen Unterschied zu ändern.

Der Tod ist für jedes Thier nur eine Veränderung seines Daseins, sein Leben wird aus seinem Körper in denjenigen, der es verschlingt, übertragen; die Seele, welche es beseelte, hat jedoch eine andere Bestimmung. Die Seele des Lammes geht nicht über in die des Wolfes; sein sanftes Blut steigert nur noch den grausamen Durst seines Tyrannen. Was wird schließlich aus der unschuldigen Seele des Einen und aus der wilden Seele des Anderen? Ich muß gestehen, daß ich ebenso wenig weiß, wohin sie gehen, wie woher sie kamen; wenn es mir jedoch gestattet ist, über einen so dunklen Gegenstand eine Vermuthung zu wagen, so würde ich geneigt sein, an die Seelenwanderung zu glauben, wie die Inder.

Es offenbart sich endlich noch eine vierte Seele in den Thieren: die intelligente. Sie ist es, welche die animale Seele verziert; sie verleihet die Einbildungskraft, das Urtheil und das Gedächtniß, die andere: den Instinkt, die Leidenschaft und die Thätigkeit. Die intelligente Seele hat ihren Sitz im Gehirn, und die animale im Herzen; jedes Thier besitzt einen Antheil von der einen und der anderen und erhält dadurch seine Besonderheit und seinen Charakter. Die intelligente Seele jeder Thiergattung ist nur ein besonderer Strahl von der Sphäre der Intelligenz, welche allen Thieren gemein ist, ebenso wie seine animale Seele nur ein Strahl von der Sphäre ihrer Leidenschaften ist.

Der Mensch allein vereinigt in sich die Fülle jener beiden Sphären. Aber er besitzt eine Seele, welche jenen beiden anderen noch überlegen ist: die himmlische Seele. Er ist unter den Thieren der einzige, der das Gefühl der Gottheit hat; dies ist sein eigentlicher Instinkt. Die himmlische Seele erzeugt die Empfindung der Tugend, des Ruhmes, der Unsterblichkeit.

Johann Gottfried Herder.
(1744—1803.)

Der große Dichter, Philosoph, Theolog und Kritiker wurde am 25. August 1744 zu Morungen in Ostpreußen geboren, als Sohn eines Schulmeisters, und verlebte seine Jugend in drückenden Verhältnissen. Von 1762—1764 studirte er in Königsberg und beschäftigte sich mit allen Zweigen des menschlichen Wissens. Kant und Hamann, seine Lehrer, hatten bereits die Nichtigkeit aller bisherigen Ansichten dargethan und eine große Aufregung in den Gemüthern bewirkt; Herder erblickte nur in Griechenland und im Morgenlande eine Einheit zwischen der Lehre und Poesie und dem Leben der Menschheit.

Von 1764—1769 lebte er in Riga als Lehrer und Prediger und gab seine „Fragmente zur deutschen Literatur“ heraus, worin er die klassischen Schriftsteller verspottet und die kühnen Genies auffordert, ihre persönlich eigenthümliche Sprache zu reden, sich aber nicht, wie die deutschen Homere, Anakreon, Horaze und Theokrite, nach fremden Mustern zu richten.

Er verließ Riga, um einen Prinzen von Holstein als Lehrer und Reiseprediger zu begleiten, erhielt aber schon in Straßburg den Ruf nach Bückeburg als Hauptpastor und Consistorial-Rath. In Straßburg lernte er Goethe kennen, auf dessen geistiges Leben er einen großen Einfluß hatte. Hier veröffentlichte Herder die Briefe über Ossian und die alten Völker, worin er seine Begeisterung für den Volksgesang und das alte Volkslied ausspricht. Bald darauf griff er in einer Schrift gegen Schlözer die bisherige Behandlung der Geschichte und Exegese heftig an.

Im Jahre 1776 wurde Herder nach Weimar als General-Superintendent berufen. Gehörte er früher zu der sogenannten „Sturm- und Drangzeit“ der deutschen Literatur, so klärte sich jetzt die Gährung seines Geistes; die Art seines schriftstellerischen Auftretens änderte sich völlig; der Hauptzweck war ihm fortan: Belehrung und Bildung. Er trat als Verfechter der Kunst und Gelehrsamkeit auf und befreite die Poesie und Literatur von einseitiger nationaler Färbung, die er früher als nothwendig

gefordert hatte. Der Mensch solle sich vor Allem zum Menschen bilden, verlangte er. Seine Schriften aus der Weimarischen Epoche sind reich an philosophischen, psychologischen und ethischen Anschauungen.

Sein Glaube trieb ihn, auf eine fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts hinzuwirken; das Ziel, welches endlich erreicht werden sollte, nannte er Humanität.

Herder war noch in weiterem Umfange ein Lehrer seiner Zeit als Lessing. Selber eine höchst empfängliche Natur, verbreitete er unter die deutsche Nation eine Menge bildender Ideen von Einfluß auf die ganze Weltanschauung, und sammelte um sich eine Menge strebender und denkender Männer. Als Theolog war er frei vom Buchstaben, hielt aber am Geiste des Christenthums fest; als Prediger war er einfach und voll Beredtsamkeit; als Kritiker geistvoll, streng, oft bitter. — Sein Geist wirkt noch heute fort; was uns heute in seinen Schriften gewöhnlich erscheint, ist eben nur durch ihn das Eigenthum des Volkes geworden.

Herder starb am 18. December 1803, in demselben Jahre wie Klopstock und Gleim.

Seine letzten ahnungsvollen Worte, im 10. Stück seiner „Adrastea", fand man auf dem unvollendeten Blatte auf seinem Schreibtische ausgesprochen:

In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt.

Es war eine stürmische und wild bewegte Kriegszeit, als Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" veröffentlichte, um zur freien Entwickelung der Menschheit beizutragen. Die „Briefe zur Förderung der Humanität" sollten eine Fortsetzung sein: ein Briefwechsel „über die Fort- oder Rückschritte der wahren Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in den nächsten Zeiten"; letztere Arbeit wurde aber vielfach durch die Kränklichkeit des Autors unterbrochen und ist auch unvollendet geblieben. Die „Ideen" behandelten An-

knüpfungen an die Literatur, philosophische Streitfragen, seltener politische Gegenstände, denn „die Stimme der Muse war zurückhaltend.“

Herder verstand unter Humanität das Ziel, welches das Menschengeschlecht durch fortschreitende Entwickelung erreichen sollte: ein goldenes Zeitalter der Zukunft. Als Mittel dazu erkannte er: Bildung des Geistes und Herzens, Aufklärung, Kunst, Gelehrsamkeit, Religion, einen Staatsverband aller Völker. Als der reinste Weg zur reinsten Humanität wird schließlich dem menschlichen Geiste die unverfälschte Lehre des Christenthums bezeichnet. In vieler Beziehung, namentlich in theologischer, betrat Herder hier einen Standpunkt, der dem früher eingenommenen entgegengesetzt war. Immerhin gehören die Humanitätsbriefe zu den schönsten Werken dieses großen Geistes; sie zeugen von edlem Menschensinn, treuer Herzlichkeit und sinniger Anmuth; sie enthalten wichtige und heilsame Lehren und haben bedeutend auf die gebildeten Kreise der Deutschen eingewirkt.

Einzelne Stellen geben den Wiederhall von den Lehren der alten Regeneratoren des Menschengeschlechtes.

Dem Worte Humanität will er das Bürgerrecht in unserer Sprache einräumen und beruft sich nicht nur auf den Begriff desselben sondern auch auf seine Geschichte:

So lange der Mensch, dies wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete und sich dabei mit dem, was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der dauernden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriff dem Namen unsers Geschlechts ursprünglich beigesellt ist. Der Mensch ist von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen Athem durchhauchte Leimhütte; sein Leben ist ein Schatten, sein Loos ist Mühe auf Erden.

Schon dieser Begriff führte zur Menschlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben, diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dies Menschengefühl als Pflicht einschärfen oder als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dies Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen:

ἄνθρωπος, ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, Einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen ebenso wenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedauernden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt:

„Wie sie, gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend, dann aber in Kurzem
Welken und fallen entseelt dahin."

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achill's bedauert, die um ihren Gebieter trauern:

„Er sprach im Innern der Seele:
„Arme, warum doch gaben wir euch dem Könige Peleus,
Einem Sterblichen, euch, die niemals altern und sterben?
War's, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu sehen?
Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist,
Keines von allen, die über der Erde sich regen und athmen.""

In demselben Ton singen ihre lyrischen Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eigenen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion war's, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllt und allmälig dies Erbarmen auch auf Feinde verbreitet. Was Poesie und gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu danken, daß in Form so mannigfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei anderen Völkern Andere zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Inder geworden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte Bedürfniß des Staats theils befördert, theils aufgehalten und verderbt.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß genug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die

oberen Stände hatten Rechte gegen das Volk u. s. w. Wer diese Rechte mit größter Strenge verfolgte, konnte gerecht sein, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedere, Fremde, Feinde nicht als römischer Bürger oder Patricier sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billig denkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen; vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherin und Gesellin, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.*)

Herder spricht auch von den Entwürfen zum ewigen Frieden. Er geht auf die Idee der Irokesen ein, daß eine Nation die Frau sein soll, welche Niemand anzutasten und zu beleidigen wagen darf, und die, sobald die Männer in Krieg gerathen, sie zum Frieden ermahnen soll. Herder ernennt die Billigkeit, Menschlichkeit und thätige Vernunft zur Friedensfrau und läßt sie also sprechen:

Ich habe ein sehr sinnreiches Manuskript gelesen, in dem der Menschengeschichte folgende Sätze zum Grunde lagen: 1) Menschen sterben, um Menschen Platz zu machen. 2) Und da ihrer weniger sterben als geboren werden, so macht die Natur durch gewaltsame Mittel Raum. 3) Dahin gehören nicht nur Pest, Mißwachs, Erdbeben, Erdrevolutionen, sondern auch Völkerrevolutionen, Verwüstungen, Kriege. 4) Wie eine Thierart die andre vermindert, so setzt das Menschengeschlecht sich selbst in Proportion und wehrt der Ueberzahl. 5) Es giebt in ihm also erhaltende und zerstörende Charaktere.

Schreckliches System, das uns vor unserm eigenen Geschlecht Schauder und Furcht einjagt, indem wir nach ihm Jedem ins Angesicht, auf seinen Gang und auf seine Hände sehen müssen, ob er ein fleisch- oder pflanzenfressendes Thier sei, ob er einen erhaltenden oder zerstörenden Charakter an sich trage. Gewiß hat uns die Natur an Mitteln nicht entblößt, uns vor dieser zerstörenden Gattung unseres eigenen Geschlechts zu sichern; nur sie gab uns die Mittel als Waffen nicht in die Hände, sondern in Kopf und Herz. Die allgemeine Menschenvernunft und Billigkeit ist diese Matrone, die Oel und Arznei am Arm, die einen Fruchtstengel in der Hand trägt, nicht etwa nur als Symbole sondern als die still wirkenden Mittel, wo nicht zu einem ewigen Frieden, so gewiß doch zu

*) Herder's Werke, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Berlin. 13. Theil. (Briefe zur Beförderung der Humanität. 28. Brief.)

einer allmäligen Verminderung der Kriege. Lassen Sie, da wir hier auf des ehrlichen St. Pierre Wege gerathen, auch seiner Methode uns nicht schämen und die große Friedensfrau (pax sempiterna) mit festen Grundsätzen in ihr Amt weisen. Sie ist dazu da, ihrem Namen und ihrer Natur nach Friedensgesinnungen einzuflößen.

Erste Gesinnung.

Abscheu gegen Krieg.

Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation, die er angreift, unschuldigerweise Mord und Verwüstung droht, sondern auch die Nation, die ihn führt, ebenso unverdient als schrecklich hinopfert. Kann es einen abscheulichern Anblick für ein höheres Wesen geben als zwei einander gegenüberstehende Menschenheere, die unbeleidigt einander morden? Und das Gefolge des Krieges, schrecklicher als er selbst, sind die Krankheiten, Lazarethe, Hunger, Pest, Raub, Gewaltthat, Verödung der Länder, Verwilderung der Gemüther, Zerstörung der Familien, Verderb der Sitten auf lange Geschlechter. Alle edle Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den Sankt Veitstanz, Pest, Hungersnoth, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage.*)

Herder bespricht in den Briefen auch Monboddo's großes Werk (Ancient Metaphysics. London 1784) und geht auf einzelne Stellen des 3. Bandes ein, indem er es in Abrede stellt, daß, um eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, man den Ausgang der Dinge (den jüngsten Tag) erst erleben müsse; man könne, meint er, die Geschichte unsres Geschlechtes nach seiner Ueberzeugung und nach festen Grundsätzen betrachten, möge das Menschengeschlecht sich verbessern oder verschlimmern, möge der letzte Akt ausgehen, wie er wolle.

Manboddo sieht in seiner Geschichte und Philosophie des Menschen ihn als ein System lebendiger Kräfte an, in welchem sich das Elementarische, das Pflanzen-, Thier- und Verstandesleben unterscheide. Das animalische Leben, meint er, sei im besten Zustande gewesen, da die Menschen thierähnlich lebten. Er findet hievon noch Aehnlichkeit bei den Kindern. Die Alter, die der Mensch als Indi-

---

*) Briefe zur Beförderung der Humanität. 119. Brief.

viduum durchgehe, hält er auch für die Laufbahn des ganzen Geschlechtes. Dies führt er also in seinen ersten nackten Zustand in freie Luft, in Regen, in Kälte zurück und zeigt, was die Bekleidung, das Wohnen in Häusern, der Gebrauch des Feuers, die Sprache auf das Menschengeschöpf gewirkt haben. Er zeigt die Fähigkeiten, die es hatte, zu schwimmen, aufrecht zu gehen, Uebungen anzustellen, und findet in diesem Zustande den Grund jenes längeren Lebens, jener größeren Gestalt und Stärke, von der uns die Sage der Urwelt erzählt. Aus Beispielen und Nachrichten erweist er, wie durch Veränderung der Lebensweise, durch's Fleischessen und den Trank geistiger Getränke, durch die sitzende Lebensart bei Künsten, Gewerben, Spielen, durch feinere Nahrungsmittel, Wollüste und Zeitvertreibe der Körper des Menschen geschwächt, verkleinert, sein Leben verkürzt worden.

In beiden Altern der Menschheit findet er Nationen, Familien, Individuen unterschieden, unser Geschlecht aber überhaupt in Abnahme animalischer Kräfte und hat hierüber Erinnerungen gegeben, die Jeder anwende wie er mag und kann.

Gehen wir in dies Alles ein (wie denn Monboddo's System einiger Eigenheiten des Verfassers wegen gewiß nicht lächerlich gemacht zu werden verdient), nehmen wir an, was auch die Geschichte lehrt, daß fast alle Völker der Erde einmal in einem roheren Zustande gelebt und nur von wenigen die Cultur auf andere gebracht sei, was folgt daraus?

1) Daß auf unserer runden Erde noch alle Zeitalter der Menschheit leben und weben. Da giebt's Völkerschaften im Kindes-, Jünglings-, Mannesalter, und wird deren wahrscheinlich noch lange geben, ehe es den seefahrenden Greisen Europa's gelingt, durch gebrannte Wasser, Krankheiten und Sklavenkünste sie zum Greisesalter zu befördern. Wie uns nun jede Pflicht der Menschlichkeit gebeut, einem Kinde, einem Jünglinge sein Lebensalter, das System seiner Kräfte und Vergnügen nicht zu stören, so gebietet sie solches auch Nationen gegen Nationen. Sehr angenehm sind mir in diesem Betracht mehrere Unterredungen der Europäer, insonderheit der Missionare mit ausländischen Völkern, z. B. Indiern, Amerikanern; die naivsten Antworten voll guten Herzens und gesunden Verstandes waren fast immer auf Seite der Ausländer. Sie antworteten kindisch treffend und richtig, dagegen die Europäer mit Aufdringung ihrer Künste, Sitten und Lehren meistens die Rolle abgelebter Alten spielten, die völlig vergessen hatten, was einem Kinde gehörte.

2) Da die Unterscheidung elementarischer, animalischer, vegetativer und Verstandeskräfte nur ein Gedanke ist, indem jeder Mensch aus allen diesen, wenngleich in verschiedenem Verhältniß, besteht, so hüte man sich, diese und jene Nation ganz für animalisch zu halten, um sie als Lastthiere zu gebrauchen. Der reine Intellectus bedarf keines Lastthieres, und so wenig also der intellectuellste Europäer der Pflanzen- und Thierkräfte in seinem Lebenssystem entbehren kann, so wenig ermangelt irgend eine Nation ganz des Verstandes. Vielgestaltig ist dieser allerdings in Ansehung der ihn regenden Sinnlichkeit nach der verschiedenen Organisation der Völker, indessen ist und

bleibt er in allen Menschengestalten nur ein und derselbe. Das Gesetz der Billigkeit ist keiner Nation fremd; die Uebertretung desselben haben alle gebüßt, jede in ihrer Weise.

3) Wenn intellectuelle Kräfte in mehrerer Ausbildung der Vorzug der Europäer sind, so können sie diesen Vorzug nicht anders als durch Verstand und Güte (beide sind im Grunde nur eines) beweisen. Handeln sie impotent in wüthenden Leidenschaften, aus kaltem Geiz, in niedrig vermessenem Stolze, so sind sie auch Thiere, die Dämonen gegen ihre Mitmenschen. Und wer leistet den Europäern Bürgschaft, daß es ihnen nicht an mehreren Enden der Erde wie in Abessinien, China, Japan ergehen könne und ergehen werde? Je mehr die Kräfte und Staaten in Europa altern, je mehr unglückliche Europäer einst diesen Welttheil verlassen, um dort und hier mit den Unterdrückten gemeinschaftliche Sache zu machen, so können intellectuelle und animalische Kräfte sich in einer Weise verbinden, die wir jetzt kaum vermuthen. Wer sieht in die vielleicht schon gepflanzte Saat der Zukunft? Cultivirte Staaten können verdorren, die wir für unsterblich hielten.

4) Sollte in Europa auf Wegen, die wir zu bestimmen nicht vermögen, die Vernunft einmal so viel Werth gewinnen, daß sie sich mit Menschengüte vereinigte: welch' eine schöne Jahreszeit für die Glieder der Gesellschaft unseres ganzen Geschlechtes! Alle Nationen würden daran Theil nehmen und sich dieses Herbstes der Besonnenheit freuen. Sobald im Handel und Wandel das Gesetz der Billigkeit allenthalben auf Erden herrscht, sind alle Nationen Brüder; der Jüngere wird dem Aeltern, das Kind dem verständigen Greise mit dem, was es hat und kann, willig dienen.*)

An einer anderen Stelle:

Unsägliche Wirkungen hat die stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus und Pythagoräismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit anderen Modificationen und Formen. So lange es Vernunft und Willen im Menschen giebt, so lange wird es ein verborgenes stilles Publikum für Philosophie geben.

Derselben Sammlung der Briefe (der 10.) ist auch ein Gedicht eingereihet, betitelt: „der Geist der Schöpfung", worin in der sinnigsten poetischen Weise der Gedanke ausgesprochen ist, daß jenes Gefühl der allgemeinen Billigkeit auch auf die Thierwelt auszudehnen sei.

Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege, sprach ich: „Herr der Welt!
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. Sieh!
Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht

---

*) 122. Brief.

Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt. Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche schöne Frucht.
Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllte der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckte.
Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach
„Steh auf, o Mensch! du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehntausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehest.“ Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an
Und sprang zu ihrer Weide. „Guter Gott,“
Rief ich, „der du für Alles sorgest! Wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wand'rers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.“

William Paley.

(1743—1805.)

Paley, der Sohn eines Landpredigers, hat sich als Theolog, als Moralphilosoph und als Social-Reformator einen literarischen Ruf erworben. Er studirte zu Cambridge, wurde alsdann zum Mitgliede (fellow) erwählt und hielt Vorlesungen über Moralphilosophie, welche den Grund legten zu seinem Werke „Elemente der sittlichen und politischen Philosophie“. Die politischen Ansichten, die er darin entwickelte, nahmen Georg III. nicht zu seinen Gunsten ein und waren dem Autor, trotz seiner theologischen Orthodoxie, in seiner Laufbahn hinderlich.*) Außer jenem Werke ist seine „Natürliche Theologie“ schätzenswerth durch geistvolle Beobachtungen über Natur und Lebensverhältnisse und durch reiche Kenntnisse in den Gebieten der Anatomie und Physiologie. Für uns ist das erst genannte Hauptwerk**) von be-

*) Obige kurze Data der Lebensgeschichte nach Howard Williams' Ethics of Diet p. 169.

**) The principles of moral and political Philosophy by William Paley. London 1786.

sonderem Interesse, insofern darin die pythagorische Diät, unbeschadet den orthodox theologischen Anschauungen, auch von juridischem und moralischem Gesichtspunkte erörtert wird und zu ihrem Rechte kommt.*)

Das 11. Kapitel der moralischen und politischen Philosophie handelt von den allgemeinen Rechten der Menschen, darunter von dem Rechte auf die Früchte und Pflanzen-Produkte der Erde und auf das Fleisch der Thiere.

Den fühllosen Theilen der Schöpfung kann kein Unrecht zugefügt werden, und es ist läppisch, nach einem Rechte zu fragen, wo der Gebrauch ganz harmlos stattfinden kann. Jedoch ist es der Bemerkung werth, daß Gott, indem er uns das Bedürfniß und das Ver-

---

*) Die pythagorische Lebensweise, wenngleich sie in jener Zeit von den Philosophen und Culturschriftstellern, wie wir gesehen haben, nur annähernd, gleichsam zurückahnend als Vision oder unklares Humanitäts-Princip berührt und erwähnt wurde, fand doch schon wieder eine theilweise Anerkennung von einer Seite, die wir hier, der Tendenz unserer Humanitäts-Geschichte gemäß, außer Acht lassen: nämlich seitens der Anatomiker und Physiologen. So wie der Theologe Paley nicht nur moralische Argumente für die pythagorische Lebensweise geltend machte sondern sich auch, vermöge seiner vielseitigen Studien, auf das Gebiet der Anatomie und Staats-Oekonomie begab, so wies sein französischer Zeitgenosse, der berühmte Anatomist Pressavin, dem Vorgange Gassendi's folgend, nicht nur die anatomischen Beweisgründe auf sondern zeigte auch die Nachtheile, welche sich für die sittliche Bildung des Menschen aus der Fleischnahrung ergeben. Die geistvolle Weise, wie er in seiner „Abhandlung über die Nervenkrankheiten" und namentlich in seiner „Kunst, das Leben zu verlängern und die Gesundheit zu bewahren" (L'art de prolonger la vie et de conserver la santé. Paris 1786.) die diätetischen Fragen zu Gunsten der Pflanzennahrung behandelt, ist bewundernswerth. Und wenn es Aufsehen erregte, daß neuerdings, am 8. Juli 1880, die vegetale Ernährung durch Algernon Kingsford in einer Dissertation vor der Pariser medicinischen Facultät als die naturgemäße Lebensweise des Menschen nachgewiesen wurde, so haben wir doch schon aus jener Zeit zwei ähnliche akademische Vertheidigungsschriften, betitelt: 1) Dissertatio inauguralis medica de salubritate esculentorum vegetabilium prae carnibus animalium. Auctor Johannes Philippus Rotth. Halae Magdeburgicae. 1746. — 2) Dissertatio inauguralis historico physiologica de qualitate et quantitate alimentorum in quantum veterum Romanorum robori vel conservando vel debilitando contulerint etc. (proposuit) Johannes Jacobus Schaffer. Argentorati. 1775. (Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Dr. Oskar Meyer, kaiserl. Bibliothekar zu Straßburg.)

langen nach Nahrung gab und Dinge schuf, welche von Natur zu unserm Unterhalte geeignet sind, auch beabsichtigte, daß wir sie zu diesem Zwecke verwenden.

Etwas ganz Verschiedenes ist es aber mit dem Rechte auf das Fleisch der Thiere. Es scheint einiger Entschuldigungen zu bedürfen, daß wir den Thieren Schmerzen und Verluste bereiten, indem wir ihnen ihre Freiheit rauben, ihre Körper verstümmeln und ihnen endlich das Leben nehmen, weil es uns so paßt oder uns Vergnügen macht.

Die Gründe, die man zur Rechtfertigung dieses Verfahrens anzuführen pflegt, sind folgende: Es giebt gewisse Arten von Thieren, welche von Natur bestimmt sind, andre zur Beute zu nehmen; und daraus ließe sich, einer gewissen Analogie gemäß, beweisen, daß die menschliche Gattung bestimmt sei, sie wiederum zu ihrer Nahrung zu verwenden; im anderen Falle würden sie die Erde überfüllen und die Menschen verdrängen; für das, was sie von unserer Hand zu leiden haben, werden sie entschädigt durch Schutz und Fürsorge.

Auf diese Gründe muß ich bemerken, daß die angeführte Analogie *außerordentlich* lahm ist, denn die Raubthiere können ihr Leben auf keine andre Weise unterhalten, *dagegen sind wir es im Stande und die ganze menschliche Gattung kann sich vollkommen von Früchten, Gemüsen, Kräutern und Wurzeln ernähren, wie viele indische Stämme auch wirklich thuen.* Die beiden anderen Gründe können nur bis zu einer gewissen Einschränkung gültig sein, denn, wenn die Menschen sich gänzlich von Pflanzenkost unterhielten, so würden viele Thiere, welche jetzt zu unsern Mahlzeiten getödtet werden, gar nicht gelebt haben; daraus folgt aber keineswegs, daß wir unser Recht auf das Leben anderer Thiere so weit ausdehnen, wie es in der That geschieht.

Friedrich Schiller.

(1759—1805.)

Friedrich Schiller wurde 1759 zu Marbach geboren und erhielt seine Ausbildung in der Erziehungsanstalt, welche der Herzog Karl von Württemberg auf soldatischem Fuße eingerichtet hatte. Als Schiller geboren wurde, nahm gerade die deutsche Literatur einen neuen Aufschwung, aber die politische Welt sah trübe aus und das Volk war stumpf geworden. Hier in der Karlsschule, wo die Kräfte des Jünglings sich nur unter dem Druck entwickeln konnten, erstand schon Schiller's Drama „die Räuber", eine gräßliche aber großartige Schöpfung, beeinflußt von den verschiedenen Richtungen der damaligen literarischen Zeit, wo man nach Rousseau's Anleitung die naturwüchsige Kraft an die Stelle der schwächlichen Sentimentalität setzen wollte. Aehnliche Werke: „Fiesko" und „Kabale und Liebe"

schuf Schiller, nachdem er die Karlsschule verlassen und die Stelle eines Regimentsarztes angetreten hatte. In „Kabale und Liebe" schildert er eine Scene, wo die von ihren Fürsten verkauften deutschen Soldaten Abschied von den Ihrigen nehmen, um jenseits des Oceans in der Kriegsnoth zu Grunde zu gehen.

Die Zwangsmaßregeln des Herzogs, wodurch Schiller in seiner freien dichterischen Thätigkeit gehindert wurde, bewogen ihn, 1782 aus Stuttgart zu entfliehen. Er lebte eine Zeit lang in Mannheim und in Bauerbach in Franken, später in Dresden, in der Gesellschaft seines Freundes Körner, der ähnlich auf ihn einwirkte, wie Herder auf Goethe.

Das Drama „Don Carlos", an welchem er fünf Jahre gearbeitet hatte, vereinigte das Wesen des bürgerlichen und historischen Schauspiels. Dasselbe entwickelte alle Ideen von Freiheit und Humanität in begeisterter Rede und in der glänzendsten poetischen Form. Die Idee über das Stück gab Schiller selber in den Worten kund: „Ich will es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die niedergeworfene Menschheit zu rächen und ihre Schandflecke fürchterlich an den Pranger zu stellen; ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

Bald nach Vollendung dieses Stückes verließ Schiller Dresden und zog nach Weimar. Seine geschichtlichen Studien veranlaßten ihn zu einer „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" und dieses Werk bot die Veranlassung, daß er 1789, auf Goethe's Vermittelung, als Professor der Universal-Geschichte nach Jena berufen wurde.

Seine nachfolgenden Werke (Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell) machten ihn zum größten dramatischen Dichter der Deutschen; auch als Lyriker und im Epischen war er groß, als Geschichtsforscher bedeutend. Er starb am 9. Mai 1805.

Die regeneratorische Idee der damaligen Zeit ging fast ausschließlich auf die ästhetische Bildung hinaus. Schiller, der es ernst mit der Kunst nahm, war durchaus von dem Gedanken erfüllt, daß zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, zwischen Natur und Menschenleben, zwischen Sinnlichkeit und

Religion ein schroffer Gegensatz bestehe, der nur ausgeglichen werden könne durch die Kunst, die zugleich die Lehrerin der Sittlichkeit sei, und durch die Begeisterung für das Schöne; die Kunst habe die Menschheit zu ihrer jetzigen Bildungsstufe geleitet und die Humanität der Neuzeit beruhe namentlich auf der Wiederbelebung griechischer Kunst und Wissenschaft; um zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit zu gelangen, komme es darauf an, den Menschen für dies Verständniß der Kunst empfänglich zu machen und die Irrthümer zu berichtigen, welche der Moralität hinderlich sind.

Seine philosophische Ansicht, die er in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" darlegte, finden wir in mehreren poetischen Werken seiner zweiten Lebensperiode ausgesprochen, darunter in dem Gedicht „das Ideal und das Leben." Im Sinne der Humanitäts-Richtung jener Zeit wird die Kunstblüte und die ästhetische Bildung als das erhabenste Ziel hingestellt und so schließt das Gedicht mit dem Gedanken, daß ein schroffer Gegensatz bestehe zwischen der wirklichen Welt und dem Reiche des Ideals, zu welchem wir uns aufschwingen müssen durch die Macht der Phantasie und durch die Liebe zum Schönen.

Die „Klage der Ceres" drückt durch die griechische Mythe die Verwandtschaft zwischen Ideal und Leben aus. Ceres, welche verlangend nach der Tochter sucht, erblickt in den aufsprießenden Blumen das Bindemittel zwischen der Tageswelt und dem unterirdischen Reiche; ein Sinnbild für uns: die Pflanzenwelt sei uns eine Offenbarung des Lichtes, eine Erfüllung des Verlangens nach dem Ideal.

In dem Gedicht „Elysium", welches zu den Jugendgedichten Schiller's gehört, wird die Wonne der Seligen geschildert und zugleich die Sehnsucht nach ungetrübtem, reinen Frieden. Die „Gruppe aus dem Tartarus" bildet das Gegenstück.

Das Gedicht „die vier Weltalter", aus den letzten Lebensjahren Schiller's, zeigt uns das Menschengeschlecht nicht, wie wir es bei den Alten gelesen haben, als ein immer mehr versunkenes, sondern der Dichter schildert uns darin, seiner idealen Humanitäts-Idee gemäß, die vier Weltalter als ebenso viele Entwickelungsstufen der Menschheit; so läßt er im Göttersaal den

Sänger auftreten und den himmlischen Wirthen die vier Menschenalter schildern, die an seinem Auge vorübergegangen sind.

Als Schiller im 21. Jahre in der öffentlichen akademischen Prüfung seine Dissertation vertheidigte, wählte er das Thema: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen."*) Wenngleich Manches in der philosophischen und physiologischen Begründung durch die fortschreitende Wissenschaft widerlegt worden ist, so bleibt jener Zusammenhang in der Dissertation immerhin geistvoll und klar nachgewiesen, und Schiller hätte eine entschiedene Folgerung für die pythagorische Diät daraus ableiten können, wenn dies seinem Zweck nicht zu fern gelegen hätte.

Was er jedoch als Philosoph auszusprechen versäumte, das drängt sich dem Dichter wie ein Nachhall jener weit tönenden Stimme der alten Reformatoren des Menschengeschlechtes auf, und in der poetischen Begeisterung spricht auch er seinen Abscheu gegen den Thiermord und sein Entsetzen vor der blutigen Opferschale aus.

Der Abscheu gegen den Thiermord wird ausgedrückt in dem Gedicht „der Alpenjäger", aus den letzten Lebensjahren des Dichters (1802 und 1803) herrührend, ohne Zweifel in Verbindung stehend mit den Natur-Anschauungen, welche Schiller bei der Ausarbeitung des „Wilhelm Tell" gewonnen hatte. Den Knaben treibt der wilde Drang hinaus zur Gemsjagd auf steilen Felsen; dort aber verweist ihm der zürnende Gott des Berges sein mörderisches Vorhaben.

In herrlicher Weise wird in der belehrenden Ballade „das eleusische Fest" die Erfindung des Ackerbaues als Anfang aller menschlichen Cultur und Gesittung gefeiert. Das Gedicht stammt aus der volksthümlichen Balladenzeit Schiller's, zu welcher der Verkehr mit Goethe die Anregung gab. Auch auf diesem Gebiete bringt der Dichter in ergreifenden Schilderungen zur Anschauung, wie der Mensch um die sittliche Freiheit zu kämpfen und zu ringen habe. In der genannten Ballade zieht Ceres bei den Menschen ein und findet das Land verödet, die Men-

*) Diese Dissertation ist durch Dr. M. Romberg mitgetheilt in Friedr. Naße's Zeitschrift für psychische Aerzte. Leipzig 1820. 2. Vierteljahrheft.

schen unähnlich dem Bilde, wonach sie geschaffen worden, heimathlos, ohne Glauben, als Höhlenbewohner, irrende Nomaden oder wilde Jäger. Die Noth des Menschen rühret ihr Herz und, um ihn wieder zu seiner Würde zu erheben, leitet sie ihn zum Bündniß mit der frommen Erde.

Johann Paul Friedrich Richter (genannt Jean Paul).
(1763—1825.)

Der größte unter den Humoristen wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Bayreuthischen geboren, wo sein Vater Lehrer war. Hier verlebte er die erste, aber nur sehr kurze Zeit seiner Kindheit, denn schon im zweiten Jahre nach seiner Geburt wurde der Vater als Pfarrer nach Joditz versetzt. Von seinem dortigen Jugendleben hat er viel erzählt: ein prächtiges Stillleben, bei dessen Schilderung Einem das Herz innig warm wird. Kein Dichter zeigt sich so eingesponnen in den abgegrenzten Kreis seiner Persönlichkeit und seines reinen, sanften Privatlebens. Reizend schildert er, wie er das ganze Dorf, seine leibliche und geistige Heimath, gekannt und geliebt hat; wie er bei dem trockenen Auswendiglernen der lateinischen Regeln schon geschwelgt und sich ohne Beihülfe des strengen und pedantischen Vaters, den er über Alles liebte, bis zum Uebersetzen fortgeholfen; wie in dieser geistigen Saharawüste der Bücherdurst in ihm erwachte; wie er gemalt und auf dem verstimmten Klavier seine Phantasien abgetrommelt, ohne eine Note oder einen Griff zu kennen; wie er mit den Geschwistern den Winter in der gemeinsamen Wohnstube verlebte, wo der Vater gleichzeitig in einer Fensterecke seine Predigten ausarbeitete; unter dem Ofen ein Taubenstall, an den Fenstern die Zeisig- und Stieglitzhäuser, am Boden drei Hunde, unter ihnen der große Bullenbeißer, der Nachtwächter des Pfarrhofes. In dieser kleinen Welt war ihm jede Veränderung und Abwechselung eine Freude; wenn er dem Vater die Tasse Kaffee bringen oder die leere holen und den zurückgelassenen Kandiszucker herausnaschen durfte; wenn er über den schneebedeckten Hof zu den Dreschern in die Scheune oder wohl gar in's Dorf zum Schulmeister geschickt wurde. Wenn die Dämmerung anbrach, ging der Vater im Zimmer auf und ab und die Kinder

trabten, an seine Hände oder seinen Schlafrock gehängt, nebenher. Welche Wonne, wenn der lange Schreib- und Eßtisch an den Ofen geschoben wurde und die Kinder dann auf den Ofenbänken oder unter dem Tische lagerten, während der Vater, ungestört von ihrem Lärm, vollständige Kirchenmusik mit ganzen Partituren niederschrieb. Und wenn dann die alte, mit Schnee überzogene Botenfrau mit ihrem Waarenkorbe in die Gesindestube einlief! Und nun erst die Sommerlustbarkeiten beim Ackern und Säen, oder wenn der Morgenkaffee im Pfarrgarten getrunken wurde und die Kinder dann, im Grase liegend, lernen durften!

Jean Paul wurde zum Studium der Theologie bestimmt. Auf der Universität zu Leipzig galt er als ein Sonderling. Noch während seines dortigen Aufenthaltes erschienen seine ersten Schriften: „Grönländische Prozesse oder satyrische Skizzen" und „Die Auswahl aus des Teufels Papieren"; das erste Werk anonym, das andere unter dem Namen J. P. F. Hasus; erst auf dem Titel zur „unsichtbaren Loge", welche während seines Aufenthaltes in Hof entstand, nannte er sich Jean Paul.

Nachdem seine nächstfolgenden Werke „Hesperus", das „Leben des Quintus Fixlein", die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" und andere ausgezeichnete Arbeiten Beifall gefunden hatten, widmete sich der Verfasser ausschließlich dem Schriftstellerberufe. Sein häusliches Glück begründete sich, als, während eines Aufenthaltes in Berlin, Caroline Mayer, die Tochter eines Professor der Arzneikunde, ihm die Hand reichte. Mit der Neuvermählten erschien Jean Paul 1798 in Weimar und wohnte dort den geselligen Zirkeln bei, welche die Herzogin Amalie zu versammeln pflegte. In die Zeit des dortigen Aufenthaltes fallen auch „Der Titan", den Jean Paul unter seinen Werken am höchsten stellte; ferner „Die Flegeljahre" und einige andere kleinere Schriften. Im Jahre 1802 ging Jean Paul auf eine freundliche Einladung nach Coburg zum Herzoge von Meiningen. Durch ansehnliche Gnadengehälter, auch von Seiten des edlen Dalberg, wurde er der peinlichen Nahrungssorgen überhoben. Es entstanden nun die Werke über Kunst, Literatur und Erziehung: die „Vorschule der Aesthetik" und die „Levana".

Zum bleibenden Wohnsitz wählte Jean Paul seitdem Bayreuth mit seinen malerischen Umgebungen.

Jean Paul Friedrich Richter besaß in seiner warmen menschlichen Brust das Gefühl für die Symbolik der Natur, und in seinem Geiste eine erhabene Subjectivität. Seine Gedankenkraft hatte eine philosophische Grundlage und bildete die Stütze seines Humors, den man gewöhnlich als die glänzendste Seite seiner literarischen Thätigkeit hervorzuheben pflegt. Dieser Humor war aber zartsinniger als der Swifts und naiver als Yoriks; derselbe war eine Art Unschuldszustand, jungfräulich rein und dichterisch, und verschönte somit alle Gebilde der Welt.

Der Tod seines einzigen Sohnes und der bald darauf folgende seines treuesten Jüngers Heinrich Voß, warfen so tiefe Schatten in die bisher glänzende Landschaft seines Lebens, daß sich seine Augen mit einem schwarzen Schleier verfinsterten. Zu Ende des Jahres 1823 fand sich eine Augenschwäche ein, zu welcher sich zwei Jahre später eine sichtbar zunehmende Abnahme der körperlichen Kräfte gesellte. Doch beschäftigte sich Jean Paul unausgesetzt mit seinem Werke über die Unsterblichkeit. Unter dieser Beschäftigung überraschte ihn, umgeben von seiner Gattin, zwei Töchtern und seinem Neffen Spazier, der Tod am 14. November 1825.

Wenngleich Jean Paul sich nicht entschieden für die Enthaltung von der Fleischkost erklärte, so fühlte er doch, daß mit dem Thiermord alles edle Gefühl im Menschen für seine ebenbürtigen wie für seine untergeordneten Mitgeschöpfe verloren geht. Er beklagte, daß der Mensch so viele Stunden Thierqualen für eine Stunde der Gaumenlust in Anspruch nehme; in seinem edlen Herzen regt sich die Stimme des Mitleidens für die Thiere; er tritt in eindringlichster Weise als Anwalt derselben auf und in seiner Levana schildert er mit beredten Worten die Wechselwirkung, welche zwischen der Vernichtung des Thierlebens und der sittlichen Charakterbildung der Kinder besteht.*)

Jean Antoine Gleïzès.

(1773—1843.)

Johann Anton Gleïzès wurde am 26. Dezember 1773 zu

*) Jean Paul's sämmtliche Werke. Berlin, 1862. 23. Bd. (Levana. 3 Bändchen. 6. Bruchstück, Kap. 3).

Dourgne, im Department du Tarn geboren. Sein Vater war Denis Gleïzès, Advokat beim Parlament. Er zeichnete sich als Schüler auf dem Gymnasium zu Sorèze aus und studirte dann in Montpellier die Arzneiwissenschaften, zu diesem Studium mehr durch seine Menschenliebe als durch eigentlich wissenschaftlichen Beruf angetrieben. Sein Widerwille gegen die anatomischen Sectionen bewog ihn auch bald, diese Laufbahn aufzugeben. Die französische Revolution von 1789, deren Beginn er im 16. Jahre erlebte, fand in ihm einen für die Freiheit begeisterten Anhänger und wurde von ihm als ein Glück, als der Anfang einer neuen Aera der Bruderliebe begrüßt. Als er jedoch sah, daß man den Wahlspruch der Republik mit Blut schrieb, daß man die edelsten Häupter unter dem verhängnißvollen Beile fallen ließ, wendete er die Blicke von diesen scheußlichen Scenen ab und verbannte sich in die Einsamkeit, die stets besonderen Reiz für ihn gehabt hatte.

Nur mit der Natur und seinen Büchern beschäftigt, fand Gleïzès sicheren Trost in der Wissenschaft. Bald regte sich eine noch süßere Neigung in seinem Herzen. Er verheirathete sich, noch sehr jung, zu Ende des Jahres 1794 mit Aglaé Anglivie! de la Baumelle, einer Tochter des bekannten Schriftstellers. Bald nachdem er diese Verbindung eingegangen war, besuchte er, im Auftrage des Departements von Ariège, die Normalschulen und hegte auch die Absicht, auf der Centralschule Vorträge über Geschichte zu eröffnen, gab aber dann diesen Vorsatz wieder auf und zog sich von allen öffentlichen Aemtern und Auszeichnungen zurück. Auf dem Schlosse Nogarède bei Mazères am Fuße der Pyrenäen, einer kleinen Besitzung, welche seiner Frau gehörte, lebte er in seiner eigenen Welt, den ruhigen Genuß der Natur dem Umgange mit Menschen vorziehend. Dort faßte er, Ende des Jahres 1798, den Entschluß, der omnivoren Diät zu entsagen und sich für seine übrige Lebenszeit auf den Genuß von Kräutern, Früchten und Milch zu beschränken; diesem Vorsatze blieb er auch beinahe fünfzig Jahre lang, bis an das Ende seines Lebens (17. Juni 1843) treu.

Sein Grundsatz, der keineswegs weder auf geistiger Ueberspanntheit noch auf düsterer Strenge oder krankhafter Empfindsamkeit, sondern allein auf einer tiefen Ueberzeugung und auf

einer Güte des Herzens, welche die ganze Natur umfaßte, beruhte, — diese unschuldige Diät, die er mit Eifer zu verbreiten suchte, gewann indessen wenige Anhänger und Gleïzès konnte nicht einmal seine Gattin dazu bekehren. Er bestrebte sich, die ausgezeichnetsten Schriftsteller seiner Zeit für seine Lehre zu gewinnen. Nur Girod de Chantrans, Anquetil, Charles Nodier und einige Andere hatten den Muth, sich als seine Anhänger zu erklären.

Edelmuth war in seinem edlen Antlitz ausgeprägt und verlieh seinen Zügen den sanften Charakter, der sich in allen seinen Handlungen aussprach. Gütig und wohlwollend gegen alle Menschen, zeigte er sich besonders liebreich gegen seine Dienerschaft und gegen seine Pächter. Er war eine erhabene sittliche Natur, die für alles Edle und Gute erglühte. Seiner Sache widmete er sein Leben, alle seine Fähigkeiten; sein Abscheu vor Blutvergießen beruhte auf seiner warmen Liebe für die Menschheit und auf seiner eigenen Lauterkeit, welche Jedermann anerkennen mußte.

Seiner Lieblingsneigung folgend, begann er schon früh zu schreiben. Bereits 1794, kaum 21 Jahre alt, veröffentlichte er die mélancolies d'un solitaire (schwermüthige Betrachtungen eines Einsiedlers); im Jahre 1800 erschienen die Nuits-Elyséennes (elyseische Nächte) und 1804 die Agrestes (Einöden, die Tesca der Alten).

In dem Werke Thalysie ou la nouvelle existence (Das Früchteopfer der Ackersleute oder das neue Dasein), welches als das Werk seines ganzen Lebens angesehen werden kann, ist eine Geschichte der Pflanzendiät, nebst den physischen und sittlichen Beweisgründen dafür enthalten. Letztere sind mit Begeisterung dargelegt. Das System, als Verjüngungsquelle und als ein Anker des Heils für die menschliche Gesellschaft erklärt, macht die blutlose Diät zur nothwendigsten Bedingung für Schönheit des Körpers und des Geistes, ja sogar für die geistige Begabung überhaupt. Indem der Autor die Pflanzendiät von der moralischen Seite auffaßt, weist er unwiderleglich nach, daß mit ihrer allgemein gewordenen Geltung zugleich eine neue Weltordnung entstehen würde. „Dieses System", sagt Blot-Lequesne in einer Kritik über das Werk, „ist keine beredtsam vorgetragene

Wunderlichkeit, wie der bekannte Wortschwall des Verfassers des Emil; es ist vielmehr eine gefühlvolle Vertheidigungsrede, wie die Abhandlung des Plutarch, es ist eine vollständige Theorie, lange Zeit überlegt, auf tiefes Wissen begründet, von strenger Logik begleitet, und voll leuchtender, erhabener Gedanken. Diese Theorie galt ihrem Urheber als Religion; er weihete ihr sein Leben und starb in der Hoffnung: sie werde einst die Arche der Rettung sein und die Ueberreste unseres verwünschten und entarteten Geschlechts in sich aufnehmen."

Das Werk erschien 1840 bei Desessart in Paris; — eine französische Kritik nennt Ledoyen als Verleger desselben. Der letzte Theil wurde 1842 gedruckt und im folgenden Jahre starb Gleïzès im 70. Lebensjahre, an einem Schlaganfall, (am 17. Juni). Daß ihn die Natur, der er ja mit so treuem und kindlichem Herzen gedient, nicht mit der im Upanischad vorgeschriebenen Lebensdauer von 100 Jahren und ebenso wenig mit der Wohlthat der Euthanasie (des schmerzlosen Todes vor Alter) belohnt hat, mag dem Kummer zuzuschreiben sein, der stets dem verkannten Reformator am Herzen nagt.*)

Aller Reclame abhold, hatte Gleïzès keine künstlichen Mittel angewendet, seiner Thalysia eine günstige Aufnahme zu verschaffen und erst vier Jahre nach ihrem Erscheinen schenkte ihr die Kritik einige Beachtung. 1840 analysirte Cabantous, Mitglied der wissenschaftlichen Fakultät zu Toulouse, den Theil, welcher die allgemeinen Betrachtungen, die Geschichte der vegetabilischen Diät und die physiologischen Beweise enthält. Der Kritiker bewies seinen zahlreichen Zuhörern die hohe Bedeutung dieses Werkes in schwungvoller, anerkennender Rede. Einige Jahre später erschien eine Prüfung des thalysischen Systems von dem Pariser Advokaten Blot-Lequesne, und eine philosophische Abhandlung darüber von Eugen Stourm, dem Redacteur des „Phalanx"; im Jahre 1846 widmete Alphons Esquiros

*) Thalysia oder das Heil der Menschheit von J. A. Gleïzès. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Robert Springer, Berlin 1872, bei Otto Janke. — Vergl. M. N. Joly. Thalysie ou le régime des herbes. Toulouse 1856.

diesem System in der Revue des Deux Mondes eine boshafte Kritik; 1856 veröffentlichte Joly, Doctor der medicinischen Fakultät zu Paris, eine biographische und literarische Studie über Gleïzès und sein System.

Das französische Original Thalysie ist aus dem Buchhandel verschwunden. An Deutschland und England wurden Exemplare davon in den Jahren 1853—55 durch den Bruder, die Wittwe des Autors und durch den Neffen der Letzteren, den Marine-Bibliothekar Angliviel, auf die freigebigste Weise mitgetheilt. In England ist das Werk kaum bekannt geworden, wohl aber war das System dort, ohne daß Gleïzès eine Ahnung davon hatte, zur Geltung gekommen. Die Engländer hatten an Shelley, Newton, Dr. Cheyne und Dr. Lambe angeknüpft.

Gleïzès setzte große Hoffnungen auf Deutschland.

„Wie glücklich würde er sein," schrieb nach seinem Tode sein Bruder einem deutschen Verehrer des Autors, „wenn er seine Lehre gerade in Deutschland, das er so sehr liebte, verstanden und verbreitet sehen könnte!"

Und sein Neffe schreibt bei ähnlicher Gelegenheit: „Er verzweifelte daran, die Franzosen zu seinen Ideen zu bekehren, aber oft wendete er seine Blicke auf Deutschland und äußerte zu wiederholten Malen: auf dieses Land setze er seine Hoffnung für die Zukunft seines Systems."

Das Werk, mithin ein Vermächtniß Gleïzès' an die deutsche Nation, ist im Jahre 1872 in deutscher Uebersetzung und Bearbeitung erschienen (siehe S. 506).*)

Die „Thalysia" gehört zu denjenigen Büchern, die uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts geschenkt sind, um unserm Leben eine höhere Sittlichkeit zu verleihen, und im höchsten Grade unsere Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Sammlung in

---

*) „Deutschland — sagt der Verfasser der Ethics of Diet — gebührt allein die Ehre, eine der wenigen Schriften, welche die Unsterblichkeit verdienen, vor der Vergessenheit bewahrt zu haben." — Die deutsche Bearbeitung wird warm empfohlen von dem Dichter und Componist Richard Wagner, der durch Gleïzès' Buch zum Bekenner für das Pythagorische System gewonnen wurde und die Kenntniß jenes Werkes für nothwendig erachtet, wenn seine Regenerations-Ideen zum Verständniß gelangen sollen (Religion und Kunst. Bayreuther Blätter vom Oktober 1880 p. 289. Anmerkung).

Anspruch zu nehmen. Der Mann, welcher es schrieb, folgte dabei nicht etwa einer flüchtigen Laune, einer vorübergehenden Wunderlichkeit, wie dies manchen müßigen Geistern wohl zu geschehen pflegt. Indem dieser Mann seine Ideen ausdrückte, schrieb er seine ganze Lebensgeschichte. Er lebte vierzig Jahre lang unter dem Einflusse jener Ueberzeugungen, die das Dasein umgestalten, und das seinige erlitt in der That eine Umgestaltung für die Ewigkeit. Deswegen betrachten wir diesen Mann als einen besonderen Missionair, selbst wenn seine Sendung noch nicht verstanden würde. Die Männer, welche Großes beabsichtigen, sind alle, wie Schiller's Marquis Posa — Bürger einer zukünftigen Zeit" (Eugène Stourm, „Phalanx").

Lamartine, Michelet, George Sand.

Bekenner des thalysischen Systems.

Das „thalysische System" wurde Gleïzès' Lehre in Frankreich von den Wenigen genannt, welche aufmerksam darauf wurden und demselben theils eine verwunderte, theils eine anerkennende, theils eine boshafte Beachtung zollten. Die Koryphäen der Bildung verhielten sich im Allgemeinen gleichgültig dagegen. Aber das „thalysische System" war ja eben nichts Andres als die uralte Lehre der Humanität, der Glaubenssatz der Pythagoräer und Platoniker, das Evangelium der reinen Christen, — dieselbe Lehre, die schon wiedergeklungen hatte bei den neueren Schriftstellern der französischen Nation: bei Montaigne, Gassendi, Bossuet, Mandeville, Voltaire und Saint-Pierre. Und so hören wir denn auch diese Anklänge bei Zeitgenossen und Nachlebenden des Gleïzès. Sie nennen ihn nicht, den großen Missionair, den Bürger der zukünftigen Zeit, der aus seinem Landhause am Fuße der Pyrenäen, „von seinem Sandkorne" seine Stimme durch die volkreiche Wüste erschallen ließ; — sie nennen ihn nicht und Viele kennen wohl nicht einmal seinen Namen; sie entsagen auch nicht den Fleischtöpfen; — aber sie werden oft willkürlich von dem Geiste der Zeit angetrieben, Zeugniß für jenes „thalysische System" abzulegen, ebenso wie ihre Vorgänger es für die Lehren der alten humanen Reformatoren gethan hatten.

Unter diesen „Bekennern" — wie wir sie nennen mögen — werden wir nur drei hervorragende anführen: Alphonse de Lamartine, den religiös erglühenden Dichter; Jules Michelet, den berühmten Historiker, der, wenn er den Staub der Chroniken abgeschüttelt hatte und seine Sinne von den reinen Elementen der Natur berühren ließ, zur Anschauung und zum Verständniß der großen Symbole der Schöpfung gelangte; endlich George Sand, welche unumwunden aus voller Kraft und Zartheit des Frauenherzens ihre schwungvollen Worte für diese erhabene Angelegenheit aussprach.

1. Alphonse de Lamartine.
(1790—1869.)

Alphons von Lamartine wurde 1790 zu Macon geboren, inmitten der Revolutions-Zeit, deren Schrecken auch seine Familie traf. Sein Vater wurde gefangen gesetzt. Als die Eltern den Gefahren entflohen waren, lebten sie in ländlicher Zurückgezogenheit zu Milly, wo der Knabe mit seinen Schwestern einer harmlosen Kindheit genoß und, durch die Sorge einer vortrefflichen Mutter geleitet, zu sittlicher Tüchtigkeit heranreifte. Er besuchte das Kollegium zu Balley und erwarb sich durch seine ausgezeichnete Herzensgüte die Freundlichkeit der Lehrer und die Freundschaft seiner Mitschüler. Nachdem er das Gymnasium verlassen hatte, lebte er eine Zeit lang in Lyon, dann in Paris, wo er ein gemüthliches, aber doch strebsames Leben führte. Im Jahre 1814, nach seiner Rückkehr aus Italien, trat er in eine Compagnie der Gardes-du-Corps ein; seine liberalen Ideen veranlaßten ihn jedoch, nach dem Sturze Napoleon's I. die militairische Laufbahn aufzugeben. Die Leidenschaft zu einer Geliebten, die er unter dem Namen Elvire verewigt hat, erfüllte seine Seele; der Tod der Geliebten zerriß das Verhältniß, der Jüngling erkrankte und wendete sich zur religiösen Innerlichkeit. Die Gestalt der Abgeschiedenen blickt in vielen seiner Gedichte unter einem heiligen Schleier hervor.

Der Erfolg mehrerer bedeutender Dichtungen verschaffte ihm einen rühmlichen Namen und ermuthigte ihn, sich in der diplomatischen Laufbahn zu versuchen. Er erhielt eine Stellung bei der Gesandtschaft zu Florenz; fast zu gleicher Zeit verhei-

rathete er sich und machte eine reiche Erbschaft. Nach seiner Rückkehr aus Italien zog er sich in die romantische Einsamkeit seines alten Familienschlosses Pierrepoint zurück und widmete sich gänzlich der poetischen Muse.

Mit der Juli-Revolution und seinem Eintritt in die Akademie regte sich in ihm ein Streben nach dem Politischen; er verfaßte mehrere humanitäre und demokratische Schriften, bewarb sich auch um eine Deputirten-Stelle, aber ohne Erfolg; während einer Reise nach dem Orient wurde er jedoch im Arrondissement Dünkirchen zum Deputirten gewählt. In der Februar-Revolution von 1848, wo er als vollendeter Demokrat erschien, erwarb er sich das glänzendste Ansehen. Auf seine Veranlassung wurde eine provisorische Regierung errichtet; er erwirkte die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Dingen und erließ als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein Circular an die französischen diplomatischen Agenten, worin er der Republik die Richtung auf einen idealen Frieden gab. Seine vermittelnde Diplomatie konnte aber beim Eintritt der Katastrophe nicht Stand halten und er mußte sich vor den entschiedeneren Charakteren vom Schauplatze zurückziehen. Sein Rücktritt von den staatsmännischen Höhen der Republik wurde begleitet von zerrütteten Finanz-Verhältnissen, denen manche spätere, spurlos vorübergegangene literarische Arbeit auf dem Gebiete des Theaters und des Journalismus zuzuschreiben ist.

Lamartine starb im Jahre 1869.

Unter seinen Werken*) verschaffte ihm die Jugendarbeit „Meditationen" einen europäischen Ruf. Dann erschienen „die zweiten Meditationen", ein Meisterwerk von gebundenem und correctem Styl. In den „Harmonien", welche weltberühmt wurden, entfaltet sich in dem schönen Traume eines großen Genius der unvergleichliche Reichthum seines Talentes. — „Das Höchste ist ihm nichts Andres, als jene Vernunft, jener ewige Logos, das Wort des Johannes, welches Fleisch wurde und ewig unter den Menschen wohnet. Er begreift die Umgestaltungen der Menschheit nur vermöge jenes großen Geheimnisses, das der Urquell alles Lebens, aller Schöpfung und Wiederge-

---

*) Lamartine. Oeuvres complètes, édit. illustr. Paris 1838-1841.

burt ist.“ — So urtheilte Sainte-Beuve (Revue des deux mondes), als Lamartine seine Segel nach dem Orient ausspannte. Die „Reise nach dem Orient“ läßt erkennen, daß dem Dichter an jener heiligen Stätte wohl zuweilen eine Ahnung zutheil geworden sei von dem Urquell der Wiedergeburt der Menschheit.*) „Raphael“ zeigt die Umwandelung und Verjüngung eines Menschen, der aus dem Taumel der Sinne zu einer schwärmerischen Liebe und mystischen Wollust übergeht. Die Darstellung geschieht in philosophischen Grundlinien und poetischen Farben, doch leidet das Werk an Ueberschwänglichkeit, insofern alle Figuren in himmlischer Verklärung erscheinen. — Seine Geschichtswerke „der Girondisten“, der „Restauration“ und der „Februar-Revolution“ geben der Geschichte eine eigenthümliche, wenig strenge Physiognomie, indem das Leben der Zeit in einzelnen anziehenden Scenen und die geschichtlichen Prozesse dichterisch, bald frohlockend, bald trauernd, geschildert werden; dennoch ist das ehrliche Streben nach historischer Wahrheit ersichtlich. — „Die Revolutionen“ ist ein schwungvolles Gedicht, welches sich den politischen Schriften Lamartine's anreihet: „gegen die Todesstrafe“ und „über die rationelle Politik“. — Seine „Bekenntnisse“ verlieren sich zu sehr in Selbstspiegelungen ohne eigentliche psychologische Entwickelung.

Lamartine ist fruchtbar und unerschöpflich, Dichter und Redner zugleich; er ist der erste eigentliche Odendichter in Frankreich. Er besitzt eine feine Bildung, die sich aber an fremde Muster schließt, namentlich an englische Dichter wie Young, Gray, Lord Byron. Seine „Harmonien“ sind fast Nachklänge von Saint Martin's ambrosischer Sprache. In seinen ersten Werken zeigt sich, daß Bernardin de Saint-Pierre einen großen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hat. Er umarmt die Natur in ihren magischen Schauspielen und seine Worte bringen jene Wirkung hervor, welche wir bei Saint-Pierre mit den Klängen der Aeolsharfe verglichen haben. Seine überreiche Quelle ruht in ihm selber; er vereinigt die glänzendsten Naturgemälde, den hohen Schwung glühender Begeisterung und alle Wahrheiten, die in den Menschenherzen verborgen liegen. — Auch mit Cha-

*) Souvenirs, impressions, pensées et paysages, pendant un voyage en Orient (in den Oeuvres complètes enthalten).

teaubriand hat er in der ersten Zeit eine enge Verwandtschaft, eine moralische Aehnlichkeit: dieselbe Sprache der Leidenschaft und Tugend, den gleichen Glauben an das Königthum.

Für unseren Gesichtspunkt ist gerade von besonderer Bedeutung dasjenige Werk, welches beim großen Publikum wenig Glück machte, weil man pantheistische, sociale und humanitäre Tendenzen darin wahrnahm: „der Fall eines Engels.“

Der „Fall eines Engels“ ist eine Episode von einem umfassenden Werke, dessen Plan der Dichter entworfen hatte. Der Gegenstand derselben ist die sittliche Welt, die menschliche Seele und die Reihenfolge der Phasen, durch welche Gott sie ihrer Vollkommenheit entgegenführt.

Ein frommer Greis belehrt Daidha und ihren Gemahl über die Schöpfung, damit sie den Schöpfer kennen lernen und wenigstens ein Stamm auf dieser Erde das göttliche Gepräge der Seele rette. Er schildert ihnen zunächst das gefallene Menschengeschlecht mit seiner blutigen Nahrung und seinen blutigen Kriegen.*)

Alsdann liest ihnen der Greis Bruchstücke aus dem goldenen Urbuche, welches Gott durch seiner Weisen Hand geschrieben hat: ein stammelndes Zeichen seines Namens, „Töne aus der Ewigkeit, die sich durch das Wort von Geist auf Geist vererben.“

In den „Bekenntnissen“ berichtet Lamartine von der Erziehung, welche ihm seine Mutter ertheilt, sie sei eine philosophische aus zweiter Hand gewesen, verbessert und gesänftigt durch die Mutterpflicht. Seine Mutter hatte ihre Ideen über die Erziehung zunächst aus ihrer Seele geschöpft, alsdann aus Jean Jacques Rousseau und aus Bernardin de Saint-Pierre, diesen beiden Philosophen der Frauen, weil sie Philosophen des Gefühls sind. (Les confidences. Berlin 1849. Tome I. p. 66. 67.)

2. Jules Michelet.
(1798—1874.)

Der berühmte Historiker war der Sohn eines Buchdruckers und wurde einfach und ärmlich erzogen. Durch natürliche Be-

---

*) La Chute d'un Ange, übers. von Gustav Diezel (Siebentes Gesicht). A. von Lamartine's sämmtliche Werke, übersetzt von G. Herwegh. Stuttgart, 1840. 6. Band.

gabung begünstigt und durch anhaltendes Studium gelang es ihm, schon im 24. Jahre die Stelle eines Lehrers der Geschichte am Rollin-College zu erhalten, wo er sowohl durch seine Lehrmethode wie durch seinen glänzenden Vortrag die Schüler und Zuhörer fesselte.

Michelet veröffentlichte eine Reihe von bedeutenden Geschichtswerken. Er bekleidete eine kurze Zeit die Stelle eines Professor an der Sorbonne, später am College de France. Der Staatsstreich von 1851 verbannte ihn vom öffentlichen Wirken; er wählte ein Asyl an der normannischen Küste. Durch den unglücklichen Krieg, den Frankreich mit Deutschland führte, wurde dem alten Kämpen das Herz gebrochen. Er starb zu Hyères, im Jahre 1874.

Als Geschichtschreiber suchte er den historischen Stoff philosophisch zu behandeln und lehnte sich dabei vorzugsweise an den Italiener Vico, dessen Werke er auch bearbeitete und in die französische Sprache übersetzte; es sollte damit zugleich das Princip der Methode gegeben werden.

Vico's System, die sogenannte symbolische Schule, sucht die philosophische historische Schule mit der beschreibend historischen zu vereinigen, indem neben der äußeren Erscheinung zugleich auf das Innere der geschichtlichen Ereignisse eingegangen wird.*) Vico weist nach, daß die historischen Begebenheiten, die Gesetze und menschlichen Einrichtungen vom blinden Zufall unabhängig, daß die Schicksale der Nationen unveränderlichen Gesetzen unterworfen sind und daß sich die Akte der menschlichen Willkür auf eine Wissenschaft zurückführen lassen.**) Ebenso wie Michelet hat der deutsche Forscher Niebuhr bei seiner Idee einer kritischen Geschichtsbearbeitung den Vico zum Muster genommen. Die verschiedenen Epochen werden durch authentische Monumente beglaubigt; die ältesten Zeiten, aus welchen man keine solche besitzt, kommen in das Gebiet der symbolischen Traditionen — ein historischer Skepticismus, auf dessen Grund Vico, Niebuhr und Michelet den Römern wie den Griechen die Realität vieler ihrer Helden abgestritten haben.

---

*) Giuseppe Ferrari, Opere di Giambattista Vico. Milano 1835.
**) Kritik über die Ausgabe von Francesco Predari im Ricoglitore Italiano. 1835.

Die Theorie der symbolischen Schule wendete Michelet zuerst in dem kühnen „Grundriß der neueren Geschichte" an; dann drängte es ihn zu dem Wesen der neuen Zeit: zur Reformation. Michelet reiste nach Deutschland, um die Schriften Luther's zu studiren, und die Ausbeute von seinen Studien und seiner Reise waren die „Denkwürdigkeiten Luther's", worin er aus dem Munde Luther's selber ein vollständiges Lebensbild desselben giebt. Aus dem Einblick, den er bei diesem Werke in die Kämpfe der Menschheit machte, ging die „Einleitung in die Universal-Geschichte" hervor, worin er den großen Kampf des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen die Nothwendigkeit schildert und darzulegen sucht, daß dieser Kampf zu Gunsten der Freiheit ausfällt und daß Frankreich das Rom der modernen Welt ist.

In Michelet's Arbeiten waltete der Eindruck der Poesie und Einheit, wenngleich seine Gedanken von Jahr zu Jahr neue Gestalten annahmen.

Als Publicist zeigte er sich als strenger Kritiker des Katholicismus in seiner viel verbreiteten polemischen Schrift „Die Jesuiten" und in der Fortsetzung „Vom Priester, von der Frau und der Familie".

In der „Bibel der Humanität", worin geschichtliche und ethnographische Stoffe behandelt werden, bekennt sich der Autor insofern zur Pythagorischen Diät, indem er unumwunden das blutige Weltgetriebe auf seine wahre Ursache zurückführt.

An mehreren Stellen spricht Michelet aus, daß der Mensch, indem er gegen die Thiere sündigt, die harmonische Einheit der Schöpfung stört — eine Schuld, die nicht nur die barbarischen Völker der Vorzeit auf sich luden, sondern die auch noch an dem jetzigen Geschlecht haftet.

Daß die geistige Rohheit und Beschränktheit, die Unfruchtbarkeit des Schaffens und die Lust am Zerstören — jene dauernde Kindheit, wie er es nennt — durch das Jagdhandwerk erzeugt wird, macht der Autor in unzweideutigen Worten geltend.

Seine pädagogischen Betrachtungen macht Michelet ausführlich in seinem weit verbreiteten Werke über „Die Frau" (La femme, VI., elfte Auflage 1879); hier stimmt er mit Baco, Saint-Pierre, Rousseau und Jean Paul überein, indem er davor

warnt, durch animale Nahrung die bösen Neigungen und Leidenschaften in den Kindern zu nähren.

J. Michelet hat auch ein Buch über die „Vögel" geschrieben, — eine „Apotheose des Vogels", wie der deutsche Uebersetzer es nennt — ein Werk, das in immer neuen Auflagen und Uebersetzungen in einen weiten Leserkreis hinausgetragen wurde. Es verfolgt keinen wissenschaftlichen Zweck, sondern enthält nur Beobachtungen, Bewunderungen der Natur und gefühlvolle Deutungen der Schöpfung. (Die Welt der Vögel. Bevorwortet von Masius. Berlin 1870.)

3. George Sand (Aurore Marquise Dudevant). (1804—1876.)

Ihr Vater, ein Herr Dupin, war ein Sohn des berühmten Marschalls von Sachsen. Sie erhielt eine klösterliche Erziehung, schloß dann ein unglückliches Ehebündniß mit einem Herrn Dudevant, entfloh aus diesem Verhältnisse und verhandelte ihren Scheidungsprozeß in eigener Person vor dem Gerichte. Für eine jährliche Rente, die sie ihrem geschiedenen Gatten aussetzte, wurde ihr zugestanden, ihre Kinder unter ihre alleinige Obhut zu nehmen.

Die Juli-Revolution war eben vorüber, als das unerkannte destruktive Genie in Paris einzog und sich unter den Trümmern und Barrikaden sogleich in seinem Elemente fühlte. Sie begann ihre literarische Laufbahn mit ihrem Freunde Jules Sandeau und aus der Hälfte seines Namens bildete sie ihren Schriftsteller-Namen Sand.

In ihrer geistigen und literarischen Entwickelung zeigen sich verschiedene charakteristische Phasen, doch bleibt in allen die Liebe der Leitfaden. Auf eine ideale Liebe wollte sie die Ehe gegründet wissen und da sie an der Möglichkeit zweifelte, diesen Gedanken verwirklicht zu sehen, so appellirte sie an die Zukunft. — In allen ihren Werken erscheinen die Fragen über die Liebe, die Frau und die Gesellschaft. Mit einer ironischen Empfindsamkeit tritt sie gegen die gesellschaftliche Ordnung in die Schranken; unter einem männlichen Namen, aber mit weiblicher Standhaftigkeit beobachtet sie die socialen Uebel, durchschauet die Verderbtheit der menschlichen Gesellschaft und weist schonungslos auf die

socialen Verwickelungen in der Liebe und Ehe hin. Ihr skeptisch poetisches Genie verbindet sich mit Zartheit, die Entschlossenheit ihres männlichen Verstandes mit dem Gemüth des Weibes; mit leidenschaftlichem Hauch erwärmt sie eine ganze literarische Schule, welche gegen die bestehende Gesellschaft protestirt. Aus den einfachsten Situationen versteht sie eine großartige Cultur-Tragödie zu schaffen; dabei bleibt stets ihre Person in einem idealen Verhältniß zu ihren Dichtungen und sie selber erhält sich, trotz allen Schwankungen des Erfolges, auf der Höhe des Parnaß.

Groß aber ist die Zahl ihrer Gegner, die ihr vorwarfen, ihr Spiritualismus sei erkünstelt, ihre Moral für die Sinne geschaffen; im Hintergrunde ihrer Ideen walte die Materie, welche den Geist beherrscht, der Kopf, welcher das Herz, die Leidenschaft, welche die Vernunft gefangen nimmt, der Zweifel, welcher Gott beleidigt.*)

In dem Roman Rose et Blanche wird die Rohheit des Mannes geschildert, im Gegensatz zu einer reinen weiblichen Natur; in dem grausamen Roman Indiana die moralische Entwürdigung der Zeit, die sich aus den gesellschaftlichen Einrichtungen ergiebt, die Verderbtheit der Männer, aber auch die Verschuldungen der Frauen, — „bittere Anklagen, kränkender Hohn, ungerechte Verdammniß".**) — In Léone Léoni erblicken wir die Verworfenheit der Frau, hervorgerufen durch das Bedürfniß nach Liebe. — „Jaques" ist der Roman der Ehe, voll Naturwahrheit und tiefer Durchdringung der Situationen; der Repräsentant der Ehe und der Pflicht endet durch Selbstmord. — „Lélia" ist ein schönes ideales Geschöpf, „das wie ein trauriger Schatten über die Erde wandelt.***) Sie gehört zu den Weibern, die in der Liebe herrschen wollen; die Ehe macht einen versöhnenden Schluß. — In „Valentine" erscheint Styl und Darstellung edler herausgebildet, — ein Werk voll Kraft, Klarheit, gefälligem Glanz und anmuthiger Beweglichkeit. — In dem Roman „Spiridion" und dem Gedicht

---

*) Vergl. Felix Guillibert in der France littéraire. Aout 1835.

**) Jules Janin. Portraits littéraires.

***) Theodor Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart.

„die sieben Saiten der Lyra" ist eine kühne Vereinigung von Poesie und Philosophie, von Liebe und Glauben.

In den folgenden Romanen haben die socialen Conflikte ausgetobt. Es folgen Reiseschilderungen; Briefe eines Reisenden; kleine Novellen, Meisterstücke der Erzählung, die durch köstliche Einfachheit ansprechen, in kunstlose Rahmen gefaßt.*) — Der „französische Handwerksbursch" (Compagnon du tour de France) ist ein Anlauf zur Socialpolitik, unter dem Einfluß des katholisch-demokratischen La Mennais, und vertheidigt den Arbeiter gegen den Besitzer, die übermäßige Armuth gegen den übermäßigen Reichthum. — In „Johanna", „der Müller von Angibault", „die Teufelspfütze", „die kleine Fadette", „die Sünde des Herrn Antoine" hat sich die Verfasserin der Idylle und dem ländlichen Roman zugewendet. — In „Consuelo" und in der Fortsetzung „die Gräfin von Rudolstadt" schildert sie eine Künstlernatur, die sich aus der Gemeinheit der Welt in die heilige Sphäre der Kunst rettet. — „Piccinino" ist ein historisch-politischer Roman, worin die Greuel der neapolitanischen Herrschaft vor 1848 dargestellt werden. — In der letzten Phase wendete sich George Sand mit großer Neigung aber mit geringerem Talent dem Theater zu. Ihren Stücken, obgleich reich an phantastischem und tiefsinnigem Gehalt, fehlte jene sogenannte dramatische Kraft, welche das Publikum fesselt; ihre Erfolge waren zweifelhaft, aber ohne daß der Ruhm der Verfasserin darunter zu leiden hatte.

Aurore Dudevant lebte abwechselnd in Paris und auf ihrem Landsitz Nohant bei La Chatre. Sie starb, ziemlich hochbetagt, am 8. Juni 1876, beruhigt, liebevoll wirkend im Kreise ihrer Familie, wohlwollend und wohlthätig in weiterer Umgebung. In der „Geschichte ihres Lebens", einem lehrreichen Buche, das sie wohl vorzugsweise für ihre Freunde geschrieben hat, stellte sie ihren Charakter und ihre Erlebnisse unbefangen und anschaulich dar. In ihrer „Correspondenz" (1882 erschienen) zeigt sie sich vorzugsweise als achtungswerthe, liebevolle Mutter. Ihrem Sohne lehrt sie eine wahrhaft republikanische Tugend und giebt ihm die Lehre: „Suche das Glück, welches

---

*) Deutsch von Scherr. 4 Bde. Stuttgart.

am wenigsten kostet und dir erlaubt, von deinem Gelde um so mehr den Armen mitzutheilen!"

Bei ihren Kämpfen gegen die Gebrechen und die Verderbtheit der Menschen, die sie, wie es gewöhnlich geschieht, aus den socialen Einrichtungen und Gesetzen herleitet, mag Aurore Dudevant sich auch bewußt geworden sein, daß die Lebensweise der Menschen an dem Egoismus der Männer und an den Fehltritten der Frauen Schuld hat. Ihre Schilderungen des klösterlichen Lebens, der frugalen Lebensweise, welche die Helden ihrer reizenden Idyllen führen, selbst die der leidenschaftlichen Liebenden, die sich in die Einsamkeit der Gebirge zurückgezogen haben, weisen darauf hin. Besonders reich sind ihre Reiseschilderungen an solchen Betrachtungen, worin sie sich mit Entschiedenheit für die Diät der Pythagoräer ausspricht.

Percy Bysshe Shelley und Lord Byron.
(1792—1822.) (1788—1824.)

George Gordon, Lord Byron, am 22. Januar 1788 zu London geboren, stammte von väterlicher wie mütterlicher Seite von berühmten und vornehmen Vorfahren; sein Vater leitete seine Abkunft bis auf die normännischen Eroberer her.

Wir Alle kennen Lord Byron als Dichter, — Lord Byron, England's liebstes und doch verstoßenes Kind, der grandioseste und sublimste Geck, der genialste Dichter, eitel wie ein Weib, kühn und tapfer wie ein Held, ein trotziger Aristokrat in Person, ein kosmopolitischer Demokrat von Gesinnung — ein wahrer Engländer, der aber die Engländer nicht leiden mag — ein Apollo, der aber auf den Füßen lahmt — launisch und leutselig, hochherzig und spöttisch, auflodernd und kalt, skeptisch und hingebend, menschenverachtend und aufopfernd, lebensüberdrüssig und im edlesten Sinne des Wortes genußsüchtig, ein Mann voller Gegensätze und Widersprüche, aber ein hochherziger, begeisterter und hinreißender Dichter, der, was er dichtete, erlebt, was er schilderte, gesehen hatte.

Wie der wandernde Homer, wie der welterfahrene Dante, so hatte er Griechenland und Italien durchreist, so war er in die Schweiz gegangen, um die „Heloise" zu lesen und seinen „Ritter Harold" zu dichten.

In einem Landhause neben der Villa Diodati am Genfer See lebte ein andrer Engländer, ein andrer Dichter, dessen Lebensflamme noch früher erlosch, dessen Ruhm nicht den Glanz erreichte wie der Name seines Nachbarn, der aber doch einen unvergänglichen Ruf hat unter den poetischen Titanen, unter den prometheischen Dichtern: das war Shelley, der Dichter der „Königin Mab."

Beide hatten sich gefunden und eng an einander geschlossen, die Glaubensgenossen der Freiheit, die wetteifernden Sanggenossen, die Exilirten und Verstoßenen. Ja, exilirt und verstoßen vom Vaterlande waren Beide. Der junge Lord hatte sich schon als Student durch seine satyrischen Verse mit den literarischen Größen Englands verfeindet, seine Gattin hatte ihn verlassen, weil ihre schwachen Nerven das Pistolenschießen in den Zimmern nicht vertragen konnte und die tugendhafte noble Gesellschaft Englands hatte den conventionellen Bannfluch über ihn ausgesprochen, weil seine Gattin ihn verlassen hatte.

Shelley war kein geringerer Sünder. Durch seine Schrift über die Nothwendigkeit des Atheismus hatte er die englische Orthodoxie gegen sich erbittert, durch die „Königin Mab" Thron und Kirche bedroht, durch Heirath aus Neigung den Zorn seines Vaters geweckt; wegen dieser Sünde hatte die Sternkammer in seine Familienrechte, in die heiligsten Rechte des Menschen eingegriffen und seine Kinder unter fremde Vormundschaft gestellt. Wie Byron aus Gegensätzen zusammengewoben, zweifelnd und schwärmend, den Furien und der Liebe huldigend, satyrisch und elegisch, so war er enterbt und flüchtig mit seiner Gattin nach der Schweiz geeilt und fand hier den Leidensgefährten und Gesinnungsgenossen.

Shelley wurde 1792 auf dem Landgute seines Vaters in der Grafschaft Sussex geboren. Der Knabe, der von schwächlichem Körper war und frühreife Geistesfähigkeiten zeigte, wurde auf der Schule zu Eton von der übermüthigen Schaar der Knaben zurückgestoßen und von dem herkömmlichen Pennalismus, dem er sich nicht unterwerfen wollte, tyrannisirt. Von der Universität Oxford wurde er wegen einer Schrift verwiesen, worin er die Nothwendigkeit des Atheismus nachwies. Seine unbesonnen geschlossene Ehe mit Miß Westbrook wurde nach drei

Jahren wieder getrennt; eine zweite glücklichere Ehe ging er mit der Tochter des bekannten Schriftstellers Godwin ein, die er auf einer Reise in der Schweiz kennen lernte.

Am Genfer See schlossen die beiden vom Vaterlande verstoßenen Dichter eine innige Freundschaft. Sie machten täglich ihre Wasserfahrten auf dem Liman und plauderten, dichteten und philosophirten.

Shelley's tiefe, beschauliche Natur machte auf Byron's Leidenschaftlichkeit eine bedeutende, wohlthätige Einwirkung, welche zu bemerken war an seinen damaligen poetischen Leistungen: Manfred, Kain und drei Gesängen von Harold.

Am Abend erlustigte man sich zu Diodati mit Gespenstergeschichten. Shelley und seine Frau, die mit der deutschen Sprache vertraut waren, erzählten deutsche Mährchen und Sagen. Hier und bei dieser Gelegenheit wurde Byron mit den mysteriösen, diabolischen und dämonischen Erzeugnissen der deutschen Literatur, die für ihn besonderen Reiz hatte, zuerst bekannt. Aus Shelley's freien Uebersetzungsproben von Faust lernte er von Goethe so viel kennen, wie ihm bei seiner Unkenntniß der Sprache und seiner nationalen Verschiedenheit möglich war. Er beschloß, sich dem Heros der deutschen Literatur zu nähern und schickte ihm eine handschriftliche Zueignung seines Trauerspiels „Sardanapal". Goethe sprach dem ausgezeichneten Manne für die Beweise seiner Freundschaft sein eigenes herzliches Wohlwollen in einigen Versen aus und übergab sie einem jungen Engländer, der sie dem Lord zustellen wollte.

Während des Sturmes auf dem Genfer See hatte Shelley die Ahnung ausgesprochen, daß er seinen Tod in den Wellen finden würde. Diese Todesahnung hatte ihn nicht getäuscht. Bei einer Fahrt, welche er am 8. August 1822 auf den azurblauen Wogen des Meerbusens von Spezzia machte, um seinem Freunde Leigh Hunt entgegenzufahren, erhob sich ein Sturm. Livorno lag nicht fern, Lerici in der Nähe, aber das schwache offene Boot konnte dem Ungestüm der Wogen keinen Widerstand leisten — es wurde verschlungen. Shelley und der Capitain Williams, ein ausgezeichneter Mann, fanden den Tod in den Wellen.

Byron fühlte sich tief ergriffen von dem Verluste des

Freundes, der, erst 29 Jahre alt, seine glühende Freiheitsliebe in dem kalten Wellengrabe kühlen mußte. Er ließ den Leichnam 14 Tage lang vergeblich suchen: endlich spülten die Wellen denselben an das Ufer. Der Lord beschloß, ihn, nach der Weise der Alten, verbrennen zu lassen und die Asche nach Rom zu schicken, wo Shelley zu wiederholten Malen sein Begräbniß gewünscht hatte.

Fern ab von dem lustigen Gewühl des Hafens von Livorno liegt eine sandige und unbewohnte Wildniß. Längs des Ufers steht eine Reihe viereckiger Thürme, zum Zweck, die Küste gegen Schmuggler zu bewachen. Es ist eine trostlose Gegend, aber der Blick über die stille blaue Wasserfluth ist prächtig, und deutlich erblickt man die Inseln Elba und Gorgona. Nach der Landseite hingewandt, erschaut man einen langen Strich hoher Alpen, deren Gipfel von weißem Marmorgestein im Sonnenlichte wie die Gletscher der Schweiz erglänzen.

An einem Mittage hielt unfern der Küste ein Wagen, mit vier keuchenden Postpferden bespannt; in der kühleren Bucht lag eine Jacht vor Anker. Auf dem Sande war ein Scheiterhaufen errichtet, darauf Shelley's Ueberreste, mit einem schwarzen Seidentuche bedeckt, lagen. Nur wenige Personen wohnten der großartigen, stillen Feierlichkeit bei: Lord Byron, der Gesellschafter Trelawney, der Schriftsteller Leigh Hunt; einige Soldaten hielten am Scheiterhaufen Wache. Die Flamme loderte auf; der Rauch, mit Weihrauchdämpfen gemischt, wirbelte empor. Die Stille der Scene wurde noch fühlbarer durch das gellende Geschrei eines einsamen Brachvogels, der den Scheiterhaufen umkreiste. Lord Byron blickte in die Gluth nach dem Leichnam nieder und sprach: „Das alte seidene Tuch behält seine Form besser als der menschliche Körper."

Die Flamme verzehrte Alles von Shelley's Ueberresten, nur das Herz widerstand.

Lord Byron schauderte und war mächtig ergriffen von dem Schauspiel. Als die Feierlichkeit vorüber war, warf er seine Kleider ab und schwamm nach seiner Jacht. Die Hitze und die darauf folgende Erkältung verursachte ihm ein Fieber, das nachher öfter und verstärkt wiederkehrte und ohne Zweifel zu seinem frühen Tode mitwirkte.

Zu den Grabmälern des alten Roms gehört die Pyramide des Cestius. An der Cestius-Pyramide begruben die deutschen Künstler den jungen Goethe; dort wurde auch Shelley's Asche, die Byron in einer antiken Urne gesammelt hatte, begraben. —

Shelley war — wie Thomson und Medwin ihn schildern — überaus zart gebaut. Sein nicht gerade regelmäßig schönes Gesicht war von einer Fülle weicher, brauner Locken umrahmt; die Augen waren blau, ein wenig zu weit vorstehend, blickten aber voll außerordentlicher Unschuld und Sanftmuth. Seine Stimme war sanft und leise; in der Aufregung nahm sie jedoch oft einen barschen, unmelodischen Klang an. Sein Mund war ungewöhnlich fein geformt; seine Hände schmal, — „so wie sie Vandyck zu malen pflegte", setzt Medwin hinzu. Er war größer, als er aussah, denn er hielt sich in Folge anhaltenden Studirens und auch wegen seiner Kurzsichtigkeit gebückt. „In seiner Haltung und in jeder Geberde", sagt Medwin, „zeigte er einen Theil jener intellektuellen Schönheit, die er zu vergöttern strebte. Er besaß" — fügt Thomson hinzu — „die jungfräuliche Unschuld eines jungen Mädchens und kein weibliches Herz konnte empfänglicher sein für Liebe und Mitgefühl; und diese Anlage wurde durch den unschuldsvollen Verkehr mit den Musen gesteigert."

Byron beklagte ihn mit den Worten: „Da ist wieder ein Mann dahin, den die Welt aus Bosheit, Unwissenheit und Rohheit verdammt hat. Er war der beste und uneigennützigste Mensch, den ich je gekannt habe."

Wie erwähnt, war Shelley Zeit seines Lebens ein Anhänger der pythagorischen Diät. Er wurde im Jahre 1813 von Newton, dem berühmten Verfasser der „Rückkehr zur Natur" (The Return to Nature), zur vegetalen Diät bekehrt. — Jefferson Hogg, Shelley's Lebensbeschreiber, erzählt: „Ich selber verkehrte oft mit jener auserwählten und schätzenswerthen Gesellschaft (mit der Familie Newton), welche zur Natur zurückgekehrt war, und hörte manches Gespräch über die Pflanzendiät. Ihre vegetarianischen Mahlzeiten waren wahrhaft erfreulich, elegant und vortrefflich, in feierlicher und friedlicher Vereinigung. Fleisch, Geflügel, Fische und Wildpret erschienen niemals auf der Tafel; ebenso wenig Eier oder Butter in ursprünglicher Gestalt, doch wurden diese letzten Stoffe bei der Bereitung der Speisen zu-

gelassen, nur spärlich und bedingungsweise bis auf gänzliche Abschaffung. Suppen kamen sehr verschiedenartig vor und waren ohne Fleisch um so schmackhafter. Gemüse gab es von jeder Art, einfach gestovt oder künstlich umkleidet; Puddings, Torten, Gebäck und Zuckerwerk waren im Ueberfluß vorhanden. Milch und Sahne durften nicht reichlich verwandt werden, waren aber in Puddings und zum Thee gestattet. Butterbrot und geröstete, mit Butter bestrichene Brotschnitte waren verpönt, dagegen wurden Brotcakes und Schrotbrot reichlich unter die Gläubigen vertheilt."

Die pythagoräischen Grundsätze, welche Shelley leiteten, hat er in einzelnen Stellen der wundervollen Gedichte „Königin Mab" und „die Empörung des Islam" angedeutet und ausführlicher dargelegt in seinen „Anmerkungen" zu dem ersten Gedichte.

Nachdem Ahasver seine Klage gegen den allmächtigen und rachsüchtigen Gott erhoben, und sein eigenes wundervolles Herz und sein schwer beladenes Hirn aufgedeckt und die Thaten der Verheerung auf der Erde geschildert hatte, scheuchte ihn die Feenkönigin mit ihrem Stab hinweg und sie selber hebt das düstere Leichentuch der Vergänglichkeit und öffnet die Geheimnisse der Zukunft, dem menschlichen Geiste ein herrlich prangendes Ziel. (The Poetical Works. London 1839. Vol. I. Queen Mab [deutsch v. J. Seybt]).

„Die Empörung des Islam", ein vorherrschend erzählendes, nur theilweise didaktisches Gedicht, enthält eine Erzählung, worin die menschlichen Leidenschaften sich in der verschiedensten Weise offenbaren. Eine Reihe von rührenden und romantischen Gemälden zeigen eine erhabene Seele, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Vervollkommnung der Menschheit zu fördern. Ein großes Volk erhebt sich durch unblutigen Sieg aus der Erniedrigung und bezwingt die treulosen Tyrannen, die es durch Söldlinge geknechtet, durch religiösen Betrug eingeschläfert hatten; durch fremde Heere wird die gestürzte Tyrannei zurückgeführt und es folgen Bürgerkriege, Seuchen, Ausrottung der Vaterlandsfreunde, Justizmorde. Aber fest steht der Glaube an eine freie Sittlichkeit, die Begeisterung für Freiheit und Gerechtigkeit, das Vertrauen auf das nie verlöschende Gute in der Menschen-Natur.

Das Gedicht enthält das politische und moralische Glaubensbekenntniß des Autors; als Quellen, woraus er geschöpft, führt er selber an: „Ich habe mit lebenden großen Geistern gesprochen. Die Poesie Griechenlands und Roms, des modernen Italiens und unsers Vaterlandes war mir, wie die sichtbare Natur, eine Leidenschaft und ein Genuß. Von Jugend auf bin ich vertraut gewesen mit Bergen und Seen, mit Meer und Waldeinsamkeit; die Gefahr, die am Rande von Abgründen ruht, ist meine Gespielin gewesen. Ich habe die Gletscher der Alpen betreten und der Montblanc hat auf mich niedergeschauet. Ein Wandrer war ich in fremden Ländern. Ich schiffte auf mächtigen Strömen und sah die Sonne auf- und untergehen und die Sterne flimmern, während ich bei Tag und Nacht im engen Felsenthal den schnellen Strom hinabsegelte. Volkreiche Städte erblickte ich, beobachtete die Leidenschaften, wie sie im Menschengewühl entstehen, sich verwandeln und verschwinden. Ich sah den Schauplatz tyrannischer Thaten, blühende Städte und Dörfer verwandelt in zerstreute Haufen von Rauch geschwärzter Trümmer, die nackten Bewohner verhungert auf ihrer verödeten Schwelle sitzend."*)

Im 5. Gesange schildert Shelley ein heiliges Fest der Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Volksmenge, auf dem Plane sich verbreitend vom Meeresstrande bis zu den Bergesschluchten, bereitet sich ein Festmahl unter den Pyramiden der Cypressenbäume. Der Bundesaltar steht in der Mitte eines begeisterten Heeres, und eine weibliche Stimme erklingt wie die Stimme eines Engels, vom klarsten Stern gesandt. —

Byron, so geistesverwandt und befreundet mit Shelley, unterschied sich doch wesentlich von ihm. Byron war zur Satyre geneigt und blickte die Welt oft mit feindlichem Blicke an, während Shelley die Schärfen seines Unglücks durch die Philosophie des Plato abzuschleifen suchte. Byron's Stirn war breit und mächtig, Shelley's dagegen sanft gewölbt und frei von jeder Falte, als ob ewige Jugend dort thronte; Byron's Auge funkelte stolz, Shelley's hatte einen milden, sinnigen Glanz; Geringschätzung

---

*) The Revolt of Islam. Preface. (Poetical Works, edited by Mrs. Shelley. Vol. I.)

sprach sich in Byron's Nüstern aus, eine gewisse Sinnlichkeit in den üppig geformten Lippen, während die unteren Parthien von Shelley's Antlitze eine weibliche Sanftheit und Nachgiebigkeit verriethen; Byron trug den Kopf erhoben, als ob er, der die Menschen geringschätzte, eine Ebenbürtigkeit mit höheren Wesen beanspruche, Shelley trug das Haupt gebeugt, als neige er sich vor einer Vision, die ihm allein sichtbar sei.

Wir kennen Byron genügend, um zu wissen, daß seine Inkonsequenz, die Rücksichtslosigkeit, durch die er zuweilen seine Freunde verletzte, und manche andere Fehler theils der erwähnten Disformität, theils der ungerechten Behandlung, die ihm von der öffentlichen Meinung zu Theil wurde, auf Rechnung zu stellen sind. Davon abgesehen, erscheint auch er begabt mit Sanftmuth und Intelligenz, jenen göttlichen Geschenken, die nur den Wesen verliehen sind, die sich frei halten von Raub und Blutvergießen.

Sein Bekenntniß für die pythagorische Diät hat Lord Byron nicht so entschieden ausgesprochen wie Shelley, der den Zweck im Auge hatte, die Welt zu reformiren. Als er einen seiner Freunde gebratenes Rindfleisch verzehren sah, fragte er ihn: „Fürchten Sie nicht, mit dem Fleische des Thieres auch zugleich Etwas von seinen Eigenschaften in sich aufzunehmen?" Richtiger hätte die Frage gelautet: „Fürchten Sie nicht, Etwas von der Natur des reißenden Thieres zu erhalten, indem Sie sich derselben blutigen Nahrung bedienen, wie jenes?"

Ueber Byrons Frugalität schreibt Trelawney: „Er stand selten vor Mittag auf, trank alsdann eine Tasse Thee ohne Zucker und Milch. Um zwei Uhr aß er einen Zwieback und trank Sodawasser. Er speiste sein Mittagessen um sieben Uhr, so frugal, wie es von den Anarchoreten erzählt wird." Byrons übergroße Mäßigkeit hatte aber auch ihren Grund in der Befürchtung, in Folge weniger körperlicher Bewegung zu fett zu werden. „Er lebte Tage lang nur von Zwieback und Sodawasser", schreibt Trelawney an anderer Stelle „und dann stillte er seinen zehrenden Hunger mit kalten Kartoffeln, Reis, Fisch oder Gemüse."

Ein unwiderlegliches Zeugniß für seine vegetabilische Diät legt Lord Byron in einem Briefe ab, datirt vom 25. Juni 1811,

*) Recollections of the last days of Shelley and Byron. London 1858.

worin er seine Mutter um reiche Zusendung von Gemüsen, Kartoffeln und Zwieback bittet und zugleich ausspricht, daß er sich seit längerer Zeit ausschließlich auf vegetabilische Diät beschränke. In den Gesprächen mit Medwin, welche zehn Jahre später stattfanden, erklärte er, daß er dieser Diät noch immer treu geblieben sei. Auch die Helden seiner Gedichte, in denen er, wie nicht mit Unrecht behauptet wird, sich selbst schilderte, werden als Muster der Mäßigkeit dargestellt und leben meistens, wie der „Corsar" Konrad, nur von Schwarzbrot, einfachen Kräutern und Sommerfrüchten. „Wenn er sich der groben Sinnengenüsse enthält", — fügt Lord Byron im Corsaren hinzu — „so scheint sich sein Geist desto mehr zu kräftigen."

Byron selber, obgleich oder vielmehr: weil er kein Fleisch aß, zeigte nicht nur diese geistige Kraft, sondern auch eine erstaunliche Körperkraft und Gewandtheit. Als ihn ein vorlauter Mensch fragte: „Was können Sie denn, Mylord, das ich nicht auch könnte?" antwortete er, ohne sich zu erzürnen: „Ich will Ihnen sagen, was ich gethan und was Sie mir nicht nachmachen: ich bin über den Hellespont geschwommen; ich lösche auf zwanzig Schritt ein Licht mit der Pistole aus; ich habe ein Buch geschrieben, von dem in London an einem Tage 14,000 Exemplare verkauft wurden."

Als ein Advokat der Thiere, erwies er ihnen auch eine besondere Liebe. Er reiste immer mit einer kleinen Menagerie. „Er liebte die Thiere ungemein", erzählt Frau Belloc — „und er kaufte mehrere, um sie vor der Brutalität ihrer Herren oder der barbarischen Behandlung ihrer Hüter zu schützen." Einem treuen Hunde, der ihm starb, widmete er eine Grabschrift, worin er seine Tugenden pries und setzte hinzu: „Dieses Lob, welches eine lügenhafte Schmeichelei wäre, wenn es sich auf einen Menschen bezöge, enthält nur die lautere Wahrheit: es handelt sich um die Eigenschaften eines Hundes."

In seiner Abneigung gegen den gewissenlosen Thiermord, den die Menschen für ihr Recht in Anspruch nehmen, mußte er auch einen entschiedenen Widerwillen gegen die noble Jagdpassion hegen. In jüngeren Jahren hatte er am Golf von Lepanto einen jungen Adler angeschossen, und war willens, ihn am Leben zu erhalten. Das Thier starb aber an der Wunde und Byron

nahm sich vor, nie wieder ein Thier zu tödten; er ging nicht mehr auf die Jagd, sondern übte sich nur, nach todten Zielen zu schießen. Das Angeln hielt er für nicht weniger grausam als die Jagd: er nannte es: einsame Metzeleien und machte ein Spottgedicht auf Isaak Walton, der, ebenso wie der englische Prediger Parley, die Güte des Schöpfers pries, der dem Menschen das harmlose Vergnügen gewährte, die niedlichen Fischlein am Angelhaken zappeln zu lassen.

Ohne Frage erstreckte sich das Wohlwollen, welches der edle Mann den Thieren erwies, in viel höherem Grade auf die Menschen. Als Opfer der Gesellschaft trug er eine Menschenverachtung zur Schau, aber in Wahrheit war sein Herz stets der Mildthätigkeit und Theilnahme geöffnet; ja — wie Medwin und andere Augenzeugen bekunden — er behandelte auch seine Diener wie Seinesgleichen und sie bewiesen ihm dafür eine rührende Anhänglichkeit.

Er proclamirte die Freiheit der Völker und die politische Gleichheit der ganzen Erde. Die letzte Zeit durchstrahlte ihn völlig der poetische Glanz des Dichters und er nahm sich vor, die noch übrige Strecke seiner ruhmvollen Laufbahn der Befreiung Griechenlands zu widmen. Er wollte dem armen, rohen und erdrückten Lande, das er besungen und dessen Sache er vor Europa vertheidigt hatte, zu Hülfe eilen. Um die Sache der Griechen unterstützen zu können, verkaufte er sein schönes Stammgut, rüstete ein Schiff mit Kriegsbedarf aus und schiffte sich ein. Von Stürmen zurückgeworfen, landete er in Livorno, denn das Schicksal wollte, daß er noch Goethe's Abschiedsworte empfinge. Dann segelte er an den Jonischen Inseln vorüber, schlummerte in der Grotte des Ulysses und badete sich im Bade der Penelope. Griechenland jauchzte dem Beschützer und Gehülfen bei seiner Landung entgegen; Geschützsalven begrüßten ihn. Er dachte darauf, Missolunghi zu vertheidigen; seine Habe wendete er auf, eine Suliotengarde zu errichten und löhnte die meuterischen Soldaten mit dem Rest seines Vermögens: er unterstützte und ermuthigte die provisorische Regierung. Bei allen diesen Wirren feierte er seinen 36. Geburtstag, seinen letzten! Auch die Todesahnung sprach er aus:

„O, such' es Dir! des Kriegers Grab
Such' Dir in heil'ger Erde Gründen
Und sink' hinab!"

Nur zu früh sank er hinab. Der Pilger der Unsterblichkeit — wie Shelley ihn nannte — hatte das Ziel erreicht und ging verblutend zum Frieden ein.

Von einem heftigen Fieber befallen, legte er sich mit den Worten nieder: „Ich will nur schlafen." Ungeschickte Aerzte ließen ihn wiederholentlich zur Ader und brachten ihn schnell an den Rand des Grabes. In Missolunghi unterbrach man die Osterfeiertage. Die Begegnenden fragten sich nur: „Was macht der Lord?"

Als er zum Bewußtsein erwachte und den Tod fühlte, sprach er zu den Umstehenden: „Ihr, wackere Griechen, haltet aufrecht den Wahlspruch: Die Befreiung Griechenlands oder den Tod!"

Lord Byron war todt! Kanonenschüsse donnerten die Todesbotschaft. Missolunghi sank in Schmerz, die Klagen wiederhallten in ganz Griechenland; alle Aemter, auch die Gerichte, alle Läden wurden geschlossen.

Childe Harold hatte seine letzte Pilgerfahrt gemacht. Dieselben Geschütze, die ihn vor vier Monaten mit Donnerstimmen begrüßt hatten, verkündeten am 24. April 1824 das Leichenbegängniß, welches in der Nikolaikirche zu Missolunghi stattfand. Offiziere seines Corps trugen den Sarg; junge Mädchen sangen die Hymnen; Priester und Beamte, Cypressenzweige tragend, folgten; die griechischen Soldaten füllten den trostlosen Ort mit Schluchzen und Klagen. Die ehrwürdigen Ueberreste wurden neben Normann und Marko Bozzari niedergesetzt. Doch nur Byron's Herz blieb in Missolunghi beigesetzt und die Stätte wurde mit einem Monument bezeichnet. Die Leiche wurde nach England eingeschifft und in der Familiengruft zu Huckwell bestattet, neben seiner Mutter, die schon des Kindes frühesten Schlaf bewacht hatte.

Erneuung des Pythagorismus durch den Vegetarismus.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika war der Gedanke an die Pflanzenkost durch Benjamin Franklin ge-

weckt worden, der selber wieder — wie erwähnt — durch die Engländer Tryon und Hartley dafür gewonnen worden war. Die Ansichten zu Gunsten der vegetabilischen Lebensweise verbreiteten sich weiter durch Sylvester Graham, welcher der pennsylvanischen Mäßigkeits-Gesellschaft zugehörte und seit 1830 in verschiedenen Städten der Union Vorträge darüber hielt, wobei er den Gegenstand hauptsächlich vom ärztlichen Standpunkte behandelte.*) Die Zahl seiner Anhänger wurde später durch die Bestrebungen des Dr. Alcott zu Boston und des Dr. Trall zu New-York vermehrt, doch behielten die in den Vereinigten Staaten verbreiteten „Grahamiten" keine gemeinsame Fühlung.

Anders in England. Hier war der Boden schon bereitet durch zahlreiche Schriftsteller, von denen wir die hervorragendsten aufführten, welche das System nicht bloß aus diätetischem oder medicinischem Gesichtspunkte auffaßten. Vorzugsweise in letzterem Sinne betrachteten es die Doctoren Cheyne, Lambe und John Frank Newton, als sie eine Vegetarian Society gründeten. Shelley jedoch, welcher der kleinen Gesellschaft angehörte, gab ihr auch eine ideale und humanitaire Richtung durch sein Beispiel, seine poetischen Schöpfungen und die Anmerkungen zu „Königin Mab". — Im Jahre 1847 wurde die Gesellschaft reorganisirt und zählt jetzt, unter dem Vorsitz des Professor F. W. Newman, gegen 3000 Mitglieder.

Während der Zeit daß Sylvester Graham durch sein Wirken in der pennsylvanischen Mäßigkeits-Gesellschaft eine Vorliebe für die Pflanzenkost zu erwecken suchte, wurde Gustav Struve in Deutschland durch die Stelle aus Plutarch in Rousseau's „Emile" für das System gewonnen. Als Struve im Jahre 1836 nach Mannheim übersiedelte, erhielt er Kenntniß, daß verschiedene Engländer und auch Deutsche, namentlich W. Zimmermann in Halle und Emil Weilshäuser in Oppeln, seine Ansichten theilten und für die Verbreitung des pythagorischen Systems literarisch thätig waren.

Emil Weilshäuser war im Jahre 1844 durch Zim-

---

*) Dieselben erschienen gedruckt: Lectures on the Science of Human Life. London 1854.

mermann's „Weg zum Paradiese" und durch die vegetarische Lebensweise seines Bruders Gustav zur pythagorischen Diät-Reform bekehrt, und durch Struve's „Mandaras", durch Shelley's Anmerkungen zur „Königin Mab" und vornehmlich durch „Thalysia" in diesem Bekenntniß befestigt worden. Allmälig vertiefte er sich dann auch in die englische Literatur und arbeitete mit Eifer für das „System" (wie Gleïzès es aufgefaßt hatte), indem er, als er in Neustadt O. W. in Besitz einer eigenen Buchdruckerei gelangt war, in dem Zeitraum von 1855 bis 1861 viele Schriften über die Diät-Reform, zum Theil Uebersetzungen aus dem Englischen, erscheinen ließ. Seine Bestrebungen hatten auch Einfluß auf Theodor Hahn, welcher im Jahre 1856 mit ihm bekannt wurde und das vegetarische System mit dem Natur-Heilverfahren in Verbindung setzte.

Theodor Hahn, geboren 1824 zu Ludwigslust in Mecklenburg, Sohn eines Militair-Auditeurs, widmete sich der Apotheker-Praxis, bis er durch Rausse's Schriften zur Wasserheilkunde bekehrt wurde und in der Wasser-Heilanstalt Alexanderbad im Fichtelgebirge in Rausse's Lehre trat. Nachdem er in Leipzig medicinische Collegien gehört hatte, widmete er sich ausschließlich der Hydropathie und wirkte an verschiedenen Heilanstalten in Mecklenburg und in der Schweiz. Im Jahre 1854 kam er in Besitz der Natur-Heilanstalt „Obere Waid" bei Sankt Gallen, wo er nicht bloß als praktischer Arzt thätig war, sondern auch durch viele Schriftwerke als Vertreter der Pflanzenkost auftrat.*)

Theodor Hahn starb am 3. März 1883.**)

Im Jahre 1867 stiftete Eduard Baltzer in Nordhausen in der preußischen Provinz Sachsen den ersten deutschen Verein für die Diät-Reform und begründete im folgenden Jahre ein Vereinsblatt. Dieser Deutsche Verein zählt gegenwärtig

---

*) Letztere, ebenso Weilshäuser's Schriften, finden sich verzeichnet in dem „Wegweiser in der vegetarianischen Literatur" von Robert Springer. 2. Aufl. 1880 (zu beziehen durch H. Hartung und Sohn in Rudolstadt i. Th. und durch E. Baltzer in Grötzingen bei Durlach.

**) Alfred von Seefeld widmete ihm einen Nachruf in der „Vegetarischen Rundschau". 3. Jahrg. 4. Heft. (Monatsschrift für naturgemäße Lebensweise. Selbstverlag des Mitherausgebers Otto Rabe. Berlin, Schönhauser-Allee 161a.)

etwa 300 in der Diaspora wohnende Mitglieder und hat Nachahmung gefunden im süddeutschen Verein, im deutschen akademischen Verein für harmonische Lebensweise und in vielen vegetarischen Lokal-Vereinen in Deutschland, in der Schweiz, in Italien und Frankreich.

Das Adjectivum der englischen Vegetarian Society mag den Namen „Vegetarianer-Verein" und die bezügliche Ableitung „vegetarianisch" veranlaßt haben, welche neuerdings in der besseren Abkürzung „Vegetarier", „vegetarisch" gebraucht werden.

Bei den Bestrebungen dieser Vereine machten sich vorherrschend der diätetische Gesichtspunkt und die Prinzipien der Mäßigkeit und Genußbeschränkung geltend; auch hat man die Tragweite des Systems erkannt und Theorien für staatsökonomische Reformen und für die Hebung der materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse daraus hergeleitet. Das ethische Motiv wird, wie sich begreifen läßt, nur von den edelgearteten Seelen erkannt. Der Begründer des deutschen Vereins setzte diese ethische Seite wenigstens gleichwerthig mit den übrigen und trug durch seine Schriften wesentlich zur idealen und humanitären Auffassung bei. Letztere wurde auch gefördert durch die Uebersetzung des Gleïzès'schen Werkes und durch Richard Wagner's Beitritt, mit dessen öffentlichem Bekenntnisse zugleich die Grundsätze der Reform in weiten Kreisen der höheren Stände als Mittel zur Regeneration der Menschheit bekannt wurden.

Dies ist die moralische, ideale und culturhistorische Bedeutung des Systems, welche uns berechtigt, den Vegetarismus als eine Erneuung des Pythagorismus aufzufassen.

1. Gustav von Struve.
(1805—1870.)

Gustav v. Struve, der bekannte politisch verfolgte Demokrat, wurde 1805 in Livland geboren. Er erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart, studirte die Rechte in Göttingen und Heidelberg und erlangte eine Stellung bei einer Bundestags-Legation. Er verließ jedoch bald die diplomatische Laufbahn und lebte eine Zeit lang als Privatdocent in Göttingen und Jena, bis er 1836 die Prokuratur beim Obergericht in Mannheim erhielt. Im Jahre 1845 erschienen mehrere

politische Schriften von ihm und bald darauf übernahm er die Redaktion des Mannheimer Journals, später die des „deutschen Zuschauers", einer völlig republikanischen Wochenschrift. Bei der demokratischen Erhebung in Baden, welche nach der französischen Februar-Revolution stattfand, gehörte er neben K. Blind, Schaible und Anderen zu den Leitern der Bewegung, an deren Spitze Hecker stand. Die badische Revolution scheiterte; Struve entging jedoch dem Kriegsgerichte und rettete sich auch vor den Verfolgungen, welche in Frankreich und in der Schweiz gegen die Republikaner betrieben wurden. Nach einem längeren Aufenthalte in Paris und in Basel, wo er mit Karl Heinzen einen Plan zur „Revolutionirung Deutschland's" veröffentlichte, begab er sich nach England und 1850 nach Amerika. Dort betheiligte er sich an dem Bürgerkriege und stand zu den Mitkämpfern der Nordparthei. Eine „Weltgeschichte" gehört zu seinen literarischen Arbeiten während seines Aufenthaltes in Amerika. Im Jahre 1861 kehrte Struve nach Deutschland zurück und verlebte seine letzten Lebensjahre zu Wien, wo er 1870 starb.

Ganz abgesehen von dem Ziele der politischen Bestrebungen Struve's, muß man ihm zugestehen, daß er es mit der Freiheit und Gerechtigkeit ehrlich meinte und seiner Ueberzeugung treu blieb. Schätzenswerther als dasjenige, was er für den politischen Fortschritt zu erreichen suchte, erscheinen uns seine Bestrebungen für die Humanität, als deren Hauptmittel er die pythagorische Diät-Reform erkannt hatte.

Auf Letztere war Struve im Jahre 1831 durch Rousseau's „Emile" hingeleitet worden (vergl. oben S. 452 und 529). Während seines Aufenthaltes in Mannheim ließ er seinen Roman „Mandaras' Wanderungen" erscheinen, den er schon 1833 in Jena begonnen hatte: das erste Werk, welches in Deutschland die sittliche Bedeutung des Vegetarismus verkündete. Von der Wittwe Gleïzès', welche von einem seiner Pariser Freunde erfahren hatte, daß er ein Gesinnungsgenosse ihres verstorbenen Gatten sei, erhielt er auch das Werk „Thalysia" zugeschickt. Als er „Mandaras' Wanderungen" herausgab, hatte er jedoch keine Kenntniß von diesem Werke und erst im Jahre 1843 lernte er Zimmermann's „Weg zum Paradiese" kennen und trat auch mit Weilshäuser in Briefwechsel. Zimmermann widmete

Struve die zweite Ausgabe seines Buches und nimmt auch wiederholentlich Bezug auf „Mandaras".

In „Mandaras' Wanderungen" werden die indischen Ideen und die brahmanischen Sitten in Form einer romantischen Unterhaltungs-Lektüre dargestellt und durch den Inder Mandaras im Gegensatze zu den barbarischen Sitten der europäischen Civilisation vertreten. Der junge Inder reist auf Wunsch seines Vaters nach Europa und schildert in Briefen an diesen und an seine zurückgelassene Verlobte Urwasi seine Erlebnisse. Zu Livorno, wo er landet, versuchen zwei Ordensgeistliche, ihn zum Christenthum zu bekehren; er weist sie jedoch zurück, aus dem Grunde, weil die Christen barbarische Sitten und Gebräuche haben, welche seinem unchristlichen Vaterlande unbekannt sind. In seinen religiösen Betrachtungen äußert er sich darüber mit überzeugenden Worten.

Im Kreise einer Gesellschaft beim Gesandtschafts-Secretair in Lindenberg hat Mandaras die Gelegenheit, die vegetarische Lebensweise zu erklären und vor den Gegnern zu rechtfertigen, welche die noch heute üblichen banalen Einwendungen dagegen erheben.

Der zweite Theil des Werkes führt uns in das Thal von Suty, Mandaras' Heimath. Urwasi war während der Abwesenheit ihres Geliebten vor Gram gestorben. Als Mandaras die Nachricht von ihrem Tode erhielt, kehrte er aus Deutschland nach der Heimath zurück. Am Grabe der Geliebten sank er in eine todesähnliche Ohnmacht. Er erwachte daraus, erholte sich aber nicht wieder zu freudigem Dasein. Dennoch führte ihn ein erhabenes Streben zum zweiten Male über den Ocean; er wollte die Menschheit aus ihrem Schlummer erwecken und den Keim der Liebe in ihre Seelen pflanzen. Mandaras gerieth in Schiffbruch und verlor dabei seine Papiere. In Livorno wurde er, weil er nicht mit einem ordnungsmäßigen Passe versehen war, eingekerkert. Seine Kerkermeister und Quäler boten ihm nur blutige Speise und er zog es vor, Hungers zu sterben. In einer Spalte der Kerkermauer fanden seine Freunde ein Blatt Papier, worauf er seine letzten Worte geschrieben hatte. Der Schluß lautete: „Mein Tod ist ein Bild des Lebens dieser Menschen. Sie tödten mich nicht, sie geben mir selbst Speisen, doch nur

nicht solche, die ich genießen kann. So werden sie einst sagen, ich habe mich selber getödtet. Lebe wohl, meine Schwester! Ich scheide gern von dieser Welt. Vielleicht bewirkt mein Tod, was mein Leben nicht vermochte."*)

„Mandaras' Wanderungen" ist, litererisch betrachtet, kein gelungenes Werk. Es entbehrt eines bestimmt umgrenzten Canevas. Obgleich in Form einer Unterhaltungslektüre, ist es ohne Spannung. Der Rahmen ist derselbe wie in den Lettres persanes von Montesquieu, den Lettres juives von d'Argens und in Voltaire's Lettres d'Amabed. Der Werth des Struve'schen Werkes besteht darin, daß es von dem Geiste der Sakontala angehaucht ist, die Diät-Reform von der erhabensten ethischen Seite darstellt und — wie gezeigt — geeignet war, ebenbürtige Zeitgenossen zur Mitwirkung anzuregen.

Die übrigen Werke Struve's auf diesem Gebiete: „Pflanzenkost, Grundlage einer Weltanschauung" (Stuttgart 1869) und „das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen" (Berlin 1869) behandeln denselben Gegenstand; in dem erstern wird das sittliche Gefühl als wichtigster Antrieb geltend gemacht; der größere Theil des letzteren Werkes giebt psychologische Anschauungen über Polikik, Wissenschaften und Künste.

Von seinen persönlichen Erfahrungen über die Pflanzenkost sagt Struve: „Die vegetabilische Lebensweise übte einen mächtigen Einfluß auf meine körperliche und geistige Entwickelung und auf mein ganzes Verhältniß zur Menschheit. Sie gab mir meine verlorene körperliche Gesundheit zurück und verlieh mir eine Arbeitskraft, wie ich sie früher nie besessen hatte. Meine Freunde, welche mit mir auf der Universität gewesen waren, sagten mir in den Jahren nach 1833 oft, daß mir die Pflanzenkost gut bekomme und daß ich augenscheinlich in deren Folge viel milder geworden sei. Als im Jahre 1848 der Sturm ausbrach, hatte ich Anstrengungen zu machen und Strapazen auszuhalten, wozu mir die vegetabilische Lebensweise, der ich unter allen Umständen treu blieb,**) die Kräfte lieh.

---

*) Mandaras' Wanderungen von Gustav Struve. 2. Ausgabe. Mannheim 1845.

*) Zugestanden, wenngleich in höhnischem Tone, von Karl Heinzen (Erlebtes. Boston 1874. 2. Theil).

Bezeichnend drückt er sich über das Verhalten seiner Gegner aus: „Ich erkannte sehr bald, daß es meinen Gegnern auf Wahrheit gar nicht ankomme, daß sie sich vielmehr nur durch die herrschende Gewohnheit und ihre eigenen Neigungen bestimmen ließen, daß sie aber, selbst wenn sie einsahen, ich habe Recht, dadurch keineswegs bestimmt wurden, die Fleischkost aufzugeben, vielmehr ihre alte Lebensweise beibehielten, ohne alle Rücksicht darauf, ob sie eine sittliche oder unsittliche, eine das feinere Gefühl verletzende oder verachtende, ja selbst eine gesunde oder ungesunde sei."

2. J. Wilhelm Zimmermann.

J. W. Zimmermann wurde 1819 zu Heinichen bei Jena, dem Geburtsorte von Anselm Feuerbach, geboren, wo der Vater als Pächter mehrerer Ritterguts-Schäfereien lebte, bald aber, durch die Folgen der Kriegsjahre in seinen Vermögensverhältnissen geschädigt, nach Großjena bei Freiburg übersiedelte. Der Knabe, der hier die Volksschule besuchte und außerdem Privatunterricht erhielt, zeichnete sich durch geistige Fähigkeiten aus, namentlich aber durch ein stilles, sinniges Gemüth, das sich gern in einsame, fromme Naturbetrachtung versenkte. Nach seiner Confirmation wurde er im Seminar zu Weißenfels für das Lehrfach ausgebildet, und erwarb sich später durch Besuch wissenschaftlicher Collegia, namentlich jedoch durch autodidaktische Studien die Facultät für den Realschul-Unterricht und die philosophische Doctorwürde. Als Lehrer wirkte er längere Zeit am königlichen Pädagogium, an der königlichen Realschule und an den Frankeschen Stiftungen zu Halle. Die zwängenden Verhältnisse der Reaktionszeit nöthigten den Mann, dessen Charakter sich stets gegen Unrecht und Arglist empört hatte, aus Preußen nach Leipzig zu übersiedeln. Hier widmete er sich dem Studium der National-Oekonomie, der Handels-Statistik und Handels-Geographie, unterrichtete auch in diesen Fächern und gründete 1867 eine zweite Handelsschule, die er sieben Jahre lang als Director leitete. Ein Augenleiden, das er sich durch Ueberanstrengung zugezogen hatte, veranlaßte ihn, sich 1873 von seiner amtlichen Thätigkeit nach einem stillen Aufenthalt zu Kösen an der Unstrut zurückzuziehen.

Der vegetarischen Lebensweise wurde Zimmermann durch einen besonderen Umstand zugeführt.

Im Seminar zu Weißenfels wies er eines Tages die gebotene frische Wurst zurück und als Strafe für diese Auflehnung wurde ihm vier Wochen lang das Fleisch gänzlich entzogen. Zu seiner Ueberraschung nahm er wahr, daß er sich bei der zeitweiligen Pflanzenkost körperlich sehr wohl und leicht, von Gemüth heiterer und mehr als gewöhnlich zu geistiger Arbeit geweckt fühlte. Dies lenkte sein Sinnen auf die Bedeutung der Fleischentsagung, wie solche von allen Religionsstiftern angeordnet, von vielen philosophischen Sekten und von hervorragenden edlen Menschen ausgeübt worden war.

Von Natur der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit zugethan, genoß Dr. Zimmermann fortan wenig Fleisch und nachdem er durch Rousseau's „Emile" in seinen Ansichten bestärkt worden war, entsagte er seit 1839 der Fleischdiät gänzlich; daß er „in die Fleischkost zurückgefallen" sei, — wie Struve schreibt — hat er selber in glaubwürdigen Worten in Abrede gestellt.

Im Jahre 1840 wurden ihm zwei Knaben zur Erziehung überwiesen, um mit ihnen auf Reisen zu gehen, sie (peripatetisch) zu unterrichten und bei ihrer Erziehung die pythagorische Lebensweise, welche Rousseau gerühmt, zur Grundlage zu machen. Auf diesen Wanderungen kam er mit seinen Zöglingen nach England, und traf in Allcot-House bei Richmond eine Anstalt an, in welcher der Vegetarismus bereits eingeführt war. „Im Vorstande wie in den Zöglingen — schreibt er — fand ich hier einen Kreis so gesunder, reiner, liebenswürdiger, zufriedener und glücklicher Menschen, daß mir diese Anstalt inmitten der Selbstsucht, des Scheines und des Truges einer moralisch und physisch corrumpirten wüsten Welt als eine paradiesische Oase erschien." Hier, wo Dr. Zimmermann längere Zeit verweilte, hatte er Gelegenheit, Beobachtungen über den Einfluß der Pflanzenkost auf Körper und Geist anzustellen. Hier schrieb er auch sein Werk „der Weg zum Paradies."

„Der Weg zum Paradies" ist, nächst Struve's Mandaras, das erste bedeutende Werk, welches dem Vegetarismus in Deutschland Bahn brach. Eine Anlehnung an Shelley's Anmerkungen und an Gleïzès' Thalysie ist erklärlich. „Zurück zum Natur-

gesetz! zurück zum natürlichen Leben! so lautet die Parole. Der ethische Einfluß der naturgemäßen Lebensweise und ihre Fähigkeit, den zunehmenden Sittenverfall aufzuhalten, wird in diesem Werke in der begeisterten, hinreißenden Sprache eines Evangeliums verkündet. Die Lehrsätze beruhen auf einer Prüfung der Natur, welche sich wiederum auf die Offenbarung beruft, die einem lauteren Herzen und dem ungetrübten Verstande zutheil wird und durch alle Zeiten unverändert bleibt. Der Erfolg des Buches war überraschend: es führte der naturgemäßen Diätreform neue Anhänger zu und rief die ersten Vereine zur Förderung derselben hervor. Das Werk wurde 1843 in erster, 1846 in zweiter Auflage herausgegeben; letztere war Gustav von Struve zugeeignet; die dritte, neu bearbeitete Ausgabe ist jetzt eben aus der Presse hervorgegangen."*)

3. Eduard Baltzer.

Der Gründer des ersten deutschen Vegetarier-Vereins wurde am 24. Oktober 1814 in dem preußischen Dorfe Hohenleine bei Delitsch geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Mit seinen drei älteren Brüdern erhielt er seine Schulbildung zu Schulpforte und bezog 1833 die Universität zu Leipzig und 1836 die zu Halle, sich den Studien der Philologie und der Theologie widmend. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er 1841 die Stelle eines evangelischen Diakonus und Hospitalpredigers in Delitsch. Als im Jahre 1847 der Kirchenvorstand zu St. Nikolai in Nordhausen eine freie Religions-Gemeinde gründete, wurde Baltzer als Prediger bei derselben angestellt und bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1882, wo er sich, körperlich leidend, in den Familienkreis seiner Kinder in Grötzingen bei Durlach zurückzog.

Im Jahre 1848 wurde Eduard Baltzer vom Wahlkreise Delitsch als Vertreter in der National-Versammlung zu Berlin erwählt und wirkte dort als Mitglied der Verfassungs-Com-

*) Der Weg zum Paradies. Eine Beleuchtung der Hauptursachen des physisch-moralischen Verfalls der Culturvölker, sowie naturgemäße Vorschläge, diesen Verfall zu sühnen. Ein zeitgemäßer Aufruf an Alle, denen eigenes Glück und Menschenwohl am Herzen liegt. Von W. Zimmermann. Neu bearbeitet und herausgegeben von Robert Springer. Quedlinburg, Gottfr. Basse, 1884.

mission. In Nordhausen erwarb er sich nicht bloß die Verehrung seiner Gemeinde durch seine Vorträge und sein Beispiel, sondern auch die Hochachtung aller Mitbürger durch die gewissenhafte Verwaltung städtischer Aemter.

Als Schriftsteller zeigte er sich überaus fruchtbar auf den Gebieten des Geistes- und Seelenlebens, der Ethik, der Religionswissenschaft, der Jugend- und Volksbildung. Nachdem er im Jahre 1867 den ersten deutschen Vegetarier-Verein zu Nordhausen gegründet hatte, widmete er auch seine literarische Thätigkeit mit allem Eifer der Propaganda dieser Cultur-Angelegenheit. Seine Schriften auf diesem Gebiete zeichnen sich durch eine klare und überzeugende Darstellung aus*); — durch seine Monographien aus der griechischen Philosophie und Charakterbilder hervorragender Pythagoräer und Neu-Platoniker sind die Berührungspunkte eines ethisch und ideal aufgefaßten Vegetarismus mit der pythagorischen Weisheit würdig und überzeugend dargelegt.

In „Fünf Bücher vom wahren Menschenthume" (Rudolstadt 1880), einem Werke voll kostbarer Menschen- und Weltbetrachtung, wird nachgewiesen, daß der Mensch sich nicht im Zwiespalt mit sich selbst und mit der Natur entwickeln dürfe, sondern im Einklange mit seiner persönlichen und mit der allgemeinen Natur.

4. Richard Wagner.
(1813—1883.)

Der berühmte Dichter und Componist, am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren, bestimmte sich anfänglich für einen wissenschaftlichen Beruf, wendete jedoch seinen Fleiß mit Vorliebe wechselweise auf Literatur und Musik. Die „himmlische Muse" siegte und er trat als Musiker zuerst in der Eigenschaft eines Kapellmeisters zu Magdeburg auf. Er war erst zwanzig Jahre alt, als seine Oper „die Feen" erschien. Im Jahre 1839 ging er nach Paris, wo er die Oper „Rienci" vollendete, welche 1841 in Dresden aufgeführt wurde. Während seines Aufent-

*) Die vegetarischen Schriften Eduard Baltzer's findet man verzeichnet im: Wegweiser für die vegetarische Literatur, von Robert Springer, 2. Auflage. Nordhausen 1880.

haltes in der französischen Hauptstadt, wo er mit dem äußersten Mangel zu kämpfen hatte und sehr zurückgezogen lebte, lieferte er verschiedene Artikel in die „Gazette musicale". Bald darauf componirte er eine Ouvertüre zu Goethe's „Faust" und die Oper „Tannhäuser", wozu er selber den Text dichtete; sie wurde im Jahre 1845 aufgeführt und galt längere Zeit für sein vorzüglichstes Werk.

In Theorie und Composition erschien Richard Wagner als ein Reformator des lyrischen Dramas und war bestrebt, eine neue Kunstform dafür aufzustellen, überhaupt ein neues Kunst-Evangelium zu verkünden, eine Wiedergeburt des Drama mit Hülfe der Musik. Diesen Zweck verfolgte seine bis zur Schwärmerei gesteigerte Künstlernatur mit der gewaltigsten Willenskraft; mit Festigkeit hing er seinem Ideale an, das er als Schriftsteller, Dichter und Componist bethätigte; immer auf's neue trat er schaffend hervor, trotz aller Zurückweisung seitens des Publikums und der Kritik.

Richard Wagner erhielt die Stelle eines Kapellmeisters am Hoftheater zu Dresden, doch war die Zeit seiner dortigen Thätigkeit nur geeignet, ihn mit Abneigung gegen die herrschenden Theater-Verhältnisse zu erfüllen. Die politischen Bewegungen, welche 1848 in Deutschland ausbrachen, hatten auch Einwirkung auf Wagner's leidenschaftliche Natur; er ließ sich von der Zeitströmung fortreißen, betheiligte sich an politischen Versammlungen, und eine Rede, welche er im Vaterlands-Verein zu Dresden hielt, brachte ihn in den Ruf eines gefährlichen Demokraten.*)

Als die revolutionäre Bewegung niedergekämpft wurde, entzog sich Wagner der gerichtlichen Verfolgung, indem er sich auf kurze Zeit nach Paris und dann nach der Schweiz begab. In Zürich, wo ihm auf lange Zeit eine friedliche Heimat gewährt wurde, verlebte er Jahre der Entsagung aber auch unermüdlichen Schaffens. Er wurde mit der Leitung der musikalischen Gesellschaft und des Theater-Orchesters betraut und vermehrte um ein Bedeutendes die Liste seiner Compositionen

*) Die Rede ist mitgetheilt in: Tappert's „Richard Wagner, sein Leben und sein Wirken." Elberfeld 1883.

und musikalischen Kritiken; schmerzlich mußte er jedoch empfinden, daß sich ihm an keinem Orte eine Aussicht zum Gelingen eröffnete, so lange ihm die Grenze des deutschen Landgebietes verschlossen gehalten wurde.

Im Jahre 1855 gab der Maestro in London eine Reihe Concerte, die zu jener Zeit eine große Aufregung bewirkten. Am 24. Januar 1860 leitete er die Aufführung einiger seiner auserwählten Werke im Saale Ventadour zu Paris, bei welcher sich seine Freunde und seine Gegner in bedeutender Zahl einfanden. Eine Aufführung des „Tannhäuser" in Paris hatte den Sieg der Gegner zur Folge. Die Meinungen der musikalischen Kritiker blieb in Bezug auf den Styl und die Grundsätze der Wagnerschen Compositionen noch immer getheilt; alle aber stimmten darin überein: die Kühnheit seiner Ansichten und die beharrliche Kraft seiner Natur in dem Verfolg dessen, was er für die wahre Grundlage und die correcte Kundgebung der Musik hielt, zu bewundern.

Zu den begeisterten Verehrern der „Musik der Zukunft" — wie man diese reformatorischen musikalischen Produktionen nannte — gehörte Franz Liszt, der sich bei jeder Gelegenheit in schwungvollen anerkennenden Worten zu ihren Gunsten aussprach und als Dirigent der Weimarschen Kapelle durch muthiges Beispiel zeigte, daß die Wagnerschen Opern aufführbar waren. Einen noch anderen, äußerlich mächtigeren Protektor gewann Wagner an dem König Ludwig II. von Baiern. „Im Jahre der ersten Aufführung meines Tannhäuser — so schreibt Wagner — gebar mir eine Königin den Genius meines Lebens, der mich einst aus tiefster Noth in das höchste Glück bringen sollte. Er ist mir vom Himmel gesandt; durch ihn bin ich und verstehe ich mich."

Richard Wagner bezog eine Villa in Starnberg am Würmsee; bald darauf wurde er in Baiern naturalisirt und ließ sich in München nieder; von vielen Parteihäuptern und Beamten wurde es jedoch übel vermerkt, daß die Gnade des Monarchen dem Künstler nach allen Drangsalen seines unruhevollen Lebens eine sorgenfreie Heimat geschaffen hatte.

Als Wagner Deutschland verließ, war der „Tannhäuser" nur in Dresden und Wien aufgeführt worden. An Goethe's

Geburtstage im Jahre 1850 fand die Aufführung des „Lohengrin" statt. Trotz Liszt's Ermuthigung wagte sich bis 1851 noch keine deutsche Bühne an die Wagner'schen Opern. Allmählig zeigte sich aber, daß das Publikum, unabhängig von der Zustimmung der Kritik, den Werken des Meisters zur Anerkennung verhalf. In dem Zeitraum von 1852 bis 1859 wurde der „Tannhäuser" auf allen größeren Bühnen Deutschlands aufgeführt.

Im Jahre 1852 vollendete Wagner seine Nibelungen-Trilogie (der Ring des Nibelungen) und im August 1876 gelangte dieses Drama als erstes „deutsches Bühnenfestspiel" zur Aufführung in Bayreuth, wo sich der Meister ein eigenes Theater für diese Vorstellungen erbaut hatte. Die nächste dortige Aufführung war die des Festspiels „Parsifal" im Jahre 1882.

Ein jäher Tod nahm den betagten, aber noch thatkräftigen Meister aus dem irdischen Dasein hinweg (am 13. Februar 1883 zu Venedig).

Von den Schriftwerken Richard Wagner's sind für unseren Zweck drei von besonderer Bedeutung: „Revolution und Kunst", „das Kunstwerk der Zukunft" und „Religion und Kunst".

Im ersteren zeigt er, daß bisher die Würde der reinen Kunst zur bloßen Unterhaltung eines launischen und genußsüchtigen Publikums herabgewürdigt sei, und will sie an dem Vorbilde des hellenischen Alterthums wieder erheben;*) gleich wie auch Schiller hoffte, daß aus der Oper das Trauerspiel sich, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes zu einer edleren Gestalt entwickeln werde (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen). Im sechsten Abschnitte widerlegt er die Zweifel, ob es möglich sei, jetzt schon ein künstlerisches Menschenthum anzubahnen. — Sein eigentliches Glaubensbekenntniß legt er in „Kunstwerk der Zukunft" ab, worin er auch nachweist, daß der Verfall des jetzigen Kunstwesens mit dem ganzen politisch-socialen Zustande der modernen Welt im Zusammenhange steht. — In dem Aufsatze Religion und Kunst entwickelt Wagner die tiefste Idee des Christenthums und schildert das Verlangen nach einer friedlichen Cultur inmitten einer Welt voll rasender Raubgier. Den Ursprung der Entartung erblickt er in der Verderbniß des Blutes.

*) Vergl. Richard Wagner's Leben und Wirken von Carl Fr. Glasenapp. Leipzig 1882. I. p. 280.

Die künstlerischen Bestrebungen setzte Richard Wagner — wie es wenige Künstler thun — mit allen humanen Bestrebungen zur Culturförderung in Verbindung. Schon in einer Broschüre war er mit scharfer Dialektik für den Thierschutz eingetreten und auf der 9. Seite derselben hatte er mit Verständniß und Anerkennung von dem Vegetarismus gesprochen. Hier aber erklärt er sich bestimmt für die erhabene pythagorische Lebensweise. Das Kunstwerk der Zukunft — meint er — könne nur in Verbindung gedacht werden mit einem Volke der Zukunft, das sich mit der Natur versöhnt hat. Die brahmanische Weisheit lehrt die All-Einheit alles Lebenden und liegt auch der Lehre des Pythagoras zu Grunde. Daher — wie Wagner, sich zu Schopenhauer bekennend, sagt — ist das Mitleid das erste Moralgesetz. Aus diesem Gesetz aber — folgert Wagner weiter — ergebe sich der Abscheu vor dem blutigen Mahl und vor dem damit verbundenen Verfall der Menschheit.

Der Pessimismus, den Richard Wagner aus Schopenhauer's Philosophie gesogen, schwindet, nachdem er mit der „Thalysia" des ihm geistesverwandten Gleïzès bekannt geworden ist. Mit Jenem übereinstimmend, erkennt er in dem Raubsystem im Menschengeschlecht wie in der ganzen Natur nur eine Corruption der ursprünglichen göttlichen Naturgesetze und hält, abweichend von Schopenhauer's Ansicht, das Menschengeschlecht nicht für unverbesserlich, sondern gründet auf die pythagorische Diät die Hoffnung auf eine Regeneration desselben.

Wie bei vielen der Reformatoren des Alterthums und der Neuzeit, welche wir angeführt haben, knüpft sich in Wagner's Idee ebenfalls die Würdigung des Thierlebens eng an die pythagorische Lehre. —

Wir räumen hier Richard Wagner eine Stelle ein, wie sich von selbst versteht, nicht aus irgend einer musikalisch-kritischen Rücksicht, die aus den bekannten langdauernden Parteikämpfen hervorgegangen sein könnte. Dieser seltene Mann, eine mystische Natur voll zarter Gaben und starker Thatkraft, hatte in seiner Seele klar erhalten, was in so vielen anderen Seelen vor dem Hauche des Materialismus oder dem Blicke des Pöbels dahinwelkt, und besaß neben einer Fülle von Begeisterung einen offenen Freimuth. Berechtigter Stolz und die beständige Rückkehr auf

seine gewagten musikalischen Theorien verliehen freilich seinem Wirken einen Hintergrund von Trauer und bitterer Persönlichkeit. Aber, voll anbetender und edler Gesinnung, neigte er sich stets auf die geistige und enthusiastische Seite.

Bei ihm vollzog sich eine großartige Entwickelung und er findet hier seine Stelle: nicht als Dichter-Componist, sondern weil er Licht über die Welt verbreiten wollte und sich zu der einzig bewährten Regenerations-Idee bekannte.

Schluß.

Wir schließen mit Richard Wagner. Er ist der neueste und vorläufig letzte Vertreter jener Regenerations-Idee, welche wir als Leitmotiv in der humanen Culturgeschichte darstellten; der letzte in der Reihe der Säulen, an welche sich jene Guirlande von Früchten (Enkarpa) hinaufschlingt, mit welcher wir sinnbildlich die sittlichen Bestrebungen der Reformatoren bezeichneten, die, behufs einer Wiedergeburt der Menschheit, den Kampf gegen das blutige Opfer und das blutige Mahl aufnahmen.

Mit ihm schließen wir, weil er zu den idealen Vertretern jener Reform gehört und der Plan unsers Werkes ein näheres Eingehen auf die zahlreichen aber vereinzelten Zustimmungen seitens der naturwissenschaftlichen Autoritäten ausschließt. Unter den neuesten Koryphäen der Poesie und der tönenden Kunst finden wir aber keine entschiedene Bekenner, außer George Sand und Richard Wagner. Letzterem, welcher die Kunst nie anders als im Zusammenhange mit den höchsten Culturbestrebungen betrachtete, mußte nothwendig bewußt werden, daß jenes Reformsystem auch eng verbunden ist mit der Kunst, welcher er sich gewidmet hatte.*) Auch Orpheus machte durch die Harmonie die Menschen vom blutigen Mahle abwendig und wurde Dolmetscher der Götter — wie Horaz und Virgil bezeugen; Pythagoras stimmte seine Seele zur Lyra, indem er homerische und hesiodische Lieder sang und mittelst Musik die menschlichen Leidenschaften heilte, — so melden es Porphyr und Jamblich.

Wer wollte in Abrede stellen, daß fast alle großen Meister der Tonkunst, und unter den Letzteren von ihnen Weber, Schumann und Mendelssohn, ein Bewußtsein von einer erhabenen Aufgabe ihrer Kunst gehabt hätten? „Aber in Liszt fast allein — schreibt Otto Leßmann (Allgem. deutsche Musikzeitung Nr. 34. 1883) — verkörperte sich vor fünfzig Jahren die Idee von der ethischen Bedeutung der Musik für

*) Vergl. „Die Wiedergeburt der Menschheit." Abdruck aus den Bayreuther Blättern 1881.

die Erziehung der Menschen." — Franz Liszt erkannte jedoch schon als Jüngling in dem Treiben der Welt „ein lebendiges Chaos, wo sich ein toller Wirrwarr brutaler Leidenschaften, heuchlerische Laster und entzügelter Ehrgeiz zum gegenseitigen Vernichtungskampfe stoßen und drängen." (Brief an George Sand. Gesammelte Schriften. Bd. II.) „Und doch ist mir, — fügte er hinzu — als entstiege oftmals diesem lärmenden Treiben niederer Leidenschaften eine plötzliche auflodernde Helle, als hörte ich befreiende Stimmen aus dem Chaos sich erheben, als sähe ich diese Stadt (Paris), welche dem Cultus der Hölle dient, urplötzlich eine heilige Flamme entsenden, welche die erstarrte Welt wieder belebt und die Finsternisse in weiter Ferne zurückdrängt."

Freilich! aber dazu bedarf es etwas Anderes als tönender Verse, sanfter Lyraklänge oder schmetternder Orchesterfanfaren; trotz alledem verharrt die Menschengesellschaft in jener gleißnerischen Schein-Cultur, welche Richard Wagner im Auge hat, wenn er die vergebliche Bemühung, durch ästhetische Bildungsmittel einzuwirken, treffend zeichnet: „Und für diese Welt wird immer fort gemalt und musicirt. In den Galerien wird Raphael fort und fort bewundert und erklärt, und seine „Sixtina" bleibt den Kunstkennern ein größtes Meisterstück. In Concert-Sälen wird aber auch Beethoven gehört, und fragen wir uns nun, was unserem Publikum wohl eine Pastoral-Symphonie sagen möge, so bringt uns diese Frage auf unabweisbare Gedanken." (Wagner knüpft hieran seine Regenerations-Idee). — Wollte man zu jenen vergeblichen Bildungsversuchen auch wohl gar die Goethesche ästhetisirende Kunstperiode und Herder's „Bildung des Geistes und Herzens" (Humanität) rechnen? Wir dürfen die Bestrebungen jener Geistes-Heroen nicht unterschätzen, leider aber ließen sie uns bis heute die blutigen Kriege, die blutigen Schlachtbänke und die ganze Niedertracht der Menschen.

Wagner erkennt als Ursache des „tiefen Verfalls des geschichtlichen Menschen": die Verderbniß des Blutes und als das richtige Culturmittel dasjenige, auf welches die Religionsstifter seit den ältesten Zeiten hingewiesen haben. Das sind jene befreiende Stimmen, von welcher Liszt spricht und die er zuweilen im wilden Weltgetriebe vernimmt: es sind die Stimmen der Apostel, die Stimmen, welche man aus jeder Seite unserer „Enkarpa" heraushört.

Damit ist der bescheidene Werth des Buches bestimmt: es sind darin die Stimmen gesammelt, welche aus verschiedenen Jahrhunderten und von den Lippen jener großen Menschen erschollen, deren Wandel einen Lichtstreifen zurückließ und die von den Völkern als Wohlthäter der Menschheit göttlich verehrt wurden.

Die meisten dieser Stimmen sprachen aber auch die Hoffnung und den Entschluß aus, womit Wagner im Nachtrage zu „Religion und Kunst" schließt:

Wir erkennen die Nothwendigkeit einer Regeneration der historischen Menschheit; wir glauben an ihre Möglichkeit und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Beuthstr. 5.

Schriften verwandten Inhaltes.

Thalysia oder das **Heil der Menschheit** von J. A. Gleïzès. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von Robert Springer. Berlin 1872. Verlag von Otto Janke (für 4 Mk. zu beziehen durch E. Baltzer in Grötzingen bei Durlach).

Die Wiedergeburt der Menschheit von Robert Springer. Abdruck des Aufsatzes: Richard Wagner's regeneratorische Idee. Bayreuther Blätter 1881. Hannover 1883. Schmorl & von Seefeld. Pr. 40 Pf.

Der Weg zum Paradies. Eine Beleuchtung der Hauptursachen des physisch-moralischen Verfalls der Culturvölker, so wie naturgemäße Vorschläge, diesen Verfall zu sühnen. Ein zeitgemäßer Aufruf an Alle, denen eigenes Glück und Menschenwohl am Herzen liegt. Von W. Zimmermann. Neu bearbeitet und herausgegeben von Robert Springer. Dritte Ausgabe. Quedlinburg. Gottfr. Basse. 1884.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Beuthstr. 5.